

ETHNOLOGIE
der Neu-Caledonier und
Loyalty-Insulaner

ETHNOLOGIE

der

Neu-Caledonier und Loyalty-Insulaner

Von

Dr. Fritz Sarasin

Mit einem Atlas von 73 Tafeln in Lichtdruck

München

C. W. Kreidel's Verlag

1929

ETHNOLOGIE

Das Deutsche und Völkerverständnis

Alle Rechte vorbehalten.

in 5 Bänden

Band I. Die Völkerkunde

Inhaltsübersicht.

	Seite		Seite
Einleitung	I	Animalische Nahrung	63
Prähistorie	5	Erde	64
Kjökkenmöddinger	5	Salz	65
Funde in Höhlen und Abris	7	Alkohol	65
Grabungen an Stelle alter Siedelungen	8	Tabak	66
Tumuli	10	Kawa und Betel	66
Steinreihen, Alignements,	11	Bodenkultur	66
Petroglyphen, Felsgravierungen	12	Geräte	66
Entdeckungs-, Missions- und Koloni-		Rodung der Pflanzstätte	68
sationsgeschichte	15	Düngung	68
Mission	16	Ignamenkultur	69
Kolonisation	18	Tarokultur	70
Die heutige Organisation der Eingeborenen	20	Haustiere	72
Vermischung	21	Jagd	74
Bevölkerungszahl und Abnahme	22	Fischerei	76
Physiologisches	25	Fischerei mit Netzen	76
Gehen	25	Angelfischerei	78
Sitzen	25	Fischerei mit dem Speer	81
Greifen	25	Fischerei mit Pfeil und Bogen	81
Klettern	26	Fischerei mit Reusen	82
Baden und Waschen	26	Fischerei mit Wehren und Schreckmitteln	82
Schwimmen	26	Fischerei mit Gift	83
Essen	27	Verschiedene Fischerei	83
Trinken	27	Schiffahrt	84
Sexuelles	28	Einfache Auslegerboote	84
Körpergeruch	29	Ruder	86
Krankheiten	29	Segel	86
Medizinisches	33	Anker	87
Allgemeines und innere Medizin	33	Bootschöpfer	87
Chirurgisches	36	Doppelpirogen	87
Trepanation	37	Floße	90
Aderlaß und Skarifikation	38	Küchengeräte	90
Kopfdeformation	39	Schabgeräte	90
Zahnextraktion	39	Muschelmesser	91
Beschneidung	39	Holzmesser	91
Geburt	41	Wassergefäße, Kalebassen	92
Behandlung der Neugeborenen, Säugung	43	Wassergefäße aus Kokosnüssen	93
Abortion	44	Teller	94
Menstruation	44	Fächer zum Anfachen des Feuers	95
Haarschneiden, Rasieren	44	Feuerzangen	95
Zähne	45	Holzgefäße	95
Geistige Eigenschaften	45	Reibsteine	96
Charakter	45	Verschiedene Haus- und Arbeitsgeräte	96
Intelligenz	49	Holzhaken	96
Sinne	50	Kopfbänke	96
Zeitrechnung, Zählen, Astronomisches	51	Kindertraghörbe	97
Erinnerungszeichen, Zeichnungen	52	Körbe	97
Sprache, Erzählungen	55	Taschen	99
Verkehr und Handel	58	Matten	100
Nahrungs- und Genußmittel	59	Schnüre und Seile	101
Zubereitung der Speisen	59	Tragbänder für Lasten	101
Vegetabilische Nahrung	60	Schnüre aus Flederhundwolle	102

	Seite		Seite
Drillbohrer	102	Waffen	184
Hammersteine	104	Keulen	184
Hobelschnecken	104	Primitive Keulenformen	185
Pfriemen und Nadeln aus Knochen	105	Kopfkeulen	186
Geräte mit Eberzähnen	105	Schildkrötenkopf- und Sichelkeulen	189
Spazierstöcke	105	Aberrante Keulenformen	191
Feuererzeugung und Beleuchtungskörper	106	Lanzen und Schleuderstrick	191
Beleuchtungskörper	107	Leichte, einspitzige, glatte Wurflanz	192
Töpferei	107	Leichte, glatte Wurflanz mit skulptierten Gesichtern	193
Modellieren aus freier Hand	108	Glatte Lanzen mit skulptiertem Basalteil	193
Spiralwulsttöpferei	109	Glatte Lanzen mit einer zweiten Spitze aus Rochenstachel	194
Modellieren von Töpfen um eine Form	109	Lanzen mit gekerbten Spitzen	195
Baumbaststoff (Tapa)- Fabrikation	112	Dekorierte Festlanzen	195
Steinbeile und andere Steingeräte	116	Lanzen der Loyalty-Inseln	196
Steinklingen	116	Der Schleuderstrick	197
Beile mit senkrecht stehender Klinge	118	Steinschleuder	198
Beile mit quer zum Schaft stehender Klinge	121	Schleudersteine	199
Beile mit Scheibenklingen	124	Schleudersteintasche	201
Verschiedene Steingeräte	126	Bogen	201
Dorfanlage und Hütten	127	Pfeile	204
Gewöhnliche Schlaf- und Wohnhütten	128	Krieg	205
Häuptlingshütten, Festhütten und Versamm- lungshütten	130	Refugien und Festungen	206
Ovalhütten und Arbeitshütten	133	Allianz	207
Schlafen in der Hütte und Nachtquartier im Freien	135	Wahl des Anführers und andere Vorbereitungen	207
Hütten der Loyalty-Inseln	136	Kriegserklärung	208
Der Skulpturschmuck der Hütten	140	Kriegskostüm	208
Die Türseitenstücke und Türschwellen	140	Kampf	208
Die Skulpturen im Inneren der Hütte	146	Friedensschluß	210
Der Dachschmuck	147	Krieg mit fremden Eindringlingen	211
Geometrisch behandelte Dachaufsätze	151	Kannibalismus	211
Bedeutung der Dachaufsätze	152	Feste, Tänze und Tanzgeräte	218
Die Pfosten an Fest- und Häuptlingshütten	153	Tänze und Feste	218
Loyalty-Inseln	153	Festschmuck, Bemalung	225
Tracht und Schmuck	156	Haarschmuck	226
Kleidung der Männer	156	Tanzgürtel	227
Kleidung der Frauen	157	Tanzbüschel	227
Mantel der Männer und Frauen	159	Tanzbeile und Tanzwirtel	228
Kindertracht	160	Musik und Gesang	229
Haartrachten	160	Musik	229
Bart	161	Gesang	233
Kopfschmuck, Kämme	162	Spiele	233
Weiterer Kopfschmuck	164	Masken	236
Ohrschmuck	166	Gebrauch der Maske	239
Nasenschmuck	167	Privileg des Maskentragens	239
Halsschmuck	167	Name und Bedeutung der Maske	240
Armschmuck	171	Soziologie	241
Beinschmuck	172	Dorf und Stamm	241
Hüftschmuck	172	Dorf- und Stammeshäupter	242
Bemalung	173	Familie	246
Stichtatauierung	174	Totemismus	248
Relieftatauierung	176	Vater- und Mutterrecht	249
Der europäische Einfluß auf die Bekleidung der Eingeborenen	177	Eigentum und Erbrecht	250
Geld	177	Adoption	252
Geldschnüre	177	Verlobung	252
Geldbehälter	180	Heirat	253
Münzköpfe	180	Heiratsvorschriften und Verbote	254
Geldschiffchen	182	Heiratsalter	254
Gebrauch der Geldschnüre	183	Polygamie	255
Surrogate für Geld	183	Scheidung	255
		Ehebruch	255

	Seite		Seite
Witwenschaft	256	Religion und Zauberei	282
Stellung der Frau	256	Seelen	282
Moral	257	Geister, Dämonen	285
Reinigungszeremonie	258	Gottheiten	286
Geburtsfeste, Anerkennung, Namengebung	258	Opfer und Gebete	287
Kinderliebe und Erziehung	259	Ignamen-Opferplätze	288
Rechtsprechung	260	Sonnen- und Mondkult	289
Bestattungs- und Leidgebräuche	260	Heilige und gefürchtete Tiere	289
Aussetzen der Leichen in Höhlen und Fels- spalten ohne Erdbedeckung, zuweilen mit Exposition der Schädel auf Altären	261	Heilige Pflanzen	290
Aussetzen der Leichen in freier Luft auf der Erde oder auf Gestellen, Plattformen	264	Zauberer	291
Aussetzen der Leichen auf Bäumen	265	Familienpriester, Familiensteine, Familien- heiligtümer	291
Beisetzung in hohlen Bäumen	267	Träume, Hellsehen	293
Beisetzung in Grabpirogen	267	Prophezeien, Orakel, Gottesurteile	294
Erdbestattung in Hockerstellung mit dem Kopf an der Oberfläche	268	Idole	294
Bestattung mit vollständiger Erdbedeckung	268	Zaubersteine	297
Tumulusgräber	269	Gebrauch von Zaubensteinen und anderen Zau- bermitteln bei den Pflanzungen	298
Bestattung in der Hütte	269	Zaubersteine für Krieg, Jagd und Fischerei	301
Mumifizierung	269	Zaubersteine zum Töten oder Schädigen von Menschen	302
Loyalty-Inseln, Höhlenbestattung	271	Phallische Steine	303
„ „ Pirogenbestattung	272	Zaubersteine zu verschiedenen Zwecken	304
„ „ Erdbestattung	273	Wetterzauber	305
„ „ Begräbnis in der Hütte	273	Zauberhandlungen mit Dingen, die von einer Person herkommen	308
„ „ Tumuli	273	Verschiedene Amulette	309
Grabbeigaben	274	Tabu	309
Zerstörung des Eigentums Verstorbener	275	Erster Eindruck der Weißen auf die Eingeborenen	310
Leidzeichen, Zerreißen der Ohren	276	Schlußwort	311
Brandmarken	276	Literaturverzeichnis	315
Wachsenlassen der Haare	276		
Bemalung und Beschmierung des Körpers	277		
Begräbnissitten	278		

Einleitung.

Für eine ethnologische Erforschung der Neu-Caledonier und Loyalty-Insulaner ist es heute in vielen Beziehungen bereits zu spät. Der Einfluß der Kolonisation und der Mission hat schon so verändernd und zerstörend auf die alten Einrichtungen und Anschauungen eingewirkt, daß das ursprüngliche Bild nur noch schattenhaft durchschimmert. Über die Sitten und Zustände der alten Zeit vermögen nur Hochbetagte noch einigermaßen sichere Auskunft zu geben. Wenn ich es trotzdem unternommen habe, eine Ethnologie der genannten Gebiete zu schreiben, so hat mich der Gedanke geleitet, daß es doch nützlich sein müßte, alles zusammenzufassen, was über Caledonier und Loyalty-Insulaner bekannt geworden und in einem Atlas die gesamte Ergologie derselben zur Anschauung zu bringen, in ähnlicher Weise, wie dies FELIX SPEISER für die Neuen Hebriden getan hat. Auch ist es mir während meines Aufenthalts in Caledonien in den Jahren 1910—1912, mit meinem Freunde, Dr. JEAN ROUX, gelungen, noch eine reiche Sammlung caledonischer und loyaltischer Objekte zusammenzubringen und noch manches Wissenswerte zu erfahren, das mir eine Prüfung der in der Literatur vorhandenen Angaben gestattet. Außerdem habe ich die Museen von Berlin, Bordeaux, Dresden, Frankfurt, Hamburg, La Rochelle, München, Nouméa, Paris, Rom (Sammlung E. H. GIGLIOLI), Stuttgart, Toulouse, Wien und Zürich besucht und durfte an allen diesen Orten die teilweise sehr reichen Schätze studieren, wofür ich den Leitern der genannten Museen zu großem Danke verpflichtet bin. Eine ganze Reihe von Stücken aus den genannten Museen haben in dem meine Arbeit begleitenden Atlas Aufnahme gefunden. Herrn H. L. CLARKE in Cambridge verdanke ich eine schöne Serie von Keulenbildern aus dem dortigen Ethnographischen Museum und Herrn Dr. A. U. DÄNIKER einige in Neu-Caledonien und auf den Loyalty-Inseln gemachte Originalaufnahmen und verschiedene Mitteilungen.

Die caledonische Literatur ist eine sehr umfangreiche und teilweise schwer zugängliche. Es ist auch mir nicht gelungen, trotz eifrigem Suchen in den verschiedensten Bibliotheken alle Arbeiten zu Gesicht zu bekommen, wie ich es doch gewünscht hätte. Als die wichtigsten erwiesen sich naturgemäß die aus früher Zeit stammenden Quellen, welche noch die Eingeborenen in voller Ursprünglichkeit beschreiben. In erster Linie gilt dies für die Berichte von JAMES COOK, der 1773 Neu-Caledonien entdeckte, und seines Begleiters G. FORSTER, sowie für den LABILLARDIÈRES, der nicht ganz 20 Jahre nach COOK die Insel besuchte. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hat recht wenig zur Kenntnis der Eingeborenen beigetragen. Aus den 50er und 60er Jahren stammen, um nur die wichtigsten zu nennen, die Arbeiten von J. ERSKINE, CH. BRAINNE, X. MONTROUZIER, G. TURNER, V. DE ROCHAS, VIEILLARD und DEPLANCHE und A. BOURGAREL; aus den 70er Jahren sind vornehmlich diejenigen J. GARNIERS und J. PATOUILLETS namhaft zu machen, aus den 80er Jahren die Schriften von L. DE VAUX, CH. LEMIRE, L. MONCELON, O. OPIGEZ und G. GLAUMONT, aus den 90er Jahren die M. A. LEGRANDS und J. B. M. VINCENTS. Im Jahre 1895 erschien das tüchtige Werk von A. BERNARD über den neucaledonischen Archipel, das, ohne daß der Verfasser selber das Gebiet persönlich gekannt hätte, eine Fülle von Wissenswertem aus allen Gebieten der Natur- und Völkerkunde zusammengetragen hat. Im Jahre 1900 legte

der Maristen-Missionar LAMBERT seine über 40jährigen Erfahrungen in der Insel in einem wertvollen Buche nieder, ältere, von ihm gemachte Mitteilungen zusammenfassend. Von den neueren Schriftstellern gebührt weitaus die größte Bedeutung den Arbeiten des protestantischen Missionars M. LEENHARDT, eines vortrefflichen Ethnologen und dem Werke G. H. LUQUETS über die Kunst der Caledonier. Für die Loyalty-Inseln mag neben der auf älteren Missionsberichten beruhenden Arbeit von W. S. RAY das ansprechende Buch der Frau E. HADFIELD, welche lange Jahre als Missionarsfrau dort zugebracht hat, erwähnt sein. Endlich sei noch auf das caledonische Reisebuch des Verfassers und auf seine von einem Atlas begleitete Anthropologie der Neu-Caledonier und Loyalty-Insulaner hingewiesen.

Neben den genannten Hauptquellen für die Kenntnis der Eingeborenen besteht natürlich noch eine zahlreiche weitere Literatur, die jeweilen an ihrer Stelle zur Berücksichtigung kommen soll. Als ein Mangel der caledonischen Literatur ist es zu bezeichnen, daß sehr wenige Autoren es für gut finden, ihrer Vorgänger Erwähnung zu tun, so daß man sehr oft nicht erfährt, ob ihre Angaben auf eigener Beobachtung beruhen oder aus einer älteren Arbeit einfach übernommen sind. Das letztere läßt sich besonders leicht konstatieren, wenn ein nachweislicher Irrtum sich wiederholt findet. Ich habe bei meinen Zitaten stets den Namen des Autors, der zuerst die betreffende Angabe macht, vorausgesetzt.

Noch sei bemerkt, daß ich die eingeborenen Bezeichnungen ethnographischer Objekte nur ausnahmsweise angegeben habe; bei der Vielheit der Dialekte hätte dies wenig Wert gehabt. Es muß das Sprachforschern überlassen bleiben. In der Schreibweise der Ortsnamen habe ich mich an die freilich zuweilen recht willkürliche der französischen Karten angeschlossen.

Die Kolonisten bezeichnen die Eingeborenen Neu-Caledoniens und der Loyalty-Inseln als „Canaques“, ein Ausdruck, der zuerst durch Walfischfänger und Sandalhändler im Pazifischen Ozean verbreitet worden ist. Er hat leider auch Eingang in die wissenschaftliche Literatur gefunden, so wenig bezeichnend er auch ist, denn bekanntlich ist es ein polynesisches Wort, das von den Europäern für die verschiedensten Stämme des Pazifik gebraucht wird. Kanaka (Hawaii), auf anderen Inselgruppen lautlich etwas abgeändert, bedeutet einfach Mensch (LESSON¹). Es ist von verschiedenen Seiten schon gegen diese unsinnige Bezeichnung der Neu-Caledonier Protest erhoben worden, so von OLLIVIER-BEAUREGARD² und anderen. In einer wissenschaftlichen Arbeit sollte sie unbedingt vermieden werden. Die Eingeborenen haben es nicht gerne, wenn man sie Kanaken nennt; es ist für sie nahezu ein Schimpfwort. Im Verkehr nennt man sie Tajos (Freunde, Genossen). In dieser Arbeit habe ich den Ausdruck Kanak nie gebraucht, sondern stets Neu-Caledonier und Loyalty-Insulaner.

Über den Zeitpunkt der Besiedelung Neu-Caledoniens wissen wir nichts. Meine Grabungen, die zum Zwecke der Aufhellung der Vorgeschichte unternommen worden sind, haben kein sehr hohes Alter ergeben. Die Abris und die Muschelhaufen der Küste lieferten ein Neolithikum mit starken archaischen Einschlägen, aber stets von Topfscherben begleitet. Eine paläolithische Kultur nachzuweisen, ist bis jetzt nicht gelungen (s. das Kapitel über Prähistorie). Es ist in der Tat durchaus wahrscheinlich, daß die Besiedelung erst durch eine neolithische Bevölkerung erfolgt ist, im Besitz wenigstens einer primitiven Bodenkultur, denn das wildarme Caledonien würde kaum, trotz des Fischreichtums des Meeres, einer paläolithischen, auf reiner Sammelstufe stehenden Gesellschaft genügende Existenzmittel geboten haben. SPEISER³ äußert sich ähnlich über die Besiedelung der Neuen-Hebriden.

¹ LESSON, 112, p. 31; ² OLLIVIER-BEAUREGARD, 130, p. 282—283; ³ SPEISER, 164 b, p. 220.

Die Eingeborenen selber besitzen keinerlei zuverlässige Tradition über ihre Herkunft; sie sagen meist, ihre Vorfäter seien immer da gewesen (GLAUMONT¹, DEPLANCHE², VINCENT³, LAMBERT⁴). Nach COLOMB⁵ Bericht soll man in verschiedenen Stämmen von einer Herkunft aus Westen sprechen. Auch bei BUSCHAN⁶ finde ich die Notiz, daß eine Überlieferung von einer Herkunft aus weit im Westen her bestehe. Wenn aber derselbe Autor an die Möglichkeit denkt, daß die Besiedelung der westlichen pazifischen Inseln auf dem Landweg, auf einer Ausdehnung des australischen Kontinents, könnte stattgefunden haben, so ist diese Hypothese völlig von der Hand zu weisen. Das alte austro-melanesische Festland, zu dem Neu-Caledonien einst gehört hat, ist sicher schon im Miocän in seine Teilstücke zerfallen und konnte für die Verbreitung des Menschen nach Caledonien keine Rolle mehr spielen. Man konsultiere hierfür meine Arbeit, 149, Über die Tiergeschichte der Länder des südwestlichen Pazifischen Ozeans.

Die Besiedelung Neu-Caledoniens muß meiner Meinung nach über See in Booten erfolgt sein, vermutlich von der Südostspitze Neu-Guineas aus, wobei die Möglichkeit besteht, daß von der für Tier- und Pflanzenverbreitung geforderten Inselbrücke zwischen den Louisiaden und dem nordwestlichen Neu-Caledonien, die noch heute durch einen submarinen Rücken angedeutet ist, damals noch zwischenliegende Inseln und Riffe bestanden haben, die als Stützpunkte für die Wanderung haben dienen können.

SPEISER⁷ glaubt, daß nur in Auslegerbooten mit Segel eine Besiedelung Neu-Caledoniens und der Neuen-Hebriden denkbar sei, und wenn das Auslegerboot, wie es FOY annehme, dem polynesischen Kulturkreis angehöre, so müßten die Eingeborenen bereits als melanesisch-polynesische Mischlinge nach ihren heutigen Wohnsitzen gelangt sein. Ich halte diese Annahme nicht für zwingend. Auf zusammengekoppelten Einbäumen, meiner Meinung nach dem Vorläufer des Auslegerbootes, lassen sich mindestens so weite Meerstrecken bewältigen als mit dem letzteren.

Völlig im unklaren sind wir auch über die Frage, ob nur eine einmalige Besiedelung der Insel stattgefunden hat oder ob eine Reihe zeitlich verschiedener Einwanderungen zu unterscheiden sind. Eine Anzahl ergologischer Übereinstimmungen, auf welche im Laufe dieser Arbeit wird hingewiesen werden, machen es mir wahrscheinlich, daß die Caledonier aus der Gegend der Torresstraße zwischen Australien und Neu-Guinea herstammen, wonach sie dann der Südküste Neu-Guineas entlang ostwärts gewandert wären. Somatisch läßt sich für diese Herkunft aus der Nähe Australiens ihre zweifellose Verwandtschaft mit den Australiern verwerten, wofür man die Bilder meines Anthropologischen Atlas, 148, konsultieren möge. Die Caledonier gehören zu den primitivsten Melanesiern, nach COMPTON⁸ sogar wahrscheinlich näher mit den Australiern verwandt als mit den Eingeborenen der Neuen-Hebriden und Salomonen.

Das Charakteristikum Neu-Caledoniens ist große Abgeschlossenheit und Einheitlichkeit seiner Kultur. Vom äußersten Norden, den Belep-Inselchen, bis zur Südspitze Caledoniens und der Ile des Pins finden wir mit geringen Abweichungen dieselben Sitten, dieselben Geräte, dieselbe Stammes- und Familienorganisation, dieselben religiösen Anschauungen und Begräbnisgebräuche. Es betonen dies aufs Unzweideutigste eine ganze Reihe von Autoren, so DE ROCHAS⁹, DEPLANCHE¹⁰, ANDERSON¹¹, VINCENT¹², LAMBERT¹³ und LEENHARDT¹⁴. Auch finden wir in Caledonien keinen Unterschied zwischen einem höheren Küstenvolk und einem Buschvolk im Innern, wie dies sonst bei größeren Inseln häufig der Fall ist. Über das anthropologische Verhältnis der Loyalty-Insulaner zu den Caledoniern konsultiere man meine Anthropologie.

¹ GLAUMONT, 70, p. 132; ² DEPLANCHE, 41, p. 188; ³ VINCENT, 172, p. 11; ⁴ LAMBERT, 99, p. 52; ⁵ COLOMB, 193, p. 4; ⁶ BUSCHAN, 32, p. 189 u. 49; ⁷ SPEISER, 164 b, p. 217; ⁸ COMPTON, 36, p. 97; ⁹ DE ROCHAS, 145, p. 102; ¹⁰ DEPLANCHE, 41, p. 192; ¹¹ ANDERSON, 1, p. 237; ¹² VINCENT, 172, p. 63; ¹³ LAMBERT, 99, p. 251 u. 255; ¹⁴ LEENHARDT, 107, p. 45.

Die eben betonte Einheitlichkeit der caledonischen Kultur steht in merkwürdigem Kontrast zu der Vielheit der unter sich teilweise sehr abweichenden Dialekte. Ich vermute, daß diese sich erst auf der Insel selbst durch lange Isolierung der Stämme und Abschluß gegeneinander herausgebildet haben. Auf demselben Moment beruht manche lokale Stilverschiedenheit eines und desselben Gerätes, namentlich deutlich in den Skulpturwerken der Hütten bemerkbar, so daß sich innerhalb eines im Grunde völlig einheitlichen Komplexes Stilprovinzen haben ausbilden können. Auf diese Isolierung möchte ich im wesentlichen auch die somatischen Verschiedenheiten der Eingeborenen in den verschiedenen Inselteilen und auf den Loyalty-Inseln zurückführen.

Abgesehen von der weiten Entfernung Caledoniens von allen größeren Landmassen, hat wohl auch das fürchterliche, die Insel umgürtende Barrierenriff als wirksamer Schutz gegen fremde Invasionen gedient und ihre Abwehr erleichtert. Sichere Kunde haben wir von polynesischen Booten, die nach den Küsten Caledoniens, der Ile des Pins und der Loyalty-Inseln verschlagen wurden, und diesen gelegentlichen Berührungen und Vermischungen dürfen wir wohl die Übertragung von Kulturgütern und Anschauungen zuschreiben, die man als für Polynesien typisch ansieht. Beispielsweise weiß GLAUMONT¹ von einer Landung einer verschlagenen Tonga-Piroge auf Ile des Pins zu berichten, 10 Männer und 6 Frauen enthaltend, die über 10 Jahre dort verblieben und sich teilweise mit den Eingeborenen vermischten. Diese sollen nach LAMBERT² die Sitte, auf der Brücke einer Doppelpiroge einen Hüttenaufbau anzubringen, nach Caledonien gebracht haben. Zufällige Landungen polynesischer Boote sind auch von den Loyalty-Inseln mehrere bekannt, ganz abgesehen von der historisch beglaubigten Invasion von Wallis-Leuten auf Ouvéa. Auch auf Maré besteht die Tradition, daß eine ältere Bevölkerung, die Elétok, durch eine jüngere Invasion, vielleicht von Fidji her, teilweise verdrängt worden sei (SARASIN³). Dagegen wissen wir nichts Bestimmtes von kriegerischen polynesischen Invasionen und Koloniebildung auf Neu-Caledonien selbst, wenn auch manche Autoren geneigt sind, solche anzunehmen, wie z. B. BROWN⁴ eine Invasion von Maoris, wofür aber sichere Anhaltspunkte durchaus fehlen. Auch aus melanesischen Gebieten sind ohne Zweifel im Lauf der Zeit Boote nach Caledonien gelangt. Manche ergologische Übereinstimmungen deuten auf einen gewissen Verkehr mit den südlichen Neuen-Hebriden hin. DE ROCHAS⁵ berichtet von einem Angriff von Eingeborenen der Insel Sandwich in den Neuen-Hebriden, der von den Caledoniern blutig zurückgewiesen worden sei; ein Häuptling gab ihm zwei Schädel von Hebriden-Leuten, die von diesem Ereignis herkommen sollten.

Loyalty-Leute, namentlich solche aus Ouvéa, haben mehrfach an der caledonischen Ostküste vorübergehende Kolonien gegründet. Von einer Invasion von Lifou-Leuten, die vor einigen Generationen auf der Ile des Pins sich niederließen und sogar die Herrschaft an sich rissen, erzählen GLAUMONT⁶ und LAMBERT⁷. Das bedeutet aber nicht viel mehr als ein Rückfluten früherer caledonischer Elemente in ihr Stammland.

Die neucaledonische Kultur hat durch solche spätere Berührungen mit anderen Kulturen wohl manches Fremde in sich aufgenommen, aber im großen und ganzen ist die Insel doch als ein stehen gebliebener Horst alt-melanesischer Kultur zu betrachten mit Konservierung vieler uralter Kulturgüter.

¹ GLAUMONT, 69, p. 339—340; ² LAMBERT, 99, p. 196; ³ SARASIN, 147, p. 232, 147 a, p. 240; ⁴ BROWN, 31, p. 114; ⁵ DE ROCHAS, 143, p. 3; ⁶ GLAUMONT, 69, p. 338; ⁷ LAMBERT, 99, p. 256.

Prähistorie.

Es ist eine schwierige Frage, zu entscheiden, von welchem Zeitpunkte an die Kultur geschicht- und schriftloser Naturvölker als prähistorisch zu bezeichnen sei, und es wird wohl das Praktischste sein, den Moment ihrer ersten Berührung mit Europa als Grenze ihrer Vorgeschichte und Geschichte anzunehmen, wie wir auch bei uns die Periode vor der römischen Invasion als vorgeschichtlich bezeichnen.

Zur Zeit der Entdeckung Neu-Caledoniens durch JAMES COOK im Jahre 1774 und noch weit ins 19. Jahrhundert hinein befanden sich die Eingeborenen in der reinsten neolithischen Steinzeit, ohne Kenntnis der Bearbeitung der doch in ihrem Lande reich vertretenen Erze. Sie haben zwar auch heute noch nicht deren Verhüttung erlernt, aber europäische Importware hat die Technik der Steinbearbeitung völlig verdrängt. Steinklingen in Fassung gehören heute bereits zu den großen Seltenheiten und werden nirgends in der Insel mehr gebraucht.

Die Verwendung des Steines beschränkt sich heute auf rohe, in Bachbetten aufgelesene Rollsteine, die als Hämmer dienen, auf Quarzsplitter, die von einem Block abgeschlagen, ohne weitere Zurichtung für chirurgische Zwecke und zum Glätten von Lanzen und Keulen gebraucht werden, auf durchbohrte Steinplatten als Anker für die kleinen Auslegerboote und ähnliche Dinge, die keine ernstliche Bearbeitung des Steins erfordern. Die hochentwickelte neolithische Technik ist somit in unglaublich kurzer Zeit völlig verschwunden.

E. H. GIGLIOLI, 65, hat im Jahre 1896 eine Arbeit über die Steinzeit Neu-Caledoniens veröffentlicht, auf Grund eines umfangreichen Manuskripts, das ihm G. GLAUMONT, der als Beamter eine Reihe von Jahren auf der Insel zugebracht, eingesandt hatte. GLAUMONT hat in überaus fleißiger Weise in Neu-Caledonien prähistorische Studien getrieben und sowohl Höhlen und Abris untersucht, als namentlich Stellen, an denen früher Dörfer gestanden hatten, so z. B. in der Gegend von Bourail, wo nach der Insurrektion des Jahres 1878 eine ganze Reihe von großen Siedelungen zur Strafe verbrannt worden sind. Die Ausbeute GLAUMONTS an Steingeräten war eine sehr reiche, und er kam zum Schluß, daß die Insel vor der neolithischen Zeit eine paläolithische Periode, der europäischen entsprechend, durchgemacht habe, mit nur geschlagenen, aber nicht geglätteten Artefakten. GIGLIOLI¹ stimmte zuerst dieser Ansicht bei, neigte sich aber in einer späteren Arbeit² mehr der Meinung zu, daß es sich bei den Funden GLAUMONTS bloß um eine ältere und rohere Facies des Neolithikums handle.

Meine prähistorischen Studien in Neu-Caledonien wurden zu dem Zweck unternommen, womöglich über das Alter der Besiedelung der Insel Aufschluß zu gewinnen; sie wurden an drei Kategorien möglicher Fundstellen ausgeführt, erstlich in den Anhäufungen mariner Mollusken an den Küsten, Kjökkenmöddinger, zweitens im Boden von Höhlen und Abris und endlich an Stellen alter, verlassener Siedelungen.

a) Kjökkenmöddinger. Ansammlungen mariner Molluskenschalen finden sich überall, wo früher Ansiedelungen bestanden haben, aber bedeutende Dimensionen nimmt dieses Phänomen bloß an den Küsten, speziell an der nur wenig steilen Westküste an. In der Umgegend von Nouméa schneiden vielfach die Straßen in der Nähe des Meeres solche Muschellager an. Diese bilden durch Asche graugefärbte, weiße Muschelschalen enthaltende Bänder, die sich vom gelben Boden deutlich abheben. Sie können oberflächlich unmittelbar unter der Grasdecke gelagert oder von etwas Gehängeschutt, Sand und Humus bedeckt sein. Am Strand der Halbinsel Ducos

¹ GIGLIOLI, 65, p. 301—302; ² GIGLIOLI, 66, p. 78.

bei Nouméa sah ich ein solches Muschelband von etwa 60 cm Sand überlagert. Weitaus die größte Entwicklung solcher Kjökkenmöddinger, die ich kenne, findet sich an der Pointe de Koné oder Halbinsel Foué im Norden der Westküste. Schon PIROUTET¹ hat auf dieses Muschellager aufmerksam gemacht. Die genannte Halbinsel bildet ein weit vorspringendes Kap auf dem linken Ufer des von breiter Sumpflfläche umgebenen Koné-Flusses. Es ist ein niedriges Grasplateau, das steil gegen die etwa 20 m tiefere, ebene Strandfläche abfällt. Dieses bald nur schmale, bald etwas breitere Strandplateau ist oberhalb des Hochwasserniveaus bedeckt mit Haufen von Molluskenschalen. Stellenweise reiht sich Hügel an Hügel, wie kleine Tumuli anzusehen, oder sie bilden lang sich hinziehende Bänke. Ich habe diese Muschellager etwa 1 km weit verfolgt; wahrscheinlich ziehen sie sich noch viel weiter hin. Kalkbrenner haben sich diese Ansammlungen zunutze gemacht und viele Bänke ganz oder teilweise zerstört. Kalköfen waren auch zur Zeit meines Besuches noch in Tätigkeit. Auch auf dem Grasplateau fanden sich Schalenlager zerstreut, bis 1 m und mehr Mächtigkeit erreichend. Selbst weit inlands beim Dorfe Koné, etwa 10 km von der Küste entfernt, fand ich eine Schalenansammlung von etwa 30 cm Dicke und mehrere Quadratmeter bedeckend.

Die marinen Schnecken und Muscheln sind zum guten Teil zerschlagen; nach PIROUTET gehören alle noch heute lebenden Arten an, sollen aber durchschnittlich größer sein, was er auf eine Auswahl durch den Menschen zurückführt; ich kann diese Angabe nicht kontrollieren. Neben den Mollusken finden sich vereinzelte Fischreste und angebrannte Knochentrümmer. Reichlich sind in diesen Schalenlagern Steingeräte eingestreut. Das Material für dieselben bilden bunte, kieselsäurereiche, jaspisartige Gesteine, meistens schön rot gefärbt durch Eisenoxyd, seltener schwarz durch Mangan oder gelb durch Limonit. Quarz und Bergkristall waren, im Gegensatz zu später zu beschreibenden Fundstellen, in der Koné-Gegend nur ganz spärlich vertreten. Als Hämmer, wohl vornehmlich zum Zerschlagen der Schalthiere, dienten rundlich zugeschlagene Stücke von rotem oder braunem Jaspis von 7 bis 8 cm Durchmesser und körnige Schlagmarken an der Peripherie aufweisend. Ich besitze deren mehrere.

Archaischen Charakter zeigt eine Gruppe großer Steingeräte. Fig. 1 auf Taf. 2 gibt einen runden und flachen diskusartigen Schaber aus gelbem Jaspis wieder; er hat gegen 8 cm Durchmesser bei einer Dicke von $2\frac{1}{2}$. Wie alle Steingeräte dieser Tafel, ist er in $\frac{3}{4}$ Größe dargestellt. Die Unterseite ist leicht gewölbt und ohne Abschläge, während die Oberseite fast ringsum am Rande gröbere und feinere Abschläge aufweist; eine glatte Fläche von 5 cm Länge (rechts im Bilde) bildet eine bequeme Anlage für die Hand. Das Gerät erinnert durchaus an solche unseres frühen europäischen Paläolithikums. Hierher gehört auch das folgende, in Fig. 2 abgebildete, roher als das vorige aus rotem Jaspis hergestellte; auch dieses hat eine unbearbeitete Unterseite und auf der Oberseite Randabschläge. Ein noch größeres Stück derselben Art von 10 cm Länge ist nicht abgebildet worden. Kleine schaberartige Geräte, Fig. 3 und 4, weisen entweder eine gerade oder leicht gebogene Schneide auf, einseitig steil abretuschiert, bei ganz planer und unbearbeiteter Unterseite. Eine Art von Rundschaber oder Disken, Fig. 5 und 6, ist durch eine Menge kleiner Abschläge hergestellt. Messerartige Formen sind ebenfalls vorhanden, Fig. 7 und 8. Als stichelartige Geräte dürfen wohl die Stücke der Fig. 9 und 10 angesehen werden; sie bestehen aus rotbraunem Jaspis und besitzen eine kräftig herausgearbeitete zentrale oder seitliche Spitze. Vielleicht haben sie zur Herstellung der später zu erwähnenden Felszeichnungen gedient. Ein Bohrer und eine Spitze, beide mühsam zurecht gemacht, sind in Fig. 11 und 12 dargestellt. Hierzu kommen viele grobe Stücke mit Abschlügen, die als Nuclei gedeutet werden können, und eine

¹ PIROUTET, 134, p. 608.

Menge von Abfallspänen, die keine weitere Zurichtung erkennen lassen, aber doch wohl zu irgend einem Zweck gedient haben können. Die vorher beschriebenen retuschierten Stücke sind um so wichtiger, als GLAUMONT nach GIGLIOLIS Bericht ¹ an seinen Steingeräten das Vorkommen von Retuschen in Abrede stellt.

In den Muschellagern von Koné fanden sich auch rundliche Bachkiesel, Naturprodukte, die aber doch zu irgend einem Zweck müssen gesammelt worden sein. Vielleicht darf man sie als Vorläufer der späteren, spindelförmig zugeschliffenen Schleudersteine ansehen. GLAUMONT erwähnt solche ebenfalls und deutet sie in gleicher Weise. Hierzu endlich noch einige Stücke Bimsstein, auch an Stellen gefunden, wo sie nicht durch das Meer hingebracht sein können; sie haben vielleicht zum Polieren von Holzarbeiten gedient.

Das ganze beschriebene Gerätinventar aus den Muschellagern von Koné macht einen durchaus paläolithischen Eindruck, aber die Fundumstände erlauben eine solche Deutung nicht, denn in den Muschelhaufen, mit diesen Geräten vermischt, fanden sich reichliche Topfscherben, roh und schlecht gebrannt, zum Teil mit Ornamentstrichen versehen. Wir werden diese im Kapitel über die Töpferei behandeln. Auch las ich in einem zerstörten Muschelhaufen ein Schneidestück eines fein polierten neolithischen Steinbeils aus seideglänzendem Serpentin auf. PIROUTET ² sagt, Serpentin fehle in den Muschelhaufen von Koné und die von ihm gefundenen Reste polierter Beile bestünden aus grünlichem Kieselkalk (calcaire siliceux), wie auch eine Spitze, die er für die eines Pfeils ansieht. Ob mein Serpentinbeil eine spätere Zutat ist, läßt sich nicht entscheiden, aber schon die Topfscherben und PIROUTETS Kieselkalkbeile erweisen, daß die Kjökkenmödding-Kultur dem Neolithikum angehört, wenn auch ohne Zweifel einer älteren Phase als der unlängst erst erloschenen.

Sehr viel ärmer als bei Koné erwiesen sich die weit weniger mächtigen Muschellager in der Gegend von Nouméa. Wohl fanden sich darin auch zerschlagene Steine, aber nur ganz wenige, die sicher als Geräte anzusprechen waren, so das Silexmesserchen der Fig. 13. Ein mit natürlichen parallelen Streifen und Rinnen bedeckter Stein dürfte in die Kategorie der später zu behandelnden Zaubersteine gehören; GLAUMONT fand deren auch allenthalben. Ganz oberflächlich in einer Muschelbank lag ein Bruchstück eines polierten Steinbeils. Nicht selten fanden sich Arca-Schalen mit einem unregelmäßigen Loch in der Wirbelgegend, Fig. 14. Es handelt sich wohl um Hobelmuscheln zum Glätten von Lanzenschäften und dergleichen, wie auch die heutigen Caledonier sich durchlochter Schneckenschalen zu diesem Zwecke bedienen.

b) Funde in Höhlen und Abris. Am Fuß des südlichsten der Kalkfelsen von Tchalabel im Norden der Insel — ein Bild dieser Felsen findet sich in meinem Reisebuche ³ — bilden herabgestürzte mächtige Blöcke vielfach geschützte Abris. Schon an der Oberfläche derselben fanden sich marine Mollusken, Topfscherben und Steingeräte. Bis zur Tiefe von etwa 50 cm war der Boden schwarz gefärbt und enthielt Spuren des Menschen; dann folgte gelbe Erde, wie es schien, ohne solche; aber die Zeit gestattete keine tiefere Grabung. Die wichtigsten Funde bestanden aus zahlreichen zerschlagenen Stücken von Quarz und transparentem Bergkristall. Die meisten davon zeigten keine gewollte Form. Bei anderen war dies aber sicher der Fall, und es ließen sich spitzen-, messer- und stichelartige Geräte erkennen. Auf Fig. 15, a—g, sind eine Anzahl dieser Quarz- und Kristallgeräte von Tchalabel abgebildet. Wir kommen auf diese weiter unten zurück bei der Beschreibung einer weit reicheren Fundstelle. Auch das in Fig. 16 abgebildete Stück aus Kalkstein darf als ein durch Abschlüge hergestelltes Messer gedeutet werden. Zahlreich fanden sich Arca-Schalen mit durch Gebrauch breit abgestumpftem Rande; durch lange

¹ GIGLIOLI, 65, p. 303; ² PIROUTET, 134, p. 608; ³ SARASIN, 147, p. 80.

Verwendung als Schaber haben einige eine fast rechteckige Form angenommen, Fig. 17. Hierzu zwei aus Muschelschale hergestellte Messer, wie Fig. 18 eines wiedergibt mit deutlichen Gebrauchsspuren gegen die Spitze zu, eine Placostylus-Schale mit Hobelloch und zahlreiche Topfscherben von 5 bis 13 mm Dicke.

Am Hügelsrücken südlich vom Dörfchen Ouaoué bei Bourail sind zwei Höhlen untersucht worden. In einer großen Höhlenhalle, welche Spuren rezenter Bewohnung aufwies — sie hatte während der Insurrektion von 1878 Eingeborenen als Refugium gedient — ergab eine Grabung bis zu 40 cm Tiefe nur wenige Spuren des Menschen; hierauf folgte sterile schwarze Erde und bei 60 cm eine gelbe Sinterschicht. Außer Nahrungsresten, bestehend aus Muscheln, Fischwirbeln und Flederhundknochen, Schleudersteinen modernen, spindelförmigen Charakters, Topfscherben und einigen Molluskenschalen mit Hobelloch, fanden sich bloß roh zugeschlagene und zugespitzte Brocken von Tonschiefer, die offenbar Verwendung gefunden hatten. Ich bilde in Fig. 19 und 20 zwei solcher roher spitzenförmiger Gebilde ab. GLAUMONT hat schon diese Höhle besucht und daraus Beile und Hacken aus Kalkstein erwähnt (s. GIGLIOLI¹). Es sind das zweifellos meinen Stücken entsprechende Geräte. Trotz ihrer Rohheit sind sie, wie die begleitenden Tonwaren erweisen, nicht von paläolithischem Alter.

Ein Abri in derselben Gegend ergab ein ähnliches Bild. Aus diesem stammt das kleine Silexmesserchen der Fig. 21. Bei 50 cm Tiefe hörten die Funde auf.

c) Grabungen an Stelle alter Siedelungen. Auf einem schmalen, etwa 100 m hohen Hügelskamm bei Oubatche waren die Spuren zweier Hütten erkennbar an den Resten des mit Steinen gepflasterten Rundwalles und an den Herdstellen. Der Abfall des Hügels in der Umgebung dieser Hüttenruinen war bedeckt mit einer Menge mariner Molluskenschalen, stellenweise bis 20 cm tief in den Boden hineingehend. Grabungen am Abhang sowohl, als im Boden der Hütten lieferten in geringer Tiefe eine Menge von Steinartefakten. Neben einer unbeschränkten Zahl von zerschlagenen Quarzbrocken und Abfallspänen von Quarz und Bergkristall kamen viele Stücke zutage, die als Geräte gedeutet werden müssen, entsprechend den Funden von Tchalabel. Wie dies bei Quarz und Kristall immer der Fall ist, die nicht wie Silex spaltbar sind, sondern in der launigsten Weise zerspringen, gehen die Gerätformen ineinander über. Immerhin lassen sich unterscheiden spitzenartige Formen, Fig. 23, a—g, in der Größe schwankend von kräftigen Formen bis zu feinen Lanzetten, messerartige, Fig. 22, a—d, mit einer oder zwei schneidenden Kanten, in der Breite variierend von 5 bis zu 23 mm, bohrerartige, Fig. 22, e und f, mit teilweise gewollter und herausgearbeiteter, teilweise wohl zufällig entstandener Spitze. Bindungskerven scheinen die Stücke g und h aufzuweisen. Weiter sind eine Anzahl von Geräten verschiedener Größe und Dicke mit vorderer schnabelartiger Schneide, Fig. 22, i, wohl als Stichel zu deuten. Das größte, hieher gehörige Stück mißt 5 cm in der Länge und fast 2 cm in der Dicke; Bearbeitung zeigt es nur am vorderen Ende. Auch ein meißelartiges Gerät von gegen 5 cm Länge mit vorderer Schneide ist vorhanden. Hohlschaber dürften die in Fig. 22, n und o, abgebildeten Quarzstücke mit konkavem Ausschnitt sein, ein Rundschaber oder kleiner Discus das Stück p. Eine Anzahl Stücke mit einer steil abretuschierten Kante können vielleicht als Schaber bezeichnet werden. Häufig fanden sich flache, schuppenartige Gebilde, Fig. 22, k—m, die verschiedenen Zwecken gedient haben mögen, vielleicht wie heute noch Silexschuppen in Australien, reihenweise in eine Harzmasse eingebettet, zur Bewehrung von Lanzen und Messern verwendet werden. Als Hämmer sind einige Quarzstücke mit Schlagmarken zu deuten, so auch ein 8½ cm langer Rollstein aus grünem Quarzit, endlich als Nuclei Quarz- und Kristallstücke verschiedener Größe mit Abschlagflächen.

¹ GIGLIOLI, 65, p. 307.

Das Quarzmaterial war für die Hüttenbewohner mühelos zu gewinnen. Der aus alten Schiefern bestehende Hügel ist stellenweise mit mächtigen Quarzblöcken förmlich besät; manche derselben sind von einem wahren Trümmerfeld von Abfällen umgeben. Dagegen mußte der viel gebrauchte, durchsichtige Bergkristall besonders gesucht werden. Spindelförmige Schleudersteine, wie sie noch unlängst in Gebrauch waren, kamen keine zum Vorschein; wohl aber fanden sich zahlreiche rundliche Rollkiesel aus Quarz, die wohl als Vorläufer derselben anzusehen sind (s. oben bei Koné).

Vermischt mit den Steingeräten und den marinen Molluskenschalen lagen reichlich Topfscherben von 7 bis zu 15 mm Dicke, einige davon mit rohen Ornamenten versehen; hierzu einige stark abgenutzte Schabmuscheln, wie oben solche erwähnt worden sind.

Weiter wurden in der Gegend von Bourail an der Westküste Stellen alter, nach der Insurrektion zerstörter Siedelungen untersucht. Die Funde waren von wenig Bedeutung und ergaben eine deutlich modernere Facies als die bei Oubatche. Glasscherben ersetzen hier die Kristallgeräte, spindelförmige Schleudersteine die Bachkiesel, hierzu reichliche Topfscherben, einige Hobelschnecken und als Nahrungsreste Molluskenschalen. Ähnlich dürftig waren die Funde an Stelle eines zerstörten Dorfes bei Lafoa und von früheren Siedelungen in der Gegend von Kanala.

Welche Schlüsse ergeben sich nun aus den beschriebenen Funden? Die Steingeräte aus den Muschelhaufen bei Koné und die Quarz- und Kristallartefakte von Tchalabel und Oubatche zeigen in ihrer Form einen paläolithischen Charakter. Sie können aber zeitlich keineswegs dem europäischen Paläolithikum entsprechen. Das verbietet schon ihre oberflächliche Lagerung, mehr noch die stets vorhandene Mischung mit Topfscherben, gelegentlich auch mit Trümmern polierter Steinklingen.

GASSIES¹ hat aus dem Funde eines Steinbeils in einem koralligen Kalktuff auf der Insel Koutoumo, nahe bei der Ile des Pins, begleitet von subfossilen Landmollusken, ein hohes Alter der Besiedelung ableiten wollen; allein die betreffende Beilklinge hat durchaus neolithischen Charakter. Ebenso schließt GLAUMONT² aus dem Funde von Topfresten in 6 m Tiefe auf ein vielleicht quaternäres Alter derselben. Wie weit die Kunst der Töpferei in Caledonien zurückgeht, ist natürlich nicht bekannt, aber keinesfalls darf ihr ein dem europäischen Paläolithikum entsprechendes Alter zugeschrieben werden.

Andererseits ist es sicher, daß wir in unseren Funden eine ältere Facies vor uns haben als die des vollentwickelten Neolithikums, wie es noch vor kurzer Zeit in Neu-Caledonien bestand. Es ist ein Neolithikum mit noch starken paläolithischen Traditionen.

Wie schon in der Einleitung gesagt, halte ich es für unwahrscheinlich, daß je eine rein paläolithische Kultur in Neu-Caledonien bestanden hat.

Das Bild, das unsere Funde darbieten, erinnert, wenn wir von der Töpferei absehen, an die Verhältnisse im heutigen Australien, wo bekanntlich neben rohen Steingeräten paläolithischen Charakters geschliffene Steinbeile im Gebrauch sind.

Was die Neuen-Hebriden angeht, so hat SPEISER³ in verschiedenen Abris gegraben ohne prähistorische Ergebnisse. Eine paläolithische Periode ist nach ihm nicht nachgewiesen, trotz einer im Britischen Museum befindlichen großen Klinge oder Spitze paläolithischen Charakters, die an der Ostküste von Malekula am Strand aufgefunden wurde. Das Stück kann höchstens als ein paläolithisches Relikt in einer neolithischen Kultur gewertet werden, wie ich das für ähnliche Vorkommnisse in Neu-Caledonien annehme.

¹ GASSIES, 63, p. 495—496; ² GLAUMONT, 71, p. 215; ³ SPEISER, 165, p. 91 ff.

Nun noch einige Bemerkungen über die Prähistorie der Loyalty-Inseln. Das Fehlen passender Felsarten — die Inseln bestehen aus Kalk, auf Maré mit eruptiven Durchbrüchen — ließen keine eigene Steinindustrie zur Entwicklung kommen. Aus einheimischem Gestein sind mir nur Hammersteine begegnet und die meist aus Stalaktitenmaterial gearbeiteten kegelförmigen Steine der Tintenfischangeln. Die neolithischen Beilklingen der Loyalty-Inseln stammen aus Caledonien und sind vermutlich bereits als fertige Stücke importiert worden. Sonderbarerweise scheint auf den Loyalty-Inseln bei ihrem Steinmangel nie die Sitte aufgekommen zu sein, aus den Schalen der *Tridacna* oder anderer dickschaliger mariner Mollusken Beilklingen herzustellen, wie dies doch an so vielen anderen Orten, so auf den nahen Neuen-Hebriden, der Fall gewesen ist.

Muschellager habe ich an den fast stets steilen Küsten der Loyalty-Inseln keine bemerkt. Meine Grabungen in Abris auf Maré und Lifou oder im Boden von Hüttenruinen hatten nur einen mehr als bescheidenen Erfolg. Es fanden sich außer marinen Mollusken, die als Nahrungsreste aufzufassen sind, nur *Placostylus*-Schalen mit Hobelloch, gelegentlich eine Topfscherbe caledonischen Ursprungs, Angelhaken aus dem Mundrand von *Placostylus*-Schnecken, wie sie heute noch vorkommen, Korallenzweige, wie man sie noch gegenwärtig zum Durchbohren von Kürbischalen verwendet, Schalenstücke von Muscheln mit Gebrauchsspuren, einige feine längliche aus Muschelschale hergestellte Messerchen, Taf. 2, Fig. 24, und ein Messerchen aus Flaschenglas.

Tumuli. PIROUTET¹ berichtet über Tumuli, denen er in Neu-Caledonien begegnet ist. Er fand einen solchen, ziemlich großen, auf dem Wege zwischen Ouégoa und Koumac und einen zweiten zwischen dem letztgenannten Orte und Gomen-Kaala. Aus der Angabe der Eingeborenen, daß darin ein „diable“ sei, schloß er auf einen Bestattungsort. Angaben über Höhe und Konstruktion dieser Tumuli macht er nicht. Er erwähnt auch einen weiteren Tumulus im Süden der Insel bei der Pointe Ma, der 1905 zerstört wurde, wobei untief menschliche Knochen, auf Steinplatten liegend, zum Vorschein gekommen seien. Welches Alter diese Tumuli haben, ist unbekannt. Über tumulusartige Gräber, mehr oder minder hohe Erdhaufen, über welche COOK, FORSTER, LABILLARDIÈRE und DE ROCHAS berichten, siehe den Abschnitt über Bestattungsbräuche. Von der Ile des Pins beschreibt COMPTON² mit einer Abbildung tumulusartige Bildungen, domförmige, auf dem Serpentinplateau zerstreute Erdhaufen, etwa 50 an der Zahl, mit einem Durchmesser von etwa 20 Fuß und einer Höhe von 6 bis 8 Fuß, aus loser Erde bestehend. Eine Grabung ergab nichts von Interesse, und die Eingeborenen wußten über ihre Bedeutung nichts auszusagen, so daß diese Bildungen zunächst rätselhaft bleiben.

Ich kenne persönlich keine caledonischen Tumuli, wohl aber solche auf Maré. Der schönste, dem ich begegnet bin, Taf. 3, Fig. 1, stand auf der höchsten Stelle (etwa 80 m) der gegen das Meer abfallenden Kalkmauer bei Pénélo an der Ostküste, mit prachtvollem Blick auf die ganze Insel. Sein Name ist „Ouapoulanod“, das heißt: „Was man von überall her sieht.“ Auf natürlicher Felsbasis erhebt sich ein Hügel von etwa 5 m Höhe, errichtet aus rohen Kalkblöcken von 30 bis 50 cm Durchmesser und gekrönt von einem aufrecht gestellten, rechteckigen, 1,25 m hohen Block, der wie ein kleiner Menhir sich präsentiert. Solche Tumuli existieren mehrere auf Maré; ein zweiter, den ich auf dem Plateau zwischen Pénélo und Tadine sah, ebenfalls aus Kalksteinen errichtet, war nur etwa 3½ m hoch und ohne bekrönenden Steinblock. Von den heutigen Eingeborenen werden diese Tumuli den sagenhaften Elétok zugeschrieben, welche vor der jetzigen Bevölkerung die Insel bewohnt haben und von späteren Einwanderern teils ausgerottet, teils zersprengt worden sein sollen. Der Name Elétok (von Ele = Kopf und Retok = Fürst) bedeutet

¹ PIROUTET, 134, p. 605; ² COMPTON, 36, p. 101–103.

nach einer Mitteilung des Herrn Missionars ET. BERGERET die wahren Häuptlinge oder Besitzer des Landes. Über Zeit und Bedeutung dieser Tumuli ist nichts bekannt. Aus der Erzählung der Eingeborenen über die Entstehung des oben beschriebenen Tumulus, ein Fürst habe den Auftrag gegeben, daß an einem bestimmten Tage jeder Mann einen Stein herbeibringe und daß dann zuletzt ein Jüngling ganz allein den großen bekrönenden Block darauf gesetzt habe, läßt sich nichts entnehmen. Ob es Erinnerungs-Siegeszeichen oder Bestattungsorte sind, bleibt daher einstweilen unbekannt. Von den Inseln Lifou und Ouvéa kenne ich keine Tumuli. Von den Neuen-Hebriden sind meines Wissens ebensowenig Tumuli bekannt. Tumulusartige Gruppen von runden oder länglichen Erdwällen in Aore sind von SPEISER¹ als alte Dorfstätten gedeutet worden.

Dolmen (Trilithons) werden von BROWN² für Neu-Caledonien erwähnt. Die Angabe erscheint mir zweifelhaft, zumal ARCHAMBAULT³, der lange Jahre auf die Erforschung solcher Dinge verwandt hat, sagt, man werde aller Wahrscheinlichkeit nach in Caledonien nichts Dolmen- oder Cromlech-artiges auffinden.

Steinreihen, Alignements. Unweit vom Orte Pam an der Nordwestecke der Insel ergießt sich der Diahot, der größte Fluß Caledoniens, mit einem ausgedehnten, von Mangroven bestandenen Ästuar ins Meer. Auf dem grauen, halbharten Boden dieser weiten sumpfigen Flußebene läßt sich rechtsufrig eine Steinreihe von über 200 m Länge verfolgen. Sie ist in ihrem größten Teile von NNW nach SSO gerichtet und biegt dann nach SO um. Die Steine folgen sich in Abständen von durchschnittlich 4 bis 5 m, bald weniger, bald mehr. Es sind, Taf. 3, Fig. 2, formlose, auf-gelesene Felsbrocken, aus Quarz oder alten Schiefen bestehend, mit Ausnahme eines einzigen, des vierten vom Südende der Reihe an gerechnet, der wie ein Meilenstein oder kleiner Menhir gestaltet ist (Fig. 3). Dieser ragt etwa 50 cm weit aus dem Schlamm Boden hervor, die anderen viel weniger; einige sind fast völlig im weichen Untergrund versunken. Im ganzen zählte ich 40 Steine; doch zeigten einige zu große Lücken an, daß Steine entfernt worden sind; man hat sie zur Stütze von Telegraphenstangen verwandt. LEMIRE⁴, der diese Steinlinie entdeckt hat, zählte im Jahre 1884 noch 45 Steine.

Nach übereinstimmender Aussage der Eingeborenen ist es ein Siegesdenkmal, und jeder Stein bedeutet einen gefallenen und verspeisten Feind, der größte den Häuptling. Unser Führer, ein Mann aus dem Stamm der Arama, der die Gegend von Pam und die Arama-Halbinsel bewohnt, behauptete, daß hier die Arama einen Sieg über die Nénéma, die Bewohner der nördlich vorgelagerten Inselchen, erföchten hätten. LEMIREs Gewährsmann, der offenbar ein Nénéma war, schrieb den Sieg demgemäß seinem Stamme zu. Immerhin ist als sicher anzunehmen, daß die Steinreihe in der Tat zur Erinnerung an ein kriegerisches Ereignis errichtet worden ist. LEMIRE berichtet nach Angabe von Dr. DAUZAT noch von einem zweiten Denkmal derselben Art in der Gegend von Bondé auf dem Plateau von Daquéboun, wo 142 in einer Reihe stehende Blöcke die Zahl der durch den Stamm der Bondé in einem Kampf gegen die Leute von Gomen, Koumac und Arama getöteten Feinde darstellen sollen. Das Alter dieser Steinreihen ist nicht mehr zu bestimmen; dasjenige des Denkmals am Diahot kann, angesichts der geologischen Verhältnisse des Ortes, kein sehr hohes sein. Diese caledonischen Steinreihen scheinen mir eine Analogie zu bilden zu den in weit größeren Dimensionen auftretenden Alignements der Bretagne (vgl. meine Arbeit⁵). Daß aufgestellte Steine getötete Feinde bedeuten, kommt auch in den nördlichen Neuen-Hebriden vor (SPEISER⁶).

¹ SPEISER, 165, p. 91; ² BROWN, 31, p. 115; ³ ARCHAMBAULT, 6, p. 291; ⁴ LEMIRE, 110, p. 143 und 148;

⁵ F. SARASIN, 146, p. 9; ⁶ SPEISER, 164 b, p. 49.

Etwas anderes sind die von PIROUTET¹ erwähnten Steinhaufen. Nach ihm sieht man nahe bei Kaala im Norden der Insel auf einer Strecke von mehreren Kilometern Länge verschieden große Steinhaufen, an kleine Tumuli erinnernd, bald in Gruppen, bald zerstreut und einzeln; sie sollen nach Angabe Eingeborener Zeugen eines Kampfes sein in alter Zeit zwischen Koumac und Gomen, wobei jeder Haufen die Stelle bezeichnen soll, wo einer gefallen ist. Möglicherweise verdanken diese Steinhaufen ihre Entstehung dem weitverbreiteten Glauben, daß man durch Werfen von Steinen auf die Stelle einer Mordtat den Geist des Gemordeten verscheuchen könne (s. P. SARASIN²). VIEILLARD und DEPLANCHE³ erwähnen Steinpyramiden an Orten, wo ein großer Krieger gefallen oder an der Stelle eines Sieges. Auch sollen solche errichtet werden an den Orten, wo die Träger eines toten Chefs ausgeruht haben; auf diese lege jeder Vorbeigehende einen Zweig. Steinhaufen in der Nähe von Totenstätten werden im Abschnitt über Bestattungsgebräuche erwähnt werden.

Petroglyphen, Felsgravierungen. G. GLAUMONT ist der Entdecker der neu-caledonischen Petroglyphen, die man, ohne ihr Alter feststellen zu können, als prähistorisch ansehen muß, da die heutigen Eingeborenen keine Kenntnis von ihrer Herstellung und Bedeutung mehr besitzen. GLAUMONT'S Entdeckung ist 1895 durch BONNEMÈRE⁴ angemeldet worden. Es handelt sich um Felsblöcke sehr verschiedener Größe, von ganz kleinen bis zu solchen von gewaltigen Dimensionen, die mit Gravierungen bedeckt sind, die vermutlich mit einem scharfen Steingerät eingegraben oder eingehämmert worden sind. Zwischen den Blöcken fand GLAUMONT Knochen und polierte Steingeräte, ganz oder in Fragmenten. BONNEMÈRE betont die Ähnlichkeit der caledonischen Felszeichnungen mit solchen der Megalithe in der Bretagne.

In neuerer Zeit hat sich dann M. ARCHAMBAULT mit großem Enthusiasmus dem Studium der Petroglyphen gewidmet und eine ganze Reihe von Arbeiten mit Abbildungen darüber veröffentlicht (3—12). Sie finden sich über die ganze Insel verbreitet, vom äußersten Norden bis zum Süden, und zwar in größerer Zahl an der Ost- als der Westküste, aber auch tief ins Gebirge hinein. An der Westküste, die zum guten Teil aus sedimentären Gesteinen besteht, sind die zur Anbringung von Petroglyphen geeigneten Felsarten, Serpentine, kristalline Schiefer und dergleichen, seltener als im Osten, wie denn auch die Petroglyphen in allen reinen Kalkgebieten, so auch auf den Loyalty-Inseln, fehlen. Nach ARCHAMBAULT sind die bevorzugten Plätze felsige Flußbette, Berghänge und die Küstenfelsen. Die skulptierten Blöcke stehen bald einzeln, bald in Gruppen. ARCHAMBAULT⁵ glaubte, an einzelnen Blöcken Glättung, ja Aufrichtung, Behauung und Transport derselben konstatieren zu können, aber er war ein sehr phantasiebegabter Mann, und die zahlreichen in der Literatur vorhandenen Abbildungen zeigen nichts als rohe, natürlich hingelagerte Blöcke oder anstehende Felsen. Ich habe in Caledonien auch nichts anderes gesehen.

Die meisten Figuren sind geometrischer Natur, und die Hauptmotive sind das Kreuz, die Spirale, der Kreis, das Oval und einfache Cupulae. Das Kreuz erscheint in den verschiedensten Formen, einfach, gerade oder schief gestellt, mit gegabelten Enden, mit mehreren Querbalken versehen usw., häufig ein- oder mehrfach umrahmt von konzentrischen Linien oder eingeschrieben in einen Kreis. Fast ebenso häufig erscheint die Spirale, einfach oder doppelt, von einer welligen Kreislinie oder von Strahlen umgeben. Weiter kommen nicht selten menschliche Darstellungen vor, meist stark stilisiert oder auch nur Teile des Menschen, ferner tierische, wie Vögel, Eidechsen und Schlangen oder auch pflanzliche Motive.

¹ PIROUTET, 134, p. 605—606; ² P. SARASIN, 150, p. 76—77; ³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 234—235; ⁴ BONNEMÈRE, 19, p. 63 ff.; ⁵ ARCHAMBAULT, 7, p. 521.

GLAUMONT (s. bei BONNEMÈRE ¹) ließ sich die Figuren durch Eingeborene deuten, die aber nicht die leiseste Kenntnis davon besaßen. Es verlohnt sich nicht, diese rein willkürlichen, auf zufälligen Ähnlichkeiten beruhenden Erklärungen wiederzugeben. PIROUTET ² spricht auf Grund der Aussage eines Eingeborenen die Meinung aus, die Figuren seien Tatauiermarken, was aber doch nur bedeuten kann, daß dieselben Symbole, wie auf den Steinen, auch auf die menschliche Haut übertragen werden und keine Erklärung ihrer Bedeutung gibt.

ARCHAMBAULT ³ sieht in den Kreuzen astronomische Symbole, Bezüge auf Sommer- und Wintersolstitien und Windrichtungen. Er nimmt Beziehungen zu den Skulpturen auf Dolmen Europas und zu Petroglyphen Amerikas an und glaubte sogar Schriftzeichen aus allen möglichen alten Alphabeten zu erkennen, natürlich eine reine Illusion. Er dachte ⁴ an eine verschwundene Rasse, die lange vor den heutigen Caledoniern die Insel bewohnt habe, später ⁵ an Abenteurer verschiedener Herkunft, die nach Caledonien gekommen seien, um Gold zu suchen und bei dieser Gelegenheit die Petroglyphen hinterlassen hätten. Auch LEENHARDT ⁶ sieht die Skulptursteine als Zeugen einer früheren prähistorischen Rasse an. Die Hauptgründe gegen eine Herstellung der Petroglyphen durch die Vorfahren der heutigen Eingeborenen findet ARCHAMBAULT ⁷ einmal in der künstlerischen Unfähigkeit der gegenwärtigen Caledonier, deren Zeichnungen auf Bambus einen sehr viel primitiveren Charakter zur Schau trügen und weiter im Fehlen jeder Tradition, die gravierten Felsen betreffend. Beide Gründe sind nicht stichhaltig. Traditionen können sich bekanntlich rasch verlieren, und es wird sicher nicht mehr lange dauern, bis der Eingeborene nicht mehr wissen wird, was eine gefundene Steinbeilklinge bedeutet, und er wird dann zweifellos auf die Frage nach deren Herkunft dieselbe Antwort erteilen, die ein caledonischer Chef Herrn ARCHAMBAULT auf die Frage nach der Autorschaft der Petroglyphen gegeben hat: „Der Teufel hat sie gemacht.“

Hierzu kommt, daß die Technik der Holzskulptur der Caledonier, die gegenwärtig auch im Verschwinden begriffen ist, wie die der Steinskulptur bereits erlosch, unverkennbare Verwandtschaft zeigt mit den Felsgravierungen. Ich erinnere besonders an die mit Bravour ausgeführten geometrischen Kreuzornamente auf den Seitentürbrettern der Hütten, die in einem späteren Abschnitt behandelt werden sollen.

Durchaus gegen die Annahme fremder Hersteller der Felsgravierungen scheint mir auch der Umstand zu sprechen, daß sie über die ganze Insel hin verbreitet sind bis in abgeschlossene Gebirgstäler hinein. Wären sie in irgend einer Landschaft oder einem Küstenstrich lokalisiert, so könnte eher mit einer gewissen Berechtigung auf ein fremdes Element geschlossen werden. Deshalb scheint mir auch die Annahme BROWNS ⁸, daß die Petroglyphen Caledoniens ihre Existenz alten polynesischen Einflüssen verdanken sollen, völlig hypothetisch.

Dagegen scheinen mir die caledonischen Petroglyphen verwandt mit den Felszeichnungen und den Skulpturen auf den steinernen Tschuringas der Australier zu sein. Es gilt dies namentlich für die konzentrischen Kreis- und Halbkreisfiguren und die Spiralen. Wenn man aber die Deutung der australischen Figuren liest, wie sie STREHLOW, 166, nach Aussage der Eingeborenen aufgezeichnet hat, wird man darauf verzichten, eigene Erklärungen ihres Sinnes zu versuchen, denn was der Eingeborene in diesen Zeichen sieht, wird auch der scharfsinnigste Europäer nicht zu erraten vermögen. Der Umstand aber, daß schon der Australier Steingravierungen auszuführen versteht, scheint mir ein Grund mehr zu sein, die caledonischen Petroglyphen den Vorfahren der heutigen Eingeborenen zuzuschreiben.

¹ BONNEMÈRE, 19, p. 64 ff.; ² PIROUTET, 134, p. 608; ³ ARCHAMBAULT, 6, p. 295; ⁴ ARCHAMBAULT, 3, p. 266; ⁵ ARCHAMBAULT, 7, p. 530; ⁶ LEENHARDT, 103, p. 9; ⁷ ARCHAMBAULT, 7, p. 517–519; ⁸ BROWN, 31, p. 115.

In neuester Zeit hat G. H. LUQUET das umfangreiche, von ARCHAMBAULT zusammengebrachte Photographien- und Abklatschmaterial caledonischer Petroglyphen einer kritischen Untersuchung unterzogen. Er gelangt zu demselben Schluß, wie ich, daß diese Petroglyphen ohne Zweifel eine Arbeit der eingeborenen Bevölkerung darstellen und als die älteste Manifestation caledonischer Kunst anzusehen sind. Dieselben Motive, sagt er ¹, kehren zum Teil auf Tatauiermarken, auf gravierten Bambusrohren und auf Hüttenskulpturen wieder; sie bilden zusammen einen Block homogenen Stils und sind der Ausdruck derselben Mentalität und desselben Rassencharakters.

LUQUET geht für seine Erklärung der Petroglyphen, von denen er eine große Zahl abbildet und analysiert, aus von den in ziemlich naturalistischer Weise dargestellten menschlichen Figuren. Durch Schematisierung und Stilisierung derselben, Vermehrung oder Verminderung der Teile, Repetition und Juxtaposition, Umrahmung mit konzentrischen Bordüren usw. leitet er die verschiedensten Figuren, zuletzt auch rein geometrische Muster, wie sie namentlich den Bambusgravierungen eigen sind, ab. Die ursprüngliche Bedeutung eines Motivs kann dabei völlig verloren gehen und die Stilisierung verschiedener Objekte zu einem ähnlichen oder sogar gleichen Resultate führen.

Namentlich das menschliche Gesicht hat nach LUQUET ² zu einer Menge verschiedener Figuren Anlaß gegeben. Er unterscheidet ein „Ensemble facial“, Gesicht mit Kontur, ein „Ensemble frontal“, Gesicht ohne Kontur, ein „Ensemble oculaire“, Oberaugenbogen und Augen ohne Nase, ein „Ensemble nasal“, Augen und Nase ohne Oberaugenbogen, eine „Ligne frontale“, Nase und Oberaugenbogen ohne Augen, weiter Ornamente, entstanden aus den beiden Augen allein oder nur aus einem Auge, aus Nase allein und Mund allein. Alle diese Motive können von konzentrischen Linien umrahmt und in der verschiedensten Weise miteinander kombiniert sein. Kreuzfiguren können nach ihm entstehen aus dem Ensemble frontal mit starker Entwicklung der Oberaugenbogen und Weglassung der Nasenflügel oder auch aus der Nase mit ihren Flügeln. Aus radartiger Zusammensetzung des Zentralteils des Ensemble frontal leitet er das Malteserkreuz ab. Die konzentrischen Kreise, als deren eine Wurzel er das Auge betrachtet, als eine andere das Gesicht mit umgebenden Parallellinien, tragen häufig außen einen Strahlenkranz. Die Strahlen können nach ihm Haare bedeuten, aber auch vielleicht manchmal von der Sonne abgeleitet sein, andere Figuren vielleicht von Blumen. Die Spirale, einfach oder mit Strahlen versehen, betrachtet er als eine bloße Variante der konzentrischen Kreise, entstanden durch fehlerhafte Verbindung der Kreislinien. Zum Verständnis des Gesagten ist es unbedingt notwendig, LUQUETS analytische Bilder zu konsultieren.

Es erscheint mir zweifellos, daß LUQUET für sehr viele Motive der Petroglyphen die richtige Ableitung gefunden hat, aber bei alledem wissen wir noch nicht das mindeste darüber, was der Eingeborene selber sich bei diesen Darstellungen gedacht hat. Auch halte ich es trotz LUQUETS Deutungen nicht für ausgeschlossen, daß doch gewisse Kreuze als Sonnensymbole (s. P. SARASIN ³) aufgefaßt werden könnten, wie auch die Sonnenbildchen mit Strahlen, und daß die Spirale, die häufig von einer welligen Linie oder von Strahlen umrahmt ist, ein Blitzsymbol darstellen möchte.

Nach LUQUET ⁴ haben sehr wenige Petroglyphen, wo sie auch vorkommen mögen, eine religiöse Bedeutung. Sie sind nach ihm, speziell die caledonischen, nichts anderes als die Graffiti und Wandbeschreibsel unserer Zeit, bloße Zeichen der Anwesenheit einer Person. Damit scheint mir nun freilich die große, sicher oft viele Stunden beanspruchende Arbeit, die auf die Herstellung der

¹ LUQUET, II 5, p. 153 und 97; ² LUQUET, II 5, p. 113 ff.; ³ P. SARASIN, 150, p. 73; ⁴ LUQUET, II 5, p. 155.

mit den primitiven Geräten sicher mühsam auszuführenden Felsgravierungen verwendet wurde, schwer vereinbar zu sein, und es dürfte doch mehr dahinter stecken als die bloße Spielerei, seine Anwesenheit zu markieren. Viele gravierte Felsen befinden sich überdies an abgelegenen Orten, die man eigens aufsuchen muß. Ich möchte doch glauben, daß die skulptierten Felsen heilige Stätten bezeichnen. An solchen hängt der heutige Eingeborene als Zeichen seines Respekts einen Lappen auf; vielleicht hat er früher seine Achtung vor dem Dämon des Ortes durch eine Gravierung auf dem Felsen kundgegeben oder auch eine Bitte in der Art der Votivbilder ausgedrückt. Wir wissen es nicht, aber so wenig die australischen Tchuringa-Gravierungen einer mystischen Bedeutung entbehren, wird eine solche auch den caledonischen Petroglyphen nicht gefehlt haben.

Neben den eingegrabenen Petroglyphen sind Steinarbeiten in Relief sehr selten. LUQUET¹ erwähnt nur deren vier, von denen drei mit dem Bilde einer Eidechse, die vierte mit einem menschlichen Gesicht dekoriert sind. Auf einige derselben hat schon ARCHAMBAULT² aufmerksam gemacht.

Auf den Neuen-Hebriden, und zwar auf Aneityum, sind durch W. GUNN Petroglyphen bekannt geworden; sie sind dort in vulkanische Blöcke eingegraben und stellen sowohl Tiere, als geometrische Figuren dar. In SPEISERS³ Atlas sind einige dieser gravierten Felsen nach Aufnahmen von GUNN wiedergegeben. Man erkennt Vögel, Fische, Schildkröten, Krebse, Fußfiguren und von geometrischen Ornamenten Spiralen mit oder ohne zwei hakenförmige Verlängerungen, zuweilen von einem Strahlenkranz umgeben. GUNN spricht von Sonnen- und Mondbildern und denkt an Astralkult. Eine Verwandtschaft dieser Petroglyphen von Aneityum mit den caledonischen ist um so eher möglich, als zweifellos Beziehungen zwischen Neu-Caledonien und den südlichen Hebriden-Inseln bestehen.

Entdeckungs-, Missions- und Kolonisationsgeschichte.

Die Entdeckungsgeschichte Neu-Caledoniens und die Geschichte seiner Missionen sind so oft beschrieben worden, daß sie hier nur kurz in Erinnerung zu rufen sind. Die Entdeckung geschah am 5. September 1774 durch JAMES COOK, der mit der „Adventure“ und der „Resolution“ bei Balade an der nördlichen Ostküste landete und der Insel ihren Namen gab, worauf er der Ostküste entlang südwärts gegen Neu-Seeland zu segelte. COOK war begleitet von den beiden FORSTER, Vater und Sohn. Fast 20 Jahre später, 1793, landeten an demselben Orte die „Recherche“ und die „Espérance“ unter BRUNI D'ENTRECASTEAUX und HUON DE KERMADEC mit LABILLARDIÈRE an Bord, nachdem sie, der Westküste folgend, nordwärts gesegelt waren und den Verlauf des großen Barrierenriffs verfolgt hatten. Um dieselbe Zeit, 1793, entdeckte Kapitän KENT die Bucht von St. Vincent an der südlichen Westküste.

D'ENTRECASTEAUX hat auch das Beupré-Riff in der nördlichen Fortsetzung der Loyalty-Reihe aufgefunden. Die Insel Maré ist im Jahre 1800 vom Schiff „Walpole“ (Kapitän BUTLER) und 1803 von der „Britannia“ gesichtet worden; 1827 hat dann DUMONT D'URVILLE die ganze Kette der Loyalty-Inseln geographisch festgelegt, ohne daß aber eine Landung unternommen worden wäre. Wer den Namen „Loyalty-Inseln“ erfunden hat, ist nicht bekannt.

Auf die Entdeckungszeit der großen Seefahrer folgte zunächst eine wenig ruhmvolle Periode. Walfischfänger, Sklavenhändler und nach der Entdeckung des Sandalholzes zu Beginn der 40er Jahre Sandalhändler liefen die Küsten an, Tauschhandel treibend. Es waren dies zum guten Teil Elemente aller rücksichtslosester Art, die ohne Scheu auf friedliche Eingeborene schossen

¹ LUQUET, II 5, p. 77 und 80; ² ARCHAMBAULT, 8, p. 259; ³ SPEISER, I 65, Taf. 107 und p. 361.

und sich Übeltaten aller Art erlaubten. So lernten die Eingeborenen Europa unter einem Zerrbild der Zivilisation kennen. Kein Wunder, daß sie sich zur Wehr setzten, und nicht wenige Schiffe haben ihre eigenen Frevel oder die ihrer Vorgänger durch blutige Überfälle und Zerstörung büßen müssen, an den caledonischen Küsten sowohl, als auf der Ile des Pins und auf Maré. In manchen Fällen haben freilich auch die Raub- und Mordsucht der Eingeborenen und ihre kannibalischen Gelüste zu Überfällen geführt, ohne daß ein Verschulden von europäischer Seite vorgelegen wäre. Trotzdem gelang in den 40er Jahren eine Ansiedelung friedlicher Sandalhändler auf der Ile des Pins. Die gebrachten Tauschartikel bestanden vornehmlich in Eisenäxten, Gewehren, Tuch und Tabak.

Mission. Im Jahre 1843 erschien auch die katholische Mission von der Société des Pères de Marie. Diese maristische Mission setzte sich zunächst in Balade fest und errichtete dort eine Station. Anfangs ging alles scheinbar friedlich seinen Gang. Als aber die Mission in den Besitz eines großen Warenlagers kam, das die Begier der Eingeborenen reizte und überdies eine mörderische Epidemie ausbrach, deren Ursache auf die Anwesenheit der Fremden geschoben wurde, ist 1847 die Station überfallen, geplündert und verbrannt worden. Die Missionare verloren einen der ihrigen und retteten sich südwärts nach dem nahen Pouébo, wo die Mission gleichfalls eine Niederlassung gegründet hatte. Auch hier aufs äußerste bedrängt, verdankten sie ihre Rettung dem gerade in diesem Moment in diese Gewässer gelangten Schiffe „La Brillante“, das sie nach Sydney in Sicherheit brachte. Im Jahre 1848 setzte sich dann die Mission auf der Ile des Pins fest. Von dort aus wurde ein neuer Versuch in Balade unternommen, der abermals mißlang, so daß die Missionare mit etwas über 20 Getauften entfliehen mußten. Nicht anders erging es einer Niederlassung in Hienghène und einer in Yaté im äußersten Süden. So zog sich die Mission nach der Ile des Pins zurück, und die Neophyten wurden nach Futuna in den Neuen-Hebriden verbracht. Von dort aus wurde 1852 mit diesen getauften Caledoniern nach Balade zurückgekehrt und dort eine von nun an dauernde Station gegründet. Von der im Herbst 1853 erfolgten Besitznahme der Insel durch Frankreich an durfte sich die Mission eines wirksamen Schutzes erfreuen. In der Mitte der 50er Jahre wurden die Stationen St. Louis und Conception bei Nouméa gegründet, in denen christliche Eingeborene aus allen Inselteilen Aufnahme fanden. Etwas vor 1854 begannen die Maristen eine Station in Ouagap anzulegen. Wohl fehlte es auch in der Folge nicht an Angriffen, so 1856 auf St. Louis, gegen Ende der 50er Jahre in Hienghène durch den Grandchef Bouarate, der durch die Exploitation seiner Untertanen zugunsten der Mission verärgert war, 1860 auf die Christen in Pouébo, 1862 auf die Missionsstation und den christlichen Stamm von Touho und andere mehr, aber alle solche Taten sind durch Expeditionen von seiten der Kolonialregierung bestraft worden (s. für die Geschichte der katholischen Mission die Arbeiten von BRAINNE, 29, MONTROUZIER, 123, SCHREINER, 159, PIONNIER, 133, u. a.).

Noch etwas vor der katholischen Mission begannen die Protestanten ihre Arbeit, freilich zunächst nicht durch europäische Missionare, sondern durch bekehrte polynesischen Eingeborene. Schon 1841 wurden zwei samoanische Lehrer durch die Londoner Pazifische Mission nach Maré gebracht. Erst 1854 folgten zwei englische Missionare, und schon zu Ende der 50er Jahre zählte man auf der westlichen Inselhälfte etwa 3000 Christen, während die östliche Hälfte von Maré sich feindlich verhielt und, als in der Mitte der 60er Jahre römische Priester nach der Insel kamen, zum Katholizismus überging. Die Religionskriege, die in Maré folgten, bildeten nur die Fortsetzung uralter Stammesfehden.

Lifou wurde zunächst von Maré aus zu Beginn der 40er Jahre durch eingeborene Lehrer missioniert und war schon zum guten Teil christlich, als die Insel 1859 zwei englische Missionare erhielt. Ungefähr um dieselbe Zeit erschienen auch römische, worauf Rivalitäten und Streitigkeiten

entstanden. Die Loyalty-Inseln waren damals noch von keiner europäischen Macht offiziell in Besitz genommen worden, und der wachsende englische Einfluß begann der französischen Kolonialregierung in Nouméa bedenklich zu erscheinen. So wurde 1864, wie es scheint, von den römischen Priestern gerufen, eine militärische Expedition nach Lifou entsandt, das protestantische Dorf Képénée erobert und geplündert, ein Militärposten hingesetzt und die Insel, wie auch etwas später Maré, dem französischen Kolonialbesitz einverleibt. Die protestantische Lehre wurde dann eine Zeitlang mit allen Mitteln zu unterdrücken gesucht, ihre Kirchen geschlossen und den englischen Missionaren, sowie den eingeborenen Lehrern, ihre Tätigkeit äußerst erschwert. Nach 1869 trat dann eine Besserung ein, nachdem eine neutrale Kommission die Sachlage und die Beschwerden der Protestanten geprüft hatte. M' FARLANE, 119, der englische Missionar auf Lifou, hat in einem Werke über die Geschichte der Lifou-Mission die Ereignisse, die sich damals auf den drei Loyalty-Inseln abspielten, eingehend geschildert; ob ganz unparteiisch, kann ich nicht beurteilen. In der Folge sind dann die englischen Missionare der Loyalty-Inseln nach und nach durch solche der Mission évangélique de Paris ersetzt worden. Heute gibt es dort keine Heiden mehr. Die überwiegende Mehrzahl der Eingeborenen ist protestantisch, ein kleinerer Teil katholisch.

Auch in Neu-Caledonien begann die protestantische Missionsarbeit durch eingeborene samoanische Lehrer. Die ersten, gegen 1840 durch den „John Williams“ gebrachten Polynesier wurden ermordet. Es folgten Loyalty-Lehrer, die teilweise das gleiche Schicksal erlitten oder nach Maré zurückkehren mußten, aber trotz allen Schwierigkeiten, zu denen sich die Opposition der katholischen Mission gesellte, gaben die Loyalty-Leute ihre Arbeit nicht auf, die auch an manchen Orten Erfolg zu haben begann. So verlangten im Jahre 1896 250 Houaïlou-Leute einen protestantischen Missionar, welchem Wunsch erst gegen Ende des Jahrhunderts entsprochen wurde. Heute ist die Siedelung „Do Néva“ bei Houaïlou das Zentrum der protestantischen Mission. Nach einer Angabe von LEENHARDT ¹ betrug 1909 die Zahl der Protestanten über 4000 (vgl. über die protestantische Mission die Arbeiten von TURNER, 167, MURRAY, 126, M' FARLANE, 119, DELORD, 40, LEENHARDT, 103, RAY, 135, usw.).

Im Jahre 1862 schrieb DE ROCHAS ², es seien in Caledonien noch $\frac{9}{10}$ der Bevölkerung heidnisch. Heute ist die Zahl der Ungetauften eine sehr kleine geworden; es gibt deren noch in den Bergdistrikten und im Kanala-Tal. Freilich ist die Christianisierung teilweise eine sehr oberflächliche, eine dünne Schale, aus der der alte Heide überall herausguckt. Der traurige Rückgang der caledonischen Bevölkerung ist leider auch durch die Missionen nicht verhindert, nur stellenweise verlangsamt worden.

Wenn man die Kulturerfolge der beiden rivalisierenden Missionen, der durch zahlreiche Priester vergegenwärtigten römischen und der durch ganz wenige vertretenen protestantischen vergleicht, so wird der unparteiische Beobachter nicht umhin können, die der protestantischen höher einzuschätzen. Bei den katholischen Stämmen des Nordens, mit denen ich in Berührung kam und denen unsere Hausdiener und Träger angehörten, hatte ich den Eindruck, daß außer dem gelegentlichen Besuch der Messe kaum viel weiteres von ihnen verlangt werde. Ihre Wohnungen, Sitten und Anschauungen schienen mir kaum eine Änderung erfahren zu haben. Eine Ausnahme hievon machen die beiden schon genannten Stationen St. Louis und Conception bei Nouméa, wo in der Tat bessere Wohnungen, Arbeiten der verschiedensten Art, verschiedene Ateliers, ja sogar eine eingeborene Druckerei eingeführt worden sind, Jeder lesen und schreiben kann.

Dagegen suchen die Protestanten allgemein durch regelmäßige Arbeit Wohlstand hervorzuufen, hygienische Verbesserungen in Wohnung, Kleidung und Ernährung einzuführen, allerlei

¹ LEENHARDT, 103, p. 79; ² DE ROCHAS, 145, p. 287.

Handwerke zu lehren, Familien- und Eheverhältnisse auf eine höhere Stufe zu heben, Abstinenz rigoros vorzuschreiben, und das Lesen, wenn auch nicht immer das Schreiben, zum Gemeingut zu machen.

Kolonisation. Am 24. September 1853 wurde in Balade die feierliche Besitzergreifung Neu-Caledoniens durch Frankreich erklärt, wenige Tage später die der Ile des Pins. Schon damals lag der Gedanke vor, die Insel als Deportationsort für Sträflinge zu verwenden. 1854 wurde Port de France, später in Nouméa umgetauft, gegründet, zunächst nur ein Blockhaus und Baracken für eine kleine Garnison. Am 20. Januar 1855 erfolgte eine offizielle Deklaration, laut welcher die Rechte der Eingeborenen geschützt, die Ländereien der Stämme und Dörfer unantastbares Eigentum derselben bleiben sollten. Eine solche Abgrenzung konnte damals nur rein theoretischen Wert haben, da das Innere der Insel noch völlig unbekannt war. Wir werden später sehen, daß das Gouvernement sich in der Folge wenig um diese Deklaration gekümmert hat. 1864 wurde der erste Sträflingstransport nach der Insel verbracht, und es sind dann in den etwas mehr als drei Dezennien, während welcher dieses System andauerte, viele Tausende von Verbrechern nach Neu-Caledonien exiliert worden.

Von Anfang an sahen die Eingeborenen, was im Grunde selbstverständlich ist, die Festsetzung einer fremden Macht in ihrem Lande mit feindlichen Augen an. Es zeigte sich diese Stimmung deutlich in den zahlreichen Mordtaten und Überfällen, zunächst in der Umgebung von Nouméa, und je weiter sich die Besiedelung durch Kolonisten ausdehnte, auch an anderen Orten. Es würde zu weit führen, hier alle die Überfälle auf Schiffe, Militärposten, Kolonisten, Missionsstationen oder einzelne Reisende, namentlich Goldsucher, zu erwähnen. Man mag das bei PATOUILLET, 132, oder bei SCHREINER, 159, nachlesen. Fast immer folgte auf eine solche Missetat eine blutige Strafexpedition mit Zerstörung von Dörfern und Pflanzungen und Einzug von Ländereien. Es gereicht den Caledoniern wahrhaftig nicht zum Ruhm, daß sich immer Stämme finden ließen, die unter französischer Führung gegen einen aufständischen zu Felde zogen und sich wie Raubtiere auf ihre Brüder stürzten, indem der Stammeshaß sich als stärker erwies als der gegen die fremden Eroberer. Die Folge dieser lokalen Aufstände war dann eine über das Land gelegte Kette von Militärposten, die heute nicht mehr besteht. Eine Schwierigkeit für die Kolonie ergab sich auch aus dem Umstand, daß australische oder englische Schiffe den Eingeborenen Waffen lieferten, wobei es an Aufstiftungen gegen die französische Herrschaft nicht gefehlt zu haben scheint. Das war namentlich in Hienghène der Fall, dessen Häuptling, Bouarate, von den Australiern gewonnen und als König von Caledonien in Sydney präsentiert worden war. Auf seine Missetaten hin wurde dieser Bouarate 1858 nach Tahiti exportiert, von wo er nach 5 Jahren, als er Frankreichs Freund geworden war, zurückkehrte und wieder in seine Rechte eingesetzt wurde. Ein Aufstand in Hienghène ist 1859 blutig unterdrückt worden, wobei drei Engländer erschossen wurden.

In den 60er Jahren war der mächtige Häuptling Gondou auf der Westseite des Hienghène-Gebirges der gefährlichste Feind der Kolonie. Er überfiel mehrfach die Frankreich treuen Dörfer, auch europäische Kolonisten, bis er 1869 durch Offiziere mit eingeborenen Truppen getötet werden konnte.

Auf Gondous Untergang folgte eine relativ ungestörte Periode bis zur großen Insurrektion des Jahres 1878 unter Führung des Chefs Ataï. Das war nun in der Tat ein sehr ernstlicher Versuch, das fremde Joch abzuschütteln, ein Versuch, der vorübergehend hätte Erfolg haben können, wenn nicht die treu gebliebenen Stämme von Kanala, Nakéty, Thio und Houaïlou sich auf Seite der Franzosen gestellt hätten. Der Aufstand erstreckte sich über einen großen Teil der Westküste, aus der Gegend von Bouloupari und Lafoa nordwärts bis weit über Bourail hinaus bis

La Poya und Gomen; er dauerte fast ein Jahr, von Juni 1878 bis gegen April 1879, und kostete 189 Europäern das Leben. Die Rache war furchtbar; die ganze Westküste wurde sozusagen entvölkert, alle feindlichen Dörfer in Asche gelegt. Die wenigen Überlebenden in den aufständischen Gebieten wurden nach der Ile des Pins (670) und nach den Belep-Inseln verbannt; 1894 amnestiert, durften sie zurückkehren, mußten sich aber, da ihr ganzer früherer Landbesitz vom Gouvernement war eingezogen worden, auf fremdem, nun Kolonisten gehörigem Grund und Boden ansiedeln (s. den anonymen Bericht über die Insurrektion, 88, oder die Arbeit von RIVIÈRE, 139).

Auf diese Lektion folgte eine lange Ruhepause, und nichts ließ erwarten, daß der caledonische Rachegeist noch einmal sich erheben werde. Den Anlaß gab der Weltkrieg, als die Insel von waffenfähigen Männern fast entblößt war. Die nie ganz eingeschlummerte Unzufriedenheit scheint zum Teil durch das Aufgebot Eingeborener zum Krieg geweckt worden zu sein. Noël, Chef von Pamalé am Tchingou-Massiv, war die Seele dieses 1917 ausgebrochenen Aufstands. Die revoltierte Region erstreckte sich im zentralen Bergland von den Tälern von Voh und Koné im Westen bis in das des Tipindjé-Flusses im Osten. Einige Kolonistenfamilien sind ermordet worden. Es gelang den Aufständischen, sich mehrere Monate zu halten, bis sie schließlich gezwungen wurden durch einige Soldaten, mobilisierte Kolonisten und Hilfsvölker von Kanala, Houailou, Ponérihouen und Ni. Noël, von diesen gefangen, wurde hingerichtet mit anderen Schuldigen.

Wenn wir uns nun fragen, welches die Ursachen davon sein mögen, daß die Eingeborenen zum guten Teil den Europäern gegenüber nicht wohl gesinnt sind, so sind es deren verschiedene. Zunächst der Antagonismus der Rassen, der Haß gegen die fremden Eindringlinge, welche die Herrschaft an sich gerissen und die alte Unabhängigkeit in Untertanenschaft verwandelt haben. Der Stolz der Caledonier, namentlich der alten Häuptlingsfamilien, verwindet das schwer; die Loyalty-Leute sind in dieser Hinsicht viel fügsamer. Trotzdem würde sich mit der Zeit ein besseres Verhältnis entwickelt haben, wenn nicht von seiten der Kolonialregierung manche Ungerechtigkeit und Ungeschicklichkeit verübt worden wären. In erster Linie gehört hierher die Wegnahme früher garantierter Ländereien, nicht nur zur Strafe nach Aufständen, sondern auch im Frieden. Die Entschuldigung, daß bei dem starken Rückgang der Bevölkerung an Zahl ihr Landbesitz überflüssig groß geworden sei, hat bei den Eingeborenen kein Gewicht und das um so weniger, als häufig auf dem entfremdeten Lande die für die Caledonier unverletzlichen Ruhestätten ihrer Toten sich befanden. Es sind namentlich die enormen Landbedürfnisse der Zuchthausverwaltung, der Pénitenciaire, gewesen, welche zu solchen Enteignungen geführt haben. Diese brauchte gute Ländereien zur Ansiedelung aus dem Gefängnis entlassener, aber noch unter Polizeikontrolle stehender Sträflinge, sogenannter Libérés, die nach Ablauf einer Zuchthausperiode noch doppelt so lange als ihre Verurteilungszeit im Lande verbleiben müssen, das heißt in den meisten Fällen für immer. Auch die Revolte von 1878 ist teilweise dadurch bedingt gewesen, daß die Abgrenzung des Landbesitzes der Stämme um Lafoa gegen den der Pénitenciaire die Eingeborenen verletzt hatte.

Nach der Kommune in Paris wurde vom dortigen Ministerium aus verfügt, es sei die ganze Ile des Pins von Eingeborenen zu räumen, um den Deportierten Platz zu machen. Die Eingeborenen, die so intensiv an ihrem Heimatlande hängen, sollten zur Auswanderung gezwungen werden. Ihre Weigerung rührte den Gouverneur so weit, daß nur ein Teil der Insel geräumt werden mußte. Nach dem Wegzug dieser politisch Verurteilten, deren Zahl über 3000 betrug, erhielt 1879 die Ile des Pins den Rest der Aufständischen zur Besiedelung und nach deren Amnestie wurde eine Kolonie von Sträflingen dorthin verpflanzt, und all das geschah, trotzdem

die Eingeborenen der Ile des Pins niemals dem Gouvernement Schwierigkeiten bereitet haben (LAMBERT ¹).

Auch nach der Aufhebung Neu-Caledoniens als Verbrecherkolonie hörte die Enteignung eingeborener Ländereien keineswegs auf, denn 1909 schrieb LEENHARDT ², seit 6 Jahren seien wiederum 3500 Hektaren der eingeborenen Reserven von der Domäne zurückgenommen worden.

Eine große und viel Verdruß machende Belästigung der Eingeborenen bildeten früher die großen, frei herumschweifenden Viehherden der Kolonisten, welche die Pflanzungen zerstörten. Ein alter Kolonist, der die Revolte von 1878 noch miterlebt hatte, bezeichnete mir sogar den Viehschaden als eine wesentliche Ursache derselben. Heute müssen die Herden nach Vorschrift eingehgt werden; man trifft aber noch oft genug frei sich herumtreibendes Rindvieh. Sehr verhaßt waren und sind den Eingeborenen die erzwungenen Arbeitsleistungen für die Kolonie an Straßen und anderen öffentlichen Werken, wenn sie auch, wie es scheint, heute bezahlt werden.

Im ganzen muß man leider sagen, daß sich das Gouvernement recht wenig um das Wohl der Eingeborenen gekümmert hat. In sanitärischer Beziehung wurden sie bis vor kurzer Zeit fast völlig vernachlässigt, wenn nicht schwere Epidemien ein Eingreifen nötig machten. Für den Unterricht ließ man im großen und ganzen die Missionen sorgen. Staatliche Schulen wurden gelegentlich geschaffen, so schon in den 60er Jahren eine in Kanala. Europäische Lehrer, die Sprache beherrschend, waren aber nicht zu finden; so mußte der Unterricht Eingeborenen überlassen werden. Die meisten staatlichen Schulen sind bald wieder eingegangen. Eine Besserung brachte die Gründung von Lehrerschulen in Netché (Maré) und Oué (Lifou). Die daraus hervorgegangenen Zöglinge leiteten 1908 nach ARCHAMBAULT ³ etwa 10 staatliche Schulen, von denen 7 auf den Loyalty-Inseln sich befinden.

Die heutige Organisation der Eingeborenen. Das offizielle Kontrollorgan sowohl der in ihren Reserven lebenden Eingeborenen, als der bei Kolonisten und Minenunternehmungen in Dienst stehenden ist die „Administration des Affaires Indigènes“ in Nouméa. Ihre Unterorgane bilden die Gendarmerieposten in den Hauptorten der Arrondissements. Diesen direkt unterstellt sind die Grandchefs der Stämme. Die Grandchefs werden heutzutage vom Gouvernement bezahlt und gewählt, womöglich unter Berücksichtigung der alten Familienrechte, aber nicht selten mit Umgehung derselben, wenn das erbliche Haupt aus irgendeinem Grunde nicht genehm ist. Ihre Macht ist sehr groß. An Stelle der alten familial-demokratischen Regierungsform befördert die Administration Absolutismus und Gehorsam. Bezeichnend hierfür ist eine von LEENHARDT ⁴ wiedergegebene Aussage eines Grandchefs: „Wenn wir Chefs in unserer Sprache reden, nennen wir unsere Leute Brüder, wenn französisch Untertanen.“ Die Grandchefs tragen bei feierlichen Anlässen gestickte Uniformen mit Medaillen und goldenen Tressen in verschiedener Zahl, je nach ihrer Würde; sie sehen darin meist aus wie verkleidete Affen. Im Dorfe gehen sie wie andere Eingeborene gekleidet, die der Loyalty-Inseln stets in europäischer Tracht. Die Regierung ernennt nicht nur die Chefs, sondern sie teilt auch willkürlich Stämme in Unterstämme oder vereinigt Heterogenes und befördert auf diese Weise die völlige Auflösung der alten sozialen Organisation. Der Grandchef referiert dem Brigadier, dem Haupt des Gendarmeriepostens, über alle Vorkommnisse im Stamm, zeigt Geburten und Todesfälle an, zieht die Kopfsteuer, 15 Franken für einen erwachsenen Mann, ein, wovon er den zehnten Teil erhält, liefert die Arbeitskräfte für Kolonisationsarbeiten, wofür er wiederum mit einer Prämie belohnt wird.

Der Eingeborene erfreut sich somit nur einer sehr relativen Freiheit; er darf seine Zirkumskription nicht verlassen ohne Erlaubnis des Brigadiers; es wird über ihn disponiert (vergleiche

¹ LAMBERT, 99, p. 268 ff.; ² LEENHARDT, 103, p. 14; ³ ARCHAMBAULT, 5, p. 497; ⁴ LEENHARDT, 107, p. 48.

auch LEENHARDT, 103). Es ist verständlich, daß die Missionen diesen starken Eingriffen in die persönliche Freiheit der Eingeborenen nicht sympathisch gegenüberstehen und diese zu schützen suchen.

Was nun den moralischen Einfluß der Zivilisation angeht, so ist dieser leider kein günstiger gewesen. In erster Linie sind hierfür die Libérés verantwortlich zu machen, welche oft in sehr intimem Kontakt mit den Eingeborenen lebten, in großem Maße die Trunksucht durch Lieferung von Schnaps beförderten, die sittlichen, für die Jugend geltenden Verbote erschütterten und durch ihr ganzes Wesen den Respekt vor dem Weißen gründlich zerstörten. Das Deportationssystem ist überhaupt zu einem Fluch der Kolonie geworden. Am Alkoholismus sind aber auch viele Kolonisten Schuld, denen als Geschäftsprinzip galt — ob das heute noch so ist, weiß ich nicht — daß der ausbezahlte Lohn in Alkohol umgesetzt werden muß. Die für die Prosperität der Kolonie so ungemein wichtige, mit Ende der 70er Jahre aufblühende Nickelindustrie ist gleichfalls für die Eingeborenen verhängnisvoll geworden. In den Minendörfern gehen sehr viele durch Alkoholismus und allerlei Krankheiten zugrunde, und die in ihren Stamm zurückkehrenden fühlen sich erhaben über die früher als unverletzlich angesehenen sozialen und moralischen Institutionen.

Es ist sehr viel an den Eingeborenen Neu-Caledoniens gesündigt worden. Mögen Regierung und Mission den noch übrig gebliebenen Rest vor völligem Untergang gnädig bewahren!

Auf den Loyalty-Inseln ist der Einfluß der Zivilisation viel weniger verderblich gewesen als in Caledonien. Der schlimme Einfluß der Sträflinge kam hier in Wegfall; auch waren die Inseln der europäischen Kolonisation mit allen ihren Folgeerscheinungen, wie Entzug von Ländereien und dergleichen, verschlossen. Der Alkoholismus konnte durch die Missionen und durch Einfuhrverbote gebändigt werden. Trotzdem sagt HADFIELD¹, die Eingeborenen seien, abgesehen von manchen Fortschritten in einigen Beziehungen, stark degeneriert. Europäische Kost, ohne Wahl genossen, zerstöre ihre Konstitution und ihre Zähne, die angenommene Kleidung, ohne Verständnis getragen, befördere Krankheiten, Einfachheit und Vertrauen seien mit Zivilisation und Handel gesunken.

Vermischung. Wenn auch formelle Ehen zwischen Weißen und Eingeborenen selten sind, so geht doch auf illegitimem Weg in Neu-Caledonien eine starke Vermischung vor sich. Viele Kolonisten haben schwarze Konkubinen. Solche Verbindungen sind meist fruchtbar. Daß die Mischlinge dennoch in Caledonien nur eine kleine Rolle spielen, hängt damit zusammen, daß sehr viele weiße Väter ihre Mischlingskinder nicht anerkennen, sondern mit der Mutter in den Stamm zurückschicken, wo sie dann wie Eingeborene aufwachsen. Gegen diesen Mißbrauch ist schon viel geschrieben worden, so von MONCELON² und anderen. Die Mischlinge von weißen Vätern und schwarzen Frauen — solche von weißen Frauen mit eingeborenen Männern sind seltenste Ausnahmen — sind durchaus wohlgebaut, fruchtbar und intelligent, wenn auch ihre moralischen Eigenschaften im allgemeinen nicht gerühmt werden. Ehen zwischen Mischlingen sollen selten sein, da der männliche Mischling gerne eine eingeborene Frau wählt, der weibliche einen weißen Mann (ARCHAMBAULT³). Die weiblichen Mischlinge sollen gute Ehefrauen abgeben.

¹ HADFIELD, 82, p. 217—218 und 221; ² MONCELON, 121, p. 10—11; ³ ARCHAMBAULT, 5, p. 495.

Bevölkerungszahl und -Abnahme.

In meiner Anthropologie der Neu-Caledonier und Loyalty-Insulaner ¹ habe ich ausführlich über die Bevölkerungsverhältnisse, die Verteilung der Stämme in der Insel und über die Ursachen der Abnahme gehandelt, so daß ich mich hier kürzer fassen kann. Man findet dort auch eine Karte mit den Wohngebieten der Stämme. Alle Autoren sind darin einig, daß die Zahl der caldonischen Eingeborenen, gegenüber von früher, stark abgenommen habe und daß die Rasse einem allmählichen Erlöschen entgegengehe. Wie stark aber die Bevölkerung vor der europäischen Okkupation gewesen ist, ist uns völlig unbekannt. Die Versuche, aus alten Kulturspuren, heute verlassenen, von Gras und Gestrüpp überwachsenen Taroterrassen und Wasserleitungen, Ignamenfeldern und Hochäckern oder im Buschwerk zerstreuten Kokosgruppen, die von alten Siedelungen herrühren müssen, die Höhe der früheren Bevölkerung feststellen zu wollen, können zu keinem Ergebnis führen, schon deshalb nicht, weil die Eingeborenen häufig alte Pflanzungen aufgeben und neue anlegen. Sie sagen nur so viel, daß an manchen heute menschenleeren Orten früher Bevölkerung vorhanden gewesen sein muß. Eine sehr hohe Zahl von Eingeborenen hat die etwas über 16000 Quadratkilometer große Insel schon darum wohl nie gehabt, weil ein guter Drittel derselben von der Serpentinformation eingenommen wird, welche jegliche Kultur ausschließt.

Eine Schätzung der früheren Bewohnerzahl auf 100000, wie wir es bei DURAND ² und DELORD ³ lesen, ist rein willkürlich, wie überhaupt alle Ziffern, die sich in der Literatur vor der ersten Zählung der Eingeborenen im Jahre 1885 durch die Kolonialregierung finden, nur sehr relativen Wert beanspruchen können. 1854 gibt BRAINNE ⁴ 50000 Einwohner an, 1860 DE ROCHAS ⁵ 45000 bis 50000, 1862 VIEILLARD und DEPLANCHE ⁶ 40000 bis 50000, aber mit Einschluß der Loyalty-Inseln, 1866 BOURGAREL ⁷ ebenso 50000, 1871 GARNIER ⁸ kaum 30000, dagegen 1873 PATOUILLET ⁹ etwa 40000, wahrscheinlich aber doppelt so viel, 1882 SCHREINER ¹⁰ etwa 70000, GIRIEUD und HERRENSCHMIDT ¹¹ für die Mitte des 19. Jahrhunderts 60000.

Wir dürfen vielleicht annehmen, daß zur Zeit der Okkupation die Bevölkerung zwischen 50000 und 60000 betragen habe, worauf aber dann rasch ein Niedergang folgte. Einen beträchtlichen Absturz brachten sicher die Insurrektion von 1878 und ihre Folgen mit sich.

Die Ergebnisse der offiziellen Zählungen Neu-Caledoniens, mit Einschluß der Ile des Pins im Süden und der kleinen Inselchen im Norden, ergaben folgende Zahlen:

1885	25975	Einwohner	1898	18819	Einwohner
1887	24868	„	1900	18309	„
1889	24047	„	1901	17128	„
1891	23090	„	1906	17015	„
1894	19309	„	1911	16902	„
1895	18718	„	1921	16194	„

Ganz genau sind diese Ziffern natürlich nicht, da auf den Angaben der Stammeshäupter beruhend; namentlich dürften die älteren zu niedrig sein. Sie lehren aber doch, daß in den letzten Jahrzehnten eine Verlangsamung der Abnahme eingetreten ist. Während von 1885 bis 1900 der Rückgang der Bevölkerung 7666 betragen hatte, zeigt er von 1900 bis 1921 nur einen solchen von 2115. Der beträchtliche Absturz von 1911 bis 1921 von 708 Personen dürfte zum Teil auf den Weltkrieg, an welchem Caledonier teilgenommen hatten und auf die Folgen der Insurrektion des Jahres 1917 zurückzuführen sein.

¹ SARASIN, 148, p. 1 ff.; ² DURAND, 42, p. 512; ³ DELORD, 40, p. 33; ⁴ BRAINNE, 29, p. V; ⁵ DE ROCHAS, 141, p. 402; ⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 71; ⁷ BOURGAREL, 24, p. 415; ⁸ GARNIER, 62, p. 215; ⁹ PATOUILLET, 132, p. 14; ¹⁰ SCHREINER, 159, p. 212; ¹¹ GIRIEUD und HERRENSCHMIDT, 68, p. 19.

Was die Loyalty-Inseln angeht, so zeigt die Statistik ein viel erfreulicheres Verhältnis. Im Jahre 1885 betrug die Bevölkerung der drei Inseln 11959, im Jahre 1921 10906; somit ergibt sich in dieser langen Zeit nur eine Abnahme um 1053 Personen. Dagegen verzeichnet die Zählung von 1926 bloß 9812 Bewohner der drei Inseln, somit in 5 Jahren eine Abnahme um 1094 Köpfe, also mehr als in der ganzen langen vorhergehenden Periode. Das erscheint kaum glaublich. Meiner Meinung nach handelt es sich nicht um eine wirkliche Abnahme, sondern um eine Verschiebung. Die Loyalty-Leute sind Wandervögel, die gerne auf Schiffen sowohl, als in Caledonien in den Minen, in den Häfen und anderen Arbeiten vorübergehende Beschäftigung suchen. Auch Frauen nehmen in Nouméa und anderwärts Stellung an. Wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß ein guter Teil dieser auf den Loyalty-Inseln fehlenden Personen in Caledonien mitgezählt worden sind, denn der dortige Zensus von 1926 gibt für die eingeborene Bevölkerung eine Zahl von 17103 an, also eine Zunahme seit 1921 um 909 Personen. Das bedeutet aber meiner Meinung nach keineswegs eine Zunahme der caledonischen Eingeborenen, so erfreulich eine solche auch wäre, sondern eine Zuwanderung von Loyalty-Leuten. Ich habe daher in der oben gegebenen Liste der caledonischen Statistik diese mir dubios erscheinende Ziffer von 1926 nicht aufgenommen.

Ich füge noch aus der Literatur einige Daten über lokale Abnahme der caledonischen Bevölkerung bei. LEGRAND ¹ berichtet, in den Tälern von Kanala und Nakéty hätten 1878 über 2500 Eingeborene gelebt, 1887 noch 1953. Der Zensus von 1911 gibt noch 1545. Vom Stamm der Pouébo erzählt GARNIER ², er nehme rapid ab, von 1500 im Jahre 1856 auf 700 bis 800 im Jahre 1864; 1911 zählte er noch 521 Seelen.

Eine fatale Sache für die Fortexistenz der caledonischen Rasse ist das Verhältnis der beiden Geschlechter. Nach der Zählung von 1911 kamen auf 6467 Männer nur 4822 Frauen, somit 1645 weniger, hierzu 5613 Kinder, wovon 3087 männlichen und nur 2526 weiblichen Geschlechts, 561 weniger. Die Statistik von 1926, von der ich nur einige von Herrn LEENHARDT für mich freundlichst in Paris kopierte Ziffern, aber nicht das ganze Material wie für 1911 kenne, gibt für die Erwachsenen bloß eine Differenz von 924 zu ungunsten des weiblichen Geschlechts, wonach sich das Verhältnis etwas gebessert zu haben scheint. Es ist immer noch schlecht genug, zumal nicht wenige junge Frauen dem natürlichen Geschlechtsverkehr dadurch entzogen werden, daß sie im Dienste von Kolonisten, nicht selten als deren Konkubinen, stehen. Notgedrungen müssen somit viele Männer ehelos bleiben.

Zur Zeit der Okkupation soll nach LEGRAND ³ die Zahl der Frauen größer gewesen sein als die der Männer, vielleicht, wie er denkt, infolge der häufigen Kriege, und DE ROCHAS ⁴ sagt 1862, die Zahl der Frauen sei um ein Weniges größer als die der Männer. Daß das Verhältnis ein anderes war als heute, dürfte auch daraus hervorgehen, daß früher bei den Begüterten, besonders den Häuptlingen, Polygamie Sitte war, was heute kaum mehr möglich wäre. Ein Überwiegen der männlichen über die weibliche Bevölkerung wird aber schon in den 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts von Autoren angemeldet. OPIGEZ ⁵ schätzt 1886 sogar das Verhältnis der Geschlechter im Mittel auf 3 zu 1, was aber sicher übertrieben ist. Das Dominieren der männlichen Bevölkerung hängt meiner Meinung nach nicht von einem Überwiegen der männlichen Geburten ab, wie GARNIER ⁶ annimmt, sondern von der schlechteren Behandlung, ja Tötung, die vielfach weibliche Kinder erfahren. Das mag früher anders gewesen sein, als die Stärke eines Stammes noch von größter Bedeutung für seine Existenz war, was bei den heutigen degenerierten Verhältnissen nicht mehr der Fall ist. Auch im späteren Alter wird auf die Gesundheit der Frau viel weniger Rücksicht

¹ LEGRAND, 108, p. 116; ² GARNIER, 62, p. 233; ³ LEGRAND, 108, p. 117; ⁴ DE ROCHAS, 145, p. 228; ⁵ OPIGEZ, 131, p. 428; ⁶ GARNIER, 62, p. 233—234.

genommen als auf die Bedürfnisse des Mannes. Es sind das Mißstände, die sich mit fortschreitender Zivilisation vielleicht beheben lassen.

Über die Ursachen des Rückgangs der caledonischen Bevölkerung, abgesehen von dem besprochenen Mißverhältnis der Geschlechter, ist sehr viel geschrieben worden. Eingeschleppte, früher unbekannte Krankheiten (s. den Abschnitt über Krankheiten), teilweise von sehr heftiger, epidemischer Natur, bilden sicher die Hauptursache der Abnahme. Hierzu die durch europäischen Einfluß veränderte Lebensweise, die aufgenötigte Kleidung, die sie nicht zu tragen verstehen, selten waschen, wenn naß geworden, am Leibe trocknen lassen und der Mißbrauch von Alkohol. Eine der verderblichsten Ursachen ist aber sicherlich in psychischen Momenten zu suchen, in dem bedrückenden Ohnmachtsgefühl gegenüber der europäischen Kultur und dem hierdurch bedingten Sinken des Lebensmutes. Schon LAMBERT¹ hat auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht. Alle die früheren Ideale der Caledonier sind zu nichte geworden. Viele Frauen wollen keine Kinder mehr, wie ich oft gehört habe, und zwar weit weniger aus dem in der Literatur vielfach angegebenen Grunde, daß Kindererziehung ihnen lästig sei und bei der langen Säugungsperiode sie am Besuch von Festen hindere, sondern weil es ihnen zwecklos erscheint, die Rasse fortzupflanzen. Kinderreiche Familien findet man nur in einigen Missionsgebieten. Ein ausgesprochener Wille zum Leben ist selten. Einen solchen fand ich bei einem Mann von Touaourou, der mir stolz erzählte, er habe sechs Buben und sein Bruder auch, und das sei nötig, sonst nähmen die Weißen noch alles weg.

Die Abnahme der caledonischen Bevölkerung geht heute, wie wir gesehen haben, langsamer als in früheren Jahren vor sich, aber sie geht doch unweigerlich ihren verhängnisvollen Gang. Andererseits verliert die Rasse mehr und mehr ihre körperliche Eigenart durch Vermischung mit europäischen Kolonisten, mit Tonkinesen, Japanern und anderen als Arbeiter in der Kolonie tätigen Elementen. Die Zahl der Mischlinge ist heute schon beträchtlich; in 50 Jahren wird vermutlich kaum mehr ein völlig reinblütiger Caledonier zu finden sein. Schon im Jahre 1870 hat DEPLANCHE² auf die Veränderung der Rasse durch Mischung aufmerksam gemacht. Allgemein wird angenommen, auch von den Caledoniern selbst, daß die früheren Generationen kraftvoller gewesen seien als die heutige, was wohl richtig sein mag, obschon man auch gegenwärtig noch herkulischen Gestalten begegnen kann.

Die Bewohnerschaft der Loyalty-Inseln ist, wie oben schon gesagt, in ihrer Zahl viel stabiler geblieben, abgesehen von durch Auswanderung erfolgten Verschiebungen und gelegentlichen Gründungen von Niederlassungen an der caledonischen Ostküste. Im Jahre 1911 betrug die Bevölkerung von Maré 3558, von Lifou 5592 und von Ouvéa 2023 Personen, total 11173; im Jahre 1921 gibt der Zensus für Maré 3269, für Lifou 5713 und für Ouvéa 1924 Bewohner an, total 10906. Dabei zeigt sich ein viel günstigeres Verhältnis der Geschlechter als in Caledonien. Im Jahre 1911 (für die späteren Zählungen habe ich keine genügende Analyse zur Verfügung) blieb die Zahl des weiblichen Geschlechts nur um 585 hinter der des männlichen zurück, in Maré um bloß 88, in Ouvéa um 185 und in Lifou um 312. Die wenigen Zahlen, die ich für 1926 besitze, lassen sogar einen Überschuß des weiblichen Geschlechts vermuten.

Frau HADFIELD³ schreibt 1920, die Geburten seien auf Lifou im Rückgang begriffen und viele Frauen seien kinderlos, was früher eine Seltenheit gewesen sei; sie sagt aber an anderer Stelle, die Bevölkerung bleibe jetzt fast stationär, was mir auch auf Maré bestätigt wurde. Wenn somit auch sicher keine Zunahme stattfindet, so steht doch der Loyalty-Bevölkerung allem Anschein nach noch eine lange Zukunft bevor. Dieses günstigere Verhältnis auf den Loyalty-Inseln

¹ LAMBERT, 99, p. 250; ² DEPLANCHE, 41, p. 193; ³ HADFIELD, 82, p. 182 und 193.

beruht eines Teils auf den im Kapitel über Kolonisation berührten Umständen, andererseits darauf, daß die Loyalty-Insulaner vermöge ihrer höheren Intelligenz bereitwilliger der europäischen Zivilisation und Christianisierung entgegengekommen sind.

Physiologisches.

Gehen. Auf den schmalen Pfaden marschirt stets einer hinter dem anderen; Fuß wird annähernd vor Fuß gesetzt, wobei die Fußspitze mehr nach innen als nach außen gerichtet ist. Es macht das eine Rotation des Beins und sogar eine leise Drehung des Rumpfes notwendig. BOURGAREL¹ sagt, wenn ein Bein vorgesetzt werde, mache die korrespondierende Rumpfhälfte die Bewegung mit, was dem Gang etwas Nonchalantes verleihe; dabei werde der Kopf hochgehalten und die Brust vorgestreckt. Die rotierende Bewegung beim Gehen ist schon von DE ROCHAS² und LORTSCH³ bemerkt worden. Es ist die Frage, ob der schmale Pfad an dieser Art der Bewegung schuld ist, wie verschiedene Autoren annehmen, oder ob der Pfad eben wegen dieser Art des Gehens nur schmal ausgetreten wird.

Der Caledonier ist ein rüstiger Fußgänger auch in schlechtem Gelände. OPIGEZ⁴ erzählt, daß einer in 14 Stunden 100 km in den Bergen zurückgelegt habe und diese Leistung am zweitnächsten Tag wiederholen wollte, und nach LEGRAND⁵ kann der Caledonier im Tag 60 bis 70 km in den Bergen marschieren und 4 bis 5 km im Laufschrift bewältigen. Im allgemeinen ist seine Ausdauer aber geringer als die des Europäers; starke Märsche einige Tage hintereinander erschöpfen seine Kraft, was von den Autoren der Art seiner vegetabilischen Ernährung zugeschrieben wird. Gut genährte Eingeborene sollen dagegen ebenso leistungsfähig sein wie Weiße. Dabei ist es bewundernswert, wie sie, mit schweren Lasten beladen, schwindelfrei steilen Abhängen entlang wandern und in Flüssen von Felsblock zu Felsblock springen, wie wir das im felsigen Bett des schäumenden Tiouaka-Flusses zu beobachten Gelegenheit hatten.

Zuweilen hatten wir auch Frauen als Träger mit, die mindestens soviel leisteten als die Männer. Als wir einen Mann darauf aufmerksam machten, daß es eigentlich unschicklich sei, Frauen schwere Lasten tragen zu lassen, erhielten wir die erstaunte Antwort: „La femme c'est fort comme le bétail.“

Reisen machen sie am liebsten in Gesellschaft, wobei die Frauen die Lebensmittel tragen, laufen rasch, aber halten oft (VIEILLARD und DEPLANCHE⁶).

Sitzen. Nach GARNIER⁷ und PATOUILLET⁸ können sie lange Zeit ohne Ermüdung auf den Fersen hocken, ohne mit dem Hinterteil den Boden zu berühren, wobei das ganze Körpergewicht auf den gebogenen Zehen aufruhet. Ich habe einmal unsere an einem Bach ausruhende Trägerkarawane, Bondé-Leute, beobachtet. Ihre Ruhestellungen waren sehr verschieden. Einige hockten mit hochgezogenen Knien auf den Fersen, andere türkisch mit untergeschlagenen Beinen. Wieder andere saßen auf dem Hinterteil mit beiden Knien hochgezogen oder auch nur mit einem, während das andere Bein gebogen seitlich der Erde auflag oder gerade nach vorwärts ausgestreckt war. Endlich saßen einige auf dem Boden mit einem nach vorwärts ausgestreckten Bein und dem anderen gebogen der Erde aufliegend.

Greifen. Der Fuß mit seinen beweglichen Zehen wird ausgiebig zum Greifen benützt. In meiner Anthropologie⁹ habe ich einen solchen caledonischen Greiffuß mit weit abstehender großer Zehe abgebildet. HADFIELD¹⁰ sagt, die Zehen der Loyalty-Leute würden mit Recht Finger des

¹ BOURGAREL, 24, p. 391—392; ² DE ROCHAS, 145, p. 119; ³ LORTSCH, 114, p. 105; ⁴ OPIGEZ, 131, p. 429; ⁵ LEGRAND, 108, p. 57; ⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 491; ⁷ GARNIER, 62, p. 228; ⁸ PATOUILLET, 132, p. 70; ⁹ SARASIN, 148, p. 30; ¹⁰ HADFIELD, 82, p. 119—120.

Fußes genannt, da sie sehr nützlich seien zum Halten des Zwirns beim Flechten und Netzmachen, zum Aufheben kleiner Gegenstände vom Boden und zum Klettern. Die Ansicht von DEPLANCHE ¹, nach welcher die Entfernung der großen Zehe von den anderen nicht angeboren, sondern erst durch die Art des Kletterns erworben sei, ist sicher unrichtig; richtig ist nur, daß durch Übung die Beweglichkeit sehr gesteigert werden kann.

Klettern. Während der Europäer beim Klettern den Körper, Arme und Beine gegen den Stamm preßt und sich mühsam, namentlich mit Hilfe der Arme, heraufzieht, läuft der Caledonier, wie auch der Loyalty-Insulaner, gewissermaßen am Stamm hinauf, und zwar mit einer Leichtigkeit, die schon LABILLARDIÈRE ² in Erstaunen gesetzt hat. Er berührt den Stamm nur mit den Händen und mit den Füßen. Die beiden Füße werden platt auf den Stamm aufgesetzt, wobei die Zehen die raue Rinde ergreifen; die Hände umfassen den Stamm höher oben; dann macht er mit den Füßen zwei bis drei Schritte aufwärts, wobei der Rücken im Bogen gekrümmt wird. Die Hände fassen nun wieder weiter oben am Stamm an, und so geht er rasch einen Baum, meistens eine Kokospalme, hinauf. DE ROCHAS ³ gibt noch eine andere Art des Kletterns an, wobei gleichzeitig Hand und Fuß der rechten und dann der linken Seite aufwärts geschoben werden sollen, wie bei einem Marsch auf vier Beinen. Ich habe das nie gesehen. Bei HADFIELD ⁴ ist ein kletternder Lifou-Mann abgebildet; auch die Lifou-Frauen sollen gut klettern. ATKINSON ⁵ sah eine Lifou-Frau mit einem Arme klettern, in der anderen Hand ein Beil haltend. Auf einigen Hebriden-Inseln kommt beim Klettern eine Bastschlinge zur Verwendung (SPEISER ⁶), was in unserem Gebiet unbekannt ist.

Baden und Waschen. Gebadet wird reichlich in Flüssen und im Meer, und zwar von frühester Kindheit an. Trotzdem sind die Caledonier meist unreinlich, weil sie sich im Bade nicht waschen und infolge ihrer fettigen Haut nicht rein werden; auch vertreibt Baden das Ungeziefer nicht. Kalte Bäder gleich nach dem Essen oder im Schweiß sollen manchmal Krankheiten zur Folge haben (LAMBERT ⁷).

Eigentümlich ist die Art des Händewaschens, wie sie HADFIELD ⁸ von Lifou beschreibt und abbildet, indem man die Hände reibt unter einem aus dem Munde gespritzten Wasserstrahl.

Schwimmen. Schwimmen und Tauchen ist eine Kunst, die man den caledonischen und den Loyalty-Kindern nicht zu lehren braucht; sie erlernen das bei ihren frühen Bädern von selbst, ebenso rasch wie das Gehen. Die Eingeborenen schwimmen nicht wie wir mit Kreisbewegung der Arme, sondern sie rudern mit Händen und Füßen, die Glieder jeder Körperseite zugleich bewegend. Dabei sind sie von großer Ausdauer. Schon FORSTER ⁹ wunderte sich, daß viele Leute das Schiff, welches über eine Meile weit vom Lande entfernt lag, schwimmend erreichen konnten, mit der einen Hand ein braunes Stoffpaket oder auch eine Keule oder Lanze über Wasser haltend. Diese Art, einen Gegenstand schwimmend zu transportieren, wobei nur eine Hand und die beiden Füße für die Vorwärtsbewegung zur Verfügung stehen, erwähnt auch LAMBERT ¹⁰. Ebenderselbe erzählt, daß, um schwereres Gepäck trocken über einen Fluß zu bringen, sie über zwei große Rollen von Niaulirinde einige Querstäbe legen und darauf das Gepäck befestigen; dieses kleine Floß wird dann mit einer Hand vorwärts geschoben. VIEILLARD und DEPLANCHE ¹¹ berichten, daß Frauen als Schwimmgürtel Kürbisgefäße benützen. Zum Schwimmen werden die Kalebassen leer unter der Brust befestigt; wollen sie tauchen, so lassen sie sich mit Wasser füllen.

¹ DEPLANCHE, 41, p. 201; ² LABILLARDIÈRE, 97, p. 198—199; ³ DE ROCHAS, 145, p. 118; ⁴ HADFIELD, 82, p. 77; ⁵ ATKINSON, 192, p. 246; ⁶ SPEISER, 165, p. 66; ⁷ LAMBERT, 99, p. 226; ⁸ HADFIELD, 82, p. 191—192; ⁹ FORSTER, 51, p. 220; ¹⁰ LAMBERT, 99, p. 154; ¹¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 498.

Von den Lifou-Leuten erzählt Frau HADFIELD¹, daß sie stets mit den Füßen und nie mit dem Kopf voran tauchen, und daß sie das in Polynesien beliebte Spiel treiben, von hohen Brandungswellen sich tragen zu lassen, besonders gerne mit einem flachen Holzstück als Stütze für Brust und Arme. Schon ERSKINE² erwähnt, daß Lifou-Leute zur Erleichterung des Schwimmens sich eines Holzblocks bedienen. Als Beweis sehr großer Ausdauer wird der Fall erwähnt, daß ein Lifou-Mann nach dem etwa 50 km entfernten Ouvéa geschwommen sei, mit Kokosnüssen als Nahrung unter dem Arme. Ob hier nicht eine Übertreibung vorliegt, wüßte ich nicht zu sagen. GARNIER³ erzählt, daß 5 Lifou-Leute eine fast 100 m lange Kette von 400 bis 500 zusammengebundenen Kokosnüssen über eine Strecke von etwa 3 Wegstunden schwimmend und darauf sitzend zu seinem Schiff gebracht hätten; auf diese Weise stoßen sie auch Baumstämme stundenweit über See. Wenn sie weit ins Meer hinausschwimmen, umwickeln sie die hellen Hand- und Fußflächen mit dunklen Sachen, um vor Haifischen, die gerne auf Weißes losschießen, gesichert zu sein (HADFIELD, l. c.).

Essen. Alle Autoren sind darin einig, daß der Caledonier ungeheure Mengen von Nahrung zu sich nehmen kann, dreimal soviel als ein Europäer, meint DE ROCHAS⁴, sechsmal soviel LORTSCH⁵, und die Frage BOURGARELS⁶ erscheint gerechtfertigt, ob sein Magen größer und ausdehnungsfähiger sei als der europäische. Andererseits kann er auch wieder in mageren Zeiten sich mit wenigem begnügen und hungern; er schnürt dann seinen Gürtel enger, um das Hungergefühl abzuschwächen (DE ROCHAS, l. c., FOLEY⁷), was HADFIELD⁸ auch für Lifou angibt, während in Zeiten der Fülle dort oft bis zur Krankheit gefuttert werde. Gegessen wird natürlich in Caledonien mit den Händen, ohne irgendein Gerät. Nach HADFIELD⁹ werden auf Lifou die Speisen in zierlichem Bogen zum Munde geführt, Jamsstücke zwischen Daumen und zwei Fingern der rechten Hand oder auch auf der Spitze der Mittelrippe eines Kokosblatts. Ausgiebiges Rülpsen nach dem Essen ist nach DE ROCHAS¹⁰ in Caledonien, wie auch anderwärts, ein Kompliment an den Gastgeber.

Trinken. Der Caledonier trinkt im allgemeinen wenig, nach VIEILLARD und DEPLANCHE¹¹ manchmal einen ganzen Tag nicht, wofür er sich aber durch Kauen von Zuckerrohr schadlos hält. An einem Bach trinkt er, wie schon LABILLARDIÈRE¹² beobachtet hat, indem er den Kopf vornüber neigt und sich das Wasser mit der rechten Hand geschickt in den Mund wirft, wobei ein Benetzen des Körpers unvermeidlich ist. Wenn aus einer Kalebasse getrunken werden soll, gibt CHEYNE¹³ für Lifou und die Ile des Pins an — vermutlich gilt dasselbe auch für Neu-Caledonien, obschon ich es selber nicht beobachtet habe — daß man den Kopf zurückbeuge, den Mund öffne und das Wasser aus der mit beiden Händen erhobenen Kalebasse hineinlaufen lasse. Das Trinkgefäß mit den Lippen zu berühren, wäre eine Unhöflichkeit gegen andere. Oder man rolle ein Blatt zu einer Röhre zusammen, stecke das eine Ende in die Öffnung der Kalebasse und das andere in den Mund; jeder Trinker erhalte ein frisches Blatt.

Salzwasser als Medizin wird in Caledonien sowohl, als in Lifou genossen, indem man es von einem Blätterbüschel in den Mund tröpfeln läßt, bis zur Hüfte im Meer stehend. Man kann das entweder selbst besorgen oder läßt das Büschel durch eine andere Person halten. Es berichten das für Neu-Caledonien VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁴, für Lifou Frau HADFIELD¹⁵, die auch ein Bild dieses Vorgangs gibt. Nach LORTSCH¹⁶ genießen Caledonier Salzwasser auch mittelst einer Art Schale aus Baumrinde.

¹ HADFIELD, 82, p. 127—128; ² ERSKINE, 45, p. 363; ³ GARNIER, 180, p. 298; ⁴ DE ROCHAS, 145, p. 121—122; ⁵ LORTSCH, 114, p. 107; ⁶ BOURGAREL, 24, p. 393; ⁷ FOLEY, 49, p. 529—530; ⁸ HADFIELD, 82, p. 48 und 46; ⁹ HADFIELD, 82, p. 57; ¹⁰ DE ROCHAS, 145, p. 258; ¹¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 492; ¹² LABILLARDIÈRE, 97, p. 196; ¹³ CHEYNE, 33, p. 16; ¹⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 224; ¹⁵ HADFIELD, 82, p. 194—195; ¹⁶ LORTSCH, 114, p. 119.

Sexuelles. Über die Stellung bei der Begattung finde ich nur bei FOLEY¹ die Angabe, sie geschehe in der Stellung der Tiere, und zwar nicht in der Hütte, sondern im Walde. Es ist nicht leicht, über solche Dinge Erkundigungen einzuziehen. Ein sehr zuverlässiger Mann von Ni bei Bourail sagte mir aus, die früheren Eingeborenen hätten in der Tat die Begattung von hinten ausgeführt und Alte täten das heute noch; der jüngeren Generation habe es der jetzige Grandchef Noël verboten, mit der Begründung, daß in dieser Stellung aus dem geneigten Geschlechtsteil der Frau das Kind durch den Penis in den Mann hinüber wandern könne, wonach dieser nach einigen Jahren schwanger zu werden riskiere. Übrigens komme, fügte er bei, bei der Begattung von hinten nur die Penisspitze in die Vulva der Frau. Ein kleiner Chef aus dem Houailou-Tal bestätigte dieses Verbot mit der Angabe, daß bei dem Begattungsakt von hinten das Blut der Frau in den Mann kommen könne. Es sind diese Aussagen interessant als Beweise für die völlige Unkenntnis der Eingeborenen in den physiologischen Befruchtungsvorgängen. Der Chef der Poyes erzählte Herrn BOUGE, bei den nächtlichen Pilu-Festen nehme die Frau eine gebückte Stellung ein und der Mann ergreife sie von hinten. Wir werden kaum irren, wenn wir das Verbot der Begattung in der Stellung der Tiere auf den Einfluß der Mission zurückführen. Heute dürfte die Begattung von vorne die übliche sein.

Auf einem meiner gravierten Bambusrohre sind drei Paare in Begattung dargestellt, Taf. 64, Fig. 7 und 8. Der Mann ruht auf dem Schoß der Frau, von ihr mit beiden Armen auf dem Rücken festgehalten; die im Knie gebogenen, nicht ausgestreckten Beine kreuzen sich in wunderlicher Weise.

Die Begattung geschieht kaum je in der Hütte, da Eheleute nicht in derselben Hütte schlafen, sondern im Wald oder auf den Pflanzungen. Der euphemistische Ausdruck dafür ist nach OPIGEZ²: „Aller casser bois.“

Auf den Neuen-Hebriden wird der Geschlechtsverkehr auch nur ausnahmsweise in der Hütte, sondern draußen, meist in der Nähe der Pflanzungen, ausgeübt. Die Stellung bei der Begattung ist dort im allgemeinen die Rückenlage, außer im Nambasgebiet, Malekula, Epi und Ambrym, wo Begattung von hinten ausgeführt werden soll (SPEISER³). Auch bei den Marind-Anim in Holländisch Neu-Guinea findet der eheliche Verkehr ausschließlich im Busch oder in den Pflanzungen und zwar meist tagsüber statt (WIRZ⁴), ebenso in Zentral-Neu-Guinea. Bei den dortigen Stämmen hat WIRZ⁵ Rückenlage der Frau konstatiert. Auf Eddystone-Inseln in den Salomonen darf wenigstens der außereheliche Verkehr vor der Ehe nur außerhalb der Hütte nachts im Busch stattfinden (RIVERS⁶).

Nach BOURGAREL⁷ erlischt die Liebeswut der jung Verheirateten schon nach einigen Monaten; später finde eine Begattung nur noch etwa einmal im Monat statt. Er betont, daß der Caledonier viel weniger lasziv sei als der Polynesier; ich habe in der Tat während meines Aufenthalts in Neu-Caledonien oder auf den Loyalty-Inseln nie etwas gesehen oder gehört, was als unanständig zu bezeichnen gewesen wäre. Außer bei FOLEY⁸ finde ich nirgends die wenig glaubliche Angabe einer Brunstperiode.

Sehr streng sind die geschlechtlichen Abstinenzvorschriften. Nach DE ROCHAS⁹ hört jeder Geschlechtsverkehr auf während der Menstruation, Schwangerschaft und Säugung, und diese kann mehrere Jahre dauern, weiter bei Kriegern vor dem Auszug in den Kampf und am Tage vor der Pflanzung der Ignamen. Über die Abstinenz bei Leidfällen siehe den Abschnitt über Trauergebräuche.

¹ FOLEY, 48, p. 606; ² OPIGEZ, 131, p. 436; ³ SPEISER, 165, p. 70 ff.; ⁴ WIRZ, 177 a, p. 178; ⁵ WIRZ, 178, p. 75; ⁶ RIVERS, 138, p. 72; ⁷ BOURGAREL, 24, p. 389—390; ⁸ FOLEY, 50, p. 678; ⁹ DE ROCHAS, 145, p. 284 und 286.

Masturbation und homosexuelle Akte kommen nach JACOBUS X (zitiert nach KARSCH¹), DE ROCHAS² und anderen bei Jungen vielfach vor, und bei den nächtlichen Vereinigungen der Männer werden nach BOURGAREL, l. c., häufig sexuelle Orgien gefeiert. Nach MONCELON³ wird Päderastie fast als etwas Natürliches angesehen.

FOLEY⁴ läßt sie mit Waffenbrüderschaft in Verbindung stehen. Abgesehen von spezifisch homosexuell Veranlagten, die in Caledonien ebensowenig fehlen werden wie anderwärts, befördert sicher der Frauenmangel den gleichgeschlechtlichen Verkehr. Die Zahl der Frauen ist, wie oben gesagt, heute beträchtlich geringer als die der Männer, so daß naturgemäß viele ehelos bleiben müssen. In früherer Zeit haben überdies Häuptlinge und Begüterte mehrere Frauen für sich allein in Anspruch genommen. Prostituierte, die allen zur Verfügung stehen, fehlen zwar nicht, aber trotzdem wird der Frauenmangel, wie schon BOURGAREL⁵ und OPIGEZ⁶ bemerkten, als ein Faktor zur Beförderung gleichgeschlechtlichen Verkehrs anzusehen sein.

Körpergeruch. Caledonier und Loyalty-Insulaner haben, besonders bei Transpiration, einen ziemlich scharfen Körpergeruch, der aber individuell an Intensität sehr verschieden und bei reinlichen Leuten kaum merkbar ist; er hängt zum Teil jedenfalls mit Schmutz und Hüttenrauch zusammen. Ich habe nie einen Geruch von der Intensität bemerkt wie MONCELON⁷, der ihn mit dem des Flederhundes oder nasser Hunde oder PATOUILLET⁸, der ihn mit dem großer Raubtiere vergleicht. Auch DEPLANCHE⁹ sagt, der caledonische Körpergeruch sei viel weniger unangenehm als der der Neger, meist wenig fühlbar und erst nach Anstrengungen deutlich.

Krankheiten.

Der Caledonier erreicht nach allen Berichten durchschnittlich kein hohes Alter, aber es ist heute noch unmöglich, etwas Bestimmtes in Zahlen darüber anzugeben, da die wenigsten ihr Alter kennen. Als Hauptgrund für das frühe Sterben wird man den absoluten Mangel an hygienischen Kenntnissen zu betrachten haben, die völlige Gleichgültigkeit gegen Ansteckungsgefahr, das Zusammenschlafen in einer Hütte mit Kranken, die Benützung derselben Matten und Geräte und den Kleidertausch. Weiter ist die caledonische Hütte, die frischer Luft nur durch eine enge und niedrige Türe Zutritt gestattet, von Rauch und schlechten Gerüchen erfüllt, zuweilen überdies feucht ist, sicher keine gesunde Wohnung. Erkältungen setzen sie sich ohne jede Vorsicht aus; nackt oder leicht gekleidet, begeben sie sich aus der warmen Hütte ins Freie; von Schweiß überströmt, stürzen sie sich ins Wasser; betrunken bleiben sie oft die ganze Nacht im feuchten Grase liegen. Hierzu die unregelmäßige Ernährung, indem bei Überfluß maßlos gegessen, in schmalen Zeiten gehungert oder von wenig zuträglichen Nahrungsmitteln gelebt wird. Alkohol, oft in schlechtestester Form genossen und übermäßiger Gebrauch von starkem Tabak, schon im Kindesalter, sind weitere schädigende Momente. Endlich wirkt, wie oben bemerkt, die heute sehr verbreitete Benützung von Kleidern sicher oft verderblich.

Lepra. Diese Krankheit, die heute so viele Opfer fordert, findet sich in der älteren caledonischen Literatur mit keinem Worte erwähnt, weder bei BRAINNE¹⁰, 1854, noch bei DE ROCHAS¹¹, 1861, oder VIEILLARD und DEPLANCHE¹², 1862. Was FORSTER¹³ in Balade als eine Art Lepra angesehen hatte, ist sicher Elephantiasis gewesen. Erst bei LEGRAND¹⁴, 1893, und VINCENT¹⁵, 1895, finde ich die Notiz, die Lepra richte große Verwüstungen an. Nach allgemeiner, heute nicht mehr kontrollierbarer Annahme ist die Krankheit durch einen Chinesen in der Mitte der 60er Jahre

¹ KARSCH, 94, p. 107; ² DE ROCHAS, 145, p. 235; ³ MONCELON, 122, p. 367; ⁴ FOLEY, 48, p. 606; ⁵ BOURGAREL, 24, p. 389; ⁶ OPIGEZ, 131, p. 429; ⁷ MONCELON, 122, p. 347; ⁸ PATOUILLET, 132, p. 70; ⁹ DEPLANCHE, 41, p. 199; ¹⁰ BRAINNE, 29; ¹¹ DE ROCHAS, 144; ¹² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171; ¹³ FORSTER, 38, p. 256; ¹⁴ LEGRAND, 108, p. 58; ¹⁵ VINCENT, 172, p. 115.

eingeschleppt worden. Gegenwärtig ist sie nicht nur über die ganze Hauptinsel, sondern auch über die Loyalty-Gruppe verbreitet; sie hat selbst auf Europäer übergegriffen. Dr. LEBOEUF, der 1912 beauftragt war, eine Statistik der Krankheit aufzustellen, teilte mir mit, daß in Caledonien und auf den Loyalties 4 bis 5% der Bevölkerung an Lepra leide; ein anderer Arzt, Dr. NICOLAS, nannte mir sogar 20%, was aber entschieden zu viel sein dürfte; Missionar LEENHARDT gab mir für die Houailou-Gegend 12% an. Man hat lange Zeit dem Übel mehr oder weniger seinen Lauf gelassen und wenig darauf geachtet, daß die an sich guten Verordnungen der Kolonialregierung auch richtig befolgt werden. Die Gendarmerieposten waren beauftragt, Kranke zu isolieren, und der Grandchef des Stammes war für die Ausführung verantwortlich und hatte für die Ernährung der Isolierten zu sorgen. Das waren nun sicher nicht die richtigen Organe, um die Krankheit in ihren Anfangsstadien zu erkennen, ganz abgesehen davon, daß ein Chef niemals einen Kranken aus seiner Verwandtschaft oder Freundschaft angegeben hätte. Zudem blieben die Isolierten nicht in ihren Stationen, weil sie für ihre Ernährung auf ihre Dorfgenossen angewiesen waren. So war es auch auf den Loyalty-Inseln. Wie mir Dr. LEBOEUF mitteilte, war 1912 eine energische Aktion gegen die Krankheit in Aussicht genommen und sollten regelrechte Leprosorien für jeden größeren Distrikt geschaffen werden. Ob es geschah, ist mir nicht bekannt. COMPTON¹ berichtete 1917, auf Ile des Pins hätten die Eingeborenen, wohl auf Befehl der Regierung, eine Lepra-Station errichtet und die Krankheit sei auf gutem Wege zu verschwinden.

Lungentuberkulose ist jedenfalls schon länger in unserem Gebiete heimisch als die Lepra, obschon auch sie als ein Import der Kolonisation von den Eingeborenen betrachtet wird (GARNIER²) und dies auch wohl tatsächlich ist. Sie wird schon 1861 von DE ROCHAS³ als die mörderischste Krankheit bezeichnet, die ungefähr die Hälfte aller Todesfälle verschulde, und 1862 sagt derselbe Autor⁴, die Lungenphthise fordere mehr Opfer als alle anderen Krankheiten zusammen; sie nimmt oft einen galoppierenden Verlauf in 1 bis 2 Monaten und rafft in kurzer Zeit ganze Familien hinweg. Der schon genannte Dr. LEBOEUF teilte mir mit, deklarierte Tuberkulose finde sich ungefähr in demselben Prozentsatz wie die Lepra, aber es gebe viele latente Fälle, und das Übel sei viel mörderischer als die Lepra, da viel rascher zum Tode führend.

Katarrhalische Erkrankungen der Luftwege, Bronchitis und Pneumonie, sind ebenfalls recht häufig, nach GARNIER⁵ hauptsächlich in der Regenzeit auftretend.

Der Keuchhusten hat 1907 unter der Kinderwelt arg gehaust, nach einer Mitteilung von LEENHARDT im Houailou-Tal fast eine ganze Kindergeneration vernichtet.

Magen- und Darmleiden, Diarrhöe, werden durch die unsinnige Fresserei, sicher auch durch ein Übermaß genossenen Meerwassers nicht selten hervorgerufen, und Dysenterie tritt gelegentlich epidemisch auf.

Von drei Pest-Epidemien in der ersten Dekade dieses Jahrhunderts berichtet ARCHAMBAULT⁶, wovon zwei bei den Stämmen im Norden, Pouébo, Balade und Bondé, eine dritte im Süden in St. Louis bei Nouméa, während andere Stämme davon frei geblieben seien. Von der Pest in Bondé, die viele weggraffte, erzählte mir auch ein dort stationierter katholischer Missionar. BRAINNE⁷ weiß schon 1854 von einem großen Sterben durch die Pest zu berichten. Nach einer Mitteilung des Doktors NICOLAS ist Pest in Caledonien endemisch.

Eine Pocken-Epidemie im Jahre 1859 erwähnt LEGRAND⁸; man habe damals viel geimpft, später aber darin nachgelassen. Von Epidemien unbekannter Krankheiten zu Beginn der 60er Jahre reden BOURGAREL⁹ und LAMBERT¹⁰.

¹ COMPTON, 36, p. 96; ² GARNIER, 62, p. 238; ³ DE ROCHAS, 144, p. 48; ⁴ 145, p. 132; ⁵ GARNIER, 62, p. 235; ⁶ ARCHAMBAULT, 5, p. 494; ⁷ BRAINNE, 29, p. 94; ⁸ LEGRAND, 108, p. 82; ⁹ BOURGAREL, 24, p. 408; ¹⁰ LAMBERT, 99, p. 228.

Elephantiasis der Arme, Beine und des Skrotums ist nicht selten. FORSTER¹ hat sie schon bei der Entdeckung der Insel konstatiert. BOURGAREL² wies 1870 der Pariser Anthropologischen Gesellschaft die Photographie eines Eingeborenen vor mit Elephantiasis des Skrotums, dessen Tumor fast bis zu den Knien reichte.

Einen breiten Raum nehmen die Hautleiden ein. Das verbreitetste ist die als Tonga bezeichnete Frambösie, die fast alle Kinder zwischen 1 und 10 Jahren befällt und 1 bis 2 Monate oder auch 1 Jahr andauert. Bei diesen Kindern bilden sich mit Vorliebe im Gesicht, an den Lippen, um den Anus, an den Geschlechtsorganen, zuweilen zwischen Fingern und Zehen breite, etwa 20 mm große, rote, sezernierende Papeln, die gerne zu größeren Flächen verschmelzen, granulöse, oft erdbeer- oder himbeerartige Formen annehmen, vereitern und endlich mit Narbenbildung abheilen. Bei Erwachsenen tritt Tonga gewöhnlich an den Fußsohlen und manchmal an den Händen auf; das Übel ist höchstens etwa bei Kindern tödlich (DE ROCHAS³). Die Bezeichnung der Krankheit als Tonga soll auf der ganzen Insel dieselbe und das Leiden selbst polynesischen Ursprungs sein (GLAUMONT⁴). HADFIELD⁵ nennt die Krankheit auf Lifou, wo sie ebenso verbreitet ist, oft den ganzen Kinderkörper mit Geschwüren bedeckend, Tonas und bildet ein solches Kind ab.

Hautausschläge, wie Herpes und Geschwüre aller Art, sind gleichfalls nicht selten. Zu den Hautanomalien mag auch, ohne eine Krankheit darzustellen, der Albinismus gerechnet werden (s. meine Anthropologie⁶). Fast alle Autoren tun einzelner Fälle Erwähnung. Die Ansicht von DE ROCHAS⁷, daß Albinos meist krank seien, kann ich nicht teilen. Ich sah sehr gesunde albino-tische Individuen, darunter einen unserer Träger, einen wahren Riesen. Vererbung von Albinismus hat HADFIELD⁸ in Ouvéa konstatiert.

Als sehr verbreitet in Caledonien und noch mehr auf den Loyalty-Inseln (DE ROCHAS⁹) wird die Skrofulose angeführt. Nach demselben Autor¹⁰ sollen sich unter 15 bis 20 Caledoniern gewöhnlich 3 bis 4 finden mit entzündeten oder vereiterten Drüsen in der Halsgegend oder mit Narben von solchen, und auf den Loyalty-Inseln soll ein Drittel der Bevölkerung von diesem Übel befallen sein.

Arthritische Erkrankungen werden in der Literatur wenig erwähnt, sind aber tatsächlich sehr häufig, besonders am Kiefergelenk. In extremen Fällen wird die Gelenkgrube des Schläfenbeins in eine große, flache, granulöse und von Knochenwucherungen umrandete Pfanne verwandelt. Etwa 10% meiner caledonischen und Loyalty-Schädel weisen diese Bildung auf (s. meine Anthropologie¹¹). Sehr häufig sind leichtere Fälle. VISCHER¹², der meine Schädelserie darauf untersuchte, hat festgestellt, daß von 178 Schädeln aus Neu-Caledonien 61 und von 64 von den Loyalty-Inseln 17 ein mehr oder weniger pathologisches Kiefergelenk aufwiesen, welche Veränderungen mit starker Abkauung der Zähne in Verbindung stehen. In analoger Weise wird das Capitulum der Mandibel affiziert. In fortgeschrittenen Fällen verwandelt sich dieses in eine große, ovale oder rundliche Platte mit granulöser, selten glatter Oberfläche, deren Längsachse 3 cm, die quere 2 cm erreichen kann (SARASIN¹³).

Es erhebt sich die Frage, ob die Häufigkeit dieser Veränderungen des Kiefergelenks bei Caledoniern und Loyalty-Insulanern nicht in einem gewissen Zusammenhang stehen könnte mit starker Inanspruchnahme des Kaugelenks, und ob diese nicht befördert werde durch die von Natur schon flache Bildung der Gelenkgrube, welche der Kaubewegung einen sehr großen Spiel-

¹ FORSTER, 51, p. 235; ² BOURGAREL, 25, p. 605; ³ DE ROCHAS, 144, p. 49–51; ⁴ GLAUMONT, 70, p. 88; 69, p. 340; ⁵ HADFIELD, 82, p. 203; ⁶ SARASIN, 148, p. 46; ⁷ DE ROCHAS, 145, p. 130; ⁸ HADFIELD, 82, p. 205; ⁹ DE ROCHAS, 142, p. 21; ¹⁰ DE ROCHAS, 144, p. 48; ¹¹ SARASIN, 148, p. 224, Taf. 54, Fig. 8 u. 9; ¹² VISCHER, 173, p. 4; ¹³ SARASIN, 148, p. 298, Taf. 60, Fig. 1–3.

raum gestattet. Schon VISCHER hat darauf hingewiesen, daß diese Arthritis deformans des Kiefergelenks vielleicht auf einer funktionellen Entstehungsursache beruhen dürfte, und SCHWARZ¹ ist in der Tat geneigt, die erwähnten Veränderungen des Kiefergelenks auf diese Weise zu erklären. Eine starke Inanspruchnahme des Kiefergelenks wird beispielsweise durch das stundenlange Kauen von Zuckerrohr verursacht. Trotz der Häufigkeit des Vorkommens solcher pathologischer Kiefergelenke hat sich nie ein Eingeborener bei mir darüber beklagt; es scheinen somit keine Schmerzen damit verbunden zu sein. VISCHER hat auch an anderen Skeletteilen der Caledonier und Loyalty-Leute pathologische Veränderungen konstatiert, besonders am Kniegelenk und an der Wirbelsäule.

Augenleiden. Konjunktivitis befällt viele Eingeborene; der Rauch der Schlafhütten mag vielfach die Ursache sein. Zuweilen soll nach LEGRAND² eine granulöse Konjunktivitis epidemisch auftreten.

Syphilis, heute ziemlich stark verbreitet, namentlich an den Küstenorten, ist sicher ein importiertes Kulturübel. ERSKINE³ berichtet, im Jahre 1849 habe es in Hienghène noch keine Syphilis gegeben, wohl aber Gonorrhöe, durch ein amerikanisches Schiff dort eingeschleppt. BOURGAREL⁴ gibt die Erzählung wieder, daß ein Loyalty-Häuptling alle Syphilitischen beider Geschlechter, etwa 30 an der Zahl, umgebracht und den Frauen bei Todesstrafe den Verkehr mit Europäern verboten habe, was angesichts des völligen Mangels an Prophylaxe bei den Eingeborenen befremdlich klingt. LABILLARDIÈRE⁵ konnte am Ende des 18. Jahrhunderts in Balade noch keine venerischen Krankheiten konstatieren, wohl aber ziemlich starke Schwellungen an den Geschlechtsteilen und Leistendrüsen. Hydrocöl des Skrotums soll nach FOLEY⁶ hervorgerufen werden durch starkes Anschnüren der Penisbasis an das Skrotum zum Fixieren der Umhüllung.

Kropf wird für die Loyalty-Inseln angemeldet, nicht aber für Neu-Caledonien (DE ROCHAS⁷).

Krüppel sind selten, was sicher damit zusammenhängt, daß solche Kinder zugrunde gehen oder gar nicht aufgezogen werden. DE ROCHAS⁸ sah nur einen mit verkrümmter Wirbelsäule und zwei oder drei mit Klumpfuß. Einem solchen bin ich auch begegnet. Muskelschwund erwähnt BOURGAREL⁹. Idiotismus ist gleichfalls selten; zwei Fälle führt DE ROCHAS¹⁰ an; ebenso sind Stumm- und Taubheit große Ausnahmen.

Eigentliche Verrücktheit kommt selten vor. Einen Fall bei einem Alten erwähnt BOURGAREL¹¹. MONCELON¹² sagt, er habe in 11 bis 12 Jahren nur einen einzigen Verrückten gesehen und einen Fall von Idiotismus. Häufiger sollen temporäre Wahnvorstellungen sein, hervorgerufen durch einen Schrecken, eingebilddete Geistererscheinungen und dergleichen. Solche Kranke reden irr mit starrem Blick, zeigen auf phantastische Wesen, laufen aufgeregt umher, werfen Steine usw. Nach dem Anfall, der wenige Stunden, aber auch Tage andauern kann, erzählen sie erschöpft fremdartige Dinge von Toten, die ihnen begegnet und ähnliches (DE ROCHAS¹³). LAMBERT¹⁴ erzählt von 8 bis 10 Frauen, die ohne Vernunft und Sprache, alle Begegnenden schlagend, Bachantinnen gleich, herumgerast seien, bis sie nach 3 bis 4 Tagen wieder normal wurden. Ähnliche Fälle, wenn es nicht ein und derselbe ist — die caledonischen Autoren erwähnen fast nie ihre Quellen — berichten MONTROUZIER¹⁵ und DE ROCHAS, l. c. Diese Geistesstörungen gelten für ansteckend, was sie vermutlich auch sind. Man fürchtet das Überspringen der bösen Geister aus dem Besessenen auf andere (PATOUILLET¹⁶).

¹ SCHWARZ, 160, p. 380 ff.; ² LEGRAND, 108, p. 105; ³ ERSKINE, 45, p. 360; ⁴ BOURGAREL, 24, p. 411; ⁵ LABILLARDIÈRE, 97, p. 246; ⁶ FOLEY, 49, p. 530; ⁷ DE ROCHAS, 142, p. 21; ⁸ DE ROCHAS, 141, p. 398 — 399; ⁹ BOURGAREL, 24, p. 411; ¹⁰ DE ROCHAS, 145, p. 138; ¹¹ BOURGAREL, 24, p. 408; ¹² MONCELON, 122, p. 376; ¹³ DE ROCHAS, 145, p. 133—137; ¹⁴ LAMBERT, 99, p. 228; ¹⁵ MONTROUZIER, 123, p. 367; ¹⁶ PATOUILLET, 132, p. 166.

Zauberpriester, mit Geistern familiär, werden zur Behandlung herangezogen; sie sprechen auf den Kranken ein, beschwören die Geister und spucken gekaute Blätter von spezifischer Kraft ins Ohr und Auge des Patienten (DE ROCHAS ¹, DE VAUX ²).

Malaria fehlt glücklicherweise Neu-Caledonien und den Loyalty-Inseln, sehr im Gegensatz zu den nahen Neuen-Hebriden. Es fehlt auch die übertragende Anopheles-Mücke.

Medizinisches.

Allgemeines und Innere Medizin. Medizin und Zauberei sind in Neu-Caledonien aufs engste miteinander verbunden, was schon dadurch bedingt ist, daß die Eingeborenen geneigt sind, ihre Krankheiten auf verderbliche Einflüsse ihrer Mitmenschen oder auf solche übernatürlicher Wesen zurückzuführen. Die Ärzte, deren es in jedem Stamme eine Anzahl gibt, wirken daher ebenso wohl durch Heil-, als durch Zaubermittel. Ihre Kenntnisse sind Geheimnis, das sich nur in der Familie innerhalb desselben Totems vererbt, und ihre Kraft ist abhängig vom Verhältnis des Applizierenden zu den Ahnengeistern der Familie (LEENHARDT ³). Daher können solche Familiengeheimnisse nicht käuflich sein; durch Kauf sind nur Kenntnisse untergeordneter Art erwerbbar.

Für den Caledonier genügt es, um krank zu werden und selbst um sich zum Sterben hinzulegen, wenn er erfährt, es sei, um ihn zu verderben, von einem Zauberer auf dem Friedhof ein Opfer gebracht worden, zu welchem Zwecke gerne Speisereste oder andere Dinge, die mit ihm in Berührung gewesen, verwendet werden. (Über solche Zaubehandlungen siehe den Abschnitt über Religion und Zauberei.) Gegen solche Wahnvorstellungen können natürlich nur Gegenzauber helfen.

Als Ursache des Todes wird nach LEENHARDT ⁴ zuweilen angegeben, der Betreffende sei über den Stein, der wächst, geschritten. Es sind dies Magnesium-Gesteine, deren Volum durch Feuchtigkeit zunimmt. Berg und Person haben dasselbe Leben, daher das Wachsen des Steines. Der Verstorbene hat somit das Leben seiner Vorfahren und sein eigenes mit Füßen getreten; die Folge davon ist der Tod.

Der große Gecko wird von manchen mit einer so abergläubischen Scheu betrachtet, daß schon eine Begegnung mit ihm Krankheit zur Folge haben kann. PATOUILLET ⁵ hat in Kanala zwei Eingeborene, die sich von diesem Tier bewohnt glaubten, dadurch geheilt, daß er ihnen ein starkes Brechmittel verabreichte und hernach ihnen eine kleine Eidechse als erbrochen vorzeigte. Die Entfernung angeblich in den Körper hineingezauberter, krankheitsregender Dinge spielt überhaupt eine große Rolle. Es ist das eine uralte, schon australische Vorstellung. DE ROCHAS ⁶ berichtet nach Augenzeugen, daß, als ein Grandchef der Ile des Pins von seinen Ärzten aufgegeben im Sterben lag, eine alte Frau, berühmt für ihren Verkehr mit Geistern und ihre magischen Kräfte, gekommen sei, den Bauch des Kranken gedrückt und dann zwei Steine, groß wie Gänse-eier, vorgewiesen habe als aus demselben entfernt, bei welcher Manipulation der dicke Hüttenrauch ihr sehr von Vorteil gewesen sei. Der Patient starb gleichwohl, und der Operateur entschuldigt sich in solchen Fällen mit der üblichen Ausrede, ein böser Dämon habe nach vollendeter Kur sein Spiel gespielt oder ein stärkerer Zauberer sei am Werke gewesen. Zauberer können nach dem Glauben der Eingeborenen Krankheiten hervorrufen. LAMBERT ⁷ erzählt, daß der Zauberer, der Elephantiasis hervorzurufen vermag, ein auf dem Friedhof geheiligtes Zauberpaket in der Nacht durch den Strohvorhang der Hüttenöffnung unter die Schwelle des zu Verzaubernden praktiziert, der darüber schreitend erkranken soll.

¹ DE ROCHAS, 145, p. 137; ² DE VAUX, 169, p. 344—345; ³ LEENHARDT, 107, p. 48; ⁴ LEENHARDT, 106, p. 12; ⁵ PATOUILLET, 132, p. 202; ⁶ DE ROCHAS, 145, p. 195—197; ⁷ LAMBERT, 99, p. 20—22.

Die natürliche Folge solcher Anschauungen ist die, daß man nach den an einem Todesfalle Schuldigen sucht und nicht selten ein Opfer ausfindig macht und tötet, besonders wenn es sich um den Tod einer hohen Person handelt. So berichten VIEILLARD und DEPLANCHE ¹, daß nach dem Tode eines Chefs von Bondé eine verdächtige Frau von Balade umgebracht worden sei.

Böse Dämonen können auch ohne Vermittlung eines Zauberers krank machen, so beispielsweise nach LAMBERT ² ein Elephantiasis erzeugender riesiger Taschenkrebs. Nach demselben Autor ³ gibt es eine bösartige Schlange „Nimbouan“, die in einen menschlichen Körper schlüpfend, Auszehrung verursacht; es genüge hierfür, daß man über ihre Kriechspur laufe. Auch kann ein Zauberer das Einschlüpfen der Schlange bewirken. Dieser vermag den also Befallenen auch zu heilen, ihn symbolisch mit Lianen bindend und dann die Bindung an allen Kreuzpunkten mit Zweigen lösend, indem er zugleich den Kranken bespuckt.

Bei gewissen Stämmen prügelt man bei Erkrankung eines Chefs Frauen oder Jünglinge, um die Geister zu besänftigen (MONTROUZIER ⁴, VIEILLARD und DEPLANCHE ⁵); nach DE ROCHAS ⁶ wird hierfür eine der schönsten Jungfrauen ausersehen.

Der Arzt und Zauberer gilt als im Besitz übernatürlicher Kräfte. Blätter von ihm gekaut und auf den Kranken gespuckt, haben heilende Wirkung. Die heilende Tugend des Speichels ist bekanntlich eine uralte Anschauung (s. bei Religion). Weiter gibt er Rinden und Hölzchen den Kranken zu kauen; seine Amulette beschützen vor Krankheit. Dabei wäre es sicher ganz falsch, anzunehmen, daß alle diese Leute Betrüger seien; es gibt gewiß deren viele, die von ihren übernatürlichen, auf dem Verkehr mit Geistern beruhenden Kräften ebenso fest überzeugt sind als ihre Patienten.

Neben ihren abergläubischen Praktiken besitzen die eingeborenen Ärzte tatsächlich medizinische Kenntnisse und sind sich der Wirkungen gewisser Pflanzen und Behandlungsmethoden auf den Organismus bewußt.

Die üblichen Heilmittel sind sowohl innerliche, als äußerliche. Zu den ersteren gehören verabreichte Tränke, Abführ- und Brechmittel, Dekokte gegen Dysenterie und Brustleiden usw., zu den letzteren Aderlaß, Einreibungen des Körpers mit Ölen und anderen Linimenten oder mit heißen Blättern, Räucherungen, Bäder, Kataplasmen, Massage und Umbinden kranker Teile mit Lianen oder Stricken. Nach LAMBERT ⁷ werden bei den verschiedensten Krankheiten dieselben Mittel angewandt, versuchsweise eines nach dem anderen.

Ein Universalmittel ist der Aderlaß; er soll in einem besonderen Abschnitt, im Anschluß an die Chirurgie, behandelt werden. Als wesentlichstes Abführ- und Brechmittel und Präservativ gegen alle Übel gilt der Genuß von Meerwasser, mit dem nicht selten ein wahrer Mißbrauch, selbst bei Kindern, getrieben wird (VIEILLARD und DEPLANCHE ⁸, LORTSCH ⁹, LEGRAND ¹⁰, LAMBERT ¹¹). Über die Art und Weise, wie Seewasser genossen wird, siehe den Abschnitt über das Trinken.

DE ROCHAS ¹² teilt eine Liste von 29 Pflanzenarten mit, die ein ihm befreundeter eingeborener Arzt ihm angegeben hatte. Darunter sind nicht wenige, die wirkliche medizinische Qualitäten besitzen, sei es als Abführ- und Brechmittel, sei es als adstringierende Mittel gegen Durchfall und Dysenterie, oder als wirksam bei Bronchitis und Brustleiden oder als Einreibemittel bei rheumatischen Affektionen. Wunden, Verbrennungen, Geschwüre und Furunkel werden nicht nur mit Kataplasmen aus Blättern, besonders jungen und zarten Bananenblättern und Linimenten aus Hibiscus und anderen Blättern behandelt, sondern auch mit einem Gemisch aus Fett und

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 227; ² LAMBERT, 99, p. 19; ³ 99, p. 347 ff.; ⁴ MONTROUZIER, 123, p. 366; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 227; ⁶ DE ROCHAS, 145, p. 295; ⁷ LAMBERT, 99, p. 225; ⁸ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 224, 228; ⁹ LORTSCH, 114, p. 119; ¹⁰ LEGRAND, 108, p. 60; ¹¹ LAMBERT, 99, p. 226; ¹² DE ROCHAS, 145, p. 54–55.

pulverisierter Holzkohle (LEGRAND ¹). Auf die einzelnen Heilpflanzen der caledonischen Apotheke kann hier nicht eingegangen werden. Unter den in der Literatur aufgeführten befinden sich auch starke Gifte, wie *Cerbera manghas* L. und andere. Es scheint, daß von den Ärzten damit gelegentlich Mißbrauch getrieben wird, indem sie unliebsamen Personen solche Stoffe — nach VIEILLARD und DEPLANCHE ², ist der Milchsaft von *Semecarpus atra* Vieill. ein häufig angewandtes Gift — in den Kochtopf praktizieren (DE ROCHAS ³). Diätvorschriften, die Enthaltung von gewissen Speisen betreffend, werden nach demselben Autor ebenfalls gegeben, und der Arzt muß sie angeblich selber auch befolgen. Dagegen gibt LAMBERT ⁴ an, den Kranken werde Nahrung auf alle Weise und ohne jede Rücksicht beigebracht. Im übrigen ist der Erfolg aller Heilmittel bedingt durch Observanz von allerlei abergläubischen Praktiken. Der Arzt läßt sich vorsichtigerweise zum Voraus honorieren (MONTROUZIER ⁵, DE ROCHAS ⁶).

VIEILLARD und DEPLANCHE ⁷ erzählen, bei Agonie oder Ohnmachtsanfällen oder auch wenn ein Kranker während 3 Tagen keine Speise zu sich genommen habe, drücke man die Hand auf seinen Mund und komprimiere die Nasenlöcher, um zu erfahren, ob die Seele im Körper verbleiben oder entfliehen wolle.

Auf den Loyalty-Inseln treffen wir, was Krankheit und ihre Heilung angeht, verwandte Anschauungen wieder. Auch hier werden viele Leiden schlimmen Einflüssen von Zauberern und bösen Geistern zugeschrieben und sind die medizinischen Kenntnisse in Familien erblich, deren Glieder allein die Heilmittel richtig zu applizieren verstehen; andere sind gelegentlich durch Kauf übertragbar. Die Meinung, daß Krankheit durch in den Körper hineingezauberte Objekte entstehen kann, ist auch hier verbreitet. So wird Kopfweh auf solche hineingezauberte Fremdkörper, Steine, Haare, Muscheln usw., zurückgeführt, welche durch einen Spezialisten entfernt werden müssen. Der Patient kniet auf den Boden, schließt die Augen und wird mit einem Blattbüschel auf den Kopf geschlagen; dabei fallen die darin versteckten Objekte heraus. Der Patient erklärt sich für geheilt, und die Gegenstände werden verbrannt, damit sie nicht ihren Weg in den Kopf zurückfinden (HADFIELD ⁸). Idiotismus, Stummheit, Taubheit, ja Altersschwäche werden auf Verfehlungen der Eltern oder auf Besessenheit zurückgeführt und demgemäß behandelt. Ein Verrückter ist nach HADFIELD ⁹ in einem Erdloch lebend begraben worden, um damit auch den in ihm hausenden bösen Geist zu vernichten. Augenleiden können durch Totengeister verursacht werden, wenn man einer Begräbnisstätte zu nahe kommt. Wenn ein Kind mit verkrüppeltem Fuß zur Welt kommt, ist die schwangere Mutter über einen bestimmten Zaubenstein gewandelt. Zur Heilung wird der Fuß an der Seite, wo er den Boden berührt, angebrannt, so daß zum Gehen die andere Fußseite benutzt werden muß. Damit soll Erfolg erzielt worden sein ¹⁰.

Als Heilmittel stehen obenan Aderlaß (s. u.) und der Genuß von Meerwasser, und zwar in unglaublichen Quantitäten, 1 bis 2 Gallonen (bis 9 Liter) nach HADFIELD ¹¹, gegen Kopfweh, Magenweh und andere Leiden. Aufgetrieben legen sie sich dann unter eine Palme, bis Durchfall und Erbrechen eintreten; aber auch ohne bestimmte Leiden wird Seewasser zweimal wöchentlich genossen. Daß durch solche Übertreibung der Körper geschädigt werden muß, ist selbstverständlich. Schon ELLA ¹² erwähnt von Ouvéa als Brech- und Abführmittel den Genuß großer Mengen von Seewasser.

Daneben kommen natürlich, wie in Caledonien, zahlreiche pflanzliche Heilmittel zur Anwendung, teils innerlich, teils äußerlich oder vom Arzt auf den schmerzenden Teil des Kranken

¹ LEGRAND, 108, p. 61; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 653; ³ DE ROCHAS, 145, p. 57, 195; ⁴ LAMBERT, 99, p. 226; ⁵ MONTROUZIER, 123, p. 380; ⁶ DE ROCHAS, 145, p. 201; ⁷ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 230; ⁸ HADFIELD, 82, p. 196—197; ⁹ p. 201—202; ¹⁰ p. 207; ¹¹ p. 194—196; ¹² ELLA, 184, p. 50—51.

gespuckt. Ein Arzt nach dem anderen wird konsultiert, und wenn ein Mittel nicht sofort Besserung bringt, das eines zweiten und dritten probiert.

Eingeweidewürmer wissen sie durch bestimmte Gräser abzutreiben. Bei Übelhörigkeit wird ein kleiner Käfer ins Ohr eingeschlossen, um die erhärteten Sekrete aufzufressen (HADFIELD¹). Massage gegen Müdigkeit wird allgemein angewandt; ich habe das auf Maré selbst beobachtet. Kopfmassage, das heißt ein Reiben des Kopfes mit den Händen unter leisem Singen der Massierenden gegen Kopfweg und Neuralgie beobachtete ELLA, l. c., auf Ouvéa; auch Arme und Beine würden so behandelt.

Chirurgisches. In chirurgischen Dingen sind die caledonischen Ärzte geschickter als im Behandeln innerer Krankheiten. Sie verstehen Luxationen und einfache Brüche der Arme und Beine zu heilen, indem sie die Knochen mittelst Holzschienen, Nialurindenstreifen und Bandagen immobilisieren. Sie entfernen eingedrungene Lanzensplitter, die Wunde mit einer scharf geschliffenen Muschel, mit einem Quarz- oder Glassplitter oder mit einem Bambusmesser aufschneidend; sie operieren Inguinal- und andere Tumoren, auf die Wunde Kataplasmen aus erweichenden Blättern, wie solchen des *Hibiscus tiliaceus*, aufliegend (VIEILLARD und DEPLANCHE², DE ROCHAS³).

Bei all diesen Operationen kommt ihnen die ausgezeichnete Heilkraft der Eingeborenen sehr zu Hilfe. Verheilte Schlagwunden an Schädeln sind nicht selten. BERCHON⁴ berichtet von einer komplett verheilten Schädelfraktur, die wahrscheinlich infolge eines Schlages auf das Hinterhaupt fast die ganze Kalotte von der Okzipitalschuppe bis zum unteren Teil des Stirnbeins abgelöst hatte, eine Verletzung, die für einen Europäer unbedingt tödlich gewesen wäre.

Über die Chirurgie auf Lifou erfahren wir manches Interessante durch Frau HADFIELD⁵. Verletzte Knochen werden wie der Schädel beim Trepanieren (s. u.) geschabt und ein Stück Kokossschale auf die beschädigte Stelle aufgelegt. Im Falle eines Knochenbruchs wird das Fleisch über der Bruchstelle aufgeschnitten, gekaute Blätter eines bestimmten Baumes in die Öffnung gespuckt und dann das Glied mit Holzschienen immobilisiert. Von einem besonders geschickten Chirurgen wird berichtet, daß er bei komplizierten Frakturen alle Splitter mit den Fingern entferne, sie ersetze durch Knochenstücke vom Flederhund und darauf gekaute Blätter appliziere. Derselbe genießt den Ruf, verkrümmte Wirbelsäulen gerade machen zu können; er vollführte diese Operation an einer Frau. Nach Aufschneiden des Rückenfleisches faßte er die verkrümmten Wirbel fest an; auf seinen Befehl zogen zwei Assistenten, der eine am Kopfende, der andere an den Füßen kräftig an, und in diesem Moment brachte er die Wirbel in ihre richtige Position. Nach dieser schmerzhaften Operation gebot er ruhige Rückenlage für einige Zeit und Enthaltung von Arbeit für ein Jahr.

Missionar ELLA⁶ gibt an, auf Ouvéa werde in Fällen von Rheumatismus die bloßgelegte Ulna oder Tibia mit Glasscherben angeschabt, wobei große Teile der äußeren Lamina des Knochens entfernt würden.

Wenn bei einem Kinde die Schädelfontanelle lange offen bleibt, was als ein schlimmes Zeichen angesehen wird, wird die Haut aufgeschnitten und die weiche Stelle mit gekauten Blättern belegt, um den Knochen zu zementieren. Ein Ouvéa-Mann hatte beim Fischen durch die Explosion einer Dynamitpatrone einen Teil seiner rechten Hand eingebüßt. Ein beliebiger Anwesender, der schon einmal eine solche Operation gesehen hatte, amputierte die Hand am Gelenk mit einem Metzgermesser, die Arterien mit einer Zange ergreifend. Vereiterte und degenerierte Drüsen werden mit einer kleinen Muschellanzette exstirpiert (HADFIELD⁷).

¹ HADFIELD, 82, p. 205; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 228; ³ DE ROCHAS, 145, p. 199; ⁴ BERCHON, 15, p. 649; ⁵ HADFIELD, 82, p. 199, 207; ⁶ ELLA, 184, p. 51; ⁷ HADFIELD, 82, p. 208 bis 209, 201.

Trepanation. Ein männlicher Schädel meiner Sammlung aus der Gegend von Hienghène Taf. 67, Fig. 5, zeigt auf dem linken Scheitelbein, 15 mm entfernt von der Sagittallinie und etwa 5 mm von der Koronalsutur, eine ovale Trepanationsöffnung, die in ihrer Längsachse 43 mm, in der größten Breite 35 mm mißt. Der Umkreis ist auf etwa $\frac{3}{4}$ seiner Länge zu einem scharfen Rand zugeschabt; der Rest zeigt einen unregelmäßigen Bruchrand; Verheilung ist nicht zu konstatieren. BARTELS¹ bildet einen Caledonier-Schädel ab mit fast kreisrunder Trepanationsöffnung von der Größe etwa eines großen Zwanzigpfennigstückes, senkrecht durchschnitten mit kurzen Zügen. J. MARTIN² beschreibt einen Schädel aus Ouatche (Oubatche), der auf der Stirne eine runde Öffnung von 15 mm Durchmesser aufweist mit senkrechten, längst zikatrisierten Rändern und daran anstoßend eine alte Schädelfraktur. Nach dem genannten Autor soll diese Öffnung nicht durch Kratzen oder Schneiden mit Glas oder Stein, sondern mit einer Trepanationskrone hergestellt worden sein, wie er vermutet, durch einen Schiffsarzt in der Zeit vor der französischen Okkupation, was mir höchst unwahrscheinlich vorkommt. PATOUILLET³ spricht von Trepanation mit Hilfe eines schneidenden Bohrers als Bistouri und drei Lanzenspitzen als Hebel; ob er das selber gesehen hat, ist zweifelhaft. Schädelverletzungen durch Schleudersteine und durch Keulenschläge, bei denen Trepanation angezeigt war, sind früher in Caledonien jedenfalls häufig vorgekommen. WÖLFEL⁴ und ⁵ hat auf eine auffallende Übereinstimmung in der Verbreitung der Trepanation und derjenigen der Schleuder und bestimmter Keulenformen aufmerksam gemacht, in Melanesien sowohl, als in Süd-Amerika.

Von den Loyalty-Inseln besitzen wir genaue Berichte von Augenzeugen über die Art, wie die Trepanation vorgenommen wird; sie wird dort heutzutage nicht nur in Fällen von Schädelverletzungen durch herabfallende Kokosnüsse und dergleichen, sondern auch zur Heilung von Kopfschmerzen, Epilepsie und ähnlichen Leiden ausgeübt. Ein Europäer auf Lifou, der eine solche Operation beobachtet hat, vorgenommen an einem Patienten, dem eine Kokosnuß auf den Kopf gefallen war, erzählte mir darüber das Folgende. Die Kopfhaut wurde kreuzweise gespalten und zurückgeschlagen, der Schädel um die verletzte Stelle herum mit einem scharfen Glassplitter geschabt, unter beständigem Auftropfen von Wasser, vermutlich wie an anderen Orten von Kokoswasser, bis das Gehirn in der Öffnung freilag. Dann wurde ein Stück einer Kokoschale glatt und dünn geschabt, über die Öffnung eingesetzt und die Haut wieder in ihre frühere Lage gebracht. Auf Ouvéa scheint Trepanation besonders häufig ausgeübt zu werden. Ich sah eine Frau, die am Hinterkopf trepaniert war mit eingesetztem Schalenstück und hörte von einem Mann, der an fünf Stellen seines Schädels solche Deckplatten besessen haben soll. Auch Frau HADFIELD⁶ kannte verschiedene trepanierte Ouvéa-Leute. Sie berichtet über die Operation an einem etwa zwölfjährigen Knaben von dort das Folgende: Der Knabe lag am Boden; seine Kopfhaut wurde kreuzweise gespalten, wobei der quere Schnitt fast von einem Ohre zum anderen reichte. Während der ganzen Prozedur des Schabens wurde Wasser aufgetropft, um das Blut wegzuwaschen. Auf die entstandene Schädelöffnung wurde ein Stück Kokoschale von Dollargröße eingesetzt, dann die darüber zurückgeschlagene Haut zusammengenäht mit einer Nadel aus dem Flügelknochen des fliegenden Hundes und feinem, eingeborenem Zwirn. Die Operation dauerte ungefähr 1 Stunde, worauf der Knabe nach seiner nahen Hütte wanderte, die Hand auf die Schulter seiner Mutter gestützt. Die Intelligenz des Knaben habe durch die Prozedur keineswegs gelitten. Als Trepanationsgeräte nennt HADFIELD ein kleines Bambusstück oder eine scharfe Muschel oder Stein; besonders beliebt sei ein caledonisches Gestein, das wie Glas spaltbar sei, offenbar Bergkristall; heute noch würden Glasscherben dem europäischen Messer vorgezogen.

¹ BARTELS, 186, p. 301—302; ² MARTIN, 116, p. 719—720; ³ PATOUILLET, 132, p. 198; ⁴ WÖLFEL, 179, p. 104 ff.; ⁵ WÖLFEL, 183, p. 18; ⁶ HADFIELD, 82, p. 198—199.

Missionar ELLA ¹ sagt 1874, auf Ouvéa sei Trepanation gegen Kopfweh, Neuralgie, Schwindel usw. so häufig, daß nur wenige erwachsene Männer ohne Loch im Schädel seien. Das ist sicherlich übertrieben, denn alle meine 14 Schädel von dieser Insel sind untrepaniert. Auch ELLA erwähnt das Einsetzen eines geglätteten Stückchens Kokossschale unter den Skalp; der Hautschnitt sei kreuz- oder T-förmig; das frühere Trepanationsgerät sei ein Haifischzahn gewesen; heute werde der Schädel mit einer Glasscherbe geschabt.

Ich habe schon früher die Vermutung ausgesprochen ², es könnten die sogenannten „Rondelles craniennes“, die man häufig an französischen neolithischen Bestattungsorten neben trepanierten Schädeln antrifft, möglicherweise demselben Zweck gedient haben, wie die Scheibchen aus Kokossschale der Loyalty-Inseln, nämlich zum Bedecken der Trepanationsöffnung.

Ein Zudecken der Trepanationsöffnung mit einem Stückchen Baststoff oder einem Stückchen Herzblatt einer bestimmten Banane, das einige Augenblicke über ein Kohlenfeuer gehalten war, erwähnt PARKINSON ³ von der Gazelle-Halbinsel. In Peru wurden zum gleichen Zweck Platten aus Muschelschale oder Metall angewandt (WÖLFEL ⁴).

Aderlaß und Skarifikation. Lokale Blutentziehung, um, wie man annimmt, schlechtes Blut zu entfernen, ist eine der Grundlagen der medizinischen caledonischen Praxis. Einschnitte werden gegen Schmerzen aller Art angewandt, an entzündeten Stellen sowohl, wo sie von Nutzen sein können, als auch bei Leiden, bei denen jeder Erfolg ausgeschlossen ist; sie werden ausgeführt mit scharfen Muschelschalen, Quarzsplittern, Glasscherben oder einem Bambusmesser. PATOUILLET ⁵ spricht von einem Quarzmeißel als Aderlaßgerät, offenbar einem Splitter in Fassung, auf welche mit kleinem Hammer geschlagen werde, um eine Vene des Vorderarms zu öffnen. An manchen Eingeborenen sieht man breite Narben, die von medizinischen Einschnitten herrühren. Kopfweh wird nach LAMBERT ⁶ kuriert durch Einschnitte an den Schläfen und in der behaarten Kopfhaut. Ich sah diese Operation an der Frau eines unserer Hausdiener ausgeführt; mit einer Glasscherbe wurden ihr Einschnitte vorne in der behaarten Kopfhaut beigebracht.

In gleicher Weise ist auf den Loyalty-Inseln Blutentzug das Lieblingsmittel zur Behandlung von Quetschungen, Beulen, Schwellungen, Kopfweh und Leiden verschiedenster Art. HADFIELD ⁷ erzählt, daß sogar ein an Röteln erkranktes, delirierendes Kind vom Vater am Kopf skarifiziert wurde. In Maré erhielt ich ein sehr hübsches Aderlaßgerät, Taf. 9, Fig. 8. Die feine, dreieckige Klinge besteht aus Glas; die Spitze ist durch einseitige Abschrägung hergestellt, daher nicht zentral, sondern einer Längskante aufgesetzt; die gegenüberliegende Längskante, auf dem Bilde die obere, weist einige Einkerbungen auf, offenbar zum Zwecke angebracht, der Fassung Halt zu geben. Diese ist sehr einfach aus zwei um die Klinge herumgeknickten Binsenstengeln gebildet, durch eine Schnurbinding zusammengehalten; das ganze Gerät ist 13 cm lang. Zum Gebrauch wird die Spitze auf die Haut aufgesetzt und durch einen Schlag auf den Rücken hineingetrieben.

Ein im Prinzip verwandtes Aderlaßgerät von Lifou beschreibt HADFIELD ⁸. Es besteht aus einem etwa 1 Fuß langem Zweige eines bestimmten Baumes, der frei ist von allen giftigen Eigenschaften; am Zweige sitzen ein bis zwei lange Dorne; Zweig und Dorn werden wohl geschabt und geglättet. Die Dornspitze wird auf die Mitte einer Beule aufgesetzt; einige scharfe Schläge mit einem weichen Holzstück treiben sie ins Fleisch. Als Aderlaßgerät dienen nach M' FARLANE ⁹ auch einfache Flaschenscherben.

¹ ELLA, 184, p. 50—51; ² SARASIN, 146, p. 19; ³ PARKINSON, 185, p. 110; ⁴ WÖLFEL, 183, p. 39; ⁵ PATOUILLET, 132, p. 199; ⁶ LAMBERT, 99, p. 226; ⁷ HADFIELD, 82, p. 200; ⁸ HADFIELD, 82, p. 200; ⁹ M' FARLANE, 119, p. 14.

Kopfdeformation. MONTROUZIER¹ hat behauptet, daß man bei einer Gruppe der Neu-Caledonier den Kopf der Neugeborenen von der Seite her so stark abflache, daß er fast so schmal werde wie der Hals, bei der anderen Gruppe den Kopf von vorne nach hinten in die Breite presse, die Stirne deprimierend. Auf den Belep-Inseln werde den neugeborenen Knaben das Gesicht in die Länge gezogen, bei den Mädchen das Kinn in die Höhe gedrückt; ferner werde in ganz Neu-Caledonien nach der Geburt Wasser erwärmt und mit den benetzten Fingern die Nase ziemlich stark ekraziert. MONTROUZIER will auf diese Weise die Abweichungen des Caledonierschädels vom europäischen erklären. GLAUMONT² gibt an, der Schädel, d. h. wohl das Gesicht, neugeborener Knaben werde verlängert, bei Mädchen das Kinn schwach aufwärts gedrückt, und LAMBERT³ sagt, bei den Knaben berühre man das Kinn, indem man simuliere, das Gesicht verlängern zu wollen, um ihm einen männlichen Aspekt zu verleihen; bei Mädchen drücke man das Kinn aufwärts, um das Gesicht rund zu machen; ferner führe eine der bei der Geburt assistierenden Frauen Daumen und Zeigefinger in die Nasenlöcher ein, um die Scheidewand stark zu pressen, worin wahrscheinlich der Grund der breiten Caledoniernase zu suchen sei.

Alle diese gleich nach der Geburt ausgeführten, wohl auf abergläubischen Vorstellungen beruhenden Manipulationen können nicht die geringste dauernde Folge haben. Bandagen oder andere Apparate, welche Deformation bewirken könnten, kommen niemals zur Anwendung, wie dies schon BOURGAREL⁴ und BERTILLON⁵ betont haben, ebenso MONCELON⁶, der mit Recht jegliche Deformation in Abrede stellt. Es handelt sich in der Tat, wie meine Erkundigungen bei Koné, in Bopope, in der Gegend von Oubatche und in Hienghène ergeben haben, bloß um ein Massieren oder Streichen des Kinderkopfs von vorne nach hinten und umgekehrt, aber nur am ersten Tag ausgeführt, sei es durch die Mutter selbst oder durch eine alte Frau. In Oubatche und Hienghène sagte man mir, auch die Nase werde geknetet, um sie europäischer zu machen und die Nasenlöcher erweitert. Man kann daher mit aller Sicherheit sagen, daß aus solchen Manipulationen keine dauernde Veränderung zu resultieren vermag. Irgendeinen Einfluß auf die anthropologischen Messungen, wie LUQUET⁷ meint, vermögen diese Prozeduren nicht auszuüben. Die irrtümliche Angabe von neu-caledonischer Kopfdeformation hat leider Eingang in die Literatur gefunden, so bei RIVERS⁸, der sie mit als einen Beleg für eine Megalithkultur in Caledonien betrachtet.

Ähnlich wie in Caledonien, ist es auf den Loyalty-Inseln, wo es nach HADFIELD⁹ die Pflicht der Amme ist, den Kopf des Neugeborenen zwischen zwei erwärmten, weichen Blättern in die orthodoxe Form zu drücken und die Nase zu kneifen, damit sie nicht zu flach ausfalle.

Auf den Neuen-Hebriden kommt bekanntlich bloß in Süd-Malekula Schädeldeformation mit Mützen und Bandagen vor.

Zahnextraktion. Über diese Sitte finde ich nur bei MONCELON¹⁰ die Notiz, das Ausschlagen der Inzisiven sei im Verschwinden begriffen. An meiner Schädelserie kann ich keine sicheren Anzeichen dieser Prozedur nachweisen. Es wird heute kaum mehr auszumachen sein, ob dieser Gebrauch tatsächlich geherrscht hat. Auf den Hebriden ist das Verbreitungsgebiet der Zahnextraktion ein ziemlich enges (SPEISER¹¹). Über ihre Bedeutung s. bei Religion.

Beschneidung. Die Beschneidung in Neu-Caledonien wird oft fälschlich Zirkumzision genannt; es ist aber, wie in vielen Gebieten Mela- und Polynesiens eine Inzision, und zwar eine Suprainzision, indem die Vorhaut oben in der Längsrichtung gespalten wird. Weggeschnitten wird nichts. Die gespaltene Vorhaut hängt herab und zieht sich zurück bis zur Vernarbung

¹ MONTROUZIER, 124, p. 35; 123, p. 378; ² GLAUMONT, 70, p. 78; ³ LAMBERT, 99, p. 102; ⁴ BOURGAREL, 23, p. 275; ⁵ BERTILLON, 18, p. 279; ⁶ MONCELON, 122, p. 350; ⁷ LUQUET, 115, p. 5; ⁸ RIVERS, 138, p. 276; ⁹ HADFIELD, 82, p. 177; ¹⁰ MONCELON, 122, p. 350; ¹¹ SPEISER, 165, p. 179.

(LEENHARDT¹). Der Operateur schiebt ein flaches, poliertes Holz unter die Vorhaut, die er dann mit einer scharfen Muschel, einem Quarz- oder Glassplitter oder mit einem Bambusmesser spaltet (GLAUMONT², LEGRAND³, LAMBERT⁴). BOURGAREL⁵ beschreibt die Operation etwas anders; er sagt, ein einseitig geschärfter Bambusstab werde flach zwischen Vorhaut und Eichel eingeführt und dann lebhaft gedreht. Es mag das eine lokale Abweichung sein. Der zu Beschneidende wird nach LAMBERT, l. c., bis zu den Knien ins Wasser gestellt und taucht nach der Operation unter. Der Penis wird dann verbunden mit Bananenblättern, die man am Feuer biegsam gemacht hat und mit warmer Niaulirinde. Die zugleich beschnittenen Jungen werden in einem gemeinsamen Haus konsigniert, wo sie auf Kokosmatten schlafen.

In ähnlicher Weise wird die Inzision auf den Neuen-Hebriden vollzogen, indem mit einem Bambusmesser durch einen dorsalen Schnitt die über einen Stab gezogene Vorhaut gespalten wird (SPEISER⁶). Nach RIVERS⁷ ist Inzision eine spätere Form als Zirkumzision, wie auch nach SCHMIDT⁸ die erstere dem polynesischen, die letztere schon dem totemistischen Kulturkreis angehören soll. Ob diese Hypothese richtig ist, wage ich nicht zu entscheiden. Auf Tanna läßt HUMPHREYS⁹ Zirkumzision aus der Inzision hervorgehen, und an manchen Orten, auch außer Tanna, bestehen beide Arten nebeneinander.

Die Angaben der Autoren über das Alter, in dem die caledonischen Knaben beschnitten werden, gehen weit auseinander. OPIGEZ¹⁰ sagt, mit 3 Jahren würden die Knaben beschnitten. Das ist jedenfalls eine seltene Ausnahme, doch wird nach HUMPHREYS¹¹ auch auf Tanna gelegentlich ein noch nicht entwöhntes Kind mit den anderen beschnitten. DE ROCHAS¹² gibt als Beschneidungsalter gegen das 5. oder 6. Jahr an, manchmal werde aber bis zur Pubertät zugewartet. VINCENT¹³ gibt das 7. Jahr an, BERNARD¹⁴ gegen das 8. bis 10. Jahr, COLOMB¹⁵ gegen das 10. Jahr, LEENHARDT¹⁶ das 14. Jahr; auch nach MONTROUZIER¹⁷ wird manchmal bis zum 14. oder 15. Jahr zugewartet. LAMBERT¹⁸ sagt sogar gegen das 15. bis 18. Jahr.

Aus diesen abweichenden Angaben geht hervor, daß offenbar keine bestimmte Regel für die Vornahme der Beschneidung besteht. Da sie meist an einer Anzahl von Jungen zu gleicher Zeit vorgenommen wird, werden naturgemäß verschiedenalterige darunter sein. Als Durchschnittdarf wohl das 10. bis 14. Jahr angenommen werden.

Heute, wo der Großteil der Eingeborenen christlich ist, wird Beschneidung wenig mehr ausgeübt; früher scheint sie in allen caledonischen Stämmen Sitte gewesen zu sein, wenn auch, wie DE ROCHAS¹⁹ angibt, die Vornahme der Operation nicht unbedingt geboten war und auch MONTROUZIER²⁰ sagt, daß viele sich davon dispensierten. Dagegen fehlte nach übereinstimmenden Angaben aller Autoren seit CHEYNE²¹ und ERSKINE²² Beschneidung auf den Loyalty-Inseln völlig.

Die Beschneidung in Neu-Caledonien scheint keine rituellen Motive als Ursache zu haben; wenigstens sind solche, wenn ursprünglich vorhanden, in Vergessenheit geraten; sie ist vielmehr bloß als eine Initiation zur Ausübung des Geschlechtsverkehrs, als eine Mannbarkeitserklärung aufzufassen, wie dies auch auf den Neuen-Hebriden (SPEISER²³) und anderswo der Fall ist. Unbeschnittene sind noch keine Männer (SCHMIDT²⁴). Nach DEPLANCHE²⁵ ist das caledonische Geschlechtsorgan so gestaltet, daß zur Befruchtung Beschneidung notwendig sei. Das würde auf große Verbreitung der Phimose hindeuten, wie dies nach SPEISER, l. c., auch auf den Hebriden

¹ LEENHARDT, 105, p. 240; ² GLAUMONT, 70, p. 81; ³ LEGRAND, 108, p. 139; ⁴ LAMBERT, 99, p. 108; ⁵ BOURGAREL, 24, 9. 390; ⁶ SPEISER, 165, p. 204; ⁷ RIVERS, 137, II, p. 436; ⁸ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 240; ⁹ HUMPHREYS, 209, p. 76; ¹⁰ OPIGEZ, 131, p. 436; ¹¹ HUMPHREYS, 209, p. 79; ¹² DE ROCHAS, 145, p. 265; ¹³ VINCENT, 172, p. 46; ¹⁴ BERNARD, 17, p. 288; ¹⁵ COLOMB, 193, p. 10; ¹⁶ LEENHARDT, 103, p. 19; ¹⁷ MONTROUZIER, 123, p. 369; ¹⁸ LAMBERT, 99, p. 107; ¹⁹ DE ROCHAS, 145, p. 299; ²⁰ MONTROUZIER, 123, p. 366; ²¹ CHEYNE, 33, p. 15, 24; ²² ERSKINE, 45, p. 339, 368; ²³ SPEISER, 165, p. 204; ²⁴ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 243; ²⁵ DEPLANCHE, 41, p. 198.

der Fall ist und nach KUBARY (s. bei RIVERS¹) bei Gilbert-Insulanern, die indessen keine Beschneidung ausüben. Nach DEPLANCHE ist bei den Leuten von Ouvéa das Organ normal und daher sei keine Beschneidung nötig. Das hygienische Motiv ist aber, wenn überhaupt vorhanden, sicher ein sekundäres; ohne soziale oder rituelle Ursachen wäre die weite Verbreitung der Beschneidung nicht erklärbar. Die von GRÄBNER² erwähnte Vorstellung, daß bei der Initiation die kindliche Schwäche durch eine Wunde herausgelassen werde als Erklärung der Beschneidung scheint mir gesucht und wenig plausibel.

Bei Anlaß der Beschneidung wird ein Fest gefeiert; Freunde bringen Geschenke, der Vater sendet solche an die Familie seiner Frau. Wenn, wie LAMBERT³ erzählt, ein Chefsohn und zukünftiger Erbe der Würde beschnitten werden soll, geschieht das unter großen Festlichkeiten: Bau von Hütten für die zahlreichen geladenen Gäste, Tänzern, Kriegsspielen und Schmausereien. Der Häuptlingssohn wird vor den anderen Beschneidungskandidaten allein unter großen Freudebezeugungen der Menge operiert und hierauf in eine eigene Hütte verbracht. Die Beschneidung der anderen erfolgt später. Diese rücken zusammen an, im Kriegskostüm, eine Schärpe am Arm, Federn in den Haaren und führen mit Lanzen ein Scheingefecht mit den Alten aus, das die letzteren gewinnen. Die Jungen werden dann ins Wasser gesteckt, operiert, verbunden und in gemeinsamer Hütte untergebracht.

An einem besonderen Feste erhalten dann die vor 8 bis 10 Wochen Beschnittenen das Männerkleid, den Peniswickel „Bagayou“. Wir verdanken darüber LEENHARDT⁴ ausführliche Mitteilungen. Das Pilu-Fest, das dieser Autor beschreibt, war ein solches, bei dem auch das Leid um einen Verstorbenen aufgehoben wurde (s. den Abschnitt über Bestattungsgebräuche). Die Inzisierten, die bis zu diesem Feste zurückgezogen gelebt haben, werden unter die Obhut der Leichenwächter und Leidtragenden „Avi“ gestellt. Diese binden ihnen an einsamem Orte ein eigenes Fest-Bagayou um; mit am Feuer biegsam gemachten großen Blättern des Rhe-Baumes umhüllen sie den zuweilen noch geschwollenen Penis; darum wird bunter Baumbaststoff gebunden, dessen beide Enden um den Gürtel gekreuzt und auf dem Rücken zusammengeknüpft werden, lang herabhängend. Von da an bleiben sie in allen Zeremonien mit den Avi vereint. Mit diesen marschieren sie vom Totenort im Wald nach dem Festort, wo sie stürmisch unter einem wahren Delirium der Menge empfangen werden. Die Tänze, Scheinkämpfe und übrigen Zeremonien, die folgen, können hier nicht ausführlich beschrieben werden; es sei hierfür auf den genannten Autor selbst und auf den Abschnitt über Feste verwiesen. Der letzte Tag des Festes bringt für Leidtragende und Inzisierte den Eintritt ins normale Leben. Nach gemeinsamem Bade am frühen Morgen erhalten die letzteren statt des Rhe-Blattes den gewöhnlichen Bagayou aus Baumbaststoff; sie sind jetzt Männer geworden und schlafen von da an in der großen Männerhütte.

Auf den Loyalty-Inseln fehlt, wie gesagt, sowohl Zirkum-, als Inzision. Über eine eigentümliche, dort früher übliche Sitte, die offenbar denselben Zweck verfolgte wie Beschneidung, berichtet Missionar CREAGH⁵. Er sagt, vor der Hochzeit, als Vorbereitung dazu, trennten sie die Vorhaut von der Eichel los, indem sie das Frenulum praeputii nahe bei der Glans mit einem Orangedorn durchbohrten, in das Loch eine Schnur einführten und festbanden, um die Zirkulation zu verhindern. In wenigen Tagen sei dann ohne weitere Störung die Trennung vollendet; man habe das getan, um üble Folgen zu vermeiden; heute — CREAGHS Bericht stammt aus dem Jahre 1892 — werde das nicht mehr geübt.

Geburt. Die Geburt geht meist leicht und schmerzlos vonstatten. PATOUILLET⁶ berichtet, die Mutter erhole sich fast sofort, gehe um zu baden nach einem Fluß und könne schon am folgenden

¹ RIVERS, 137, p. 65; ² GRÄBNER, 78, p. 49; ³ LAMBERT, 99, p. 107 ff.; ⁴ LEENHARDT, 105, p. 239 ff.;

⁵ CREAGH, 188, p. 680; ⁶ PATOUILLET, 132, p. 92—94.

Tag wieder arbeiten und BOURGEY¹ erzählt, daß eine Caledonierin seiner Kolonne unterwegs geboren, das Kind gebadet und den weiten Marsch ohne Aufenthalt fortgesetzt habe.

Die Caledonierin gebärt in hockender Stellung, die Hände auf den Boden gestützt, während Matronen sie halten. Um die Geburt zu erleichtern, wendet man Massage an; man trommelt mit der Hand auf dem Bauch, anfänglich zart, dann schneller und mit immer größeren Faustschlägen, endlich mit Fußtritten, wenn der Akt sich in die Länge zieht (DE ROCHAS², LEGRAND³).

Ist die Geburt schwer, so denkt man an böse Einflüsse, bedeckt die Patientin mit Zaubermitteln oder läßt den Zauberarzt kommen, um das Netz zu brechen, welches das Kind in der Mutter zurückhält. Zu diesem Zwecke nimmt er zwei lange Zweige einer kriechenden Pflanze, fixiert je ein Ende hinter den Ohren der Patientin, zieht sie unter dem Kinn durch, kreuzt sie über Brust und Rücken und befestigt die Enden auf den Hüften im Gürtel. Um dieses symbolische Netz zu brechen, löst er mit zwei Pflanzenstengeln, während er einen dritten kaut, um seinem Atem Kraft zu verleihen, die Enden im Gürtel und an jeder Kreuzungsstelle der Ranken. Zugleich bläst er auf die Frau mit den Worten: „Ich zerreiße das Netz, damit das Kind glücklich herausfalle“ (LAMBERT⁴). Nach PATOUILLET, l. c., wird eine schwer Gebärende von den umstehenden Frauen gedrängt, einen Ehebruch zu gestehen und den wahren Vater zu nennen, was infolge der Schmerzen zu falschen Geständnissen führen kann.

Es ist selbstverständlich, daß Schwangerschaft und Geburt von einer Menge abergläubischer Gebräuche umrankt sind. Während der Schwangerschaft hat die Frau zahlreiche Vorschriften zu beobachten; sie soll nicht ohne Not mit einem Manne sprechen, ihre Nahrung nicht mit gewissen Muscheln schneiden, bestimmte Speisen nicht genießen, Zauberkräuter zum Schutze bei sich tragen und anderes mehr. Ihr Mann gibt ihr einen Grasstengel, dessen Ähre er zerdrückt hat; bei einem Wasserfall übergießen sie die Pflanze mit Wasser, das die Frau zum Schutze des Kindes trinken muß; am anderen Tag wiederholt das die Frau allein (LAMBERT⁵).

Es gibt auch Zauberer, welche behaupten, das Geschlecht des zu erwartenden Kindes willkürlich bestimmen zu können. Wenn einer die Geburt eines Knaben wünscht, geht er mit der schwangeren Frau zu diesem Zauberer. Gegen Geld verrichtet er auf dem Friedhof seine Opfer, gibt der Frau einen Trank, verbietet ihr alle weibliche Arbeit und befiehlt ihr, wie ein Mann eine Lanze zu tragen. Gebiert sie dennoch ein Mädchen, so hat sie sich in irgend etwas versehen (PATOUILLET⁶).

Die gebärende Frau wird als unrein angesehen; sie zieht sich in eine Hütte abseits vom Dorfe zurück, woher sie erst etwa zwei Monate nach der Geburt nach vollzogener Reinigung zurückkehrt (LAMBERT, l. c.). Während ihrer Abgeschlossenheit hat sie keinen Verkehr mit dem Manne. Auch dem Geburtsakt wohnt kein Mann bei, außer etwa dem Zauberarzte. Nur bei Cheffrauen werde hiervon eine Ausnahme gemacht, indem der nächste Verwandte zugegen sei. Es sei diese Sitte darauf zurückzuführen, daß eine Kindesunterschiebung unmöglich gemacht werden solle (PATOUILLET, l. c.).

Der Nabelstrang wird mit einer Muschel, einem Quarzsplitter oder einem Bambüsmesser durchschnitten, nachher geknüpft und lange gekaut. Nach BRENCHLEY⁷ und TURNER⁸ soll das Durchschneiden bei Knaben durch einen Priester auf einem besonderen harten Stein geschehen, damit der Junge steinhart werde im Kriege. Zur Vernarbung des Nabels werden nach LEGRAND⁹ zerstampfte Blätter einer Nephrodium-Art angewandt. Die Plazenta wird nach VINCENT¹⁰ in einen Fluß oder an die Küste geworfen.

¹ BOURGEY, 38, p. 349; ² DE ROCHAS, 145, p. 200; ³ LEGRAND, 108, p. 61—62; ⁴ LAMBERT, 99, p. 101; ⁵ LAMBERT, 99, p. 100; ⁶ PATOUILLET, 132, p. 91—92; ⁷ BRENCHLEY, 30, p. 343; ⁸ TURNER, 167, p. 423; ⁹ LEGRAND, 108, p. 60; ¹⁰ VINCENT, 172, p. 44.

Auch auf den Loyalty-Inseln geht nach allen Berichten die Geburt meist leicht vönstatten. Auch hier gehen ihr allerlei strenge Observanzen voraus, wie eine eigene Diät, in welcher Kohle und Ton eine gewisse Rolle spielen. Nach HADFIELD¹ begibt sich zur kritischen Zeit die Frau mit Begleiterinnen an einen ruhigen Ort im Wald; der Mann und seine Freunde bleiben davon getrennt, aber nur in Hörweite entfernt. Ein starkes Seil, an einem Ast befestigt, dient der knieenden Gebärerin als Halt, oder es kniet eine Freundin hinter ihr, sie unter den Armen umfassend, so daß die Leidende ihre Arme über den Kopf und den Hals der Helferin schlingen kann. Geht alles gut, so wird die Mutter beglückwünscht, sonst aber insultiert und geschlagen. Wenn alles umsonst, wird die Ursache auf eine begangene Sünde geschoben, die bekannt werden muß, auch wenn sie nur eine eingebildete wäre, wie dies in ähnlicher Weise von Caledonien erwähnt worden ist. Die Nabelschnur wird mit einer Muschel durchschnitten oder mit den Zähnen durchbissen. Ein verschiedener Schrei kündigt den Männern die Geburt eines Knabens oder eines Mädchens an.

Ganz abweichend von dieser Schilderung beschreibt GILL WYATT² nach dem Berichte einer eingeborenen Lehrerin die Geburt auf Lifou. Nach diesem geht die Frau in den Wald, reinigt eine Stelle und gräbt zur größeren Bequemlichkeit eine Grube; darin legt sich die Frau nackt auf den Rücken; helfende Frauen spreizen ihre Beine weit auseinander und führen zwei Stöcke in die Geburtsöffnung ein, um das Passieren des Kopfes zu erleichtern, während die Zuschauer Ermunterungen ausrufen.

Nach der Geburt geht die Frau zum Baden ans Meer, wobei die Plazenta in einem Korb aus Kokosblättern mitgenommen wird. Als unrein betrachtet, lebt sie abgeschlossen in einer kleinen Hütte, bis das Kind kriechen kann, besorgt von ihrer Mutter oder anderen weiblichen Verwandten; ihr Mann besucht sie nie, sendet nur etwa Lebensmittel.

Behandlung des Neugeborenen, Säugung. Das neugeborene Caledonierkind wird mit Blättern eines bestimmten Baumes leicht geräuchert und gebadet. Zu letzterem Zwecke höhlt die Mutter eine leichte Vertiefung im Hüttenboden aus oder sie tapeziert einen auf die Erde gelegten dicken Blätterwulst aus mit Bananen- und Taroblättern, auf diese Weise eine Art Badewanne herrichtend, die sie mit lauem Wasser füllt. Die Waschung des Kindes kann aber auch in einem Flusse oder am Meere geschehen (LEGRAND³, VINCENT⁴, LAMBERT⁵). Nach MONTROUZIER⁶ wird der Kopf mit Asche gepudert und mit einem am Feuer weich gemachten Bananenblatt gerieben. Vom Kneten des Kopfes und der Nase ist schon oben im Abschnitt über angebliche Deformation gesprochen worden. LAMBERT gibt weiter an, daß man, um die Reize eines Kindes zu erhöhen, mit speziellen Blättern leicht den Körper, Stirne, Nase und Wangen betaste und die Armmuskeln berühre, um ihnen eine elegante Form zu verleihen. Bei Knaben richte man die Kniee auf, drücke sie bei Mädchen herab, weil der Mann beim Sitzen die Beine falten und kreuzen, die Frau dagegen sie ausgestreckt halten soll.

Sehr lange dauert die Säugungsperiode, nach PATOUILLET⁷ 1 Jahr, nach LEGRAND⁸ über 2 Jahre, nach LAMBERT⁹ 2½, ja 3 Jahre, nach VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁰ nicht selten 3 bis 4 Jahre, nach DE ROCHAS¹¹ im Mittel 3 Jahre, manchmal 5 bis 6 Jahre, nach LEMIRE¹² wenigstens 3 Jahre, oft 5 Jahre, nach MONCELON¹³ 3 bis 5 Jahre. Der letztere Autor fügt bei, daß man Kinder sehen könne, die abwechselnd an der Mutterbrust und an der Tabakspfeife sich gütlich tun. Der Grund der langen Säugung ist jedenfalls in erster Linie in der rohen und für Kinder schwer verdaulichen Nahrung der Caledonier zu suchen. Fehlt der Mutter die Milch, so geht das Kind zugrunde.

¹ HADFIELD, 82, p. 175 ff.; ² GILL WYATT, 67, p. 503—504; ³ LEGRAND, 108, p. 138; ⁴ VINCENT, 172, p. 44; ⁵ LAMBERT, 99, p. 101—102; ⁶ MONTROUZIER, 123, p. 378; ⁷ PATOUILLET, 132, p. 94; ⁸ LEGRAND, 108, p. 117; ⁹ LAMBERT, 99, p. 104; ¹⁰ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 487; ¹¹ DE ROCHAS, 141, p. 394; ¹² LEMIRE, 110, p. 95; ¹³ MONCELON, 120, p. 361.

Die Entwöhnung geschieht mit einem Brei aus zerkaute Bananen, Ignamen oder Taros, der den Kleinen in den Mund gestopft wird. Wie während Schwangerschaft und Geburt, hat die Frau auch während der Säugungsperiode keinen Geschlechtsverkehr mit dem Manne (DE ROCHAS ¹). Die Ursache wird in dem Umstand zu suchen sein, daß eine Frau ein zweites Kind nicht ernähren könnte. Sexuelle Enthaltung während der langen Säugungszeit kommt bei vielen Naturvölkern vor (MÜLLER ²).

In Lifou wurde nach HADFIELD ³ früher das Neugeborene zunächst nicht gebadet, sondern mit warmer Holzasche eingerieben, während heute ein warmes Bad Sitte geworden ist. Alle Unreinigkeiten aus Nase und Mund werden von der Geburtshelferin aufgesogen; diese riß sich früher auch einige Haare aus und legte sie auf den Kinderkopf, um reichlichen Haarwuchs zu erzielen. Später folgt dann eine Einreibung von Mutter und Kind mit einer Mixtur aus gebrannten Bananen, Kokosnüssen und Schabsel eines wohlriechenden Baumes, sowie ein reinigendes Bad mit gewissen Medizinen. Die Säugung dauert auch hier sehr lang, 2 bis 3 Jahre, wobei manchmal die Großmutter nachhelfen soll. Als Ersatz für unzureichende Milch soll der Saft ganz junger Kokosnüsse dienen.

Abortion. Abortivmittel werden in Caledonien nicht selten angewandt, von Ledigen sowohl, um unerwünschte Leibesfrucht zu verbergen, als von verheirateten Frauen, die sich der Säugung und Kinderpflege entziehen wollen. Das beliebteste Mittel scheint die unreife, grüne, gekochte Banane zu sein, daher die für Abtreibung gebräuchliche Redensart: „Encore une qui a mangé la banane“ (DE ROCHAS ⁴, LEGRAND ⁵). DE ROCHAS vermutet und wohl mit Recht, daß die Banane nur den Mantel für Abortivmittel bilde, deren Rezept das Geheimnis gewisser Matronen sei. Als solche nennen VIEILLARD und DEPLANCHE ⁶ mehrere Euphorbiaceen, so Phyllanthus und Melanthesa, VINCENT ⁷ den Saft derselben Pflanzen, PATOUILLET ⁸ einen Dekokt aus der roten Knospe der Bananentraube; zwischen den Knospenblättern finde sich eine scharfe, weiße Substanz, aussehend wie Talk, welche ein abortives Prinzip enthalte.

Nach HADFIELD ⁹ wird auf Lifou gelegentlich Abtreibung zur Vermeidung unehelicher Geburten ausgeübt. Als Mittel dienen gewisse Medizinen, das Tragen sehr schwerer Lasten oder ein Sprung von hohem Fels kopfüber ins Meer.

Menstruation. Wie die Frau während der Geburt als unrein angesehen wird, ist sie es auch in den Menstruationsperioden. Auch diese bringt sie abseits vom Dorfe in einer kleinen Blätterhütte zu. Männer dürfen sich ihr während dieser Zeit nicht nahen, manchmal nach VIEILLARD und DEPLANCHE ¹⁰ auch Frauen nicht, welche in diesem Falle die Lebensmittel in gewisser Entfernung deponieren. Nach PATOUILLET ¹¹ trägt die Menstruierende einen langen Hüftrock aus Bananenblättern. Nach Ablauf der Periode hat die Frau zur Reinigung Abwaschungen mit bestimmten Kräutern und unter gewissen Formeln durchzumachen (DE ROCHAS ¹²). Nach COLOMB ¹³ war nur bei einem oder zwei Stämmen Isolierung der Menstruierenden nicht üblich; er nennt den von Baie, südlich von Ouagap. Über die Menstruation auf den Loyalty-Inseln finde ich keine Notiz.

Haarschneiden, Rasieren. Kopf- und Barthaare der Männer wurden früher geschnitten mit Quarzsplittern und Muschelschalen, seit der europäischen Zeit vielfach mit Glasscherben. BOURGEY ¹⁴ sah Eingeborene sich den ganzen Körper von Kopf zu Fuß rasieren mit den Scherben einer seiner Flaschen. Ebenso wurde der Frauenkopf häufig mit denselben Mitteln glatt rasiert. Haar-

¹ DE ROCHAS, 145, p. 284; ² MÜLLER, 213, p. 60; ³ HADFIELD, 82, p. 177 ff.; ⁴ DE ROCHAS, 145, p. 200; ⁵ LEGRAND, 108, p. 72; ⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 641; ⁷ VINCENT, 172, p. 44; ⁸ PATOUILLET, 132, p. 90; ⁹ HADFIELD, 82, p. 180; ¹⁰ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 484; ¹¹ PATOUILLET, 132, p. 82; ¹² DE ROCHAS, 145, p. 283; ¹³ COLOMB, 193, p. 10; ¹⁴ BOURGEY, 28, p. 345.

schneiden mit einem schneidenden Stück transparenten Quarzes beobachtete schon FORSTER¹. Rasieren des Venusbergs bei beiden Geschlechtern erwähnt für Caledonien BOURGAREL².

Auf den Loyalty-Inseln wurde früher das Frauenhaar möglichst kurz abgebrannt mit einem glühenden Holzstück; auf gleiche Weise wurde der Bart rasiert. Später trat der Gebrauch von Glasscherben zu diesen Zwecken auf (HADFIELD³).

Zähne. Die außerordentlich mächtigen Zähne (s. meine Anthropologie⁴) sind von blendender Weiße, wozu sicher das beständige Kauen von Zuckerrohr viel beiträgt. Defekte Zähne sind, wie meine Schädelammlung erweist, sowohl in Caledonien, als auf den Loyalty-Inseln eine große Seltenheit, wie denn auch PATOUILLET⁵ sagt, er habe in 3½ Jahren nur einen einzigen Eingeborenen mit verdorbenen Zähnen gesehen. Die Angabe von LEGRAND⁶, die Zähne würden frühzeitig verloren, ist nicht richtig. ATKINSON⁷ sagt im Gegenteil, die Zähne seien nie krank und würden bei den Alten bis auf den Knochen abgekaut.

Geistige Eigenschaften.

Charakter. Es ist für den Europäer ungemein schwierig, sich ein richtiges Bild vom Charakter von Völkern zu machen, die ihm so fern stehen, wie der Caledonier dies tut. Die Mentalität eines Caledoniers ist für den Europäer ein geschlossenes Buch, und kaum wird es je zu wahrer Freundschaft und gegenseitigem Verständnis zwischen beiden kommen. Ich rede hier nicht von den Missionszöglingen, bei denen das anders sein mag. Der Caledonier haßt im Grunde den Weißen als einen Eindringling, der ihn seiner Freiheit und seines Landes beraubt hat und steht ihm abweisend gegenüber. Aus diesem Gefühl des Unterdrückten erklärt sich seine Verschlossenheit und seine von Kolonisten und Missionaren stark betonte Undankbarkeit für erwiesene Wohltaten. Viele Kolonisten sind schon von Eingeborenen, auf die sie infolge jahrelanger guter Behandlung ihr volles Vertrauen setzten, heimtückisch ermordet worden, so besonders bei der großen Insurrektion des Jahres 1878, aber auch bis in die jüngste Zeit hinein. Natürlich gibt es auch lobenswerte Ausnahmen. So erzählt LEGRAND⁸, daß beim Tode eines bei den Eingeborenen beliebten Kolonisten in Ciou bei Kanala diese zu seinem Gedächtnis einen heiligen Pfahl aufrichteten und die Witwe anfragen ließen, ob der Stamm leidtragen solle und weiter von einem anderen, dem ein Gendarm das Leben gerettet hatte und der diesem nicht nur eine wertvolle Serpentinaxt schenkte, sondern ihm auch seine Dienste ohne Bezahlung auf beliebige Zeit anbot. Daß der Caledonier wohl weiß, was Dank und Undank ist, geht aus der Erzählung von der Ratte hervor, welche sich von einem Tintenfisch übers Meer tragen ließ und nachher seinen Träger auf fraß und der auf dieser Geschichte basierenden Redensart: „Sei nicht wie Ratte und Tintenfisch gegen mich“ (MONTROUZIER⁹).

Der Caledonier liebt seine Unabhängigkeit, und sein Nationalstolz kann bis zur Unverschämtheit gehen. Als eine solche muß jedenfalls die Antwort bezeichnet werden, welche Ataï, der Chef der Insurrektion im Jahre 1878, dem damaligen Gouverneur DE PRITZBUER gab, als dieser ihn aufforderte, wenn er zu ihm spreche, die Mütze abzunehmen: „Quand toi quitté ta casquette, moi ôter la mienne“¹⁰. Mehr als lächerliche Überhebung ist der Ausdruck des Chefs Marius von Bondé anzusehen, als ich ihn über Gebräuche in seinem Stamm ausfragte: „A Bondé on est civilisé jusqu'au bout.“

¹ FORSTER, 51, p. 221; ² BOURGAREL, 24, p. 391; ³ HADFIELD, 82, p. 138; ⁴ SARASIN, 148, p. 312 ff.;

⁵ PATOUILLET, 132, p. 68; ⁶ LEGRAND, 108, p. 84; ⁷ ATKINSON, 192, p. 245; ⁸ LEGRAND, 108, p. 87—88;

⁹ MONTROUZIER, 124, p. 41—42; ¹⁰ ANONYMUS, 88, p. 46.

Der Caledonier ist zufrieden mit seinem Los und beneidet das des Europäers keineswegs, so wenig ihm dessen Industrie imponiert. Er sieht Fremde als Hungerleider an und hält sich für wenigstens gleich hochstehend als den Weißen (DE ROCHAS ¹).

Der Eingeborene, besonders das männliche Geschlecht, ist eitel. Man kann ihn oft beobachten, wie er mit Wohlgefallen in einem Spiegelchen sich beguckt. Ihre Toilette machen beide Geschlechter gerne an einem Wasser und benützen auch als Spiegel eine mit Regenwasser gefüllte Höhlung in einem Kokospalmenstumpf (VIEILLARD und DEPLANCHE ²). Dasselbe erwähnt auch LEMIRE ³ und sagt, man kniee vor solchen Kokosspiegeln. Nach FOLEY ⁴ wird etwa noch Öl auf das Wasser gegossen. Mit viel Geschick weiß der Caledonier sein dunkles Haar mit Blumen und zierlichen Farnkräutern zu schmücken oder um Brust und Hüften Kränze zerschlissener Bananenblätter anzubringen. Darin kommt aber auch ein Sinn für Ästhetik zum Ausdruck, wie er auch schöne und oft aussichtsreiche Orte für die Anlage seiner Dörfer auszuwählen weiß, die er aufs lieblichste mit Kokospalmen und Araucarien umgibt. Schon GARNIER ⁵ hat diesen Sinn für Naturschönheit hervorgehoben und DURAND ⁶ die herrliche Lage seiner Siedelungen betont.

Der Caledonier ist ein Meister in der Kunst, sich zu verstellen, so daß es schwer hält, seine Gefühle an seinem Gesicht abzulesen. Es wird das von vielen Autoren übereinstimmend angegeben, so von DE ROCHAS ⁷, MONCELON ⁸, LAMBERT ⁹, LEENHARDT ¹⁰ und anderen. Er weiß Haß und Rachsucht unter freundlicher Maske zu verbergen, nähert sich scheinbar harmlos einem Feind, um ihn dann wie ein Raubtier zu überfallen (DE ROCHAS ¹¹, LAMBERT ¹²). Daraus resultiert naturgemäß ein gegenseitiges Mißtrauen. Mit Verstellung hängt Verlogenheit enge zusammen. Auch vor Gericht als Zeuge wird er, wenn es sich um sein Interesse handelt oder wenn er einen Feind verderben will, sich nicht scheuen, schamlos zu lügen. Geschicktes Lügen wird nach PATOUILLET ¹³ fast als eine Tugend erachtet. Dennoch wird berichtet, daß Lügner und Verleumder im Stamm verhaßt seien (COMPTE RENDU ¹⁴), und nach LAMBERT ¹⁵ ist der Vorwurf eines Lügners eine Beleidigung, was mir freilich ein anderer katholischer Missionar bestritt. Andererseits ist der Caledonier sehr empfindlich, wenn er selber getäuscht wird, wie dies von seiten roher Europäer etwa geschieht.

Man hat den Caledonier öfters auch feige genannt. Das ist insofern richtig, als er lieber einen Feind meuchlings totschießt, als daß er ihm offen entgegentritt. Aber im Felde kann er große Bravour an den Tag legen, wie alle Augenzeugen solcher Kämpfe, wie z. B. GARNIER ¹⁶, berichten und stürzt sich blindlings in den Hagel von Lanzen und Schleudersteinen. Selbst gegen die überlegenen Feuerwaffen kämpft er tapfer. Er liebt den Krieg, und daß die Kolonialautorität diesen verhindert, ist ihm schmerzlich: „Nous ne sommes plus des hommes, nous ne nous battons plus“ (DE ROCHAS ¹⁷).

Verwundungen und Schmerzen erträgt er mit großem Gleichmut, ohne eine Miene zu verziehen; ja er kann unter Schmerzen noch lachen (MONCELON ¹⁸). Stoisch und resigniert erwartet er auch den Tod; er hat für ihn keine Schrecken.

Rachsucht ist jedenfalls, wie alle Autoren übereinstimmend berichten, eine seiner schlimmsten Eigenschaften; er vergißt keine Beleidigung und wartet ruhig die günstige Zeit zur Ausführung seiner Rache ab. Rachsucht kann ihn bis zum Selbstmord treiben. So erhängte sich nach LEENHARDT ¹⁹ eine junge, von ihrem Gatten betrogene Frau, damit ihr Geist unablässig den ungetreuen

¹ DE ROCHAS, 145, p. 157; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 205; ³ LEMIRE, 110, p. 96; ⁴ FOLEY, 50, p. 677; ⁵ GARNIER, 62, p. 287; ⁶ DURAND, 42, p. 515; ⁷ DE ROCHAS, 145, p. 163; ⁸ MONCELON, 122, p. 356; ⁹ LAMBERT, 99, p. 77; ¹⁰ LEENHARDT, 106, p. 34; ¹¹ DE ROCHAS, 145, p. 156; ¹² LAMBERT, 99, p. 78; ¹³ PATOUILLET, 132, p. 137; ¹⁴ COMPTE RENDU, 35, p. 33; ¹⁵ LAMBERT, 99, p. 70; ¹⁶ GARNIER, 62, p. 343 ff.; ¹⁷ DE ROCHAS, 145, p. 160; ¹⁸ MONCELON, 122, p. 347; ¹⁹ LEENHARDT, 106, p. II.

Mann verfolge. Selbstmord kommt auch infolge erlittener Demütigungen vor (LAMBERT¹). Kaltblütige Mordtaten sind häufig, wie im Abschnitt über den Kannibalismus des näheren auseinandergesetzt ist, aber ein Quälen seiner Opfer ist ihm fremd. Seine stark entwickelte Eifersucht führt nicht selten zu scheußlichem Frauenmord; auch Kindsmord ist ihm nicht fremd (s. das Kapitel über die Familie).

Als ein besonders roher caledonischer Charakterzug gilt das Aussetzen, Lebendigbegraben oder Töten durch Keulenschläge, Erdrosselung oder Ertränken von lebensmüden Greisen und hoffnungslos Kranken (PIONNIER², GARNIER³, ARCHAMBAULT⁴ usw.). Allein es ist schwer zu sagen, welchen Anteil an dem grauenvollen Akt Mitleid mit dem Leidenden hat. Sie selber behaupten, es geschehe aus Mitleid (VIEILLARD und DEPLANCHE⁵). Es ist Tatsache, daß Lebensmüde selbst verlangten, getötet zu werden und ihre Grube selbst gruben oder vor ihren Augen graben ließen, wonach auch DE ROCHAS⁶ geneigt ist, die übrigens nicht sehr häufigen Fälle eher als eine gute Intention, somit als einen Liebesdienst zu betrachten. VIEILLARD und DEPLANCHE⁷ berichten, Alte verlangten manchmal selber den Tod; sie würden dann während einiger Tage mit Lebensmitteln gestopft und gut behandelt, wanderten dann selber nach dem Totenort und ließen sich willig erschlagen.

MONTROUZIER⁸ erzählt von einem jungen erkrankten Mann, der sich selber in eine Grube legte, worauf Erde aufgeschüttet und festgestampft wurde. PATOUILLET⁹ berichtet, daß einer seine alte Mutter vom Riff aus in die See geworfen und daß diese selber mit an den Vorbereitungen zur Abfahrt der Piroge geholfen habe, andererseits, daß ein an Muskelschwund Leidender und auf dem Pic des Morts bei Kanala Ausgesetzter zweimal zurückgekommen sei, worauf er dann von Europäern gerettet wurde. Nach VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁰ verurteilt ein Familienrat zuweilen einen Kranken oder Greisen zum Tode; an einem bestimmten Tage versammeln sich in der Hütte Angehörige und Freunde und begleiten das Opfer nach seiner letzten Ruhestätte; eine seichte Grube werde gegraben, in die der Kranke sich hineinlege, dann werde er erstickt unter einem Hagel von Steinen und Erde; Lamentieren und eine Mahlzeit beschließen die Zeremonie. Heute kommt dieser Brauch nicht mehr vor; die Missionare haben schon frühe dagegen gekämpft und gelegentlich zum Verhungern im Walde Ausgesetzte heimgeholt. Dieselbe Sitte herrschte bekanntlich auch auf Fidji und anderswo.

Kranke werden im allgemeinen gut gepflegt, besucht und beschenkt (MONCELON¹¹, LAMBERT¹²). Liebe zu den Kindern wird von vielen Autoren hervorgehoben (s. bei Familie).

Der Caledonier zeigt eine ausgesprochene Zerstörungswut. Mit einem Messer oder einer Axt haut er im Vorbeigehen rücksichtslos Kerben in Kokospalmen und Waldbäume. Einen ruhig dasitzenden Vogel kann er nicht sehen, ohne ihn mit einem Stein zu bedenken. An einer Dammarfichte im Wald wird er nicht vorbeiwandern, ohne das herausquellende Harz anzuzünden, ebenso wenig an einem trockenen Grasfeld, ohne es in Brand zu setzen. Solche Gras- und Buschbrände versteht er dann wieder, wenn sie gefährlich werden, durch Gegenfeuer unschädlich zu machen.

Von vielen Autoren werden die Caledonier als dem Diebstahl sehr ergeben geschildert. PATOUILLET¹³ sagt dagegen, Diebstahl komme nur ausnahmsweise vor, ebenso GARNIER¹⁴, und nach GLAUMONT¹⁵ soll er überhaupt fehlen. Letztere Angabe ist natürlich übertrieben. Immerhin habe ich während meines Aufenthalts in der Insel keinen Fall von seiten eines Eingeborenen, wohl aber

¹ LAMBERT, 99, p. 53; ² PIONNIER, 133, p. 35—37; ³ GARNIER, 62, p. 236—237; ⁴ ARCHAMBAULT, 5, p. 493; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 230; ⁶ DE ROCHAS, 145, p. 238; ⁷ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 231; ⁸ MONTROUZIER, 123, p. 380; ⁹ PATOUILLET, 132, p. 168; ¹⁰ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 230; ¹¹ MONCELON, 122, p. 356; ¹² LAMBERT, 99, p. 74; ¹³ PATOUILLET, 132, p. 138; ¹⁴ GARNIER, 180, p. 48; ¹⁵ GLAUMONT, 70, p. 90.

von Tonkinesen konstatieren können. Sicher ist, daß Diebstahl verachtet und hart bestraft wird (s. den Abschnitt über Rechtsprechung der Eingeborenen). Diebe von Beruf werden in einem Stamme nicht geduldet. Felder werden nie umzäunt, indem jeder die trennende Furche respektiert (DE ROCHAS¹). Derselbe Autor erzählt, daß ein Eingeborener auf dem Wege ruhig sein Hemd ablegt, es mit einem in besonderer Weise geknüpften Gras als sein Eigentum bezeichnet und völlig sicher ist, es später wieder an seinem Platze zu finden.

Immer wieder wird den Caledoniern der Vorwurf der Faulheit und Indolenz gemacht. Es gilt das aber im Grunde nur für die regelmäßige Arbeit, die der Europäer von ihm zu verlangen sich berechtigt glaubt. Diese ist ihm in der Tat gründlich unsympathisch, vor allem zwangsweise Arbeit an Straßen. Regelmäßiger Arbeit unterzieht er sich meist nur, wenn er durch den Verdienst etwas kaufen oder sonst eine Passion befriedigen will (DELORD²). In europäischem Dienst hält er meist nur einige Monate aus; dann ergreift ihn das Bedürfnis nach Freiheit und zieht ihn nach seinem Dorf zurück (DEPLANCHE³). Wir haben das auch an unseren eigenen Hausdienern erlebt. BERNARD⁴ zitiert den folgenden charakteristischen Ausspruch eines Caledoniers nach MONTROUZIER: „Souffrir pour souffrir, nous aimons mieux avoir faim que de travailler.“

Ganz anders aber benimmt er sich, wenn es sich darum handelt, seine Felder zu bebauen und die schwierigen, hierfür erforderlichen Irrigationsarbeiten auszuführen oder beim Fischfang, oder wenn für Feste Hütten errichtet und andere Vorbereitungen getroffen werden müssen oder bei seinen stunden- und nächtelangen Tänzen. Dann ist von Faulheit keine Rede.

Ein Fehler des Eingeborenen, aber kein moralischer, ist sein Leichtsinns, der völlige Mangel an Sorge für die Zukunft. Ist viel Nahrung vorhanden, so ißt man darauf los; wenn sie fehlt, nun so hungert man eben. So kommt es, daß nicht selten nach Aufzehrung der Ernte in den Monaten Januar bis Mitte März empfindlicher Mangel eintritt. In gleicher Weise gedankenlos geht er mit dem Geld um. Sehr ausgeprägt ist beim Caledonier der kameradschaftliche Sinn; alles wird gegenseitig aufgeteilt, und zwar nicht nur Tabak und ähnliche Kleinigkeiten, sondern auch die Kleider. Kein Junger wird einem Alten sein neues Kleid verweigern im Tausch gegen dessen Lumpen. So kommt es, daß ihnen oft das Nötige fehlt. Einen rührenden Zug von Kameradschaftlichkeit erzählt GARNIER⁵: Ein totkranker Jüngling bat ihn um Tabak, und zwar nicht mehr für sich, sondern für einen anderen. Der Vorwurf, den MONTROUZIER⁶ gegen diese Kameradschaftlichkeit erhebt, sie unterhalte bloß die Faulheit, scheint mir nicht gerechtfertigt. Auch Gastfreundschaft für alle Passanten, Freunde und Fremde, wird in weitem Maße geübt, und gegenseitig hilft man sich beim Bebauen der Felder. Wenn freilich einer die Gastfreundschaft mißbraucht, wird er als Parasit verachtet und mit dem Namen eines räuberischen Vogels, einer Artamus-Art, bezeichnet, der am Rande brennender Grasfelder auf die aufgescheuchten Insekten Jagd macht (VIEILLARD und DEPLANCHE⁷). Auf Reise in das Gebiet eines befreundeten Dorfes kommend, bedient man sich ungeniert mit Zuckerrohr oder Früchten. Zum Zeichen, daß es Freunde gewesen, die hier Gastrecht geübt haben, bindet man nach BOURGEY⁸ ein Lianenpaket an einen Pfosten; er als Europäer legte seine Pfeife dazu.

Bei allen seinen Untugenden hat der Caledonier sehr wohl ein Gefühl dafür, was Recht oder Unrecht sei; er verstellt sich nach einer üblen Handlung, und dem Gefühl der Reue gibt er mit der hübschen Redensart Ausdruck: „J'ai le feu dans la poitrine“ (LAMBERT⁹). Es wird ihm auch nachgerühmt, daß, wenn er gut und gerecht behandelt werde, er loyal sein gegebenes Wort halte,

¹ DE ROCHAS, 145, p. 259—261; ² DELORD, 40, p. 68; ³ DEPLANCHE, 41, p. 206; ⁴ BERNARD, 17, p. 304; ⁵ GARNIER, 62, p. 237; ⁶ MONTROUZIER, 123, p. 382; ⁷ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 83; ⁸ BOURGEY, 28, p. 337; ⁹ LAMBERT, 99, p. 70.

so von OPIGEZ¹ und DEPLANCHE². Strenge, gepaart mit Gerechtigkeit, imponiert ihm. Sein Respekt vor dem gegebenen Wort wird auch von DE VAUX³ hervorgehoben.

Der Caledonier ist im Innersten seines Wesens konservativ und hängt mit größter Zähigkeit an alten Traditionen fest; die vergangene Zeit ist sein Ideal; seine Vorväter verehrt er als leuchtende Vorbilder, die er höher stellt als die Menschen der Gegenwart. Sein religiöser Sinn, der alle Handlungen seines Lebens beherrscht, wird im Abschnitt über die Religion zur Behandlung kommen. Sehr stark ist auch die Anhänglichkeit an sein Geburtsland, wo die Gebeine seiner Vorfahren ruhen. Die Eingeborenen der Ile des Pins, welche auf Befehl der Regierung auf der Hauptinsel angesiedelt werden sollten, da die Zuchthausverwaltung ihr Land für ihre Zwecke beanspruchte, waren um keinen Preis hierzu zu bewegen: „Nous aimons mieux mourir que de quitter notre île.“

COOK und FORSTER haben bekanntlich nach ihrem 7¹/₂tägigen Aufenthalt in Balade 1774 ein Idealbild des Caledoniers entworfen, ganz im Geiste ROUSSEAU'scher Ideen. COOK schildert ihren Charakter als ausgezeichnet und als besser als den aller Nationen, die er kennen gelernt. Er geht selbst ohne Tadel über die heimtückische Handlung des Verkaufs eines den Eingeborenen als giftig bekannten Fisches hinweg, dem er und FORSTER beinahe zum Opfer gefallen wären. Schon ganz anders lautete der Bericht LABILLARDIÈRES⁴, der kaum 20 Jahre nach COOK an demselben Orte einen längeren Aufenthalt gemacht hatte. Zahlreiche Fälle von Diebstahl, der offen zur Schau getragene Kannibalismus und räuberische Überfälle auf die Schiffsmannschaft ließen das Bild ganz anders erscheinen, als es COOK gemalt hatte.

Ganz gewiß ist der Caledonier keine Idealfigur. Neben guten Seiten fehlen nicht die schwärzesten Flecke, und eine gerechte Beurteilung wird beide Reihen von Eigenschaften gleichmäßig zu berücksichtigen haben.

Loyalty-Inseln. Im Gegensatz zum verschlossenen und düsteren Caledonier erscheint der Loyalty-Insulaner heiterer und lachlustiger, was mir besonders an den Leuten von Lifou aufgefallen ist. Auch DE ROCHAS⁵ nennt sie offener und mitteilbarer als die Caledonier. Mit den letzteren teilen sie alle die üblen Eigenschaften, die den Kannibalismus begleitet haben; sie teilen aber auch mit ihnen deren kameradschaftlichen Sinn. Gegenseitige Aushilfe mit Lebensmitteln und anderem erscheint auch ihnen als etwas Selbstverständliches (HADFIELD⁶). Nie wird vor Leuten gegessen, ohne daß diese zur Teilnahme aufgefordert würden. Auf Lifou begegnet man nicht selten ganzen Zügen von Männern, Knaben, Frauen und Töchtern mit großen Grasbündeln belastet. Es ist das eine freiwillige Hilfeleistung des Dorfes zum Decken des Daches einer von einem Dorfgenossen neu erstellten Hütte. Alte werden verehrt und sollen nicht ausgesetzt oder getötet worden sein. Diebstahl soll selten sein und hart bestraft werden. Lügen zum Zweck des Betrugs werde als eine Beleidigung angesehen. Als weitere gute Eigenschaften hebt Frau HADFIELD hervor Selbstverleugnung, Güte, Höflichkeit und Ehrlichkeit. Schmerzen und Tod erträgt der Loyalty-Insulaner, wie die Caledonier, mit Gleichmut; nur bei Kolik, Neuralgien und dergleichen soll er ihn verlassen; dann sehe man ihn schreiend sich am Boden wälzen. Eine Voraussicht und Vorsorge für die Zukunft kennt man ebensowenig als in Caledonien.

Intelligenz. Diese ist durchaus nicht gering und durch Erziehung sehr wohl entwickelbar, bei Jungen mehr hervortretend als bei Alten, welch' letztere oft recht abgestumpft erscheinen, beim männlichen Geschlecht höher als beim weiblichen. Dabei ist natürlich der Kreis, in dem des Caledoniers Gedanken sich bewegen, kein weiter; seine Begriffe sind konkret; abstrakte Ideen sind ihm nicht geläufig (LEENHARDT⁷). Er hat ein treffliches Gedächtnis und ist ein guter Naturbeobachter. Viele von ihnen kennen Namen für die verschiedensten Tiere, Bäume und Kräuter.

¹ OPIGEZ, 131, p. 429; ² DEPLANCHE, 41, p. 205; ³ DE VAUX, 169, p. 335; ⁴ LABILLARDIÈRE, 97, p. 198 bis 199; ⁵ DE ROCHAS, 142, p. 26; ⁶ HADFIELD, 82, p. 7, 23, 24, 61, 208—209, 221; ⁷ LEENHARDT, 106, p. 13.

Wenn er auch keine Bezeichnung für die Insel als Ganzes hat, so belegt er doch in dem Gebiete, das er kennt, jedes Dorf, Berg, Wald, Bach, Kap, Inseln und Riffe mit Namen (LAMBERT ¹). ARCHAMBAULT ² hebt auch seine große Fähigkeit hervor, an Steinen Ähnlichkeiten und Bezüge zu den verschiedensten Objekten herauszufinden, die ein Europäer nicht bemerkt, was von Phantasie und Einbildungskraft zeugt.

LEENHARDT ³ sagt, daß der Caledonier Tiere für Personen wie sich selber halte. Es ist das eine in Melanesien weitverbreitete Erscheinung, wofür man das Werk von RIVERS vergleichen möge. In einem Briefe des Paters VIARD, abgedruckt bei BRAINNE ⁴ wird berichtet, wie die gefürchtete Bulldogge der Missionare in Balade von den Eingeborenen wie ein Mensch behandelt wurde. Man brachte ihr Geschenke, wie Ignamen, Taro und Zuckerrohr; ein Chef erbat in längerer Rede von ihr Schutz und Freundschaft. Ein Pferd, von M' FARLANE ⁵ aus Samoa nach Lifou gebracht, wurde als ein großer Hund angesehen und aus Respekt in der für Chefs üblichen Sprache angeredet. MONTROUZIER ⁶ erzählt, auf den Belep-Inseln werde eine gefangene Schildkröte am Ufer empfangen; ein Alter gehe ihr entgegen mit einer Schärpe und einem besonderen Zuckerrohr und halte ihr eine Rede.

Das ganze Denken des Caledoniers ist beherrscht von den übernatürlichen Kräften, die den Dingen eigen sind. Wenn eine Lanze nicht getroffen hat, ist nicht der Werfende ungeschickt gewesen, sondern die Lanze ist daran schuld; um ihr Kraft zu verleihen, steckt man ihre Spitze in das Loch eines Zaubersteins (LEENHARDT ⁷). Alle Eigenschaften des Menschen oder von Objekten sind Fakultäten, herstammend von den Ahnengeistern oder von heiligen Objekten. Kein Wunder, daß sich aus solchen Anschauungen eine eigenartige Logik entwickeln mußte (vgl. hierzu den Abschnitt über Religion). Als Sitz der Gedanken und Kenntnisse gilt nicht das Gehirn, sondern das Herz (DE ROCHAS ⁸).

Sehr hochgeschätzt ist die Rednergabe. Die Redekunst ist ihm eine wahre Leidenschaft. Die Leichtigkeit und Flüssigkeit, mit der ein Chef eine Stunde lang und mehr vor dem Volke oder vor dem Rat der Alten reden kann, ist erstaunlich. Auch sind sie, worüber später, treffliche Erzähler von Geschichten und Legenden (LAMBERT ⁹). In ihren Worten zeigt sich eine gewisse Feinheit des Geistes und eine lebhaft Phantasie. Ich selber habe nur gelegentlich beim Empfang in einem Dorfe caledonische Redner gehört, so in Bondé, als der Chef mit seinen Alten uns als Gastgeschenk einen Ignamenhaufen überreichte. Er sprach in kurzen Sätzen, und zwischen jedem gaben die Alten ihren Beifall durch Kopfnicken und ein laut ausgesprochenes „äng“ kund. Der Sinn der Rede war ein Dank für die durch Frankreich gebrachte Zivilisation. Ganz ähnlich schildert COOK ¹⁰ eine Empfangsrede durch einen Chef in Balade.

Die Intelligenz der Loyalty-Insulaner ist durchschnittlich sicher eine höhere als die des Caledoniers, wie alle, die mit ihnen zu tun Gelegenheit hatten, hervorheben. HADFIELD ¹¹ betont ihr leichtes Erlernen von Sprachen. Auch bei ihnen ist das Herz der Sitz der Intelligenz.

Sinne. Die Sinne des Caledoniers werden von vielen Autoren als besonders scharf gerühmt; doch glaube ich nicht, daß sie von Natur schärfer seien als die des Europäers, wohl aber viel besser geübt. Wenn LAMBERT ¹² erzählt, daß der Caledonier die Fußspur jedes Individuums im Sande erkenne, Fußspuren weithin zu verfolgen vermöge und im Dickicht aus der Richtung der Zweige den Weg, den ein Mensch eingeschlagen, zu ermitteln verstehe oder wenn er nach DE ROCHAS ¹³ aus einer Fußmarke, aus zertretenen Gräsern und abgebrochenen Zweigen beurteilen kann, wie

¹ LAMBERT, 99, p. 58—59; ² ARCHAMBAULT, II, p. 91; ³ LEENHARDT, 106, p. 13; ⁴ BRAINNE, 29, p. 85.
⁵ M' FARLANE, 119, p. 81; ⁶ MONTROUZIER, 123, p. 373; ⁷ LEENHARDT, 106, p. 14; ⁸ DE ROCHAS, 145, p. 135;
⁹ LAMBERT, 99, p. 64—65; ¹⁰ COOK, 38, p. 255; ¹¹ HADFIELD, 82, p. 29, 124; ¹² LAMBERT, 99, p. 60; ¹³ DE ROCHAS, 145, p. 165.

viele Stunden oder Tage seither verfließen sind, so sind das Übungssachen, die ein Europäer auch erlernen könnte. Von scharfem Gesicht und guter Beobachtungsgabe zeugte es, daß einer unserer eingeborenen Leute etwas vor 5 Uhr abends am blauen Himmel zwischen weißen Wolken ein weißes Pünktchen entdeckte und richtig als Stern erkannte. Er kam uns zu rufen, um uns das Phänomen zu zeigen, aber wir hatten große Mühe, das Pünktchen zu finden. Es war die Venus (15. Mai 1911).

Unter den Farben sollen sie nach DE ROCHAS¹ eine besondere Vorliebe für Rot haben, was schon COOK² und FORSTER³ erwähnt haben.

Auch das Gehör ist durch Übung gut ausgebildet. Eingeborene unterhalten sich auf große Distanzen ohne besondere Anstrengung, wovon ein Europäer kaum etwas verstehen kann (BOURGAREL⁴). Am Boden lauschend, hört er feine Geräusche, wie das Herannahen eines Feindes (TURNER⁵, MONCELON⁶). Über den musikalischen Sinn des Caledoniers wird bei der Besprechung seiner Musikinstrumente zu reden sein.

Am Geruch unterscheidet er Exkreme und Schweiß des Europäers von den seinen, wegen er an Blumen bloß die Farbe, nicht den Duft schätzen soll (MONCELON⁷). Eine Vorliebe für schlechte Gerüche und für überreifes Fleisch, Fisch und Früchte, wie FOLEY⁸ will, wird man ihm kaum andichten können, höchstens eine Unempfindlichkeit solchen gegenüber. Weniger ausgebildet als beim Europäer dürfte vielleicht sein Geschmack sein, angesichts seiner sehr gleichförmigen Nahrung; doch kernt er, wie im Kapitel über diese gezeigt werden soll, mancherlei Finessen, um diese schmackhafter zu gestalten.

Auch den Loyalty-Insulanern wird vortrefflicher Gesichts- und Gehörsinn nachgerühmt, wie auch eine hohe Pfadfindergabe (HADFIELD⁹). Nach RAY¹⁰ fand RIVERS Farbenblindheit unter den wenigen von ihm untersuchten Lifou-Leuten.

Zeitrechnung, Zählen, Astronomisches. Das Jahr ist die Periode zwischen zwei Ignamen-ernten oder zwei Pflanzungen dieses Tuberkels, der nur einmal im Jahre reift. Dieses Jahr hat 12 Mondmonate; nach Wochen zählt man nicht; auch gibt es keine Bezeichnungen der Wochentage; man rechnet nach Nächten, nicht nach Tagen. Von Jahreszeiten wird nach LAMBERT¹¹ eine der Wärme und eine der Kälte unterschieden oder auch eine Saison des Pflanzens und eine des Erntens der Igame. Sein eigenes Lebensalter kennt man nicht.

Da der Caledonier kein Seefahrer ist, ist seine Sternkunde wenig ausgebildet; doch weiß er, daß bei Erscheinung eines bestimmten Sternbildes die Zeit der Ignamenpflanzung gekommen ist (LAMBERT¹²); auch hat er Bezeichnungen für die Himmelsrichtungen (VIEILLARD¹³ und DEPLANCHE¹³). Seine geographischen Kenntnisse erstrecken sich nicht weiter als bis zu den Loyalty-Inseln.

Die Zählmethode ist eingehend von verschiedenen Autoren, so von COLOMB¹⁴ und LAMBERT¹⁵ behandelt worden. Das System ist ein vigesimales. Die sukzessive Zählung geht nur bis zur Zahl 5. Diese beginnt man an den Fingern der ersten Hand, wiederholt sie an der zweiten Hand durch Addition von 1 bis 4 bis 10, weiter an einem Fuß bis 15, am zweiten bis 20. Die Zahl 20 bedeutet einen Mann und ist die Einheit, die man multipliziert oder durch 4 dividiert; 1omal ein Mann = 200, 15mal ein Mann = 300, 20mal ein Mann = 400. Ein Bedürfnis, höher zu gehen, tritt selten ein. Wenige zählen nach DE ROCHAS¹⁶ bis 100; sie helfen sich dabei gerne durch Einstecken von kleinen Stöcken in den Sand oder durch Einschnitte auf Holz, um die Zehner oder

¹ DE ROCHAS, 145, p. 183; ² COOK, 38, p. 254; ³ FORSTER, 51, p. 200; ⁴ BOURGAREL, 24, p. 394; ⁵ TURNER, 167, p. 424; ⁶ MONCELON, 122, p. 348; ⁷ p. 347; ⁸ FOLEY, 50, p. 678; ⁹ HADFIELD, 82, p. 29; ¹⁰ RAY, 135, p. 251; ¹¹ LAMBERT, 99, p. 56, 58; ¹² p. 56; ¹³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171 a, p. 92; ¹⁴ COLOMB, 193, p. 18 ff.; ¹⁵ LAMBERT, 99, p. 60 ff.; ¹⁶ DE ROCHAS, 145, p. 193.

Zwanziger zu markieren. GLAUMONT¹ berichtet 1887 von den Eingeborenen der Ile des Pins, daß alle von ihm Befragten zählen konnten, einige bis 10, andere sehr mühsam bis 20.

Nach LAMBERT bestehen drei verschiedene Zahlenausdrücke für belebte Wesen, unbelebte und sehr große. Die Bezeichnung für 1 bis 5 werde an die verschiedensten Worte angehängt; zuweilen werde bei raschem Zählen von Feldfrüchten und ähnlichem auch nach 3 gezählt. Das quinäre Vigesimalssystem ist verschiedenen melanesischen Sprachen eigen (SCHMIDT²), während die polynesischen ein reines Dezimalsystem besitzen. Als Längenmaß gilt nach LAMBERT³ der Klafter.

Auch auf den Loyalty-Inseln ist das Jahr die Zeit von einer Fruchtreife zur anderen; seine 12 Monate werden benannt nach Stadien und Arbeiten des Ackerbaues, Festen, Darbringung neuer Feldfrüchte an den Chef usw. In ähnlicher Weise werden Jahreszeiten unterschieden, die Tageszeiten nach Sonnenstand oder Lichtverhältnissen, wobei die Abschnitte besondere Namen haben. Sein eigenes Alter kennt man nicht; es wird nur höchst unsicher berechnet nach Erntezahl oder einem besonderen Ereignis (RAY⁴, HADFIELD⁵).

Einzelne auffallende Sternbilder und Sterne werden mit Namen belegt. Die Pleiaden heißen auf Lifou „Schnur kleiner Jamsknollen“, der Gürtel des Orion „Strick“, die Venus am Abend „Frau des Mondes“, am Morgen „Dämmerungszeichen“. Sonne und Mond wandern auf unterirdischen Pfaden; der Neumond ist wirklich ein neuer Mond. Der Horizont wird als etwas Festes angesehen, von wo aus, wenn man ihn zu erreichen vermöchte, man in den Himmel steigen könnte (HADFIELD⁶).

Die Zählmethode ist dieselbe wie in Caledonien, ein Vigesimalssystem, basiert auf Fünfen, abgezählt an Händen und Füßen. 20 bedeutet einen Mann (CREAGH⁷, RAY⁸). Auf Ouvéa haben nach ERSKINE⁹ die von den Wallis-Inseln eingewanderten Polynesier nicht vermocht ihr eigenes Dezimalsystem einzuführen, sondern das primitivere melanesische Fünfersystem adoptiert, mit Beibehaltung der polynesischen Bezeichnung der Zahlen von 1 bis 5.

Erinnerungszeichen, Zeichnungen. Eine Schrift fehlt bekanntlich. Als Erinnerungsmarken zur Gedächtnisstärke dienen in Caledonien Kerben auf Holzstäben oder Knoten an Schnüren. Zum Zählen von Tagen, zur Regelung von Geldgeschäften, zum Markieren von Geschenken benützt man vielfach solche Kerben und Schnurknoten (MONCELON¹⁰, LEGRAND¹¹, LEMIRE¹²). LEENHARDT¹³ erzählt, daß man am Ende einer Pilufeier alles Empfangene mittelst Knoten an Schnüren notiere, damit bei einem späteren Pilu dieselben Dinge in gleicher Zahl von den Empfängern können zurückgegeben werden. Solche Schnüre werden jahrelang aufbewahrt. Als Einladung zu einem Fest versendet der Chef ein geknüpftes Kokosblatt, das die Zahl der bis zum Fest abzuwartenden Tage angibt (PATOUILLET¹⁴, OPIGEZ¹⁵). Zum Zählen seiner Untergebenen versieht der Chef eine Schnur mit einem Knoten für jede Person (PATOUILLET¹⁶) oder zählt sie mittelst kleiner Fäden. Im Kapitel über Kannibalismus wird das Markieren von getöteten Feinden mittelst Kerben oder Cupulae auf Holzpfosten erwähnt werden. Hierher gehören auch die in der Prähistorie geschilderten Steinreihen für erschlagene Feinde. Zu Mitteilungen benützt man auch eine Menge symbolischer Zeichen, die von jedem verstanden werden, so bei Kriegserklärung, Friedensschluß usw. Vergleiche auch die verschiedene Bedeutung der Geldschnüre im betreffenden Kapitel.

¹ GLAUMONT, 69, p. 337; ² SCHMIDT, 154, p. 7; ³ LAMBERT, 99, p. 62; ⁴ RAY, 135, p. 264—266; ⁵ HADFIELD, 82, p. 116—118; ⁶ HADFIELD, 82, p. 106, 109—110; ⁷ CREAGH, 188, p. 681 ff.; ⁸ RAY, 135, p. 269 bis 270; ⁹ ERSKINE, 45, p. 341; ¹⁰ MONCELON, 122, p. 379; ¹¹ LEGRAND, 108, p. 63; ¹² LEMIRE, 110, p. 114; ¹³ LEENHARDT, 105, p. 255—256; ¹⁴ PATOUILLET, 132, p. 179; ¹⁵ OPIGEZ, 131, p. 446; ¹⁶ PATOUILLET, 132, p. 209.

Andere Erinnerungszeichen an Ereignisse, wie Krieg, Tod oder Geburt eines Chefs usw. sind nach LAMBERT¹ Tumuli aus ohne Ordnung aufgeschichteten Steinen und gepflanzte Bäume. Bei Balade wurde zum Gedächtnis an den Besuch COOKS eine Gruppe von Kokospalmen gepflanzt (VIEILLARD und DEPLANCHE²). Als wir mit einem eingeborenen Diener, einem Manne von Ni bei Bourail, Yaté im Süden der Insel besuchten, pflanzte dieser beim Hause, wo wir wohnten, eine keimende Kokosnuß zur Erinnerung an seine Anwesenheit. „Wenn ich später wiederkomme, kann ich dann sagen, daß ich sie gepflanzt habe.“

Als Signale werden Feuerzeichen angewandt (DE VAUX³).

Eine besondere Besprechung verdienen die gravierten Bambusrohre, eine caledonische Spezialität, die sich im übrigen Melanesien in dieser Art nicht wiederfindet; sie fehlen auch den nahen Loyalty-Inseln. Etwas Verwandtes scheinen mir die australischen Zeichnungen auf Früchten zu sein. Die Gravierungen sind mit Muschel-, Quarz- oder Glassplittern, nach LUQUET⁴ auch mit Zähnen von Krebspanzern eingeritzt, meist mit Ruß eingerieben oder einfach beschmutzt, so daß sie sich schwarz vom glatten, gelben Rohre abheben. Manchmal ist auch mit Brand gearbeitet worden. Viele Figurkonturen sind mit Strichmustern ausgefüllt, um sie besser wirken zu machen.

Die dargestellten Gegenstände sind sehr mannigfaltig, teils einzelne menschliche Figuren, teils solche zu Szenen vereinigt, wie Krieg, Fest oder Fischfang, weiter Tiere, Fische, Eidechsen, Schildkröten, Vögel, Pferde usw. oder auch Hütten, Schiffe, Palmen, Gewehre, Äxte, Keulen und dergleichen. Man vergleiche die zahlreichen abgerollten Bilder in LUQUETS „Art Calédonien“. Fast auf keinem Bambus fehlen geometrische Motive, welche LUQUET teils auf Stilisierung menschlicher Körper und Körperteile, teils auf Flechtmuster zurückführt. Manche Zeichnungen sind getreue Wiedergaben des Vorbilds, andere sind sehr mangelhaft, wie die von Kindern, worüber LUQUET ausführlich gehandelt hat. Im allgemeinen ist der Kunstwert dieser Bambusrohre kein hoher, wobei aber die Schwierigkeit des zu bearbeitenden harten und glatten Materials wohl zu berücksichtigen ist.

Was ist nun die Bedeutung dieser ornamentierten Rohre? Eine Hieroglyphenschrift, wie manche meinten, ist es sicher nicht. LAMBERT⁵ berichtet, daß Alte solche gravierte Bambusrohre als Stöcke benützen und an ihrer Hand den Jungen die Geschichte der Vorfahren explizieren. Er bildet auch vier Stücke ab. Dieser Anschauung tritt LUQUET⁶ entgegen; er sagt, die Zeichnungen seien keine Annalen, sondern rein dekorative Genrebilder, wobei höchstens ein Ereignis, wie die Ankunft eines europäischen Schiffs, dem Zeichner eine Idee eingegeben habe. Ich glaube auch, daß die Freude am Dekorieren die wesentliche Triebfeder bei der Herstellung dieser Zeichnungen gewesen ist, aber es gibt doch solche, wie ein unten zu beschreibender Bambus, auf dem ein Krieg zwischen zwei Dörfern oder auch ein Fest dargestellt ist, welche offenbar ein historisches Ereignis festzuhalten bestimmt waren.

Spazierstöcke sind diese Bambusse, wie LUQUET⁷ mit Recht sagt, gewiß nicht, aber ich bezweifle, ob seine Ansicht, es seien Chefstäbe, Würdeabzeichen, die richtige sei, da sie absolut keine Attribute der Chefwürde aufweisen. Ich glaube, daß die meisten lediglich zur Unterhaltung hergestellt worden sind, in einzelnen Fällen zum Festhalten historischer Ereignisse.

Das Basler Museum besitzt zwei dieser gravierten Rohre, die eine Beschreibung verdienen. Das eine ist auf Taf. 64, Fig. 7 als Ganzes und daneben, Fig. 8, ein Teil desselben vergrößert wiedergegeben. Dieser Bambus stammt aus dem Dorfe Tchambouenne bei Oubatche, ist bloß 38 cm lang und 7 cm weit, an einem Ende geschlossen, am anderen offen. Die Figuren, auf der gelben

¹ LAMBERT, 99, p. 67; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 53; ³ DE VAUX, 169, p. 334; ⁴ LUQUET, 115, p. 26; ⁵ LAMBERT, 99, p. 67–68; ⁶ LUQUET, 115, p. 41; ⁷ LUQUET, 115, p. 22, 23–24.

Außenseite eingeritzt, erscheinen schwarz konturiert und sind teilweise mit schwarzen Strichungen ausgefüllt. Durch drei umlaufende Bänder wird die Bildfläche in vier Felder geteilt. Im obersten stehen sechs Frauen in Faserschürzen und ein Flötenbläser, dessen Flöte von der einen Hand am Mund unter einem Bein durch zur anderen Hand reicht. Das zweite Feld enthält drei Paare in Begattung, wobei der Mann in der einen Hand sein Penisfutteral hochhält. Im dritten Feld stehen fünf mit Ausnahme der Penisbedeckung nackte Männer; sie tragen in der einen Hand eine Eisenaxt altmodischen Modells oder vielleicht ein Tanzbeil und die Speerschleuder, in der anderen Flöte und Schärpe; hierzu ein Kopfschmuck mit Federn. Im untersten Feld endlich stehen noch einmal fünf Männer, den eben beschriebenen ähnlich, und dazwischen sitzt ein Sechster mit der Pfeife im Mund. Teilweise ist mittelst Brand die Schwärzung der Figuren verstärkt worden, so an den Bärten, Hüftschnüren und Beilklingen. Dieser gut gearbeitete Bambus ist sicher nicht dazu bestimmt, ein historisches Ereignis festzuhalten, sondern aus reiner Dekorationsfreude hervorgegangen.

Wohl aber dürfte dies beim folgenden der Fall sein, der auf derselben Tafel, Fig. 5, als Ganzes dargestellt ist, während Fig. 6 einen Teil desselben vergrößert veranschaulicht. Dieser zweite Bambus, 78½ cm lang, mit einem Durchmesser von 5 und am einen Ende offen, zeigt Zeichnungen aus mindestens zwei verschiedenen Perioden. Auch LUQUET¹ sagt, daß manchmal die Arbeit verschiedener Hände auf ein und demselben Bambus konstatierbar sei. Dieser Bambus stammt aus einer Sammlung in Aarau und war dort im Katalog als von FORSTER, dem Begleiter Cooks, nach Europa gebracht bezeichnet. Der zweifellos älteste und wertvollste Teil der Zeichnungen stellt ein großes Pilufest oder auch einen Kampf dar. Es sind zwei Dörfer abgebildet, das eine mit sechs, das andere mit drei sehr hohen, von Dachaufsätzen gekrönten Kegelhütten; jedes Dorf ist von einer Palissade umzogen. Im Zwischenraum zwischen den zwei Palissaden und innerhalb derselben befinden sich zahlreiche kleine tanzende und springende Figürchen, bewaffnet mit Beilen, teilweise von Scheibenform. Andere hantieren die Schleuder, und kleine Punkte zwischen Menschengruppen bedeuten vielleicht Schleudersteine. Alt ist, wie es scheint, auch ein Schiff mit hohem Mast und Raen, vielleicht eines der Schiffe Cooks. Vom Schiff aus angelt einer einen Fisch; weitere Fische schwimmen darum. Eine kleine Gruppe für sich bildet eine Palme, an der ein Mensch hinaufklettert, während ein anderer ein oben sitzendes Tier mit einer Schlinge fängt. In den Lücken zwischen diesen Figuren, teilweise sie sogar überlagernd, finden sich roh gezeichnete Frauengestalten ohne Gesicht und andere schlecht ausgeführte Dinge, während zwei wohlgelungene Frauenköpfe sicher von europäischer Hand gezeichnet sein dürften. In jedem Falle haben sich verschiedene Hände und zu verschiedener Zeit an diesem Bambus beteiligt.

VIEILLARD und DEPLANCHE² berichten auch von Zeichnungen auf Niaulirinde, Palmen, Häuser und Pirogen darstellend und ausgeführt mit einem angekohlten und glühenden Stäbchen.

Rohe Zeichnungen sind auch an Felsen zu finden. Am Eingang einer der Tchalabel-Grotten sah ich ein mit rotem Ocker hingemaltes Männchen mit kurzen Armen von etwa 30 cm Höhe. LEMIRE³ erwähnt Felszeichnungen in einer Höhle bei Houailou, MONCELON⁴ rohe, mittelst Kohle auf dem Kalk von Grotten ausgeführte Zeichnungen, Pirogen, unförmige Menschen und anderes darstellend, ARCHAMBAULT⁵ mit ungeschickter Hand auf Felsen angebrachte konfuse Striche und Zeichnungen von Häusern, Booten, Vögeln und Fischen.

Auch auf den Loyalty-Inseln bestand ursprünglich keine Schrift. Heute kann dank den zahlreichen Schulen fast jeder lesen und schreiben, was man von Neu-Caledonien noch nicht rühmen

¹ LUQUET, 115, p. 39; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171 a, p. 91; ³ LEMIRE, 110, p. 188; ⁴ MONCELON, 122, p. 358; ⁵ ARCHAMBAULT, 6, p. 308.

kann. Auf Lifou findet man häufig auf den Wegen Hirschzungenblätter mit eingeritzter Schrift hingestreut, zum Zweck, daß einer oder eine sie auflesen soll. Sie enthalten Liebeserklärungen oder Nachrichten, wo jemand hingegangen ist. RAY¹ berichtet von Knotenschnüren auf Lifou als Botschaften von Chef zu Chef über drohende Kriegsgefahr oder als Warnungen an Freunde. Die Zahl der Knoten soll die Zahl der zu übermittelnden Mitteilungen bedeuten, wonach in diesem Falle die Knoten bloß zur Stärkung des Gedächtnisses des Überbringers zu dienen bestimmt gewesen wären. An Türpfosten werde durch Marken eine Eheabmachung festgelegt.

Auf Maré sieht man häufig an Wegen im Wald Steinblöcke in Astgabeln, manchmal in beträchtlicher Höhe festgeklemt. Man tue das, sagte man mir, wenn man überland reise; komme man dann später mit Genossen desselbigen Weges gezogen, so könne man sagen: Diesen Stein habe ich gesetzt, als ich dann und dann vorbeigewandert bin. Es wären diese Steine somit Erinnerungszeichen, vielleicht aus einem alten Opferbrauch hervorgegangen. Möglicherweise könnten solche Steine auch noch eine andere Bedeutung haben. Dr. DÄNIKER schreibt mir, daß zwei Leute, wenn sie eine geheime Abmachung treffen wollen, an einer abgelegenen Stelle im Wald ein grünes Reis oder auch Kokospalmen pflanzen. Jeder legt Zweige einer Pflanze, die er sich wählt, dazu, und jedesmal, wenn einer der beiden vorbeikommt, fügt er einen solchen Zweig bei, damit der andere wisse, daß er der Abmachung gedenke. Nach Einlösung des Versprechens wird der Zweighaufen verbrannt. Diese Reisighaufen heißen nach DÄNIKER „Chepu“ in der Lifou-, „Tshebu“ in der Maré-Sprache. Solche Vertragsmarken könnten auch die Steine in den Astgabeln sein. Ob sich dabei Reisighaufen befanden, kann ich mich nicht erinnern.

Gravierte Bambusrohre sind, wie schon gesagt, von den Loyalty-Inseln nicht bekannt. Von Felszeichnungen habe ich nur einmal in Maré rote Hände an einer Felswand bemerkt.

Feuersignale werden nach RAY² bei Todes- oder Kriegsfällen angewandt, oder auch um Booten die Landung zu erleichtern.

Sprache, Erzählungen.

Es ist, wie schon in der Einleitung bemerkt wurde, ungemein auffallend, daß trotz der nahen Übereinstimmung aller Neu-Caledonier in Sitten, Tracht und Anschauungen die Sprachen der Insel großem Wechsel unterworfen sind. Alle Autoren betonen diese Vielheit der Sprachen. LEENHARDT (s. seine Mitteilung in meiner Anthropologie³) unterscheidet mit einigen Varianten 16 Sprachen, von denen einige nur von wenigen hundert Individuen gesprochen werden. Dabei finden Verschiebungen der Sprachen statt, indem die eine sich ausbreitet, eine andere an Gebiet verliert. Auch erleiden die Sprachen nach LEENHARDT⁴ Veränderungen durch eingeheiratete Frauen anderssprachiger Stämme, indem die Kinder die Sprache der Mutter erlernen. Nahezu jeder Stamm hat seine eigene Sprache. Verständigung ist nur mit den nächsten Nachbarn möglich, mit entfernteren nicht mehr. So hörte ich einen unserer Leute aus der Gegend von Oubatche mit solchen von Koné an der entgegengesetzten Küste sich mit französischen Brocken verständigen.

Wenn man von einer wissenschaftlichen Klassifikation absieht, kann man nach LEENHARDT die caledonischen Sprachen nach ihrer Bezeichnung für „Ja“ in zwei Hauptgruppen teilen. Der ganze Süden der Insel, nordwärts bis zu einer Linie, ausgehend von der Westküste südlich von Koné bis hinüber zur Ostküste etwas südlich von Hienghène, hat für Ja ein langes, in der Kehle ausgesprochenes „û“ (ûwa, ûka usw.). Der nördliche Dritteil der Insel sagt dagegen für Ja „hélo“.

¹ RAY, 135, p. 271; ² RAY, 135, p. 271; ³ LEENHARDT, s. bei SARASIN, 148, p. 15; ⁴ LEENHARDT, 107, p. 45.

Hierzu eine kleine Sprachinsel in der Gegend von Touho, landeinwärts bis zum Oberlauf des Koné-Flusses, wo Ja „éa“ lautet. Für eine wissenschaftliche Einteilung der Sprachen hat dieser Unterschied ebensowenig Wert wie in Celebes das von Gebiet wechselnde Wort für „Nein“.

So verschieden die caledonischen Sprachen ihrem Wortschatz nach sind, so zeigt doch ihr grammatikalischer Bau, daß sie alle aus einer gemeinsamen Wurzel hervorgegangen sind. Das betonen alle Autoren, die sich mit den Sprachen beschäftigt haben.

VINCENT¹ führt diese Sprachzersplitterung auf verschiedene Invasionsgruppen zurück. Ich glaube, daß diese sich erst auf der Insel selbst herausgebildet hat, als eine Folge der Isolierung der meist in Feindschaft miteinander lebenden und oft durch Waldgebirge voneinander getrennten Stämme.

Maré und Lifou haben je eine Sprache; die von Maré soll nach einer Mitteilung des Missionars ET. BERGERET mit der von Houailou auf Caledonien besonders verwandt sein. Auf beiden Inseln wird im Verkehr mit Vornehmen eine von der gewöhnlichen Umgangssprache etwas abweichende angewandt, mit höflicheren Wendungen und Worten mit anderen Endungen. Nach CREAGH² gibt es in Maré drei verschiedene Pronomina in der zweiten Person singularis, angewandt für Personen verschiedenen Ranges, in Lifou sogar deren fünf. MONTROUZIER³ erwähnt auch für Caledonien eine Zeremonialsprache für Chiefs, was ich sonst nicht bestätigt finde, außer der Anrede im Pluralis. Auf Ouvéa gibt es neben der ursprünglichen Sprache einen polynesischen, mit der ersteren gemischten Dialekt, hergebracht durch die Einwanderer von den Wallis-Inseln und gesprochen im Norden und im Süden der kleinen Insel.

HADFIELD⁴ berichtet von Lifou, Bejahung werde oft angedeutet durch Heben der Brauen, Aufziehen eines Oberlippenwinkels oder Rückwärtsbewegung des Kopfes. Das kann man auch in Caledonien beobachten. Als Ausdruck des Erstaunens hörte ich bei Leuten aus der Gegend von Thio und Brindy, besonders häufig bei Frauen, ein langgezogenes „i“, im nördlichen Caledonien „uá“, mit Betonung des a. BOURGAREL⁵ sagt, als Zeichen der Freude werde das Maul aufgesperrt. Lachen kann der Caledonier ausgiebig.

Die Sprache der Neu-Caledonier und Loyalty-Leute ist angenehm zu hören, lebhaft, wort- und bilderreich.

Caledonische und Loyalty-Sprachen gehören zur melanesischen Sprachgruppe, welche zusammen mit der polynesischen und indonesischen nach W. SCHMIDT die austronesische Sprachfamilie bildet. Die melanesische Gruppe umfaßt nach diesem Autor⁶ Neu-Caledonien, die Loyalty-Inseln, die Neuen-Hebriden, die Banks-Inseln, die Salomonen westwärts bis zum Bismarck-Archipel, Fidji, Rotuma, weiter die Nordostküste Neu-Guineas, die Südostspitze dieser Insel in die Torres-Straße hinein und entfernter Mikronesien. Dabei zeigt es sich, daß die älteste melanesische Sprachschicht sich am äußersten Südrand des Gebietes, in Neu-Caledonien und den Loyalty-Inseln, findet. Das Polynesische ist nach SCHMIDT⁷ jünger als das altertümliche Melanesische; es kann aus dem Melanesischen entstanden sein, und zwar nach demselben Autor⁸ auf den südlichen Salomonen, wo eine vermittelnde Sprache herrsche.

In den 40er bis 60er Jahren des letzten Jahrhunderts hat sich durch den australischen Schiffsverkehr, auf den Loyalty-Inseln auch durch die englischen Missionen, das Englische ziemlich stark verbreitet. JOUAN⁹ berichtete 1861 von Ouvéa, daß ziemlich viele Eingeborene englisch sprächen, das sie als Matrosen auf australischen Schiffen erlernt hätten, ebenso 1860 DE ROCHAS¹⁰ von den Loyalty-Inseln überhaupt. Es bildete sich dann an den caledonischen Küsten und auf

¹ VINCENT, 172, p. 63; ² CREAGH, 188, p. 685—686; ³ MONTROUZIER, 123, p. 220; ⁴ HADFIELD, 82, p. 122;

⁵ BOURGAREL, 24, p. 386; ⁶ SCHMIDT, 153, p. 246—247 und 254; ⁷ SCHMIDT, 154, p. 30; ⁸ SCHMIDT, 153, p. 251; ⁹ JOUAN, 91, p. 373; ¹⁰ DE ROCHAS, 142, p. 23.

den Inseln eine Verkehrssprache aus, gemischt aus englischen und eingeborenen Vokabeln, denen sich dann auch französische zugesellten, das sogenannte „Bichelamar“. Von diesem berichten noch Autoren bis in die 80er und 90er Jahre hinein. Heute ist es durch das Französische völlig verdrängt worden.

Erzählungen. Im caledonischen Dorf finden nächtliche Versammlungen statt, die bis Mitternacht und länger dauern können. Dabei werden die Ereignisse des Tages besprochen und Alte tragen Erzählungen vor, teils belehrender Art über Sitten und Gebräuche, teils Episoden aus der Geschichte des Stammes, Taten alter Häuptlinge und dergleichen behandelnd oder endlich Sagen, Legenden. Die Frauen hören in gewissem Abstand zu. Auf diese Weise pflanzt sich die Tradition fort (s. hierüber DE ROCHAS¹, LEGRAND², LAMBERT³).

Ohne Kenntnis der Sprachen war mir eigene Forschung auf dem Gebiet der Legenden natürlich verschlossen. Manche der in der Literatur sich findenden Erzählungen sind solche weiter Verbreitung, so die Jonas-Legende, der bekannte Sonnenmythus, nach GRÄBNER⁴ und⁵ der Totenkultur zugehörig, schon in Australien verbreitet und allen vaterrechtlichen Kulturen eigen.

Nach LAMBERT⁶ ist es in Nord-Caledonien ein Mann, der von einem Fische verschluckt wird, mehrere Tage in seinem Inneren verbleibt, mit einer scharfen Muschel die Eingeweide zerschneidet und vom gestrandeten Fisch ausgespien wird. Auf den Loyalty-Inseln sind es Frauen, denen dieses Schicksal begegnet (HADFIELD⁷). Eine verschluckte Ouvéa-Frau tötet den Fisch durch Kratzen mit einer Muschel; den gestrandeten Fisch öffnen einige Fischer mit dem Steinbeil und befreien sie. Eine Lifou-Frau, von einem Hai gefressen, tötet ihn gleichfalls mit einer Muschel und befreit sich selbst aus dem gestrandeten Tier. In allen diesen Erzählungen beteiligt sich das verschluckte Individuum aktiv an seiner Befreiung.

Ob die Legende von Nol oder Nöl (Noah), die MAC FARLANE⁸ und HADFIELD⁹ für die Loyalty-Inseln angeben, nach welcher dieser Nöl viele Meilen von der See entfernt ein Boot baute, das ihn und seine Familie bei einer Sturmflut ins offene Meer hinausrug, während alle anderen Menschen ertranken, erst durch die moderne Mission importiert worden ist, erscheint zweifelhaft, da gewisse Lifouer den Nöl als ihren Stammvater ansehen.

Auf Caledonien sowohl, als auf den Loyalty-Inseln findet sich die Geschichte von Sonne und Mond, einem Ehepaar, das sich entzweite, weil der Mond, die Frau, schlecht kochte, worauf ihm die Sonne im Zorne heiße Blätter ins Gesicht warf, welche die dunklen Flecke der Mondscheibe erzeugten (LEGRAND¹⁰, HADFIELD¹¹).

Manche Erzählungen haben nach LAMBERT¹² allegorischen Sinn. So wird beispielsweise, um zur Abschüttelung des französischen Joches aufzustacheln, eine Geschichte von einem Dämon erzählt, der sich auf den Schultern eines Häuptlings festgeklammert hat und zuletzt getötet wird. Andere Erzählungen sind moralisch-didaktischen Inhalts, so zum Beispiel Geschichten, die die bösen Folgen von Ungehorsam darstellen.

HADFIELD¹³ gibt 32 Erzählungen von den Loyalty-Inseln wieder, darunter viele Tiermärchen, weiter Dämonengeschichten und solche didaktischen Inhalts. Hierzu eine Reihe von Lifou-Sprichwörtern, in ihrem Sinn oft europäischen verwandt.

Erzählungen wandern bekanntlich rasch und weit, wonach es schwer zu sagen ist, welche übertragen und welche eigenes Gewächs sind. Eine in Vorbereitung befindliche Arbeit von LEENHARDT wird sich nach dem Prospekt eingehend mit den caledonischen Legenden befassen.

¹ DE ROCHAS, 145, p. 254; ² LEGRAND, 108, p. 71; ³ LAMBERT, 99, p. 64; ⁴ GRÄBNER, 82, p. 363; ⁵ GRÄBNER, 62, p. 62; ⁶ LAMBERT, 99, p. 345—346; ⁷ HADFIELD, 82, p. 288 ff.; ⁸ M' FARLANE, 119, p. 19; ⁹ HADFIELD, 82, p. 15; ¹⁰ LEGRAND, 108, p. 71; ¹¹ HADFIELD, 82, p. 232; ¹² LAMBERT, 99, p. 311 ff.; ¹³ HADFIELD, 82, Part. II.

Verkehr und Handel.

Einem lebhaften Verkehr über größere Landstrecken stellten sich in Caledonien als Hindernisse entgegen einmal die Verschiedenheit der Sprachen, weiter die feindselige Stimmung vieler Stämme gegeneinander und dann die miserablen Pfade ohne Brücken über die zahlreichen Flüsse. Ein Handel auf größere Entfernungen, zum Beispiel mit den Produkten der Töpferei, konnte daher nur auf dem Seeweg, längs der Küste, vor sich gehen, wie auch mit den Loyalty-Inseln ein Tauschverkehr bestand.

Der Tauschhandel der Eingeborenen findet entweder an bestimmten Marktplätzen oder im Dorfe selbst statt. Im ersteren Falle kommen an festgesetzten Tagen die Leute des Binnenlandes nach einem bestimmten Orte in der Küstennähe und tauschen dort während einiger Stunden ihre Feld- und Industrieprodukte aus gegen die ihnen fehlenden Dinge, geräucherte Fische, Muscheln, Kokosnüsse, Muschelmesser, Conusbracelets und andere Erzeugnisse der Küste (PATOUILLET¹, OPIGEZ²). Nach ATKINSON³ sitzen dabei die Frauen der beiden Parteien in Reihen hinter ihren Produkten; der Tausch gehe mit Tanz vor sich. Ein solcher Marktplatz befand sich auf der Halbinsel Bogota bei Kanala; er ist an den vielen herumliegenden Resten mariner Mollusken kenntlich. Heute bei den sehr erleichterten Verkehrsverhältnissen besteht solcher Markthandel kaum mehr. Vielfach verschaffen sich die Eingeborenen mit Geld ihre Bedürfnisse beim europäischen Händler.

Über den Tauschhandel im Dorfe selbst berichten PATOUILLET, l. c. und LAMBERT⁴. Dieser findet nachts in einer großen Hütte statt. Die Leute mit ihren Tauschartikeln sitzen in der Runde um das Herdfeuer beim Mittelpfosten. Einer stimmt einen Gesang an, der bald von den anderen aufgenommen wird. Beim Beginn desselben tritt einer vor, präsentiert tanzend und pfeifend seine Ware bis zum Schluß des Gesangs, worauf er sie beim Mittelpfosten niederlegt. Während der Gesangspause verhält er sich ruhig. Wenn dieser wieder anhebt, präsentiert ein anderer tanzend seine Gegengabe. Der Austausch erfolgt erst am Ende des Gesangs. So geht es weiter oft bis gegen den Morgen zu. PATOUILLET sah in einer Nacht über 50 Gegenstände ihren Besitzer wechseln, wobei der Kaufpreis zuweilen ein lächerlich geringer war. Indessen wurde kein Tausch rückgängig gemacht; die Leute kennen sich gegenseitig und holen ein andermal das Verlorene ein. LAMBERT erklärt diese Art des Tauschhandels für nützlich, da hierdurch eine gleichmäßige Verteilung der verschiedenen Produkte unter den Familien des Dorfes herbeigeführt werde.

Tauschhandel wird auch getrieben an Pulu-Festen, wo zahlreiche Leute zusammen kommen.

Der Handelsverkehr der Eingeborenen mit Europäern beschränkt sich auf Kopra und Kokosöl, etwas Kaffee, Trochusschalen, Schweine und Hühner, früher auch Trepang und Sandalholz.

Wenn Eingeborene sich begegnen, tauschen sie keine Begrüßungsworte wie „Guten Tag“ oder sonst einen Glückwunsch aus; wohl aber fragt man einander: Wohin gehst du? Was tust du dort? usw. (VIEILLARD und DEPLANCHE⁵). Außerdem gibt es zahlreiche Anstandsregeln für den gegenseitigen Verkehr und namentlich für den mit Respektspersonen und Häuptlingen, wie an anderer Stelle besprochen werden soll. Etwas bizarr klingt die Angabe von DE ROCHAS⁶, nach welcher zwei Feinde, wenn sie sich versöhnen, sich gegenseitig mit Scherben einer zerschlagenen Flasche rasieren sollen, nachdem sie sich die Hand gereicht haben; doch will er das selber gesehen haben. Auch Freunde, die sich lange nicht gesehen haben, sollen das tun. Über den Tausch der Peniswickel bei Begegnung von großen Häuptlingen und bei feierlichen Anlässen siehe das

¹ PATOUILLET, 132, p. 231—233; ² OPIGEZ, 131, p. 442; ³ ATKINSON, 192, p. 245; ⁴ LAMBERT, 99, p. 157—158; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 208; ⁶ DE ROCHAS, 145, p. 149—150.

Kapitel Tracht und Schmuck. Der Kuß soll vorkommen, dürfte aber europäischer Import sein (MONCELON¹).

Die Lifou-Leute fassen sich bei Wiedersehen an Arm und Schultern an; ihr freundschaftlicher Gruß besteht im Entgegenstrecken der Hand mit der Fläche nach oben, worauf dann der Ankommende seine eigene mit herzlichem Schläge legt (HADFIELD²).

Nahrungs- und Genußmittel.

Zubereitung der Speisen. Kochen in Töpfen. Der Tontopf (siehe den Abschnitt über Töpferei) wird auf drei Steine gestellt und darunter ein Feuer angezündet. Nach Angaben von DE ROCHAS³, FOLEY⁴, LAMBERT⁵ und anderen werden die Speisen, vegetabilische sowohl, als animalische, vornehmlich im Dampfe gar gemacht, indem die Topföffnung mit Niaulirinde, nassem Baststoff oder mit Blättern zugestopft und nur wenig Wasser in den Topf getan wird. Der Dampf wird vermutlich durch Lücken im Stopfmateriel und durch die Aufhängelöcher entweichen. Heute hat der Eisentopf das alte Tongeschirr verdrängt.

Bei den Loyalty-Insulanern, welche die Töpferei nicht übten, kam diese Art der Kocherei in Wegfall. Daß sie dagegen Wasser in Kalebassen durch hineingeworfene heiße Steine zum Sieden brachten, berichtet RAY⁶ auf Grund älterer Mitteilungen. Diese Methode wird von Caledonien als Kochmittel nicht erwähnt, während sie auf den Neuen-Hebriden üblich ist (SPEISER⁷).

Kochen oder Braten im Erdofen. Diese Prozedur hatte ich Gelegenheit, in Bondé zu beobachten, wo uns die Dorfhäupter eine Menge Ignamen zum Geschenk machten. Unsere Leute errichteten zunächst einen Holzstoß aus großen Stämmen, etwa 1 m im Geviert und ebenso hoch, steckten ihn in Brand und machten im Feuer Steine glühend. Dann wurden die Holzreste entfernt, die heißen Steine mit einem Prügel geklopft, wobei die weißen Quarzblöcke in Scheiben zersprangen, andere Gesteine nicht. Die glühenden Steine wurden so zu einem ebenen Bett angeordnet. Auf dieses wurden die Ignamenknollen gelegt, zerschnitten in Scheiben von etwa 1 Dezimeter Dicke, dazu für uns ein gerupftes Huhn. Darüber wurden Bananenblätter gebreitet, am Feuer biegsam gemacht wie nasse Tücher. Über diese sorgfältige, allseitige Bedeckung kamen frische Bananenblätter zu liegen, die zerbrochen werden mußten, um über den Herd gebogen zu werden. Nun wurde Erde aufgeschüttet, bis von den Blättern nichts mehr sichtbar war. So entstand ein Hügel von etwa 50 cm Höhe, der sich nun selber überlassen wurde. Nach etwa 3 Stunden waren die Speisen gar und schmeckten vortrefflich, die Ignamen wie im Feuer gebratene Kartoffeln.

Bei der eben beschriebenen Kocherei wurde keine Erdgrube ausgehöhlt, wie es sonst nach vielen Beschreibungen der Fall ist. So sagt z. B. LAMBERT⁸, es werde zunächst eine Grube gegraben, darin ein Feuer angezündet, in welchem Steine erhitzt werden; dann werde die Grube entleert und auf ihrem Grunde die heißen Steine rangiert. Darauf würden dann die zu bratenden Lebensmittel, Taros, Ignamen, Fische usw. gelegt. Darüber folge manchmal ein zweites Steinlager, weitere Nahrungsmittel und wieder eine Steinlage. Auf die oberste Schicht werde Niaulirinde und anderes Pflanzenmaterial gebreitet, naß gemacht, um ein Anbrennen zu verhüten und einen Schutz bildend gegen die Berührung der Speisen mit dem darauf geschütteten Haufen von Erde, Kohlen und Asche. Nach GARNIER⁹ und LEGRAND¹⁰ werden die Speisen in Bananenblätter gewickelt oder von solchen umgeben und manchmal unterlagert von Niaulirinde und Bananenblättern.

¹ MONCELON, 122, p. 366; ² HADFIELD, 82, p. 120; ³ DE ROCHAS, 145, p. 144; ⁴ FOLEY, 48, p. 606; ⁵ LAMBERT, 99, p. 132; ⁶ RAY, 135, p. 260; ⁷ SPEISER, 165, p. 129; ⁸ LAMBERT, 99, p. 133—134; ⁹ GARNIER, 62, p. 159; ¹⁰ LEGRAND, 108, p. 70.

Eine solche Erdgrube befindet sich nach LAMBERT, l. c., bei jeder Hütte; bei Bedürfnis kann sie überall rasch ausgehoben werden. Ihre Größe richtet sich nach den zu kochenden Objekten. Sie muß beträchtliche Dimensionen haben, wenn eine ganze Schildkröte, ein Schwein, ein Dugong oder ein großer Fisch gebraten werden soll.

Die Loyalty-Insulaner kennen den Erdofen ebenfalls; er dient dort vornehmlich zur Bereitung der Itra, des Puddings (s. weiter unten). In Neu-Caledonien hat die Töpferei den älteren Erdofen nicht verdrängt, wie dies nach GRÄBNER¹ anderwärts der Fall gewesen ist. Beide Methoden, Kochen im Topf und Zubereitung im Erdofen, gehen hier nebeneinander her. In Polynesien hat nach GRÄBNER der Verlust der Töpferei zur Annahme des Erdofens geführt.

Rösten von Speisen im Feuer oder auf glühenden Kohlen oder in heißer Asche wird gleichfalls vielfach geübt, besonders auf Reisen. Hierzu dient gelegentlich ein Gerüst aus vier im Kreuz aufgestellten Stöcken, horizontale Stäbchen tragend (GLAUMONT²).

Räuchern. Wenn Fleisch oder Fische konserviert werden sollen, so werden sie geräuchert. Auf 4 Stöcken von 60 bis 70 cm Höhe, die oben mit Gabeln enden, wird ein Rost transversaler Stäbe angebracht. Darauf werden die zu räuchernden Objekte ausgebreitet und darunter ein mildes Feuer aus grünen, viel Rauch entwickelnden Zweigen entzündet. Sollte später dennoch Fäulnis eintreten, so kann der Prozeß wiederholt werden (VIEILLARD und DEPLANCHE³, LAMBERT⁴).

Die Hauptmahlzeit, von den Frauen zubereitet, wird abends kurz vor Sonnenuntergang genossen, am Morgen Reste derselben. Solche werden auch, in Taroblätter gewickelt, aufs Feld oder zum Fischfang mitgenommen. An Kleinigkeiten, um über Tags den Hunger zu stillen, fehlt es nie, vor allem nicht an dem so beliebten Zuckerrohr, an Kokosnüssen und allerlei Früchten. So ist es auch auf den Loyalty-Inseln.

Das Kochen geschieht bei gutem Wetter im Freien vor den freistehenden Hütten oder innerhalb der sie umgebenden Umzäunung aus Kokosblättern, bei schlechtem in der Wohnhütte selbst oder im Arbeitsschuppen.

Vegetabilische Nahrung. Vegetabilien bilden die Grundlage der Ernährung der Caledonier und Loyalty-Leute. Die beiden wichtigsten Nährmittel sind die Wurzelknollen des Taro (*Colocasia antiquorum* Schott), einer Aroidee und der Ignose (*Dioscorea*), einer Dioscoreacee, welche in mehreren Arten kultiviert wird, am meisten *D. alata* L. (s. das Kapitel über den Pflanzbau). Die Knollen, in Stücke zerschnitten, werden entweder im Topf gesotten oder gedämpft oder im Erdofen oder über Feuer und heißen Kohlen geröstet. Junge Taroblätter liefern eine magere Suppe, Ignamenscheiben mit geschabter Kokosnuß eine Art Brei (VIEILLARD und DEPLANCHE⁵). Eine beliebte Speise besteht nach PATOUILLET⁶ aus Ignamenscheiben, gemischt mit Fischen, Krabben, geschabter Kokosnuß und Kokosmilch, in Bananenblätter gewickelt, auf heißen Steinen gekocht. Es entspricht dies dem Nationalgericht der Loyalty-Insulaner, einer Art Pudding (Itra in Lifou, Bunya in Ouvéa), dessen Zubereitung Frau HADFIELD⁷ aufs sorgfältigste schildert. Die Hausfrau reinigt zunächst Taro- und Ignamenknollen und schneidet sie in feine Stücke, die sie in eine Erdgrube wirft, ausgefüttert mit Bananenblättern. Darauf kommen Stücke von Fischen, Krabben, auch von Flederhundfleisch, Kräuter und andere Leckerbissen, und über das Ganze wird eine dicke, weiße Sauce aus geschabter Kokosnuß, vermischt mit Wasser, gegossen. Diese Sauce soll nur von Jünglingen und Mädchen reinen Lebenswandels zubereitet werden. Nun werden die Bananenblätter um die Speise zusammengefalt

¹ GRÄBNER, 204, p. 808—809; ² GLAUMONT, 70, p. 95; ³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 496 bis 497; ⁴ LAMBERT, 99, p. 135; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 628; ⁶ PATOUILLET, 132, p. 100; ⁷ HADFIELD, 82, p. 50 ff.

und das Paket mit schon vorher untergelegten Lianen fest und dicht zusammengeschnürt. So kommt es in den Erdofen auf und zwischen heiße Steine.

VIEILLARD und DEPLANCHE ¹ sprechen von einer *Dioscorea bulbifera* Forst., deren eigroße, in den Blattachsen wachsende Tuberkel bei Mangel an guten Ignamen gegessen werden sollen, nachdem man sie, roh geschabt, durch Waschen von einem scharfen Prinzip befreit habe, PATOUILLET ² von einem wildwachsenden Taro, dessen nur selten gebrauchte Wurzel vor dem Genuß mazeriert werden müsse.

Die Banane ist ein weiteres, höchst wichtiges Nahrungsmittel. Sie wird, wenn reif, roh gegessen, wenn noch grün, in Wasser gekocht oder unter Asche gebraten. Von einer *M. oleracea* wird nach VIEILLARD und DEPLANCHE ³ das fekulente Rhizom gesotten oder geröstet genossen. Gekochte Bananen sind eine Hauptspeise kleiner Kinder.

Der Brotfruchtbaum, *Artocarpus incisa* Forst., eine Moracee, wird nicht gerade sehr häufig kultiviert, mehr im nördlichen Inselteil als im Süden. Die süße Pulpa verliert im Wasser ihren unangenehmen Geschmack; die Kerne werden geröstet (LEGRAND ⁴).

Zuckerrohr, *Saccharum officinarum* L. (Graminee), überall angepflanzt, dient dem Eingeborenen zur beständigen Unterhaltung. Man liebt besonders wasserreiche, nicht sehr süße Rohre.

Die Kokospalme, *Cocos nucifera* L., namentlich im Norden in großer Zahl kultiviert, liefert als Getränk die Milch, als Speise den Kern, der, wenn noch weich, mit einer Muschel oder einem flachen Holz ausgekratzt wird. Der schmackhafte Kohl der Knospe wird selten verspeist, da hierfür der Baum zerstört werden muß. Kokosmilch wird sehr reichlich genossen. HADFIELD ⁵ sagt, 20 junge Kokosnüsse würden leicht in einem Tag von einem bewältigt.

Batate, *Ipomoea batatas* Lam. (Convolvulacee) und Maniok, *Manihot utilissima* Pohl (Euphorbiacee) sind in Caledonien neuerer Import. Anfangs verachtet, ist ihr Wert nach und nach anerkannt worden.

Papaya, *Carica papaya* L. (Caricacee), im letzten Jahrhundert eingeführt, wird jetzt wegen ihrer schmackhaften Früchte überall gezogen.

Kultiviert werden auch verschiedene Cucurbitaceen. Einige Eingeborene bauen auch etwas Mais und Kaffee. Ziemlich süße Orangen, wohl *Citrus hystrix* D. C., erwähnt schon LABILLARDIÈRE ⁶. *Citrus aurantium* L. ist europäischer Import, angeblich nach JOUAN ⁷ schon durch COOK. Auch andere, sonst wild wachsende Fruchtbäume werden in der Nähe der Wohnungen gepflanzt oder geschont.

Der Eingeborene ist aber durchaus nicht für seine Ernährung ausschließlich auf die Kulturpflanzen angewiesen. Die freie Natur liefert ihm eine Menge Gaben, von denen er namentlich in Zeiten des Mangels, Dezember bis Februar, reichlich Gebrauch macht, Knollen, Wurzeln, Rinden, Blätter, Früchte und Samen.

Marine Algen als Nahrung, von den Frauen gesammelt, erwähnen VIEILLARD und DEPLANCHE ⁸, ebenso LEGRAND ⁹, aus den Gattungen *Enteromorpha*, *Ulva*, *Caulerpa*, *Turbinaria*, *Gelidium* und vor allen *Laurencia whrightii*, deren nahrhafte, gelatinöse Blätter roh genießbar sind. Weiter kommen Pilze in Betracht. Von Farnen sah ich unsere Träger am Humboldtberg das rötliche Fleisch der dicken Blattbasen einer mächtigen *Marattia* rösten und essen; es schmeckte miserabel, wie eine schlechte Rübe. Auch BALANSA ¹⁰ erwähnt als Nahrung die stärkemehlhaltigen Basen von *Marattiablättern*. VIEILLARD und DEPLANCHE, l. c., machen weiter als genießbar namhaft

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 625; ² PATOUILLET, 132, p. 105; ³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 630—631; ⁴ LEGRAND, 108, p. 67; ⁵ HADFIELD, 82, p. 66; ⁶ LABILLARDIÈRE, 97, p. 241; ⁷ JOUAN, 92, p. 99; ⁸ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 615—617; ⁹ LEGRAND, 108, p. 123; ¹⁰ BALANSA, 14, p. 125.

das Rhizom von *Pteris esculenta* Forst., weiter *Cyathea vieillardii* Mett., deren weißliches Mark gerne gegessen werde; durch Einschnitte erhalte man einen schleimigen, faden Saft, eine Art Gelée; weiter zwei *Alsophila*-Arten und das Rhizom einer *Gleichenia*. Am wichtigsten sei das Rhizom einer *Angiopteris*, wohl unserer *Marattia*, das etwas Stärke enthalte.

Hierzu kommen stärkehaltige Rinden verschiedener Bäume, vor allem von *Hibiscus tiliaceus* L. (Malvacee). FORSTER¹ sah sie Saft aus über Feuer gerösteter Rinde dieses Baumes saugen; LABILLARDIÈRE² erwähnt, daß aus der Rinde junger Sprosse der Schleim ausgekaut werde. LEGRAND³ berichtet, man bringe an Zweigen eine Reihe querer Einschnitte an und das neue Gewebe bilde einen weißgelblichen Wulst, ähnlich dem Boden einer Artischokke. Nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁴ werden zur Zeit der Ignamenpflanzung in Linie *Hibiscus*-Schößlinge gesetzt; im zweiten Jahr mache man 2 bis 3 cm über dem Boden einen Ringeinschnitt von 3 bis 4 cm Breite. Darüber bilde sich dann ein dicker Wulst, dessen Rinde sich mit Stärkesaft fülle und auf Kohlen geröstet werde; die Epidermis werde abgeschabt und die Rinde gekaut. DE ROCHAS⁵ sagt, die aus *Hibiscus* gewonnene Nahrung sei von geringem Wert und werde nur bei Mangel vom Caledonier benützt, während sie auf den Loyalty-Inseln einen Teil der täglichen Nahrung zu bilden scheine; die Rinde werde roh oder geröstet genossen; roh sei sie eine schleimige, fast geschmacklose Substanz.

Unter den wildwachsenden Rhizomen, Knollen und Wurzeln mögen in erster Linie die rüben- oder kartoffelähnlichen Tuberkel der Leguminose *Pachyrrhizus bulbosus* (L.), „Magniagna“, gesotten oder unter Asche gebraten, aufgeführt sein. Sie sind schwer verdaulich und kommen daher nur bei Mangel zur Verwendung (OPIGEZ⁶). Erwähnt werden ferner nahrhafte Tuberkel der Cyperacee *Heleocharis* und die langen Wurzeln der Amaryllidacee *Curculigo* (VIEILLARD und DEPLANCHE⁷). Eine *Tragopogon*-Art (Composite) soll in Caledonien wegen ihrer Wurzel auch angebaut werden; die giftige Wurzel muß nach OPIGEZ⁸ geschabt und lange gewässert werden, liefert aber ein nahrhaftes Bouillon.

Gegessen werden ferner die Endknospen der wilden Palmen aus der Gattung *Kentia*, das stärkehaltige Mark von *Cycas*, deren junge Sprosse eine Art von Sago liefern (VIEILLARD und DEPLANCHE⁹), die *Spatha* von Pandaneen usw.

Auch Blätter werden vielfach genossen, roh oder als Gemüse zubereitet. Erwähnt seien solche von *Tetragonia* (Aizoacee), von einer *Solanum*-Art und von *Sonchus*, einer Composite (VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁰). Die zarten Sprosse von Mangroven, zusammen mit geschabter Kokosnuß, sollen ein Leckerbissen sein. Auch Rhizophoren-Keimlinge können bei Mangel verzehrt werden. Eine Infusion von *Leptospermum* (Myrtacee) ersetzt den Tee (LEGRAND¹¹).

Sehr groß ist die Zahl der Pflanzen, die genießbare Früchte liefern. Gegessen werden die Früchte verschiedener *Ficus*-, *Pandanus*- und *Rhizophoren*-Arten, die von *Gardenia* (Rubiacee), *Terminalia* (Combretacee), *Ximenia* (Olacacee), *Aleurites* (Euphorbiacee) und das fleischige Pericarp von *Freycinetia* (Pandanaee) (VIEILLARD und DEPLANCHE¹²). Die hellroten Beeren von *Rubus rosifolius* Sm., die ich gekostet, sind recht wenig wohlschmeckend.

Weiter werden Samen gegessen von den Leguminosen *Castanospermum* und *Mucuna*, von *Semecarpus* (Anacardiacee), *Cycas* (Cycadacee), *Dammara* (Conifere), *Grevillea* (Proteacee) und wohl noch von vielen anderen Gewächsen (VIEILLARD und DEPLANCHE¹³). Die Schoten von *Dolichos lablab* L. (Leguminose) werden auf Kohlen geröstet. Es ist das wohl die von OPIGEZ¹⁴

¹ FORSTER, 51, p. 229; ² LABILLARDIÈRE, 97, p. 195; ³ LEGRAND, 108, p. 58; ⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 656; ⁵ DE ROCHAS, 142, p. 22; ⁶ OPIGEZ, 131, p. 441; ⁷ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 623 und 629; ⁸ OPIGEZ, 131, p. 439; ⁹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 637; ¹⁰ 171, p. 645–646, 651; ¹¹ LEGRAND, 108, p. 60 und 122; ¹² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 634 ff.; ¹³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 635 ff.; ¹⁴ OPIGEZ, 131, p. 440.

und PATOUILLET¹ erwähnte Kanakenerbse. Auch Harze und Gummis verschiedener Pflanzen werden genossen.

OPIGEZ² erwähnt eine Konserve, hergestellt für lange Märsche oder Kriegszüge, aus Mangrovenfrüchten. Man schabe diese Früchte und ebenso Kokoskerne, mische damit zu gleichen Teilen fein gehacktes rohes Schweinefleisch und wickle das Ganze mit Lianen in ein Bananenblatt. Ein Stück von 30 cm Länge und 10 cm Durchmesser, etwa 3 Kilo schwer, genüge für einen Mann während 8 Tagen.

Öle und Gewürze spielen keine Rolle in der eingeborenen Küche.

Der heutige Caledonier hat sich sehr an das europäische Brot und an importierten Reis gewöhnt. Unsere Träger erhielten jeden Morgen Tee und Brot oder Biskuits, später Reis mit Salzfleisch oder Konservenbüchsen.

Animalische Nahrung. Diese spielt eine weit geringere Rolle im Haushalt der Caledonier und Loyalty-Insulaner als die vegetabilische. Als Fleischlieferanten (s. auch die Kapitel über Jagd, Fischfang und Haustiere) kommen in Betracht:

a) Säugetiere. Eine Lieblingsspeise bilden die beiden Flederhundarten, *Pteropus ornatus* Gray und *tonganus geddiei* Mac Gillivray. Nach Absengen der Haare wird das Tier, ohne ausgeweidet zu werden, da die von ihm verzehrten Früchte und aromatischen Sprosse dem Fleisch einen guten Geschmack verleihen sollen, über Feuer geröstet oder im Erdofen gebraten (LAMBERT³). Der üble Geruch des Flederhunds soll durch Einhüllen in gewisse Blätter entfernt werden (OPIGEZ⁴). Gut zubereitet, ist das Tier, wie wir selber erfahren haben, auch für den Europäer ein schmackhaftes Gericht. VIEILLARD und DEPLANCHE⁵ berichten, die Samensubstanz des Flederhunds werde mit dem Munde ausgesogen.

Weiter werden gegessen die verschiedenen Rattenarten. Eine seltene Beute ist der Dugong (*Halicore*) und nach MONTROUZIER⁶ den Chefs reserviert oder wenigstens den Chefs zur Verteilung überlassen (GARNIER⁷).

Von den durch die Europäer eingeführten Haustieren werden gegessen Katzen, von einigen auch Hunde, besonders in Mangelzeiten. Das Schwein, gezüchtet oder verwildert erjagt, kommt höchstens als Festbraten in Betracht. Nach HADFIELD⁸ wird auf den Loyalty-Inseln etwa auch eine tote Kuh oder ein verendetes Pferd verspeist.

In früheren Zeiten kam auch der Mensch als Fleischlieferant in Betracht (s. bei Kannibalismus).

Fleisch, ebenso wie Fisch, werden nie roh gegessen, sondern in der Regel sehr wohl durchgebraten. Heutzutage wird viel eingesalzenes oder in Büchsen konserviertes Rindfleisch an die Eingeborenen verkauft. Milch wird nach LEGRAND⁹ von vielen Caledoniern als eine Kindernahrung verachtet.

b) Vögel. Die Vogelwelt bietet dem Caledonier mehr Abwechslung als die Säuger. Die sechs Taubenarten der Insel, vornehmlich die große Notu-Taube, der Kagu, die drei Entenarten, das Purpurhuhn und viele kleinere Vögel liefern ihm willkommene Speise. Weit ärmer an Geflügel sind die Loyalty-Inseln. Nach HADFIELD¹⁰ werden dort gewisse Vögel, wie die weiße Eule und der Königsfischer, aus abergläubischer Furcht nie verspeist.

Das Haushuhn wird mehr für Europäer gezüchtet als selbst gegessen. Seine kulinarische Zubereitung ist nach OPIGEZ¹¹ die folgende: Das Huhn wird gerupft und entleert, die Bauchhöhle mit eigroßen erhitzten Steinen gefüllt, worauf es, in Bananenblätter gewickelt, im Erdofen gebraten wird. Die Eier finden meines Wissens als Speise wenig Verwendung.

¹ PATOUILLET, 132, p. 106; ² OPIGEZ, 131, p. 442; ³ LAMBERT, 99, p. 136; ⁴ OPIGEZ, 131, p. 441;

⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171 a, p. 81—82; ⁶ MONTROUZIER, 123, p. 373; ⁷ GARNIER, 180, p. 182;

⁸ HADFIELD, 82, p. 49; ⁹ LEGRAND, 108, p. 70; ¹⁰ HADFIELD, 82, p. 49; ¹¹ OPIGEZ, 131, p. 441.

c) Reptilien. Hier sind ausschließlich die großen marinen Schildkröten zu nennen, die, wie an anderer Stelle zu erwähnen sein wird, ein Privileg der Häuptlinge sind; sie werden zuweilen ganz in der Schale im Erdofen zubereitet. Ihre Eier werden gesammelt und gekocht verspeist, am liebsten mit schon weit entwickeltem Embryo (VIEILLARD und DEPLANCHE ¹). Daß der Gecko an einigen Orten gegessen werden soll, wie MONTROUZIER ² und DE ROCHAS ³ berichten, scheint mir kaum glaublich, angesichts der abergläubischen Scheu der Caledonier und Loyalty-Insulaner vor diesen Tieren.

d) Fische. Das Meer um Neu-Caledonien ist ungemein fischreich und liefert daher den Eingeborenen reiche Beute; ebenso sind in den Flüssen viele Nährfische, besonders große Aale, zu gewinnen. Es ersetzt daher Fischfleisch in weitem Maße dasjenige von Warmblütern. Der Fisch wird, mit Bananenblättern umhüllt, gerne unter Beifügung junger Sprosse einer wohlriechenden Helianthus-Art, einer Composite, um ihm Aroma zu verleihen, entweder im Erdofen gebraten oder auch im Topf gesotten; oft wird er auch einfach über Feuer oder in heißer Asche geröstet (DE ROCHAS ⁴, GLAUMONT ⁵, LAMBERT ⁶).

e) Wirbellose Tiere. Ungemein reich ist die caledonische Speisekarte an wirbelloser Nahrung. Meer und Flüsse liefern Krabben und Krevetten, das Meer auch Langusten und zahlreiche Muscheln und Schnecken. Nach LAMBERT ⁷ werden der Muskel der Tridacna und der Stiel der Lingula roh verspeist. Auch die großen Placostylus-Arten des Landes werden nicht verschmäht. RIETMANN ⁸ sah sie solche am Feuer braten. Weiter werden große Spinnen gerne gegessen. Schon LABILLARDIÈRE ⁹ erzählt, daß er Kinder Spinnen in Gefäßen über Feuer töten, dann auf Kohlen rösten und wenigstens 100 Stück verzehren sah; er fügt bei, daß es auch Europäer gebe, welche Kellerspinnen verspeisen. Sehr beliebt sind große Heuschrecken. DURANDS ¹⁰ Träger reihten Heuschrecken zu langen Rosenkränzen auf, rösteten sie dann und verkrachten sie zwischen den Zähnen. Heuschrecken werden auch roh genossen; in Wasser gesotten, schmecken sie nach PATOUILLET ¹¹ etwas haselnußartig. Zikaden werden gleichfalls verspeist. Auch die weitverbreitete Sitte, abgesuchte Läuse und Flöhe zu essen, fehlt natürlich nicht. Sehr geschätzt sind verschiedene große Käferlarven, die sie in faulendem Holz, namentlich des Bancoulieberbaumes finden. Nach OPIGEZ ¹² läßt man sie in Kokosmilch sich entleeren, worauf sie einen ziemlich angenehmen Leckerbissen abgaben. Andere machen weniger Umstände damit und rösten sie, wie sie sind. Gesucht ist auch wilder Honig.

Erde. Geophagie ist in Neu-Caledonien früher sehr verbreitet gewesen und ist es teilweise heute noch. Namentlich aus den nördlichen Teilen der Insel, wo in der alten Schieferformation Steatit reichlich vorkommt, wird dies vielfach berichtet. Nach übereinstimmenden Angaben vieler Autoren ist es nämlich Steatit, der mit Vorliebe genossen wird, ein Magnesiasilikat, zuweilen mit Spuren von Kupfer, daher die manchmal grünliche Farbe.

Die Ansicht einiger Autoren geht dahin, daß Erde lediglich in Zeiten von Mangel zum Stillen des Hungergefühls genossen werde. Nach anderen, wie GARNIER ¹³, sollen nur Frauen bei gewissen Krankheiten, vermutlich bei Schwangerschaft, davon essen, und zwar nie mehr als ein Stück von Haselnußgröße. Kinder ahmen das nach. LEMIRE ¹⁴ spricht von Steatitkugeln, die im Speichel zergehen und leicht süßlich schmecken.

Es ist aber kein Zweifel, daß es auch leidenschaftliche Geophagen gibt. LABILLARDIÈRE ¹⁵ sah in Balade Leute Steatitmassen bis zu 1 kg Gewicht verzehren und einen Mann trotz vollem

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171 a, p. 86; ² MONTROUZIER, 123, p. 225; ³ DE ROCHAS, 145, p. 61; ⁴ DE ROCHAS, 145, p. 144; ⁵ GLAUMONT, 70, p. 95; ⁶ LAMBERT, 99, p. 134; ⁷ LAMBERT, 99, p. 136; ⁸ RIETMANN, 136, p. 132; ⁹ LABILLARDIÈRE, 97, p. 239—240; ¹⁰ DURAND, 42, p. 495; ¹¹ PATOUILLET, 132, p. 127; ¹² OPIGEZ, 131, p. 441; ¹³ GARNIER, 62, p. 283; ¹⁴ LEMIRE, 110, p. 97; ¹⁵ LABILLARDIÈRE, 97, p. 205 und 214.

Magen ein zwei Fäuste großes Stück verschlingen. Weiter erzählen VIEILLARD und DEPLANCHE ¹, daß Frauen auf dem Marsche einen ganzen Korb voll Erde ausgegessen haben, diese Speise anderer Nahrung vorziehend. Von der Insel Baaba im Norden Caledoniens berichtete mir ein Eingeborener, daß man dort Körbe voll grauer, weicher Erde zum Essen sammle. Die Meinung SCHREINERS ², daß es fast immer nur Kranke seien, die als Medizin Geophagie betrieben, ist somit gewiß nicht richtig.

Da Steatit lange nicht auf der ganzen Insel zu finden ist, müssen sich viele Stämme, wenn sie Erde essen wollen, mit tonigen und mergeligen Gesteinen begnügen. So ist es auch auf den bloß aus Kalk bestehenden Loyalty-Inseln. In einer Höhle bei La Roche auf Maré fand ich verwitterten, gelben Mergelkalk, von dem mir die Eingeborenen sagten, er werde zerklopft und gegessen, und zwar namentlich von Frauen als Leckerbissen; auch rote Erde werde genossen, nachdem man sie zuvor gebrannt habe. Damit kann nur das durch Eisen rotgefärbte Verwitterungsprodukt des Kalkes gemeint sein.

DE ROCHAS ³ berichtet, auf den Loyalty-Inseln werde eine alaunhaltige Erde voll von organischem Detritus gegessen, die man in humusreichen Höhlen sammle und zu harten Kugeln knete, die sich dann im Speichel ohne schlechten Geschmack auflösen. Diese Masse mag also eine Spur von Nährwert besitzen, was bei Steatit, Mergeln und Tonen nicht der Fall sein kann.

Geophagie ist bekanntlich eine weitverbreitete Erscheinung. Aus den Caledonien benachbarten Gebieten kennt man sie von Australien, Neu-Guinea, Nord-Santo und Malekula in den Neuen-Hebriden und anderen Orten. Nach WIRZ ⁴ sind es in Holländisch Neu-Guinea namentlich schwangere Frauen, die sich dieses Genußmittels bedienen, ebenso nach SPEISER ⁵ auf den Hebriden.

Salz. Salzbereitung war früher unbekannt. Als Ersatz diente der Genuß mariner Muscheln und Schnecken, wohl auch der von Algen und das reichliche Trinken von Meerwasser, letzteres freilich mehr zu medizinischen Zwecken (s. den Abschnitt über Medizin). Auch wird wohl Seewasser zum Kochen gebraucht worden sein. Die Leute des Inneren aber waren übel daran; sie mußten sich auf dem Tauschweg marine salzhaltige Produkte verschaffen (s. das Kapitel über Verkehr und Handel). Die Notiz von VINCENT ⁶, nach welcher Salz am Ufer gesammelt werde und veritable Salinen beständen, kann sich nur auf europäisierte Eingeborene beziehen.

Alkohol. Gegorene Getränke sind vor Ankunft der Europäer den Eingeborenen völlig unbekannt gewesen, auch Palmwein. Ihr einziges Getränk waren Kokosmilch und Wasser, welches letzteres sie zuweilen mit aromatischen Niauliblättern parfümieren (LAMBERT ⁷). In den ersten Zeiten der Okkupation zeigten sie sich den ihnen von Europäern angebotenen Alcoholicis abgeneigt. So berichtet 1862 DE ROCHAS ⁸, sie hätten keine Begier nach alkoholischen Getränken, 1866 BOURGAREL ⁹, sie zeigten wenig Geschmack für Schnaps und Wein, 1871 GARNIER ¹⁰, der in den 60er Jahren die Insel bereiste, sie tranken im allgemeinen starke Getränke nur mit Widerwillen und unter horriblen Grimassen und sie refüsierten immer Schnaps; ein Chef habe kaum seine Lippen hineingetaucht. Das hat sich leider rasch geändert. Schon 1886 wissen MONCELON ¹¹ und OPIGEZ ¹² zu erzählen, daß die Caledonier gerne europäische Alcoholica genossen und daß Männer und Frauen Rum söfften.

In den Jahren meines Aufenthalts, 1910 bis 1912, war Völlerei eine sehr häufige Erscheinung, außer in den Distrikten, wo unter Missionseinfluß die Abstinenz gefördert wurde. Betrunkene

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 497; ² SCHREINER, 159, p. 20; ³ DE ROCHAS, 145, p. 140;

⁴ WIRZ, 176a, p. 34; ⁵ SPEISER, 165, p. 133; ⁶ VINCENT, 172, p. 71; ⁷ LAMBERT, 99, p. 139; ⁸ DE ROCHAS, 145, p. 143; ⁹ BOURGAREL, 24, p. 403; ¹⁰ GARNIER, 62, p. 239 und 333; ¹¹ MONCELON, 122, p. 346;

¹² OPIGEZ, 131, p. 445.

Männer, brüllend und sich prügelnd oder an den Straßenrändern liegend, auch Frauen in demselben Zustand, waren gar oft zu beobachten.

Viel besser als in Caledonien steht es, wie schon gesagt, mit dem Alkoholgenuß auf den der europäischen Kolonisation verschlossenen Loyalty-Inseln. Dort habe ich nie einen Betrunkenen gesehen.

Wenn PATOUILLET¹, 1873, und LEMIRE², 1884, berichten, daß auf Lifou die Eingeborenen aus Orangeschalen ein berauschendes Getränk herzustellen verständen, können sie das nur von Europäern gelernt haben; eine weitere Verbreitung hat sicher dieses Produkt nie gefunden. Auch auf Tahiti haben nach GARNIER³ die Eingeborenen gelernt, aus Orangensaft durch Fermentation ein alkoholisches Getränk zu bereiten.

Tabak wurde sehr rasch von Caledoniern und Loyalty-Leuten angenommen, als der europäische Import solchen brachte. Jetzt raucht alles, Mann, Frau und Kind und oft im Übermaß. Es wird auch etwas Tabak angebaut. Nach DE ROCHAS⁴ treiben die Leute von Hienghène damit Handel, aber der Eingeborene zieht im allgemeinen den starken importierten Tabak vor. Man raucht aus kurzen europäischen Tonpfeifen oder solchen aus Wurzelholz mit kleinem Rohr (OPIGEZ⁵). Natürlich werden auch Zigaretten geraucht.

Kawa-Bereitung ist sowohl in Caledonien, als auf den Loyalty-Inseln unbekannt, was um so auffallender erscheint, als sie in den Neuen-Hebriden weit verbreitet ist und die Kawa-Pflanze (*Piper methysticum*) nach BOURGAREL⁶ in Caledonien vorkommt. Es zeigt dies, wie wenig tief polynesishe Einflüsse eingedrungen sind.

Betel-Kauen fehlt ebenfalls, wie auch auf den Neuen-Hebriden, während von den Salomonen her die Sitte in Sta. Cruz eingeführt worden ist; andererseits fehlt der genannten Gruppe die Kawa. Der Betel soll, wie der Sago, der melanesischen Bogenkultur angehören (GRÄBNER⁷ und⁸). Betel und Betelgeräte finden sich weit verbreitet in Neu-Guinea, den Admiralitätsinseln, dem Bismarck-Archipel und den Salomonen.

Kawa und Betel werden von RIVERS⁹ als so charakteristische Dinge angesehen, daß er zwei Kulturwellen nach diesen Genußmitteln benennt. Er spricht von einem älteren Kawa-Volk, Vorfahren der Polynesier, das bis Süd-Melanesien, Fidji und Polynesien vorgedrungen und einem jüngeren Betel-Volk, das nicht über die Salomonen und Sta. Cruz hinausgekommen sei. Kawa ist nach ihm in Melanesien nicht von rezenter Einführung. Das Fehlen beider Kulturgüter in Neu-Caledonien spricht für die große Abgeschlossenheit der Insel.

Bodenkultur.

Geräte. Das wichtigste bei der Anlage von Pflanzungen zur Verwendung kommende Gerät ist der altehrwürdige Grabstock. Es gibt davon zwei Sorten, eine kurze und eine lange. Der erstere ist mehr ein Pflanzstock zum Löchergraben für Setzlinge; der lange dient zum Umgraben des Erdbodens. Beide sind in der Regel wohl geglättet. Zwei Stücke der kürzeren Art, von Kanala, Taf. 4, Fig. 1, und von Hienghène, Fig. 2, sind 95 cm bis 1 m lang. Es sind runde Stöcke, gegen die Grabspitze zu schwerer und dicker werdend bis zu 3 und 4 cm Durchmesser. Das obere Ende ist bei einem derselben ebenfalls zugespitzt, beim anderen abgeflacht und 8 cm unter dem Ende mit der in Caledonien häufig wiederkehrenden Sanduhrfigur dekoriert; diese ist 5 cm lang und zeigt zwei mittlere Ringwülste. Über die Bedeutung dieses Motivs s. den Abschnitt über Skulptur-

¹ PATOUILLET, 132, p. 12; ² LEMIRE, 110, p. 215; ³ GARNIER, 180, p. 367; ⁴ DE ROCHAS, 145, p. 180; ⁵ OPIGEZ, 131, p. 445; ⁶ BOURGAREL, 24, p. 403; ⁷ GRÄBNER, 77, p. 158 und 166; ⁸ 76, p. 762; ⁹ RIVERS, 137, II, p. 243 ff.

schmuck der Hütten. Beide Grabstöcke weisen Kohlenspurten auf, die auf Härtung durch Feuer hindeuten.

Zu den langen Grabstöcken führen zwei Stücke von 1,46 m und 1,60 m Länge über, das erstere aus Kanala, das andere von den Pamboa am Oberlauf des Diahot stammend. Das letztere ist ein roher, runder Stock mit grober Spitze, nach unten zu eine Dicke von 4 cm erreichend, nach oben hin sich verjüngend, ohne Ornament. Das andere zeigt am rundlichen Oberende eine stark vortretende, 7 cm lange Sanduhrfigur, Fig. 3.

Sehr lang sind zwei Grabstöcke aus Nakéty und Kanala, 2,77 m und 3,12 m erreichend. Der erstere ist im Verhältnis zu seiner Länge schwach, indem sein stärkster Durchmesser 3 cm nicht überschreitet; sein abgeflachtes Oberende, Fig. 5, ist wieder mit dem Sanduhrmotiv dekoriert und 10 cm unterhalb desselben mit zwei seitlich vorspringenden Zacken. Das Exemplar von Kanala trägt am Oberende gleichfalls das genannte Ornament, Fig. 4, ist aber schwerer, nach unten zu bis 4 cm dick. Bei allen Grabstöcken nimmt das Gewicht nach unten hin beträchtlich zu.

Aus Netché auf Maré habe ich zwei Grabstöcke mitgebracht, Fig. 6 und 7, rohe, runde, unentrindete Bengel, teilweise noch mit Astsprossen versehen, etwa 1,80 m lang und $4\frac{1}{2}$ bis 5 cm dick. Das Unterende ist beim einen etwas schaufelförmig zugehauen, beim anderen roh zugespitzt. Bei beiden ist das Oberende auf eine Strecke von etwa 30 cm entrindet, durch Abschlüge verdünnt und vom Schaft leicht abgeknickt. Vielleicht wird durch diesen Handgriff die Hebelwirkung verstärkt.

GLAUMONT¹ erwähnt, daß zum Herstellen der Halbkreiswälle um Ignamen-Pflanzungen (s. darüber unten) die Männer Holzschaukeln anwenden. Auch VINCENT² spricht von solchen und sagt, es sei ein wertvolles Gerät. Solche Holzschaukeln sind die in Fig. 8—10 abgebildeten Stücke aus Kanala. Wie man mir dort sagte, finden sie auch als Ruder Verwendung. Sie bestehen alle aus zwei zusammengebundenen Teilen, einem Schaft und einem daran befestigten Blatt. Das Exemplar der Fig. 8, 1,79 m lang, besitzt einen runden, nach oben zu sich abflachenden Schaft; das ovale Blatt, $36\frac{1}{2}$ cm lang, mit größter Breite von 16 cm, sitzt an einem flachen und 37 cm langen Stiel, der mittelst Kokosschnüren dem abgeflachten Teil des Handgriffs aufgebunden ist. Das zweite, Fig. 9, hat eine Länge von 1,85 m; sein runder Schaft ist oben auf eine Strecke von 15 cm abgeflacht; auf dieser ist das Ende des 32 cm langen, gleichfalls flachen Stiels des Blattes mit zwei Rotangbindungen befestigt. Die 49 cm lange und maximal nur $11\frac{1}{2}$ cm breite Schaufel läuft nahezu spitz zu und zeigt am unteren Ende zwei Zacken, nach Art gewisser Ruder. Endlich trägt das Exemplar der Fig. 10, 1,62 m lang, eine querovale Schaufel, 24 cm breit, $19\frac{1}{2}$ cm lang, einseitig flach, auf der anderen leicht gewölbt; sie sitzt an einem flachen, $14\frac{1}{2}$ cm langen Stiel, der mit Kokosschnur an einer Abflachung des runden Handgriffs befestigt ist. Im Museum von Toulouse befindet sich ein ähnliches Stück mit der Bezeichnung Schaufel oder Ruder; es stammt aus dem Jahre 1878. Ein sehr großes und ebenfalls zusammengesetztes Exemplar besitzt die Züricher Sammlung vom Col de la Pirogue, nahe nordwestlich von Nouméa. Ich halte es für wahrscheinlich, daß diese caledonischen Schaukeln Nachbildungen europäischer Geräte sind.

BONNEMÈRE³ berichtet von länglichen, gebogenen, zugespitzten und mit einem Loch für den Stiel versehenen Steinen, die er als Klingen von Feldhacken ansieht; es liegt hier sicherlich ein Irrtum vor. FORSTER⁴ sah bei Balade zum Umgraben und Reinigen eines Pflanzlandes sichelartige Keulen verwenden (s. bei Keulen), jedenfalls ein ganz ausnahmsweiser Gebrauch eines Kriegsgerätes.

¹ GLAUMONT, 73, p. 42; ² VINCENT, 172, p. 79; ³ BONNEMÈRE, 19, p. 69; ⁴ FORSTER, 51, p. 243.

Das allerwichtigste Bodenbaugerät der Caledonier ist zweifellos die menschliche Hand, mit der eine Fülle von Arbeiten ausgeführt werden, für die der Kulturmensch Instrumente benötigt.

Die Stufe der Bodenkultur ohne Pflug und ohne Haustiere ist bekanntlich von ED. HAHN als „Hackbau“ bezeichnet worden nach dem Gerät, das dabei vornehmlich zur Verwendung kommt. Da nun aber die Hacke in Neu-Caledonien fehlt, ebenso wie im ganzen übrigen Melanesien, in Polynesien und in anderen großen Gebieten wie Süd-Amerika, und der Grabstock hier das einzige Bodenbaugerät darstellt, erscheint es widersinnig, die damit betriebene Bodenbearbeitung als Hackbau zu bezeichnen. HAHN¹ hat dann in der Folge selbst, wie er sagt, auf den Wunsch SAPPERS hin, das Wort „Grabstockbau“ eingeführt, als eine Unterabteilung seines Hackbaus. HÖRNES² hat hierfür den Ausdruck „Stoherbau“ geprägt, eine wenig ansprechende Bezeichnung. Nun hat HAHN³ für seinen Hackbau die folgende Definition gegeben: Der Hackbau ohne Haustiere bearbeitet das „Beet“, im Gegensatz zu dem mit Pflug und Zugtier bearbeiteten „Feld“. Es scheint mir daher nahe zu liegen, die mit Hacke oder Grabstock ausgeführte Bodenkultur neutral als „Beetbau“ zu bezeichnen, im Gegensatz zu dem mit dem Pfluge arbeitenden „Feldbau“.

Rodung der Pflanzstätte. Zur Anlage einer Pflanzung wird entweder eine jungfräuliche Waldparzelle gewählt, was heute jedenfalls nur noch selten geschieht, oder ein altes Pflanzterrain, das einige Jahre geruht hat. Das erstere verursacht natürlich viel mehr Mühe, wegen der großen Bäume, die gefällt werden müssen, was früher mit Steinbeil und Feuer zu geschehen hatte, während eine alte Pflanzstätte nur von Gestrüpp, Gras und Farnen überwuchert ist. Seit der unglückseligen Einführung der Lantana vor etwa 50 oder 60 Jahren ist auch diese Arbeit recht mühevoll geworden, denn dieses fürchterliche Gewächs überzieht in kurzer Frist jedes verlassene Land mit einem fast undurchdringlichen Dickicht. Das Roden ist Männerarbeit. Die Frau hilft dabei nur etwa durch Ausreißen von Grasbüscheln.

Düngung. Durch Verbrennen des ausgerodeten Busch- und Graswerks entsteht eine mineralische Asche, die sicher von gewissem Nutzen ist. Gelegentlich soll auch nach DE ROCHAS⁴ noch fremdes Gestrüpp zu diesem Zweck auf die Pflanzstätte gebracht werden. Diese Aschendüngung ist aber völlig ungenügend, so daß die Pflanzstätten, wenigstens die, auf denen die Igname angebaut werden soll, nach einer Ernte eine Reihe von Jahren ruhen müssen, nach PATOUILLET⁵ 3 bis 5 Jahre, nach BALANSA⁶ 4 bis 5 Jahre, nach GLAUMONT⁷ wenigstens 5 Jahre, nach VINCENT⁸ sogar 7 Jahre. Es wird das von der Bodenbeschaffenheit abhängig sein.

Nun hat schon FORSTER⁹ behauptet, daß zur Düngung Muscheln und zerbrochene Korallen auf die Felder gestreut würden, wogegen andere, und vielleicht mit Recht, bemerkt haben, daß es sich dabei wohl nur um Nahrungsreste früherer Siedelungen handle. Immerhin könnten die Verwesungsprodukte dieser marinen Tiere von Nutzen sein. DE ROCHAS¹⁰, der bei den Touaourou im Süden der Insel unfruchtbare Felder mit Muscheltrümmern übersät sah, meint, daß der kohlen-saure Kalk auf gewissen Terrains von Vorteil sein dürfte. Derselbe Autor berichtet an anderer Stelle¹¹, daß zuweilen eine torfartige Masse, fett und schwarz, bestehend aus Ablagerungen vegetabilischer Flußanschwemmung oder auch Humus aus jungfräulichem Boden auf Felder, die in der Nähe solcher Bezugsquellen liegen, zum Zwecke der Düngung verbraucht werden. Dünger aus Fäkalprodukten kommt nie zur Anwendung. Selbst Eingeborene, die bei Europäern den Nutzen derselben kennen gelernt haben, haben nach HADFIELD¹² aus Reinlichkeitsgründen einen Abscheu davor.

¹ HAHN, 86, p. 99; ² HÖRNES, 89, I, p. 537; ³ HAHN, 84, p. 174; ⁴ DE ROCHAS, 145, p. 171; ⁵ PATOUILLET, 132, p. 102; ⁶ BALANSA, 14, p. 530; ⁷ GLAUMONT, 73, p. 41; ⁸ VINCENT, 172, p. 80; ⁹ FORSTER, 51, p. 210—211; ¹⁰ DE ROCHAS, 145, p. 173; ¹¹ DE ROCHAS, 145, p. 35—36 u. 170—171; ¹² HADFIELD, 82, p. 74.

Ignamenkultur. Diese ist die vornehmste Kultur der Eingeborenen. Es werden mehrere Arten von *Dioscorea* angebaut, am meisten *D. alata* L. in verschiedenen Varietäten. Ihr Rhizom, einfach oder gefingert, weißlich oder violett bis schwärzlich, kann von kleinen Dimensionen bis zu 1 m und mehr Länge auswachsen und sein Gewicht, das nach OPIGEZ¹ meist 250 Gramm bis 2 Kilo beträgt, vermag 10, 20, ja 50 Kilo zu erreichen (VIEILLARD und DEPLANCHE², GLAUMONT³). Nach VINCENT⁴ sollen *Dioscorea bulbifera* und *pentaphylla* einheimisch sein, dagegen importiert *D. alata*, *nota* und *aculeata*.

Die Anlage der Ignamenpflanzung findet nach den meisten Quellen im September und Oktober, also im südlichen Frühjahr, statt. Die Reifung der Tuberkel nimmt 7 bis 8 Monate in Anspruch, so daß die Erntezeit von April bis Ende Juni dauern kann. MONCELON⁵ gibt als Pflanzzeit Juli bis Ende Oktober an, als Erntezeit Februar bis Mai. Es scheinen somit beträchtliche Schwankungen vorzukommen in den verschiedenen Inselteilen und wohl auch nach den angebauten Sorten. Die geerntete Wurzel läßt sich lange, nach MONTROUZIER⁶ fast ein Jahr konservieren.

Auf das Roden der Pflanzstätte folgt die mühsame Bearbeitung des harten Bodens. Mit den Grabstöcken hebeln die Männer große Erdschollen heraus. Nach LORTSCH⁷ arbeiten meist drei Männer zusammen, deren Grabstöcke, oben auseinanderstehend, unten mit der Spitze einander genähert, gegen die Erde gedrückt, die Scholle herauspressen. Der Arbeitsteil der Frauen und Kinder ist es dann, die Schollen mit Stöckchen und mit den Händen zu verkleinern und von Steinen und Wurzeln zu befreien.

Die Pflanzlöcher für die Ignamen werden in Abständen von etwa 1 m voneinander angelegt, in Linien oder in sich kreuzenden Reihen geordnet. In die 10 bis 15 cm tiefe Grube wird ein mit Augen versehenes Tuberkelstück von 10 bis 12 cm Dicke eingesenkt. Darüber wird ein kleiner Hügel aus guter, zuweilen besonders herbeigebrachter Erde aufgeschüttet. Nach etwa 15 Tagen erscheint über der Erde der Keimling; er erhält dann zunächst eine provisorische Stütze aus Rohr, später, wenn er etwa 40 cm hoch ist, eine 2 bis 3 m oder mehr hohe Stange, senkrecht in den Boden oder schräg gegen die herrschende Windrichtung gestellt, an der die Pflanze sich hinaufwinden soll. Die Ranken werden daran befestigt, indem ein Mann an einer mit Kerben versehenen Stange hinaufklettert. Einen Mann in dieser Beschäftigung bildet LEENHARDT⁸ ab. Bisweilen werden die Stangen ersetzt durch ein hütten- oder korbartiges Gerüst, das die Ranken umflechten. So scheint es nach HADFIELD⁹ auch auf den Loyalty-Inseln Mode zu sein. Die weitere Arbeit in der Pflanzung besteht dann nur noch im Jäten des Unkrauts, was die Frauen besorgen. Das Rhizom bleibt in der Erde, bis die Blätter verwelken; dann kommen die Tuberkel entweder auf eine Art Hürde oder in besondere kleine Hütten (vergleiche hierzu VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁰ und GLAUMONT¹¹).

Eine Ignamenpflanzung, mit ihren freudig grünen Blättern und roten Jungtrieben an Stöcken sich heraufrankend, macht einen höchst erfreulichen Eindruck. Das Bild einer solchen, Taf. 4, Fig. 11, ist bei Nakéty aufgenommen worden.

Die Form und Anlage einer Ignamenpflanzung sind verschieden, je nachdem sie in der Ebene oder an Berghängen gelegen sind. In der Ebene sind es erhabene Beete, 2 bis 4 m oder noch mehr breit und etwa $\frac{1}{2}$ bis 1 m hoch und von sehr verschiedener Länge, typische Hochäcker. Die zwischen den gewölbten Erhebungen befindlichen Gräben dienen dem Abfluß des Regenwassers. Große Feuchtigkeit ist der Pflanze schädlich. Solche erhabene Beete beschreibt schon COOK¹².

¹ OPIGEZ, 131, p. 439; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 628; ³ GLAUMONT, 73, p. 41; ⁴ VINCENT, 172, p. 80; ⁵ MONCELON, 122, p. 372; ⁶ MONTROUZIER, 123, p. 371; ⁷ LORTSCH, 114, p. 120; ⁸ LEENHARDT, 103, p. 6; ⁹ HADFIELD, 82, p. 69; ¹⁰ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 627—628; ¹¹ GLAUMONT, 73, p. 42—43; ¹² COOK, 38, p. 290.

An den Bergabhängen werden die Pflanzungen gegen das Abschwemmen durch Sturzregen geschützt durch einen halbmond- oder hufeisenförmigen, mit seinen Spitzen abwärts schauenden Erdwall. Dieser wird nach GLAUMONT¹ von Männern mit Holzschaukeln aufgeworfen und geglättet, während die Frauen Erde in Körben herbeitragen. Innerhalb des Erdwalls ist die Anordnung der Pflanzen oft so, daß die äußersten dem Innenrand des Walls entlang gesetzt sind, während die anderen in senkrechten, parallelen Reihen angeordnet stehen. Solche Halbkreis- oder Hufeisenwälle können mehrfach übereinander bis hinab zur Basis des Hanges angelegt sein. Ihre schwer vergänglichen Spuren sieht man vielfach an heute mit Gras bewachsenen Bergen, wie man auch alten Hochbeeten in heute unbewohnten Gegenden häufig begegnet.

Bei der Anlage von Ignamenpflanzungen, wie auch bei der gleich zu besprechenden Tarokultur, helfen sich befreundete Familien gegenseitig. Die Pflanzungen, welche auf Befehl der Häuptlinge für die Abhaltung von Festen angelegt werden, besorgt das ganze Dorf gemeinsam.

Tarokultur. Es werden verschiedene Arten angebaut, vor allem Colocasia (Arum) antiquorum Schott. Taro wird in der Regel in nasser Kultur gezogen. Der auf trockenem Grund gebaute Taro, offenbar eine besondere Art, liefert ein, gegenüber der Naßkultur, minderwertiges Produkt. Auf den wasserarmen Loyalty-Inseln ist aber eine andere Kultur als die trockene ausgeschlossen, mit Ausnahme von Ouvéa, wo ausgedehnte Küstensümpfe Naßkultur erlauben.

Der Tarotuberkel der Naßkultur ist nach OPIGEZ² herzförmig mit mehreren Spitzen, der des Trockenbaus eine längliche Kugel. VIEILLARD und DEPLANCHE³ nennen das Rhizom rübenförmig oder zwei- bis dreigeteilt; das der *C. macrorrhiza* (L.) soll $\frac{1}{2}$ bis 1 m lang werden. Diese mit Riesenblättern versehene Art wird sowohl um die Hütten als Schmuck, als zu Nahrungszwecken angebaut.

Die weitaus bemerkenswerteste Tarokultur ist die auf Terrassen an Berghängen; sie ist es, die wegen der hierfür notwendigen Irrigationsanlagen seit Cooks Zeiten die Bewunderung der Reisenden erweckt hat. Ein vom Berge herabkommender Bach wird an einer Stelle durch einen Damm aus Steinen und Ton gestaut und abgelenkt in einen horizontal dem Berg entlang ziehenden Kanal bis zu der Stelle der Pflanzung. Hier angekommen, wird das Wasser in eine erste horizontale Terrasse herabgelassen, die, wie auch die folgenden, 2,50 m bis 3 m breit und etwa 50 cm tief ist, auf der Außenseite von einem Erdwall umschlossen. Der Überschuß läuft durch eine Bresche in eine 2 bis 3 m tiefer liegende zweite Terrasse und so weiter bis zum Fuß des Abhangs. Talkessel werden so in einer Weise umgestaltet, daß sie an ein römisches Theater mit seinen Sitzreihen erinnern. Die Wasserleitungen und Terrassen repräsentieren oft eine gewaltige Arbeitsleistung der Männer. Die Kanäle, von einem aus Steinen und Ton gebauten Wall eingefäßt, folgen allen Biegungen des Berges; über Schluchten läuft das Wasser gelegentlich in ausgehöhlten Baumstämmen. DE ROCHAS⁴ berichtet von einer Wasserleitung von 8 bis 10 km Länge bei Balade, VIEILLARD und DEPLANCHE⁵ von einer 3 km langen im Süden beim Mt. Dore. Entsprechend solchen Leitungen war dann auch die Terrassen-Anlage ausgedehnt. GLAUMONT⁶ spricht von einer solchen von wenigstens 100 km Länge in einem enormen Talkessel bei Téné, landeinwärts von Bourail. Kanal- und Terrassenbauten von so riesigen Dimensionen trifft man heute nur noch in Ruinen an; sie müssen, wie oft bemerkt worden ist, aus einer Zeit stammen, in der die Bevölkerung wesentlich zahlreicher war als heute und in der eine straffe Organisation die Zusammenarbeit einer großen Menschenmasse zu gemeinsamem Ziele erzwingen konnte. Ähnliches berichtet SPEISER⁷ von den Neuen-Hebriden.

¹ GLAUMONT, 73, p. 42; ² OPIGEZ, 131, p. 440; ³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 632; ⁴ DE ROCHAS, 145, p. 170; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 633; ⁶ GLAUMONT, 73, p. 47; ⁷ SPEISER, 165, p. 148.

In den Terrassen werden die Taro-Schößlinge, d. h. ein 2 bis 3 cm unterhalb der Blätter abgeschnittenes Rhizomstück, trocken eingesetzt in Abständen von 50 cm bis ungefähr 1 m voneinander; dann erst wird Wasser zugelassen, den Boden 10 bis 20 cm hoch bedeckend. Die Reife erfordert bei den verschiedenen Arten ungleich lange Zeit; es gibt solche, die in 6 bis 8 Monaten reifen; andere (*C. macrorrhiza*) brauchen ein Jahr und mehr, nach MONTROUZIER¹ sogar mindestens 18 Monate. Taro in Naßkultur kann zu allen Jahreszeiten gepflanzt werden. Die geerntete Wurzel hält sich nur kurze Zeit, ohne zu faulen. Eine Konservierungsmethode durch Gärung, wie sie KREICHGAUER in SCHMIDT-KOPPERS² für Ozeanien angibt, ist in Caledonien unbekannt.

Soll Taro statt an Gehängen in der Ebene kultiviert werden, so wählt man hierfür gerne einen feuchten Grund. Es können aber auch in der Fläche Pfannen angelegt und Wasser zugeleitet werden, dessen Stand dann durch Bambusröhren und hohle Kokosstämme reguliert wird. GLAUMONT³ gibt zwei Schemata wieder von Taro-Anlagen in der Ebene, das eine mit spiralig, das andere mit gerade verlaufenden Gräben. Ich habe solche nie gesehen.

Banane. Die verschiedenen Bananen-Arten können durch verpflanzte Wurzeltriebe in jeder Saison angebaut werden. Die Banane gedeiht überall, sowohl um die Hütten, als in eigenen Pflanzungen, oft am Rande von Ignamen-Kulturen. Nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁴ wird am meisten *Musa paradisiaca* L. mit ihren Varietäten angebaut; *M. sinensis* und *sapientum* seien erst seit der französischen Okkupation eingeführt worden.

Ebenso einfach ist die Kultur des Zuckerrohrs, *Saccharum officinarum* L., dessen Fortpflanzung einfach durch Abschneiden der Spitze alter Rohre und Einstecken in den Boden geschieht. Es gedeiht sowohl auf feuchtem, als auf trockenem Boden; häufig sieht man es auf den Dämmen der Taro-Pflanzungen und auf den erhöhten Beeten zwischen Ignamen; gerne werden auch für das Zuckerrohr abgeerntete Ignamenfelder benützt. Ein Grundstück kann nach MONTROUZIER⁵ nur drei Jahre hintereinander mit Zuckerrohr bebaut werden.

Unter den Fruchtbäumen ist weitaus der wichtigste die Kokospalme; sie soll nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁶ in Caledonien erst nach dem 15. Jahre Früchte tragen. Die Fortpflanzung geschieht einfach durch gefallene Nüsse.

Kulturen sekundärer Bedeutung sind die erst durch die Europäer eingeführten von Bataten, Maniok, verschiedenen Gemüsen, Tabak, Mais und Kaffee. Gute Maiskulturen sah ERSKINE⁷ schon 1849 auf der Ile des Pins. Auf Maré wird Mais in ziemlich großem Maßstab angebaut; der Export belief sich im Jahre 1910 auf etwa 100000 Frs. Auch Kohl wird dort stark kultiviert und in großen Lattenballen nach Caledonien verschifft, 1910 für etwa 80000 Frs.

Kulturschädlinge. Außerordentlich schädlich für die caledonischen Pflanzungen war früher das europäische Vieh; heute sind Gehege vorgeschrieben, aber trotzdem treiben sich noch manche Stücke wild herum. Schädlich sind ferner die Ratten, für Maisfelder auch Vögel, für Fruchtbäume Vögel und Flederhunde. HADFIELD⁸ beschreibt auf Lifou übliche Vogelscheuchen; aus Caledonien kenne ich nichts dergleichen. Eine solche soll einen Raubvogel im Fluge darstellen. Der Körper ist eine Kokosnuß und die Flügel sind durch eingesteckte Stäbchen gebildet, überzogen mit Palmblattscheide. Eine weitere Schutzvorrichtung besteht nach HADFIELD aus zusammengebundenen Placostylus-Schalen, in Bäumen aufgehängt und im Winde klappernd oder von einer alten Frau mittelst einer Schnur in Bewegung gesetzt.

¹ MONTROUZIER, 123, p. 371; ² SCHMIDT-KOPPERS, 205, p. 679; ³ GLAUMONT, 73, p. 49—50; ⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 629—630; ⁵ MONTROUZIER, 123, p. 372; ⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 636; ⁷ ERSKINE, 45, p. 396; ⁸ HADFIELD, 82, p. 75.

Die zahlreichen Zauberhandlungen, die in Caledonien zum Gedeihen der Felder und zum Schutz gegen allerhand Gefahren angewandt werden, sollen an anderer Stelle besprochen werden, ebenso die mit Bodenkultur und Ernte verbundenen Festlichkeiten.

Noch verbleibt dem in der Literatur sehr verbreiteten Irrtum entgegen zu treten, nach welchem den Frauen die schwerste Arbeit bei der Bestellung der Pflanzungen zufallen soll. Die mühevolle Arbeit wird im Gegenteil von den Männern ausgeübt, nicht nur das Roden, sondern das Umgraben des Bodens und die Anlage der Wasserleitungen, der Terrassen für Taro und der Beete für Ignamen. Was die Frau dabei leistet, ist bereits gesagt worden. Schon LAMBERT¹ hat mit Recht betont, daß die Frauen wesentlich nur für die Reinhaltung der Pflanzungen, also für das Jäten des Unkrauts und für die Ernte zu sorgen haben. Die Theorie von HAHN², nach welcher bei Naturvölkern der Mann nur dem Jagdsport huldige und religiöse und soziale Dinge treibe, höchstens beim Roden des Urwalds mithilfe, trifft für die Caledonier und Loyalty-Insulaner keineswegs zu.

Haustiere.

Schwein. Es ist außerordentlich merkwürdig, daß das Schwein, welches im Leben der Bewohner der nahen Neu-Hebriden eine so große Rolle spielt und dort offenbar seit ziemlich langer Zeit heimisch ist, in Neu-Caledonien vor der Berührung mit Europäern unbekannt gewesen ist. Es bedeutet das einen tiefen Gegensatz zwischen den beiden Gebieten. RIVERS³ schreibt die Einführung des Schweins in Mela- und Polynesien der Einwanderungsschicht zu, die er als das Kawa-Volk bezeichnet und dessen Kultur, so wie RIVERS sie auffaßt, in Caledonien überhaupt nur lückenhaft vertreten ist, wie ja auch die Kawa selbst fehlt. SCHMIDT⁴ läßt die Schweinezucht dem frei mütterrechtlichen Kulturkreis (Bogenkultur) angehören. Es liegt wirklich nicht der mindeste Grund vor, anzunehmen, wie COMPTON⁵ dies tut, daß das Schwein in Neu-Caledonien, wie auf den Hebriden, seit prähistorischer Zeit dagewesen sei.

Auch heute noch spielt das Schwein im Haushalt der Caledonier eine ganz untergeordnete Rolle, sehr im Gegensatz zu den Hebriden, wo es das Opfertier par excellence ist und das Mittel, in der Gesellschaft die höchsten Stufen zu erklimmen. Man sieht wohl heutzutage in den Dörfern gelegentlich Schweineställe, enge Palissaden, in denen die Tiere gehalten und nach MONCELON⁶ mit Kokosnüssen gefüttert werden. LEMIRE⁷ sagt, sie würden bloß zum Handel mit Europäern gezüchtet und von den Eingeborenen nicht gegessen, nach DE ROCHAS⁸ wenig gegessen. Nach BRAINNE⁹ haben die Eingeborenen eine Abneigung gegen das Schwein, vermutlich wegen des Schadens, den es in Taro-Pflanzungen anrichte.

COOK¹⁰ erzählt, wie er in Balade 1774 zwei Schweine, ein männliches und ein weibliches, gelandet habe als Geschenk für den Häuptling, wie die Eingeborenen mit Entsetzen diese Borstentiere betrachtet hätten und wie er sie dann zur Hütte des Häuptlings gebracht habe, die Leute, so gut es gehen wollte, über ihren Nutzen aufklärend. Es ist aber höchst unwahrscheinlich, daß diese COOK'schen Schweine die Stammväter des heutigen caledonischen Haus Schweins sind.

LABILLARDIÈRE¹¹, der 1793, also nicht ganz 20 Jahre nach COOK, wieder in Balade landete, fand keine Spur mehr von COOKS Schweinen, ebensowenig wie von seinen Hunden. Die Eingeborenen fürchteten sich vor seinen Schweinen, als vor etwas ihnen Unbekanntem. Dasselbe

¹ LAMBERT, 99, p. 221; ² HAHN, 85, p. 34, 49 u. 66; ³ RIVERS, 137, II, p. 460; ⁴ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 91; ⁵ COMPTON, 36, p. 101; ⁶ MONCELON, 122, p. 357; ⁷ LEMIRE, 110, p. 97; ⁸ DE ROCHAS, 145, p. 304; ⁹ BRAINNE, 29, p. 208; ¹⁰ COOK, 38, p. 289; ¹¹ LABILLARDIÈRE, 97, p. 184 u. 246.

sagt 1854 BRAINNE¹ von COOKS Schweinen und Hunden. ERSKINE² berichtet anlässlich seines Besuches in Hienghène 1849, daß keine Schweine gezüchtet würden, TURNER³ dasselbe 1861 vom Süden der Insel, und BRENCHLEY⁴, der 1865 Caledonien besuchte, bestätigt das Fehlen des Schweins, während DE ROCHAS⁵ 1862 aussagt, daß Schweine, wenn auch in geringer Zahl, vorhanden seien. Es zeigt dies deutlich, wie wenig Interesse die Eingeborenen dem Schwein entgegenbrachten, denn es ist sicher anzunehmen, daß schon geraume Zeit vor der französischen Besitzergreifung der Insel im Jahre 1853 Sandalholzhändler und Missionare Schweine importiert haben.

Verwilderte Schweine sind heutzutage nicht selten; Wühlungen im Wald habe ich häufig angetroffen und Ferkel sind mehrmals von meinen Leuten gefangen worden.

Von den Loyalty-Inseln berichtet RAY⁶, die Sau sei auf Lifou von Samoa her eingeführt worden, vermutlich durch eingeborene Missionslehrer; dasselbe wird für Maré Geltung haben. ERSKINE⁷ hatte 1849 auf Lifou noch kein Schwein gesehen, wohl aber eines auf Maré. 1860 sagt DE ROCHAS⁸, Schweine seien in geringer Zahl vorhanden, dienten aber nur dem europäischen Tauschhandel. Von importierten Schweinen auf Ouvéa spricht 1861 JOUAN⁹. Heutzutage sind Schweine auf den Loyalty-Inseln häufig.

Hunde und Katzen sind gleichfalls europäischer Import, haben aber, wenigstens die ersteren, viel mehr Gegenliebe bei den Eingeborenen gefunden als das Schwein. Hunde sind jetzt überall zu finden. Es ist ebenfalls COOK¹⁰ gewesen, der das erste Hundepaar in Balade gelandet hat, vom Chef, dem er sie verehrte, mit Freude angenommen; über deren Schicksal s. oben. In der Folge sind dann natürlich zahlreiche Hunde und Katzen eingeführt worden; die letzteren sind auch nicht selten verwildert.

Rinder, Ziegen und Schafe sind bei den Eingeborenen nie populär geworden, wogegen Pferdezucht von ihnen teilweise angenommen worden ist (ARCHAMBAULT¹¹). ERSKINE¹² sah schon 1849 ein Pferd, fett wie ein Schwein, im Besitz des Häuptlings Basset in Hienghène.

Auf den Loyalty-Inseln sind alle diese Haustiere gleichfalls eingeführt worden, im allgemeinen mit mehr Erfolg als in Caledonien. Auf Maré kann man an den Montagen, wenn die Leute von der Sonntagsfeier an der Küste wieder auf ihre Felder im Inneren zurückkehren, ganze Karawanen von Pferden, Eseln, Hunden, Schweinen, Ziegen und selbst gepackten Ochsen sehen.

Hühner. COOK¹³ berichtet in Balade von Hahngeschrei, ohne daß er die Tiere zu Gesicht bekommen habe. LABILLARDIÈRE¹⁴ sah in Balade drei Hühner und einen Hahn und sagt, daß man ihnen kaum die geringste Pflege angedeihen lasse. FORSTER¹⁵, COOKS Begleiter, erwähnt gezähmtes Geflügel einer großen Art mit schönem Gefieder bei den Hütten der Eingeborenen. Ob damit Haushühner gemeint sind, ist fraglich; möglicherweise könnten es Kagus gewesen sein, welcher Vogel zwar heute im nördlichen Caledonien fehlt, früher aber vielleicht vorgekommen ist. Diese Vermutung ist schon von VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁶ ausgesprochen worden. GARNIER¹⁷ meint, es könnte sich um die Ralle, *Tricholimnas lafresnayanus* (Verr. u. D. Murs) gehandelt haben, was aber sehr unwahrscheinlich ist.

Die Caledonier haben in jedem Falle schon vor der Berührung mit Europa Hühner als Haustiere besessen, wie dies auch auf den Neuen-Hebriden der Fall gewesen ist. CODRINGTON¹⁸ sagt, die Zucht eingeborener Hühner sei auf den Hebriden von den europäischen Importen bis auf einige wenige Plätze verdrängt worden; sie bestehe noch (1891) auf Sta. Cruz; außerdem habe

¹ BRAINNE, 29, p. 208; ² ERSKINE, 45, p. 355; ³ TURNER, 167, p. 424; ⁴ BRENCHLEY, 30, p. 343; ⁵ DE ROCHAS, 145, p. 140, 304; ⁶ RAY, 135, p. 260; ⁷ ERSKINE, 45, p. 370, 378; ⁸ DE ROCHAS, 142, p. 22; ⁹ JOUAN, 91, p. 367; ¹⁰ COOK, 38, p. 275—276; ¹¹ ARCHAMBAULT, 5, p. 497; ¹² ERSKINE, 45, p. 356; ¹³ COOK, 38, p. 258; ¹⁴ LABILLARDIÈRE, 97, p. 246; ¹⁵ FORSTER, 51, p. 230; ¹⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171 a, p. 84; ¹⁷ GARNIER, 180, p. 98; ¹⁸ CODRINGTON, 34, p. 18.

er eingeborene Hühner auf Lepers Island und Florida gesehen; vor 30 Jahren seien sie noch gemein gewesen.

LAMBERT¹ bestreitet, daß in Caledonien Hühner vor Ankunft der Europäer dagewesen seien, aber nach COOKS und LABILLARDIÈRES Bericht mit Unrecht. Heute sind Hühner in den caldonischen Dörfern häufig. Nach DE ROCHAS² und anderen werden sie von den Eingeborenen selber wenig gegessen, sondern mehr für den europäischen Handel gezüchtet. Vor allem aber werden sie wegen ihrer weißen Federn gehalten, die als Schmuck sehr begehrt sind. Über die Verwendung der Eier als Nahrungsmittel kann ich keine Angaben machen; sie ist aber kaum wahrscheinlich. Auf den Loyalty-Inseln sah 1849 ERSKINE³ Hühner auf Maré und Lifou; 1860 berichtet DE ROCHAS⁴, sie seien in geringer Zahl vorhanden, würden nicht gegessen, sondern nur an Europäer vertauscht; 1861 spricht JOUAN⁵ von Hühnern auf Ouvéa. Heute sind Hühner sehr verbreitet. Es ist auffallend, daß das dem Hund gegenüber jüngere Haustier, das Huhn, ohne europäische Vermittlung Caledonien erreicht hat, nicht aber der Hund.

Jagd.

Bei dem großen Wildmangel Neu-Caledoniens spielt die Jagd eine ganz untergeordnete Rolle. Als jagdbare Säugetiere kommen nur in Betracht der Flederhund, *Pteropus ornatus* Gray, Ratten und etwa verwilderte Schweine, die letzteren erst seit der europäischen Einfuhr dieses Tieres (s. den Abschnitt über Haustiere). Von Vögeln sind als erwünschte Beute zu erwähnen der Kagu, *Rhinocetus jubatus* (Verr. u. D. Murs), Tauben, besonders die große Goliathtaube, der Notu der Eingeborenen, *Phaenorrhinus goliath* Gray, und Enten; aber auch kleineres Geflügel wird nicht verschmäht. Noch ärmer sind die Loyalty-Inseln, auf denen auch Kagu und Notu fehlen, Enten nur auf Ouvéa in größerer Zahl vorkommen.

Auf Neu-Caledonien wird die Jagd auf Flederhunde und Vögel selten mit Bogen und Pfeil betrieben. Ich bin nie einem Jäger mit diesem Gerät begegnet. Wohl aber erhielt ich Pfeile mit der Angabe, daß sie zur Jagd dienten (s. den Abschnitt über Bogen und Pfeil).

Die gebräuchlichsten Jagdgeräte der Caledonier sowohl, als der Loyalty-Insulaner sind der aus freier Hand oder mit der Schleuder geworfene Stein und Wurfhölzer. Als unsere Träger im Walde bei den Felsen von Tchabalabel von Flederhunden reichlich bevölkerte Bäume erblickten, schnitten sie in Eile von den ersten besten Sträuchern Stöcke von 65 bis 80 cm Länge und 1½ bis 2½ cm Dicke ab und bewarfen mit einem Hagel von solchen die an den Ästen hängenden oder herumflatternden Tiere. Die Stöcke waren gerade oder leicht gebogen; ihre Länge wird am Arm gemessen. Sorgfältiger ausgewählte Wurfstöcke sah ich in La Roche auf Maré. Es waren dies gerade, etwa 85 cm lange und 2½ bis 3 cm dicke Stöcke eines schweren rotbraunen Holzes. Ihre Länge wird gemessen von der Brustmitte zur Fingerspitze; man nimmt sie bündelweise auf die Jagd mit. Es sind dies sicher die primitivsten Formen des Wurfholzes, die denkbar sind. Auf Taf. 9, Fig. 9. sind zwei Stücke aus Neu-Caledonien und in Fig. 10 zwei aus Maré abgebildet.

Wurfhölzer werden erwähnt für Caledonien von VIEILLARD und DEPLANCHE⁶, 60 bis 75 cm lang, gebraucht für *Pteropus*-Jagd bei Mondschein, von OPIGEZ⁷, der sie als daumendicke Hölzer von 50 cm Länge beschreibt, die sich, wenn geworfen, in der Luft drehen, weiter von PIROUTET⁸ und für Lifou von RAY⁹. Wurfhölzer, einfache Stöcke, womöglich gebogen, werden auch auf den Neuen-Hebriden als Jagdgerät verwendet (SPEISER¹⁰).

¹ LAMBERT, 99, p. 204; ² DE ROCHAS, 145, p. 140, 304; ³ ERSKINE, 45, p. 378, 370; ⁴ DE ROCHAS, 142, p. 22; ⁵ JOUAN, 91, p. 367; ⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 493–494; ⁷ OPIGEZ, 131, p. 431; ⁸ PIROUTET, 134, p. 609; ⁹ RAY, 135, p. 262; ¹⁰ SPEISER, 165, p. 233.

Der Flederhund wird in Caledonien auch mit der Schleuder gejagt oder auch in grobmaschigen Netzen gefangen, die man um die Blütentraube der Kokospalme oder auch um andere Fruchtbäume legt und in denen sich die Tiere mit Flügeln und Klauen verwickeln (PATOUILLET¹, VINCENT²). Ratten werden mit Stöcken und Steinen totgeschlagen, oft von Kindern, die sie am Abend mit Fackeln am Wasser überraschen (ANDERSON³). In der Regel werden sie aber mit Schlingen gefangen. Ich sah auf Lifou eine Rattenfalle, bestehend aus einer gebogenen, in die Erde gesteckten, elastischen Rute mit laufender Schlinge am freien Ende, die mittelst eines Sperrhölzchens an einem in die Erde getriebenen kleinen Pflocke befestigt war; als Köder diente Kopra.

Der Hund, wie man weiß, ein europäischer Import, ist natürlich für die Jagd auf alles fliegende Getier ohne Nutzen; gute Dienste leistet er aber bei der Verfolgung des Kagu. Ich habe selbst am Mont Humboldt erlebt, daß der Hund eines Eingeborenen einen Kagu festhielt, bis die Leute ihn holten. Wie ich in meinem Reisebuche⁴ geschildert habe, legt sich der geängstete Kagu platt auf den Boden und deckt mit seinen Flügeln Kopf und Hals.

Der Hund wird möglicherweise auch zur Jagd auf Schweine benützt; Ferkel sah ich unsere Leute mit der Hand fangen.

Vögel werden gleichfalls mit Wurfhölzern, Schleudersteinen oder frei geworfenen Steinen verfolgt. Geschickte Taucher sollen nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁵ Enten von unten an den Füßen zu packen verstehen. Vielfach dienen Schlingen zum Vogelfang. GARNIER⁶ beschreibt die Methode, wie mit Schlingen der Notu gefangen wird. Auf einem exponierten Ast eines Fruchtbaumes werden 4 bis 5 laufende Schlingen angebracht, die den Ast umfassen und oben einen Bogen bilden, hoch genug, daß der Notu hindurch gehen kann; eine feine und zerbrechliche Liane hält den Bogen in dieser Stellung fest. Die Schlinge selbst besteht aus einer starken Liane, deren eines Ende bis zum Erdboden hinabreicht. Der Eingeborene weiß den tiefen, dumpfen Ruf des Notu täuschend nachzuahmen, seinen Mund im Winkel zwischen Baumstamm und Erdboden haltend. Die neugierigen Vögel fliegen herbei, laufen über den Ast, und sobald einer unter dem Schlingenbogen passiert, wird die Liane angezogen, die Haltschnur des Bogens bricht und der Vogel wird durch die Schlinge gegen den Ast festgeklemmt. Auf diese Weise soll es gelingen, in kurzer Zeit so viele Vögel, als Schlingen angebracht worden sind, zu erbeuten.

Auf Ouvéa wird der kleine Papagei *Nymphicus uveaensis* Lay. mit Schlingen gefangen, um dann lebend verkauft zu werden. Auf einem Ast wird vor einer Papaya-Frucht eine laufende Schlinge angebracht. Wenn das Tier frißt, wird von unten die Schlinge zugezogen und der Vogel am Fuß erfaßt. Eine Vogelfalle, ähnlich der oben für Ratten beschriebenen, sah ich auf Ouvéa. Tauben werden auch mit Netzen gefangen, die auf und zwischen Bäumen ausgespannt werden (VIEILLARD und DEPLANCHE⁷), kleine Vögel mit feinen Netzen aus Bananenfaser (PATOUILLET⁸). Sultanshühner (*Porphyrio*) sollen, wie der Kagu, oft im Lauf erhascht werden (VINCENT⁹). Außerdem kommt für Vögel in Caledonien Vogelleim zur Anwendung, gewonnen aus der Frucht eines harzreichen Baumes (PATOUILLET¹⁰). Für Lifou wird Vogelleim von RAY¹¹ erwähnt. Zum Fang von Heuschrecken, einer beliebten Speise, dienen kleine aus Schnüren geflochtene Netze, ähnlich unseren Schmetterlingsnetzen (PATOUILLET¹²).

¹ PATOUILLET, 132, p. 109—110; ² VINCENT, 172, p. 70; ³ ANDERSON, 1, p. 228; ⁴ SARASIN, 147, p. 140; 147 a, p. 144; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 493; ⁶ GARNIER, 62, p. 152—153; ⁷ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 493; ⁸ PATOUILLET, 132, p. 113; ⁹ VINCENT, 172, p. 70; ¹⁰ PATOUILLET, 132, p. 112—113; ¹¹ RAY, 135, p. 262; ¹² PATOUILLET, 132, p. 127.

Fischerei.

Die Fischerei spielt in Neu-Caledonien eine ungleich größere Rolle als die Jagd. Der Fischreichtum in dem die Insel umgebenden Meere, das innerhalb des Barrierenriffs wenig tief und selten stark bewegt ist, ist enorm und nicht minder so auf den Korallenriffen selbst, die zur Zeit der Ebbe ein leichtes Beutefeld bieten. Es hat sich daher die Fischerei zu hoher Vollkommenheit entwickelt. BERNARD¹ bezeichnet geradezu die Caledonier als eines der in der Fischerei, wie auch im Ackerbau, vorgeschrittensten Völker Melanesiens, oder selbst Ozeaniens überhaupt. Ungünstiger liegen die Verhältnisse auf den südlichen Loyalty-Inseln. Die Küsten von Maré fallen sehr steil in den Ozean ab, was für Fischerei wenig vorteilhaft ist; wir konnten auch während unseres dortigen Aufenthalts niemals Fische erhalten. Die Küste von Lifou ist von ähnlicher Schroffheit, doch gestattet immerhin die große geschützte Sandal-Bai mit ihrem zerklüfteten Korallenstrand eine ausgiebige Fischerei. Ein Paradies für Fischer ist dagegen die untiefe und ruhige Lagune von Ouvéa, weshalb hier die Fischerei weitaus am intensivsten betrieben wird.

Die Fischerei wird ausgeübt mit Netzen, mit Angelhaken, mit Lanzen, mit Bogen und Pfeil, mit Reusen, mit Absper- und Schreckvorrichtungen und mit Fischgift. Die eigentliche Fischerei ist Männerarbeit. Die Frauen sammeln bloß zur Zeit der Ebbe auf den halb trockenen Küstenriffen Krabben, Seeigel, Tintenfische und verschiedene Schalthiere, mit einem spitzen Stocke sie aus ihren Löchern herausholend und Austern von ihrer Unterlage ablösend.

Fischerei mit Netzen. LAMBERT² unterscheidet in Neu-Caledonien eine große Fischerei, ausgeübt von vielen Leuten gemeinsam und eine kleine Fischerei von einzelnen. Die erstere findet zum Beispiel statt, um für Feste reichliche Nahrung zu beschaffen und bei Ankunft von Schwärmen eines etwa 1 m langen Fisches, den LAMBERT „Koua“ nennt. Die hierfür gebrauchten Netze sind 40 bis 50 m lang und 2 m breit; sie werden vom Hinterteil der Pirogen aus ins Wasser gelassen, manchmal mehrere hintereinander, und dann ihre Enden uferwärts zusammengezogen. Man könne dann oft 50 bis 60 Männer im Wasser sehen, die die großen Fische mit den Händen herausholen, andere mit Lanzen erstechen.

Wenn die Ankunft von Fischzügen gemeldet wird, findet nach LAMBERT³, vor man auszieht, eine Zeremonie bei den Ahnenschädeln statt, mit Bitten um Erfolg. Wenn auf den küstennahen Riffen gefischt wird, löschen die Frauen alle Feuer im Dorfe aus bis auf ein einziges glühendes Scheit und verfolgen von einem Hügel aus den Verlauf der Fischerei, das Gelingen derselben mit Tanz und Gesang feiernd. Über den Gebrauch von Zaubersteinen bei der Fischerei s. den Abschnitt über Zaubersteine.

Neben den erwähnten großen Netzen gibt es aber auch viel kleinere Spernetze. Ein solches von Hienghène, Taf. 5, Fig. 1, mißt etwa 10 m in der Länge, bei einer Breite von etwa 80 cm. Als Schwimmer sind an der oberen Verbindungsschnur 60 etwa 12 cm lange, runde, entrindete Stäbchen aus leichtem Burao-(Hibiscus-)Holz festgebunden; am Unterrand sind kleine, undurchbohrte Steine von einigen Zentimetern Länge mittelst Bast zur Beschwerung befestigt. Die Maschen dieses Netzes messen etwa $2\frac{1}{2}$ cm im Quadrat; doch bedient man sich auch von viel kleinmaschigeren Netzen. Die sehr fein gedrehte, weißliche Schnur des Geflechts ist aus Fasern einer Leguminose, „Ua“ genannt in Hienghène, „Magniagna“ im Süden, einer Pachyrrhizus-Art, hergestellt. Die untersten drei Maschenreihen sind aus stärkeren Schnüren geflochten als das übrige Netz.

¹ BERNARD, 17, p. 279; ² LAMBERT, 99, p. 205—207; ³ LAMBERT, 99, p. 211—212.

In der Literatur werden als Netzbeschwerer noch namhaft gemacht Steine in Baststoff gewickelt (PATOUILLET¹), durchbohrte Cardiumschalen (GIGLIOLI²) und Korallenstücke (GLAUMONT³), als Schwimmer Pakete oder Kugeln aus Niaulirinde (PATOUILLET, l. c.) und Stengelstücke von Ricinus (VIEILLARD und DEPLANCHE⁴), als Materialien für das Netzgeflecht Bananenfasern (COOK⁵, als wahrscheinlich), Hibiscusfasern (PATOUILLET⁶) und Kokosfasern. Aus den letzteren werden jedenfalls die groben Netze für den Schildkrötenfang angefertigt, die nach LAMBERT⁷ von großer Länge, breiter als die anderen Netze und mit weiteren Maschen versehen sind.

Nach PATOUILLET⁸ ist das Schildkrötennetz ein enormes Schleppnetz, sehr großmaschig, aus kleinfingerdicken Kokosschnüren hergestellt, etwa 1,50 m breit. Damit umgibt man bei Flut eine algenreiche Bai, in der bei Ebbe eine Sandbank zum Vorschein kommt. Die vom Netz eingeschlossenen Tiere werden dann mit Lärm auf die Sandbank getrieben und umgewendet. 1867 soll der Chef von Panié an der Ostküste in einer Nacht 16 große Schildkröten auf diese Weise erbeutet haben.

Mit den kleinen Netzen, wie oben eines beschrieben worden ist, arbeiten meist zwei Fischer zusammen, die Netzenden haltend. Der eine bleibt am Ort stehen, während der andere mit dem Netz einen Kreis beschreibt, zum ersten zurückkehrend. Oder sie suchen im flachen Wasser eine Fischbank auf, indem jeder eine Hälfte des Netzes an den oberen Maschen an einem Stock von etwa 40 cm Länge aufgereiht trägt. So bilden sie um eine Fischbank eine Barriere, in welche andere mit Stöcken und Steinen die Fische hineintreiben. In den zum Schluß geschlossenen Kreis begeben sich die Männer hinein und töten die Fische, ihnen die Schädel zerbeißen und sie an einer durch die Kiemenlöcher gezogenen Liane aufreihend. Sehr viel mehr Geschicklichkeit erfordert die Handhabung eines Sperrnetzes durch einen einzelnen Fischer. Mit dem auf einem Stab aufgereihten Netz sucht er um eine Fischbank einen Kreis zu beschreiben, dessen Zentrum er selbst ist (VIEILLARD und DEPLANCHE⁹, PATOUILLET¹⁰).

Netze werden auch angewandt, um bei Hochwasser einen Flußunterlauf zu sperren, wonach dann bei der Ebbe die herabkommenden Fische aufgehalten werden und erbeutet werden können. Auf die gleiche Weise werden auch Flußkrebse gefangen, die in den Maschen hängen bleiben (PATOUILLET¹¹, VIEILLARD und DEPLANCHE¹²).

Neben den Sperrnetzen sind vielfach Handnetze in Gebrauch. Ein solches aus der Gegend von Oubatche ist auf Taf. 7, Fig. 1, abgebildet. Die etwa 38 cm lange Netztasche ist an einem Bügel befestigt, bestehend aus einer zusammengebogenen starken Liane. Der mit Schnur umwickelte Handgriff ist 20 cm lang, die Öffnung der Netztasche 42 cm, bei einer größten Breite von 21 cm; das Geflecht besteht aus dicker, brauner Schnur; die Maschenweite beträgt etwa 1 cm. Einzig mit solchen Handnetzen versehen, erbeuteten unsere Träger, nachdem sie einen Fischschwarm im Meere beobachtet hatten, hinausschwimmend in einer Viertelstunde 15 große Fische.

Dieselben Netzarten, Sperr- und Handnetze mit Holzrahmen, kehren auch auf den Loyalty-Inseln wieder. Die ersteren sind nach HADFIELD¹³ bis 100 Ellen lang und 4 bis 5 Fuß breit; kleine Steine dienen zur Beschwerung, leichte Holzstücke als Schwimmer. Meine Sammlung enthält nur einen unfertigen Netzbeutel aus Maré, aus brauner Schnur geflochten, mit Maschen von etwa 2½ cm im Quadrat.

¹ PATOUILLET, 132, p. 115; ² GIGLIOLI, 65, p. 306; ³ GLAUMONT, 70, p. 109; ⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 494, 641; ⁵ COOK, 38, p. 303; ⁶ PATOUILLET, 132, p. 119; ⁷ LAMBERT, 99, p. 207; ⁸ PATOUILLET, 132, p. 114–115; ⁹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 494; ¹⁰ PATOUILLET, 132, p. 119; ¹¹ p. 121; ¹² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 495; ¹³ HADFIELD, 82, p. 82.

Zur Anfertigung der Netze dienen Netznadeln und Maschenhölzer. Die ersteren bestehen aus einem Mittelstück, um das die Schnur gewickelt wird und das zugleich als Handgriff dient und zwei gabelförmigen Enden. Von diesen Netznadeln gibt es sowohl sehr grobe, als auch feine Formen. Zu den ersteren gehören die drei auf Taf. 5 abgebildeten Stücke von Kanala, Fig. 5, und Oubatche, Fig. 3 und 4, 60 bis 65 cm lang, aus braunem oder schwarzem Holze gearbeitet. Das Mittelstück ist bei zweien derselben ein rundes, nach außen zu allmählich sich abplattendes Holz, 20 bis 28 cm lang, oder, wie bei dem Exemplar von Kanala, eine rechteckige Holzplatte, 11 cm lang und 8 cm breit. Die gebogenen Gabeläste laufen entweder spitz aus, zwischen den Spitzen eine kleine Öffnung für den Austritt der Schnur freilassend, oder ihre Enden sind klammerartig gestaltet, Fig. 4. Zwei sehr feine Netznadeln habe ich von Houailou und Kanala mitgebracht, wovon eine in Fig. 7 abgebildet ist. Es sind dünne, runde Holzstäbchen, 43 und 49 cm lang, mit feinen Gabelenden. Zu diesen gehören auch sehr kleine Maschenhölzer, Fig. 8, dünne Bambusbrettchen, $14\frac{1}{2}$ und 19 cm lang und etwa 2 cm breit.

Ein abweichendes Modell einer Netznadel stammt aus Kanala, Fig. 6. Es ist ein schiffchenartiges Gebilde aus rotbraunem Holz, dessen $39\frac{1}{2}$ cm lange Seitenteile nach beiden Enden zu sich verjüngen und in der Mitte verbunden sind durch eine senkrecht zu ihnen gerichtete, dünne Querwand von $14\frac{1}{2}$ cm Länge. Das Ganze ist aus einem Stück gearbeitet.

Die zur Netzflechterei notwendige Schnur wird nach VIEILLARD und DEPLANCHE¹ auf folgende Weise gewonnen. Zweige einer Liane (Magniagna) werden in Wasser gekocht, die Epidermis mit Muschelschalen abgeschabt, der Rest in Filamente zerschlagen, die mit der Hand auf den Schenkeln zu Schnüren gerollt werden.

Die Netzgeräte der Loyalty-Inseln sind ganz ähnlich wie die caledonischen. Es gibt sehr große und grobe Nadelformen, wie die in Fig. 9 abgebildete, 66 cm lange, von Képénéé auf Lifou, mittelgroße, wie die der Fig. 10 von Nathalo auf Lifou, 39 cm lang, weiter lange und dünne Formen, wie die der Fig. 11 von Médou auf Maré, 63 cm lang und kleine, feine Nadeln, wie die der Fig. 12 von Ouadrila auf Ouvéa, die nur eine Länge von 24 cm besitzt. Die Maschenhölzer sind flache, dünne Brettchen aus Bambus oder Hartholz. Die beiden stärksten, die ich gesammelt habe, beide aus Maré, Fig. 13, sind 24 cm lang, bei einer Breite von 4 und $3\frac{1}{2}$ cm; das schwächste, Fig. 14, von Lifou ist wie ein Falzbein gestaltet, $22\frac{1}{2}$ cm lang, $2\frac{1}{2}$ cm breit. Die caledonische Netznadel ist im Prinzip der australischen verwandt, die ebenfalls Gabelenden besitzt. CLEMENT² gibt das Bild einer solchen aus West-Australien wieder.

Nach HADFIELD³ fabrizieren bloß die Männer gewisser Dörfer auf Lifou Netze und vertauschen sie nach anderen gegen Lebensmittel. Ein alter Netzflechter ist auf S. 81 des genannten Werkes abgebildet. Die Fasern werden, wie in Caledonien, auf den nackten Schenkeln zu Schnüren gerollt.

Auf den Neuen-Hebriden und Sta. Cruz scheinen nach SPEISER⁴ Netznadeln, wie die geschilderten, zu fehlen, aber der Netzknoten sei derselbe wie in Caledonien. Eine den beschriebenen ganz entsprechende Netznadel bildet TURNER⁵ von Samoa ab, EDGE-PARTINGTON⁶ eine solche von der Tahiti-Gruppe.

Zum Transport erbeuteter großer Fische dienen in Caledonien lange Bambusnadeln mit einem Loch, durch das eine starke Bastschnur gezogen ist. Die Nadel wird den Fischen durch die Kiemenöffnungen gestoßen. Fig. 2, Taf. 5, zeigt eine solche Bambusnadel von Oubatche.

Angelfischerei. Diese wird gleichfalls viel ausgeübt, sei es von einem Felsen oder vom Boot aus. Die alten Angelhaken sind in Caledonien völlig durch eiserne verdrängt worden; ich habe

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 494; ² CLEMENT, 203, Taf. II, Fig. 20; ³ HADFIELD, 82, p. 80; ⁴ SPEISER, 164 b, p. 43; ⁵ TURNER, 167, p. 272; ⁶ EDGE-PARTINGTON, 43, I, Taf. 32.

keine mehr erhalten. Die auf Taf. 6, Fig. 1—3, abgebildeten drei Stücke befinden sich im Museum von Bordeaux aus der Sammlung LAMBERTS. Der mittlere, Fig. 2, besteht aus Perlmutter, die beiden anderen aus Schildpatt. Alle haben am oberen Ende einen Seitenzahn als Widerlager für die Schnurbindung. Diese geht über in eine etwa 13 cm lange, geflochtene, starke Schnurschleife. Der Perlmutter-Angelhaken ist 4,8 cm lang und 7 mm dick, die beiden aus Schildpatt, von denen der eine gelb durchscheinend, der andere schwarz ist, sind 6 und 4 $\frac{1}{2}$ cm lang, 4 $\frac{1}{2}$ und 3 $\frac{1}{2}$ mm dick und seitlich abgeflacht. Ganz ähnliche besitzt die Pariser Sammlung.

Ein Angelhaken aus Schildpatt, den beschriebenen entsprechend, befindet sich im ethnographischen Museum zu Rom aus der Sammlung GIGLIOLIS. Er ist dadurch ausgezeichnet, daß er beschwert ist durch einen angehängten umflochtenen Schleuderstein von 6 cm Länge, Fig. 4. Das Stück stammt aus Pouébo; es ist schon von GIGLIOLI ¹ und ² erwähnt worden. Dieselbe Sammlung enthält einen Angelhaken von der Ile des Pins, Fig. 5, einfach hergestellt aus dem verdickten Mundrand einer Placostylus-Schale, an einem Ende zugespitzt. Wir werden ebensolchen auf den Loyalty-Inseln wieder begegnen.

Einen kleinen caledonischen Angelhaken aus Holz, an einer Schnur befestigt, besitzt das Berliner Museum, Fig. 6. Es ist ein feines, rundes Stäbchen von etwa 8 cm Länge mit umgeknicktem und zugespitztem Dorn, befestigt an einer geflochtenen Schnur.

In der Literatur finde ich als caledonische Angelhaken erwähnt solche aus Schildpatt (MONTROUZIER ³, GLAUMONT ⁴, LENNIER ⁵, LAMBERT ⁶ und aus Perlmutter (LENNIER, l. c.). Als weitere Materialien werden genannt Serpentin und der Ohrknochen des Walfischs (GLAUMONT, l. c.). EDGE-PARTINGTON ⁷ bildet einen caledonischen Angelhaken aus Schildpatt und zwei aus Perlmutter ab, in der Form mit den von mir wiedergegebenen übereinstimmend. Ein Haken aus Perlmutter ist bei DE VAUX ⁸ abgebildet. LABILLARDIÈRE ⁹ erwähnt das Material des von ihm dargestellten Stückes nicht. Zusammengesetzte Angelhaken aus mit Perlmutter belegtem Holz und einem Haken aus Knochen, wie sie sich zuweilen in caledonischen Sammlungen finden, sind sicher fremder Provenienz.

PATOUILLET ¹⁰ beschreibt die Herstellung der Schildpatt-Angelhaken. Der Panzer werde mit der Axt gespalten und daraus eine Zunge von der gewünschten Breite herausgeschnitten; diese werde in einen Tarostengel gesteckt und über Feuer gehalten; der kochende Saft erweiche den Schildpattstab, so daß er beliebig gekrümmt werden könne. Angelhaken aus Perlmutter würden durch Schleifen auf einem Stein hergestellt. Für Haifische werden nach MONTROUZIER ¹¹ hölzerne Angelhaken, jedenfalls großen Kalibers, verwendet. Eine Stäbchenangel aus Caledonien, bestehend aus einem jederseits in eine Spitze auslaufenden Holzstück von etwa 12 cm Länge, bildet EDGE-PARTINGTON ¹² ab.

Beim Angeln wird gerne gepfiffen, um die Fische anzulocken (VINCENT ¹³). Auch dienen zum Anziehen der Fische nachts Fackeln aus Kokosblättern.

Auf den Loyalty-Inseln sind die alten Angelhaken ebenfalls fast völlig verschwunden. TURNER ¹⁴ berichtet, daß schon in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Eingeborenen von Maré eiserne Haken verlangten. Immerhin fand ich noch auf Maré, wenn auch selten mehr im Gebrauch, Angelhaken, gebildet aus dem Mündungsrand eines Placostylus, von welcher derbschaligen Schneckengattung mehrere Arten auf den Loyalty-Inseln vorkommen. Diese Haken sind 3 bis

¹ GIGLIOLI, 66, p. 82; ² GIGLIOLI, 195, p. 161; ³ MONTROUZIER, 123, p. 375; ⁴ GLAUMONT, 70, p. 97 u. 109; ⁵ LENNIER, III, p. 13; ⁶ LAMBERT, 99, p. 207; ⁷ EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 65 u. 67; ⁸ DE VAUX, 169, p. 336; ⁹ LABILLARDIÈRE, 97, Taf. 38; ¹⁰ PATOUILLET, 132, p. 116; ¹¹ MONTROUZIER, 123, p. 375; ¹² EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 66; ¹³ VINCENT, 172, p. 75; ¹⁴ TURNER, 167, p. 422.

gegen 4 cm lange, dem Verlauf des Mündungsrandes der Schnecke entsprechend gekrümmte Gebilde mit einer zugeschliffenen Spitze. Zur Befestigung der Schnur an dem der Spitze entgegengesetzten Ende ist ein kleines Stückchen der Schneckenschale am Ansatz des Mündungsrandes belassen worden. Einige dieser Placostylus-Haken sind auf Taf. 6, Fig. 7, abgebildet.

Von Lifou berichtet Frau HADFIELD¹, die einzigen noch vorhandenen alten Angelhaken seien wahrscheinlich die in ihrer Sammlung befindlichen; sie seien sehr geschickt aus Perlmutterchale oder aus Schildpatt hergestellt, gebogen und zugespitzt, in Größe und Form variierend. Auf S. 84 ihres Buches finden sich 13 Stücke dieser einfachen, den caledonischen entsprechenden Haken abgebildet. Die Angelschnur sei bald fein wie ein Seidenfaden, bald stark genug, um einen Hai festzuhalten; bei Treibangeln diene eine Kalebasse als Schwimmer. Wenn ein Angelhaken sich in Korallen festklemme, benütze man in Ouvéa einen meist ringförmigen Stein von 6 bis 8 Zoll Durchmesser, der auf der Angelleine an einer Schnur herabgelassen werde, um die den Haken haltende Koralle zu zertrümmern.

Dr. DÄNIKER brachte von Ouvéa Stäbchenangeln mit, die sich jetzt im Züricher Museum befinden. Es sind doppelt zugespitzte, runde oder flache, rote Hölzchen mit Rinne in der Mitte zur Befestigung der Schnur. Die Längen schwanken von 5 bis 12 cm, die Breite in der Mitte von 1 bis 2 cm. Zwei Stücke habe ich auf Fig. 8, Taf. 6, abgebildet.

Die Stäbchenangel gehört nach GRÄBNER² vielleicht schon der altaustralischen Kultur an, während der einfache Angelhaken der totemistischen, der zusammengesetzte der polynesischen Kultur zugeteilt wird.

Auf den Neuen-Hebriden und Sta. Cruz sollen nach SPEISER³ eigentliche Angelhaken nicht bekannt sein; einzelne verschlagene Stücke stammen nach ihm vermutlich von den Salomonen her. Angelhaken aus Holz gibt HUMPHREYS⁴ für Erromanga an. Angeldorne oder Stäbchenangeln fehlen den Hebriden nicht.

Tintenfischangel. Dieses Gerät mag hier angeschlossen werden, obschon es keinen Angelhaken besitzt, aber doch in der Art einer Angel verwendet wird. Ich habe solche auf Maré und auf Lifou erhalten. Eine Octopus-Angel von der ersteren Insel ist auf Taf. 6, Fig. 9, wiedergegeben. Als Körper des die Gestalt einer Ratte darstellenden Gebildes dient ein kegelförmiger Stein, auf welchem oben ein ovales Stück einer Cypraea-Schale (*Cypraea tigris* L. und *mauritiana* L.), unten in einer Längsrinne ein Holzstäbchen festgebunden ist, auf dem als Schwanz ein Blattstreifchen nach hinten hinausragt; zwei rechtwinklig zum Stäbchen angebrachte Blattstreifchen markieren das Beinpaar. Die Aufhängeschnur geht vom Rücken der Cypraea-Schale aus. Die Gesamtlänge des Rattenphantoms beträgt 30 cm.

Zwei kegelförmige Steine von Maré sind auf Fig. 10 u. 11 abgebildet. Sie bestehen aus einem gelblichen, transparenten Kalksintergestein, wie ich solches bei Raoua anstehend gesehen habe und sind auf einem Schleifstein zurecht geschliffen worden. Der Durchmesser der flachen runden Basis mißt 3 bis 4½ cm, die Länge des Kegels 5 bis 9 cm; die Längsrinne für das Holzstäbchen kann fehlen; in einem Falle war eine doppelte vorhanden. Ein weiteres Stück von Maré ist aus einem roten, lateritisierten Gestein mit dem Messer roh in Kegelform zugeschnitten worden.

Die Tintenfischangeln von Lifou, die ich mitgebracht habe, sind viel weniger sorgfältig gearbeitet als die von Maré, ihr Stein entweder unregelmäßig kegelförmig oder bloß ein länglicher, kaum zugerichteter Rollstein. Die Gesamtlänge eines solchen Stücks beträgt 33 cm, die des unteren Holzstäbchens 18 cm. An diesem ist als Schwanz ein Blattstreifchen befestigt, drei Beinpaare sind durch kurze quere Blattstreifchen markiert.

¹ HADFIELD, 82, p. 82, 83, 96, 154; ² GRÄBNER, 210, p. 449; ³ SPEISER, 165, p. 156; ⁴ HUMPHREYS, 209, p. 161—162.

Das Gerät wird an einer am Ende eines Stockes befestigten Schnur aufgehängt und vor Korallenlöchern, in denen man einen Tintenfisch vermutet, auf und ab bewegt, bis sich das Tier auf diese Scheinbeute stürzt und mit ihr heraufgezogen werden kann. Um die Feindschaft zwischen Octopus und Ratte zu erklären, gibt es eine Legende, ähnlich der oben, S. 45, von Caledonien wiedergegebenen, die man bei HADFIELD¹ nachlesen möge. Im übrigen kann der Tintenfisch die Ratte nicht kennen; er vermutet in dem Rattenphantom wohl einen Fisch. Die Tintenfischangel, ein polynesisches Gerät, fehlt Neu-Caledonien völlig; sie fehlt aber auch sonderbarerweise den Neuen-Hebriden und Sta. Cruz. Eine Tintenfischangel von den Loyalty-Inseln bildet EDGE-PARTINGTON² ab; er hält sie für einen Import aus Tonga.

Fischerei mit dem Speer. Diese ist in Neu-Caledonien sehr beliebt und wird meist auf den Riffen zur Ebbezeit in den zwischen den Korallen befindlichen Wasserlöchern ausgeübt. Man kann hierfür die gewöhnliche Wurflanze verwenden, mit welcher nach GLAUMONT³ Fische auf eine Entfernung von 10 bis 20 m durchbohrt werden sollen. Nach DELORD⁴ wissen schon Knaben mit leichten Lanzen geschickt Fische zu erbeuten. Das eigentliche Fischereigerät ist aber der mehrzackige Fischepeer, mit dem mehr gestochen als geworfen wird. Kleinere Fische werden zwischen den Spitzen festgeklemmt. Die Basler Sammlung besitzt zwei solcher caledonischer Fischepeere, den einen von Tchambouenne bei Oubatche, den anderen von Kanala. Der erstere, Taf. 6, Fig. 12, von 2,13 m Länge ist unten abgebrochen; er hat einen runden Hartholzschaft, an welchem vorne seitlich je eine runde, 57 cm lange Holzspitze mittelst dreier Schnurbindingen befestigt ist. Die zwei Spitzen ragen 23 cm weit über den Schaft vor und zeigen 4 Wirtel von je 3 stumpfen Buckeln. Das andere Stück von Kanala, Fig. 13, hat einen nach unten zu sich stark verjüngenden Holzschaft und ist gegen 3 m lang; am Schaft sind vorne 5 etwa 66 cm lange Holzspitzen mittelst starker Rotangbindingen befestigt, so zwar, daß sie 41 cm weit über das Schaftende vorragen. Drei der Spitzen sind glatt, zwei besitzen vorne in zwei Reihen angeordnete Widerhaken. Die modernen Fischepeere sind mit Eisenspitzen bewehrt. Mit den Speeren wird auch nachts gefischt, indem man die Fische durch Fackeln aus Kokosblättern anzulocken sucht (PATOUILLET⁵).

Ähnliche mehrzackige Fischepeere finden sich auch auf den Loyalty-Inseln. Einen Mann, mit einem solchen Fischepeer arbeitend, dessen Schaft viel dicker erscheint als bei den caledonischen, bildet HADFIELD⁶ von Lifou ab.

Auf den Neuen-Hebriden finden sich eigentliche Fischepeere nur in West-Santo, bestehend aus einem Bambusschaft mit 8 bis 10 Holzspitzen. Nach GRAY sollen auch in Tanna dreispitzige Fischepeere vorkommen (SPEISER⁷).

Fischerei mit Pfeil und Bogen. Wie zur Fischerei mit dem Speer, gehört auch zu der mit Pfeil und Bogen viel Geduld, stundenlanges Warten und überdies eine kluge Berechnung der Lichtbrechung im Wasser. Die Beschreibung von Bogen und Pfeil verschiebe ich auf das von den Waffen handelnde Kapitel. Hier nur die Bemerkung, daß die caledonischen Fischpfeile von großer Länge sind. Solche von Oubatche und Hienghène messen 1,80 m bis 2,37 m; sie bestehen aus Rohr, in welches eine oder zwei mit Widerhaken versehene Holzspitzen eingelassen sind. Kürzer, 1,27 m bis 1,54 m messend, sind mit drei Eisendrahtspitzen bewehrte Fischpfeile von Oubatche und Kanala. Ein Rohrpfel von Lifou, mit dünner Holzspitze, nach Angabe für Tauben und Fische gebraucht, mißt nur 1,30 m. Auf Ouvéa kommen auch Pfeile mit drei Drahtspitzen vor. LEGRAND⁸ erwähnt von Neu-Caledonien Fischpfeile mit 4 Spitzen und sagt, man jage

¹ HADFIELD, 82, p. 91 ff.; ² EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 64; ³ GLAUMONT, 70, p. 97; ⁴ DELORD, 40, p. 93; ⁵ PATOUILLET, 132, p. 120; ⁶ HADFIELD, 82, p. 87; ⁷ SPEISER, 165, p. 205 u. 208; ⁸ LEGRAND, 108, p. 128.

damit besonders an Flußrändern auf große Aale und andere Fische. Fischerei mit dem Pfeilbogen wird auch von DE VAUX¹ erwähnt.

Fischerei mit Reusen. In Neu-Caledonien werden, soviel ich weiß, Reusen wenig gebraucht; in der Literatur werden sie kaum erwähnt. Als Reuse hat wohl der glockenförmige, unten offene Korb aus der Gegend von Oubatche gedient, der in Fig. 2, Taf. 7, abgebildet ist. Er ist 61 cm hoch; sein Durchmesser unten beträgt etwa 45 cm; oben endet er mit geschlossener Kuppe. Er ist aus feinen Längsstäbchen hergestellt, die durch 12 Holzringe, an denen sie festgebunden sind, in ihrer Lage gehalten werden. Wahrscheinlich werden Fische oder Krebse in den Korb hineingetrieben; irgendeine Vorrichtung, ihr Entweichen zu verhindern, besteht nicht.

Auf den Loyalty-Inseln werden Reusen verschiedener Größe vielfach angewandt zum Fang von Fischen und Krebsen. Eine große Reuse von Maré, Fig. 3, hat die Form einer abgeplatteten Kugel; sie ist aus groben gespaltenen Lianen geflochten; ihr Durchmesser beträgt 80 cm, ihre Höhe 40 cm. Das Eingangsrohr hat eine Lichtung von etwa 20 cm, bei einer Länge von 12 cm. Als Lockspeise sind darin an einer Schnur Seeigel aufgehängt. Ähnlich, aber bedeutend kleiner ist eine turbanförmige Krebsreuse, ebenfalls von Maré, Fig. 4, aus Lianenstengeln geflochten, mit einem Durchmesser von 32 cm und einer Höhe von 18 cm; die Unterseite ist zu einem Rohre von etwa 10 cm Durchmesser eingerollt. Bei beiden Reusen ist der Ausgang durch keinerlei Stacheln verwehrt.

Zum Suchen und Heraufholen auf dem Meeresgrund liegender Reusen dienen Holzhaken, die mit einem Stein beschwert an langer Schnur herabgelassen werden. Fig. 5 zeigt ein solches Gerät von Maré. Es ist ein 68 cm langer Stab, unten mit kurzem Haken. Am Stab ist ein schwerer Brauneisensteinblock festgebunden, der vermutlich aus Neu-Caledonien stammt. WILLEY² erwähnt den Holzhaken zum Heben der Reusen auch von Lifou. Die Reusen werden zuweilen mit Schwimmern versehen, um ihre Lage zu kennzeichnen.

HADFIELD³ gibt Bilder sehr großer Reusen von Lifou. Die eine davon zeigt eine seitliche viereckige Öffnung, die in einen Vorraum führt, von dem röhrenartige Gebilde in andere Räume leiten; die andere ruht auf einem Floß, wie sie gebraucht werden, um die Reusen ins Meer hinaus zu bringen. WILLEY⁴ bildet gleichfalls eine solche Lifou-Reuse auf einem Floße ab. Er benützte solche Reusen zum Fang des Nautilus; sie werden mit Steinen beschwert versenkt (RAY⁵). Diese Lifou-Reusen sind nach einem ganz anderen System gebaut als die oben von Maré beschriebenen; die Abbildungen erlauben aber keine genaue Analyse ihrer Konstruktion.

Fischerei mit Wehren und Schreckmitteln. GLAUMONT⁶ erzählt, daß Kokosblätter an der Hochwassergrenze flach auf den Sand gelegt werden, die Spitze landeinwärts gerichtet, auf eine Strecke von 250 m und mehr. Die steigende Flut wirft Sand darüber und die Fische schwimmen darüber weg. Das fallende Meer hebt die Blätter, so daß sie eine Barriere bilden, welche die Fische zurückhält. Nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁷ baut man zuweilen nicht ganz im Hochwasserniveau aus Steinen allseitig geschlossene Wälle, in welchen bei Ebbe Fische und Krebse zurückgehalten werden.

LAMBERT⁸ berichtet, daß Sardinenbänke ans Land gejagt werden, indem man aus großen Blättern eine lange Strähne bilde, mit diesem Schreckmittel die Fische umringe, gegen das Ufer treibe und schließlich aufs Trockene werfe.

¹ DE VAUX, 169, p. 336; ² WILLEY, 175, p. 732; ³ HADFIELD, 82, p. 93 u. 95; ⁴ WILLEY, 175, Fig. 5 bei p. 699; ⁵ RAY, 135, p. 262; ⁶ GLAUMONT, 70, p. 97; ⁷ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 495; ⁸ LAMBERT, 99, p. 136.

Fischerei mit Gift. Als Fischgift nennen VIEILLARD und DEPLANCHE¹ die Frucht von *Cerbera manghas* L. und den Saft einer Euphorbie, der den Körper des Sammelnden korrodiere, weiter die zerquetschten Mandeln von *Barringtonia speciosa* Forst., ins Meer geworfen. DE ROCHAS² und MONTROUZIER³ machen außerdem den Saft von *Desmodium*, einer Leguminose, namhaft. Nach ersterem Autor wird ein kleiner Fluß durch eine Barrage gesperrt, worauf man Zweige der genannten Giftpflanze ins Wasser werfe; die Fische könnten dann mit der Hand gefangen werden. PATOUILLET⁴ sagt, daß man bei steigender Flut in einen Fluß zwischen Steine zerquetschte Euphorbien werfe; die betäubten, mit dem Bauch nach oben treibenden Fische würden dann bei Ebbe an der gesperrten Mündung aufgefangen.

Auf Lifou wird nach HADFIELD⁵ eine giftige Rinde zu Brei zerschlagen und in Spalten der Korallenfelsen gesteckt, worauf die betäubten Fische mit der Hand erbeutet werden.

In neuerer Zeit ist in Caledonien der Unfug aufgekommen, in den Minen entwendete Dynamitpatronen zum Fischen zu verwenden. Einer unserer Träger warf im Ngoi-Tal eine solche Patrone in den Fluß, worauf über 30 schöne Fische an die Oberfläche getrieben wurden. Bei diesem unerlaubten Sport kommen Verletzungen nicht selten vor, indem der Eingeborene zuweilen die Patrone zu lange in der Hand behält.

Verschiedene Fischerei. Haifische werden mit Lanze oder Netz oder, wie oben bemerkt, mit einer Holzangel erbeutet, wobei man gerne zum Schutz gegen die Bisse den Körper mit einem Zaubermittel einreibt (LEGRAND⁶). Nach DURAND⁷ wird der Hai auch mit dem Messer in der Hand bekämpft; das tote Tier werde ans Land gezogen, verspottet und, nachdem man ihm den Kopf abgehauen, als uneßbar ins Meer geworfen. Nach LEGRAND, l. c., dagegen ist das Fleisch des Haifisches sehr begehrt. HADFIELD⁸ berichtet von Lifou, der Haifisch ruhe gerne mit dem Vorderleib in einem Felsloch versteckt, wobei der Schwanz exponiert bleibe; ein Taucher werfe eine Schlinge darum, worauf man das Tier heraufziehe; andere würden gespeert.

Die großen Meerschildkröten werden, wie oben S. 77 schon gesagt, mit Netzen erbeutet, oder man überrascht sie zur Zeit der Eiablage schlafend auf Sandinseln (PATOUILLET⁹); ihre Eier sind eine gesuchte Speise. Nach LAMBERT¹⁰ soll sie auch durch Taucher mit den Händen, nach GLAUMONT¹¹ auch mit der Lanze erbeutet werden. Die Schildkröte bleibt den Chefs und ihrer Familie reserviert (VIEILLARD und DEPLANCHE¹², DE ROCHAS¹³). Die Chefs allein dürfen sie verteilen (LAMBERT¹⁴). Nach GLAUMONT, l. c., erhält der Häuptling den Kopf, und BOURGEY¹⁵ erzählt sogar, daß ein Entwenden dieses königlichen Bissens mit dem Tode bestraft werde. Auch auf Lifou erhält der Chef die erbeuteten Schildkröten (RAY¹⁶; HADFIELD¹⁷), so auch auf Tanna in den Hebriden (SPEISER¹⁸), wo Schildkrötenfang das Vorrecht gewisser Familien gewesen ist.

Aale werden nach DE ROCHAS¹⁹ in Flüssen, bis zum Hals im Wasser stehend, mit den Händen gefangen, worauf man ihnen die Wirbelsäule mit den Zähnen zerbeißt.

Der Dugong ist zu selten, um als Jagdtier in Betracht zu kommen. Walfische kommen höchstens in gestrandetem Zustand in die Hände der Eingeborenen.

Daß nach LEGRAND²⁰ auch Seeschlangen in Caledonien mit Spießen gejagt und gegessen werden, dürfte ein Irrtum sein. Nach PATOUILLET²¹ verabscheut der Caledonier Seeschlangen, wogegen sie in Ouvéa im Feuer gebraten werden sollen.

Langusten werden bei Ebbe mit der Hand in Felslöchern erbeutet.

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 495, 650; ² DE ROCHAS, 145, p. 174; ³ MONTROUZIER, 123, p. 375; ⁴ PATOUILLET, 132, p. 120; ⁵ HADFIELD, 82, p. 89; ⁶ LEGRAND, 108, p. 41; ⁷ DURAND, 42, p. 515; ⁸ HADFIELD, 82, p. 88–89; ⁹ PATOUILLET, 132, p. 114; ¹⁰ LAMBERT, 99, p. 207; ¹¹ GLAUMONT, 70, p. 97; ¹² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 477; ¹³ DE ROCHAS, 145, p. 61 u. 141; ¹⁴ LAMBERT, 99, p. 207; ¹⁵ BOURGEY, 27, p. 181; ¹⁶ RAY, 135, p. 261; ¹⁷ HADFIELD, 82, p. 97; ¹⁸ SPEISER, 165, p. 158; ¹⁹ DE ROCHAS, 145, p. 174; ²⁰ LEGRAND, 108, p. 135; ²¹ PATOUILLET, 132, p. 113.

Die großen Molluskenschalen, die der Caledonier zur Dekoration seiner Hütten braucht, Tritonshörner und Murex, holt er auf dem großen Riff, ebenda gewinnt er die Tridacna.

Zu Handelszwecken mit Europäern werden von Eingeborenen Trepang und Trochus-Schnecken gesammelt. Von den Eingeborenen werde Trepang selten gegessen (DE ROCHAS ¹).

VINCENT ² ist der einzige, der von Fischkästen zur Aufbewahrung lebender Fische in Neu-Caledonien spricht; sie sollen nur ganz geleert werden, wenn es gilt, Provisionen für Feste zu beschaffen. Hier dürfte europäischer Einfluß vorliegen.

Schiffahrt.

Die Caledonier sind nie große Seefahrer gewesen wie die Polynesier. Wohl bestand ein Schiffsverkehr im Norden mit der Belep-Gruppe, im Süden mit der Ile des Pins, weiter längs den caldonischen Küsten und im Osten mit den Loyalty-Inseln, aber weiter in die See hinaus hat sich wohl selten je ein caldonisches Boot gewagt. Ob mit den südlichen Neuen-Hebriden ein mehr als zufälliger Verkehr bestand, ist zweifelhaft. Dasselbe kann von den Loyalty-Insulanern gesagt werden, die doch für bessere Seeleute gelten.

Die Boote der Caledonier und Loyalty-Leute waren einfache und doppelte Pirogen. Die letztere Form ist heute völlig verschwunden, verdrängt durch europäische Fahrzeuge; die erstere dient heute noch dem Verkehr an der Küste und in Flußmündungen, sowie zur Fischerei.

Die Grundlage beider Formen bildet der Einbaum, der ausgehöhlte Baumstamm. Um einen Baum im Walde zu fällen, wurde sein Fuß ringsum angebrannt, die verkohlten Teile mit dem Steinbeil entfernt und weiter mit Anbrennen und Auskratzen fortgefahren, bis der Baum zu Boden gestürzt werden konnte (LAMBERT ³). Dieser Prozeß dauerte bei starken Stämmen mehrere Tage; auch die großen Äste wurden abgebrannt. Der roh zugehauene Stamm wurde dann mit Seilen nach der Küste geschleppt oder auf einem Fluß herabgeflößt. Um einen Stamm auszuhöhlen, wurde nach TURNER ⁴ in die Oberfläche ein Loch ausgeschnitten, darin ein kleines Feuer angezündet, dieses durch Auftropfen von Wasser im Umkreis auf die gewünschte Stelle beschränkt, die verkohlte Masse herausgeholt und so mit Feuer, Steinbeil und Geduld der Stamm nach und nach ausgehöhlt. Für diese Arbeit des Aushöhlens ist sicherlich vornehmlich der kurzgestielte Dächsel, die Herminette, verwendet worden. Auch der Außenseite des Stammes wurde mit Feuer und Beil die gewünschte Rundung gegeben. Als geeignete Bauhölzer für Pirogen werden angegeben die Pinaceen Araucaria, besonders im Süden gebräuchlich, und der Kaori-Baum, Dammara, die Hernandiaceen Gyrocarpus und Hernandia, die Nyctaginacee Vieillardia und die Anacardiacee Semecarpus (VIEILLARD und DEPLANCHE ⁵).

Die Loyalty-Insulaner, speziell die von Ouvéa, holten gerne ihr Holz für Boote in Neu-Caledonien, die Erlaubnis zum Holzfällen durch Tausch gegen Frauen erwerbend (ERSKINE ⁶). Auch fertige Boote wurden von den Loyalty-Leuten aus Caledonien bezogen.

Einfache Auslegerboote. Ihre Länge beträgt 3 bis 8 m, die Tragkraft der größeren etwa 6 bis 8 Personen. Zuweilen sind die Seitenwände des Einbaums durch aufgesetzte vertikale Planken erhöht; man sieht das deutlich an dem auf Fig. 2, Taf. 8, abgebildeten Boote von Médou auf Maré. Bei diesem Stück ist zwischen Bootskörper und Plankenaufsatz, der an den Bootsenden die Höhlung eine Strecke weit überdeckt, ein schmäleres Holzstück eingeschoben. Die auf derselben Tafel, Fig. 1, dargestellte Piroge von Touaourou im südlichen Caledonien entbehrt eines Plankenaufsatzes auf dem Einbaum. Die Verbindung von Bootskörper und Aufsatzplanken

¹ DE ROCHAS, 145, p. 174; ² VINCENT, 172, p. 75; ³ LAMBERT, 99, p. 170; ⁴ TURNER, 167, p. 425 bis 426; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE 171, p. 637 ff.; ⁶ ERSKINE, 45, p. 347.

geschieht durch Kokosschnüre, die durch eingebrannte Löcher gezogen werden. Zum Festschlagen der Bindungen und zum Dichten der Löcher mit Niaulirinde werden die im Kapitel über Hausgeräte erwähnten Hammersteine verwendet. Zum Dichten wird auch Harz gebraucht, nach COMPTON¹ gewonnen durch Kauen der Knospen von Gardenia-Arten; DE ROCHAS² erwähnt auch das Harz von Araucaria und Dammar. Des Aufsetzens von Planken auf den Einbaum gedenken auch MONCELON³, PATOUILLET⁴ und LAMBERT⁵. Ob dasselbe entstanden ist, wie KOPPERS⁶ annimmt, aus einer Amalgamierung des totemistischen Einbaums mit dem Plankenboot des Mutterrechtskreises, lasse ich dahingestellt.

Der Bootskörper ist zuweilen aus zwei Teilen zusammengesetzt, indem zwei halbe Einbäume miteinander in einer vertikalen Ebene durch Schnüre verbunden werden. Einen sehr großen halben Einbaum mit den Löchern für die Schnurverbindung am Querschnitt hat Dr. DÄNIKER auf Ouvéa photographiert, Fig. 4 auf Taf. 8. Daß eine solche Zusammensetzung schon bei kleinen Pirogen vorkommt, lehrt das Bild einer etwa 3 m langen Halbpiroge in Rô auf Maré, die zur Bestattung eines Häuptlings gedient hat (s. Taf. 67, Fig. 4). Man erkennt die Reihe von Löchern, durch welche die Verbindungsschnüre gezogen waren. Von aus zwei Teilen zusammengesetzten Einbäumen spricht auch DE ROCHAS⁷. Für Futuna meldet HUMPHREYS⁸ diese Art der Zusammensetzung von Booten an. Auch Risse im Kanukörper werden dadurch unschädlich gemacht, daß man auf beiden Seiten derselben Reihen von Löchern einbrennt, Schnüre durchzieht und mit Harz dichtet. Man erkennt diese Prozedur an dem aufgestellten Einbaum der Fig. 2 auf Taf. 37.

Irgendein Eisenteil kommt beim Bootsbau nicht zur Verwendung. HADFIELD⁹ erwähnt außer Bindungen auch Holznägel. Die Schnurbindungen verfaulen mit der Zeit und dann fallen die Bootsteile auseinander.

Die einfachen Boote können völlig offen sein, wie das von Touaourou, Taf. 8, Fig. 1, oder gedeckte Enden haben, wie das von Maré, Fig. 2, oder auch ganz oder fast ganz mit Brettern geschlossen sein. Solche der letzteren Art habe ich keine mehr gesehen. Dagegen verdanke ich Herrn Dr. A. U. DÄNIKER die Photographie eines gedeckten Einbaums von Ounias, nordwestlich von Yaté, in Neu-Caledonien, Fig. 3. Der Bootskörper erscheint durch diesen Aufbau wesentlich erhöht und durch die darauf angebrachte Plattform verbreitert. Es erwähnen auch GLAUMONT¹⁰ und COMPTON¹¹, daß größere Pirogen in der Mitte einen sargartigen Aufbau von etwa 1 m Höhe besaßen, gekrönt von einer Plattform; auch hatten solche Boote stets eine Feuerstelle.

Alle Einbaumpirogen sind mit einem Ausleger versehen, einem an beiden Enden spitz zulaufenden Balken; nach GLAUMONT, l. c., sollen zuweilen an einem Ende Augen markiert sein, um dem Schwimmbalken Ähnlichkeit mit einem Fisch zu geben. Mit dem Schiffskörper verbinden den Schwimmer drei oder bei schwachen Booten auch nur zwei gerade, parallele, horizontale Stangen von durchschnittlich etwa 3 m Länge. Am Einbaum oder an seinem Plankenaufsatz sind sie mit Schnüren festgebunden. In den Ausleger sind für jede Stange zwei Gabelhölzer schief eingetrieben, deren Äste sich oberhalb der Stange kreuzen und mit dieser durch starke Bindung verknüpft sind; man erkennt das deutlich an dem Maré-Boot. An dem von Touaourou ist eine der beiden Stangen gleichfalls durch zwei Gabelhölzer gehalten, die andere einseitig auch durch ein solches, auf der anderen durch zwei sich kreuzende Stöcke. Gabelholzbefestigung findet sich auch bei GLAUMONT, l. c., und bei PATOUILLET¹² erwähnt. COMPTON, l. c., vergleicht die Befestigung der Stangen am Schwimmer mittelst Gabelhölzern mit derselben Methode in der Torres-Straße. HADDON¹³ ist der Meinung, daß Loyalty-Leute im Gefolge der

¹ COMPTON, 36, p. 100; ² DE ROCHAS, 145, p. 177; ³ MONCELON, 122, p. 373; ⁴ PATOUILLET, 132, p. 123; ⁵ LAMBERT, 99, p. 184; ⁶ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 568; ⁷ DE ROCHAS, 145, p. 176; ⁸ HUMPHREYS, 209, p. 116; ⁹ HADFIELD, 82, p. 102; ¹⁰ GLAUMONT, 70, p. 107; ¹¹ COMPTON, 36, p. 100; ¹² PATOUILLET, 132, p. 123; ¹³ HADDON, 80, p. 114; Taf. H, Fig. 2 u. 3.

Mission diese Befestigungsweise nach der Torres-Straße gebracht hätten. Über die Verbreitung der Gabelholz- und verwandter Befestigungsarten gibt die Arbeit von HADDON Aufschluß. In derselben findet man auch die Analyse eines caledonischen Küstenbootes, gezeichnet von F. MONTAGUE.

Ruder. Als Ruder können, wie man mir mitteilte, gelegentlich die zusammengesetzten Gebilde dienen, welche im Abschnitt über Bodenkultur als Schaufeln beschrieben worden sind, Taf. 4, Fig. 8—10. Das eigentliche Ruder besteht aber aus einem Stück. Ein Ruder im Wiener Museum ist 1,59 m lang; sein 54 cm langes, schmales, lanzettförmiges, hinten mit zwei Spitzen endendes Blatt, Taf. 9, Fig. 1, zeigt einige Ornamente, indem die beiden Zacken und der angrenzende Teil des Blattes mit eingegrabenen Dreiecklinien verziert sind; solche befinden sich auch in der Mitte und am unteren Ende des Stiels. Ein Ruder in der UMLAUFF'schen Sammlung mit langovalem Blatt hat am Ende des Griffs ein Sanduhrornament. Die meisten Ruder sind aber roh und unverziert. An einem solchen aus Koumac im Züricher Museum, 1,35 m lang, verliert sich der flache Stiel allmählich in eine 72 cm lange und 19 cm breite Schaufel, Fig. 2. Ein ähnliches Exemplar sieht man auf dem Bild der Touaourou-Piroge, Taf. 8, Fig. 1; nur ist der Übergang von Stiel und Blatt ein noch allmählicherer.

Sehr roh sind auch zwei Ruder, die ich in Netché auf Maré erhielt, Taf. 9, Fig. 3 u. 4. Ihre Länge beträgt 1,30 m und 1,65 m; der Stiel geht sich abflachend und verbreiternd allmählich in das bald kürzer, bald länger ovale Blatt über. Die Länge desselben mißt beim einen Stück etwa 40 cm, bei einer größten Breite von 24 cm, beim anderen etwa 50 cm bei einer Breite von nur 19½ cm. Neben Rudern dienen auch Stangen zur Fortbewegung der Pirogen.

Nach PATOUILLET¹ hat das caledonische Ruder eine ovale Schaufel und einen Stiel von 1 m Länge, das der Loyalty-Inseln nach HADFIELD² bald eine kurze, bald eine lange Handhabe. Die Ruder der Neuen-Hebriden sind nach SPEISER³ mit einem langovalen Blatt versehen, auf Sta. Cruz und den Salomonen mit einem lanzettförmigen.

Segel. Das Segel der einfachen Pirogen, wie auch das der später zu beschreibenden Doppelboote, ist ein dreieckiges Mattensegel von lateinischer Form. Die Matten, von denen mehrere zusammengenäht werden, sind Frauenarbeit; sie bestehen meist aus Pandanus-Blattstreifen, nach OPIGEZ⁴ auch aus solchen der Kokospalme. Als andere, aber jedenfalls selten angewandte Materialien werden von GLAUMONT⁵ und DE ROCHAS⁶ aufgeführt biegsame Binsen (Jonc), von VIEILLARD und DEPLANCHE⁷ Rindenfilamente.

Das Segel wird gehißt über die Gabel eines 5 bis 6 m hohen Mastes, der unten in einer Vertiefung oder im Einschnitt einer Holzkugel ruht. Die Spitze des Dreiecksegels schaut nach unten, seine Basis nach oben. Eine Dreieckseite ist an einer Stange befestigt, die sich gegen den Mast stützt; eine schwächere Stange, schief gerichtet, öffnet das Segel dem Winde (LAMBERT⁸). Die Segelleine aus Kokosschnur oder Liane ist hinten im Boot befestigt. Zum Wenden muß der Mast von vorne nach hinten versetzt werden; das Hinterteil des Bootes wird dann zum Vorderende. Der Ausleger muß stets auf der Windseite liegen, als Gegengewicht des geblähten Segels. Als Steuer kann am Hinterende des Boots ein großes Ruder festgebunden sein. LEENHARDT⁹ bildet nach Photographie ein einfaches Auslegerboot mit zwei Segeln ab, was jedenfalls selten vorkommt. Es zeigt auf der dem Ausleger gegenüber liegenden Seite eine niedrige Balustrade, bestehend aus einer Längsstange mit senkrechten Pfosten. Die kleinen offenen Fischerpirogen besitzen meist keine Segel.

¹ PATOUILLET, 132, p. 124; ² HADFIELD, 82, p. 102; ³ SPEISER, 165, p. 253; ⁴ OPIGEZ, 131, p. 432; ⁵ GLAUMONT, 70, p. 109; ⁶ DE ROCHAS, 145, p. 176; ⁷ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171 a, p. 93; ⁸ LAMBERT, 99, p. 186; ⁹ LEENHARDT, 103, p. 32.

Anker. Als solche dienen durchlochte Steine, durch die ein starkes Tau gezogen ist. Zwei solche Steinanker aus der Gegend von Oubatche sind auf Taf. 8, Fig. 5 u. 6 abgebildet. Der erstere besteht aus einer rundlichen Glimmerschieferplatte, $24\frac{1}{2}$ auf $23\frac{1}{2}$ cm messend und etwa 4 cm dick. Von beiden Seiten aus ist ein Loch hineingebohrt worden, nach Angabe durch Schaben mit Quarz und mit Muscheln oder auch durch Schlagen mit einem Hammerstein auf einen anderen Stein. Durch das Loch ist ein Kokosseil von 1 cm Dicke und 2,70 m Länge gezogen, mit einem Knoten endend; das Gewicht des Steines beträgt $4\frac{1}{2}$ kg. Das andere Stück, Fig. 6, ist eine rechteckige Glimmerschieferplatte, 27 cm lang und etwa 14 cm breit und ebenfalls mit Durchbohrung versehen, Gewicht 4 kg und 210 g. Bei ihrem geringen Gewicht können solche Anker, wie die beschriebenen, sicher nur kleine Boote in wenig bewegtem Wasser festhalten; größere werden weit schwererer Steine bedürfen.

Durchbohrte Steine als Anker erwähnen LAMBERT¹ und GIGLIOLI², letzterer auch Steine mit Bindungsrinne. Von großen Steinen als Anker ohne Erwähnung der Befestigungsart sprechen LABILLARDIÈRE³, VINCENT⁴ und für die Loyalty-Inseln HADFIELD⁵. Nach SPEISER⁶ sind Anker von den Neuen-Hebriden und Sta. Cruz nicht belegt.

Bootschöpfer. Von diesem Gerät gibt es in Neu-Caledonien zwei Modelle, das eine mit dem nach polynesischer Art von einem Ende aus nach innen gerichteten Griff, das andere mit einem Bügelgriff in der Mitte des Schöpfers. Die beiden Exemplare aus Kanala und Yambé bei Oubatche, Taf. 8, Fig. 7 u. 8, repräsentieren den ersteren Typ. Das Stück der Fig. 8 besitzt ein breiteres und ein spitz zulaufendes Ende, das letztere mit Ausgußrinne; die Länge beträgt $53\frac{1}{2}$ cm, die Höhe $8\frac{1}{2}$, die größte Breite 14 cm. Der Boden ist flach, die Seitenwände fast vertikal. Vom breiteren Ende geht nach innen ein 20 cm langer gerader Handgriff von ovalem Querschnitt aus. Beim zweiten Stück, Fig. 7, sind Boden und Seitenwände gewölbt; die größte Breite liegt mit $14\frac{1}{2}$ cm in der Mitte; die Länge beträgt $51\frac{1}{2}$ cm, die Höhe 12 cm. Ein Ende ist spitz mit Rinne, das andere stumpf, und von diesem geht einwärts der 25 cm lange Handgriff aus. Hieher gehört auch ein Exemplar des Berliner Museums, 76 cm lang, mit 20 cm langem Innengriff, welches dadurch bemerkenswert ist, daß die Fläche an der Wurzel des Handgriffs mit drei nebeneinander liegenden menschlichen Gesichtern skulptiert ist.

Den anderen Typ stellt ein Stück von Kanala, Fig. 9, dar. Es hat die Form eines doppelspitzigen Bootes mit einer langen Ausgußrinne an jedem Ende. Seine Länge beträgt 66 cm, seine größte Breite in der Mitte 12, die Höhe 9 cm. Die Seitenwände, außen leicht gewölbt, sind innen fast vertikal. Vom flachen Boden geht in der Mitte ein Handgriffbügel aus, $17\frac{1}{2}$ cm lang, durch zwei schräge seitliche Stützen mit dem Boden verbunden und aus dem Vollen herausgearbeitet, wie es bei Bügelgriffen gewisser Schilde der Fall ist. HADFIELD⁷ erwähnt von den Loyalty-Inseln Schöpfer in Form kleiner Kanus, ohne Beschreibung des Griffes, außerdem große Molluskenschalen, vermutlich Cymbium, zu demselben Gebrauch. VIEILLARD und DEPLANCHE⁸ machen die Spatha von Kentia-Palmen als Wasserschöpfer namhaft. In der ganzen Hebridengruppe hat der Bootschöpfer den einseitigen Innengriff (SPEISER⁹) und die caledonische Form mit Bügelgriff fehlt, wie auch auf der Sta. Cruz-Gruppe, wo Schöpfer mit Außen- und mit Innengriff vorkommen (GRÄBNER¹⁰).

Doppelpirogen. Die Erfindung, zur größeren Sicherheit zwei Einbäume zusammenzukoppeln, ist eine so naheliegende, daß sie wohl an verschiedenen Orten gemacht sein könnte. Auf den großen und wegen heftiger Winde gefährlichen Seen in Celebes verbinden die Eingeborenen für

¹ LAMBERT, 99, p. 186; ² GIGLIOLI, 65, p. 306; ³ LABILLARDIÈRE, 97, p. 188; ⁴ VINCENT, 172, p. 93; ⁵ HADFIELD, 82, p. 102; ⁶ SPEISER, 164 b, p. 45; ⁷ HADFIELD, 82, p. 102; ⁸ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 637; ⁹ SPEISER, 165, p. 253; ¹⁰ GRÄBNER, 77, p. 112.

weitere Fahrten gerne zwei ihrer kleinen Einbäume durch Querstangen. Die Motu koppeln sogar zu größerer Sicherheit drei und auch mehr Einbäume zusammen für ihre Wanderungen im Papua-Golf (RIVERS¹). Es scheint mir äußerst plausibel, wie dies schon STEPHAN und GRÄBNER in ihrem Buche über Neu-Mecklenburg betont haben (zit. nach RIVERS), daß das Doppelkanu ursprünglicher ist als das Auslegerboot und daß der Ausleger nichts anderes ist als ein verkümmerter zweiter Einbaum. Die auch schon verfochtene gegenteilige Meinung, daß aus dem Ausleger sekundär ein zweiter Einbaum geworden sei, scheint mir durchaus unnatürlich.

Die Doppelpirogen sind, wie schon erwähnt, heute auf Caledonien völlig verschwunden. Ich habe nur Reste einer solchen, mit geometrischen Mustern beschnittene Bretter, am Strand bei Touaourou, nahe der Südostspitze der Insel, liegen sehen, COMPTON² Stücke einer alten Doppelpiroge auf der Ile des Pins.

Diese Doppelboote dienten für weitere Reisen und für Kriegsfahrten; sie scheinen nach den Beschreibungen in Caledonien und auf den Loyalty-Inseln von gleicher Konstruktion gewesen zu sein. Nach RAYS³ Angaben wurden sogar die Lifou-Boote in Caledonien angefertigt, und nach LEGRAND⁴ baute man in Hienghène Pirogen für Ouvéa und ebenda nach GARNIER⁵ auch für die Nénéma auf den nördlichen Inseln, die sie eintauschten gegen Töchter, Halsbänder, Schleudersteine und dergleichen.

Doppelpirogen muß es früher sehr viele gegeben haben. COOK⁶ spricht von 10 bis 12 großen Pirogen, die er bei Balade sah und CHEYNE⁷ zählte bei dem Überfall auf sein Schiff an demselben Orte 19 Kriegsboote, was zugleich auf eine viel stärkere Bevölkerung dieser Gegend als heute hinweist. Das Ansehen eines Küstenstammes richtete sich folgens VINCENT⁸ nach der Zahl seiner großen Pirogen. Es trugen diese Boote auf Ouvéa nach CHEYNE⁹ 35 bis 50 Mann, in Caledonien etwa 40, Ouvéa-Pirogen nach ERSKINE¹⁰ 30, während für Caledonien OPIGEZ¹¹ und COMPTON¹² 20 angeben.

Die Dimensionen dieser Doppelpirogen waren recht ansehnliche. OPIGEZ gibt für ihre Länge etwa 10 m an, LORTSCH¹³ bis 14 m, PATOUILLET¹⁴ 12 bis 15 m; das größte Boot, das DE ROCHAS¹⁵ sah, war 14¹/₂ m lang, 3 m breit, 1,10 m hoch. Die Längenangabe bei LAMBERT¹⁶ von 20 m dürfte übertrieben sein. Nach GLAUMONT¹⁷ und DE ROCHAS¹⁸ war einer der beiden Stämme immer etwas kleiner als der andere und sollte als eine Art Ausleger wirken.

Die Entfernung der beiden Einbäume voneinander betrug nach übereinstimmenden Angaben 1 m bis höchstens 1¹/₄ m. Die beiden Einbäume wurden durch Querstangen auf ihrer ganzen Länge bis zu einer Entfernung von etwa 1 m von den beiden Enden miteinander verbunden; sie sprangen seitlich noch etwas über die Bootskörper vor. Die nicht von den Traversen bedeckten Enden der Einbäume wurden zuweilen mit Brettern verschlossen. Die Traversen lagen meist nicht unmittelbar den Einbäumen auf, sondern den diesen aufgenähten Seitenplanken (LAMBERT¹⁹). Über die Querröhler kamen longitudinale Bretter zu liegen, und auf einer Längsseite wurde eine Art von Schutzwehr angebracht, um das Herabgleiten von Menschen oder Gegenständen zu verhüten. COOK²⁰ schildert diese als eine Reihe von Pflöcken, aussehend wie große Nägel. Auch ERSKINE²¹ und andere erwähnen diese Balustrade. Die Brücke trug einen oder mehrere Kochherde. Es konnte ihr auch eine kleine Hütte aus Holz mit Graswänden aufgesetzt sein, Raum bietend für 4 bis 6 Personen in liegender oder hockender Stellung, auch für Provisionen und einen Herd. Diese Hütte besaß eine niedere Türe, und ihr Dach trug eine Art von Deck für

¹ RIVERS, 138, p. 219; ² COMPTON, 36, p. 99; ³ RAY, 135, p. 264; ⁴ LEGRAND, 108, p. 167; ⁵ GARNIER, 62, p. 316; ⁶ COOK, 38, p. 251; ⁷ CHEYNE, 33, p. 46; ⁸ VINCENT, 172, p. 91; ⁹ CHEYNE, 33, p. 26 u. 46; ¹⁰ ERSKINE, 45, p. 345; ¹¹ OPIGEZ, 131, p. 432; ¹² COMPTON, 36, p. 101; ¹³ LORTSCH, 114, p. 120; ¹⁴ PATOUILLET, 132, p. 124; ¹⁵ DE ROCHAS, 145, p. 175; ¹⁶ LAMBERT, 99, p. 185; ¹⁷ GLAUMONT, 70, p. 107; ¹⁸ DE ROCHAS, 145, p. 212; ¹⁹ LAMBERT, 99, p. 184; ²⁰ COOK, 38, p. 302; ²¹ ERSKINE, 45, p. 339.

den Befehlshaber. Nach LAMBERT¹ soll die Sitte, ein Häuschen auf der Brücke anzubringen, auf der Ile des Pins entstanden sein durch Nachahmung eines dort angekommenen polynesischen, wahrscheinlich Tonga-Bootes, und sich von dort über den Süden Neu-Caledoniens verbreitet haben. Die Boote des Nordens haben nach ihm das Deckhaus nicht besessen.

Diese Doppelpirogen waren zuweilen, besonders solche von Chefs, ornamentiert, indem die Aufsatzplanken mit geometrischen Mustern dekoriert wurden. VIEILLARD und DEPLANCHE² sprechen von groben Skulpturen an den Bootsenden, DE ROCHAS³ von einer phantastischen Fischskulptur am Vorderteil. HADFIELD⁴ sagt, die Loyalty-Kanus seien manchmal mit Brandmustern und mit Reihen weißer Kaurischnecken dekoriert.

Zur Fortbewegung dieser schweren Doppelpirogen dienten ein oder zwei Maste mit Dreiecksegeln von der oben beschriebenen Art, aber von größeren Dimensionen als bei den einfachen Einbäumen. Zwei Segel auf Doppelpirogen erwähnt schon FORSTER⁵. Weiter kamen Ruder zur Anwendung, wobei, wie LAMBERT⁶ bemerkt, die Ruderer aufrecht standen, das Gesicht nach vorne gekehrt und den Rudergriff vorwärts stoßend. Eine weitere Methode, mit der ersteren sich zuweilen kombinierend, beschreibt derselbe Autor. Er sagt, die mittlere horizontale Längsplanke des Decks sei mit einer Reihe von Löchern versehen, durch welche senkrecht Ruder (Godilles) mit etwa 2 m langem Stiel gesteckt würden. Diesen geben die Ruderer eine halbe Drehbewegung von rechts nach links, alle zugleich die Stange von vorn nach hinten stoßend. Es muß hiedurch eine Art von Schraubenbewegung entstehen. Schon COOK⁷ hat diese Art des Ruderns bemerkt und CHEYNE⁸ hat sie von Ouvéa beschrieben; die hiez u angewandten Ruder seien etwa 6 Fuß lang und 6 Zoll breit. Zur Not kann eine Doppelpiroge in untiefer See auch mit langen Stangen fortgestoßen werden.

Als Steuer diente ein sehr großes Ruder mit Loch, durch welches ein Kabel ging, der dasselbe am Bootsende befestigte. Nach COMPTON⁹ waren vier solcher großer Ruder, je eines an einem Einbaumende angebracht.

Abbildungen von Doppelpirogen, meist zu klein, um Einzelheiten erkennen zu lassen, finden sich bei LABILLARDIÈRE¹⁰, PATOUILLET¹¹, DE VAUX¹², LAMBERT¹³ mit und ohne Deckhaus und PIONNIER¹⁴. Eine Ouvéa-Doppelpiroge und davor eine einfache sind bei HADFIELD¹⁵ abgebildet. Ich habe auch auf den Loyalty-Inseln kein Doppelboot mehr gesehen. COOK¹⁶ nennt die caldonischen Doppelpirogen ähnlich denen der Freundschafts-(Tonga-)Inseln, doch habe er nirgends schwerere und gröbere gesehen. Auch LABILLARDIÈRE¹⁷ bezeichnet sie als weniger kunstreich als die der genannten Gruppe, ERSKINE¹⁸ die Ouvéa-Boote als gröber als die von Fidji.

LAMBERT¹⁹ beschreibt die Zeremonien beim Bau und Stapellauf einer solchen Piroge. Wenn ein Chef oder Notabler eine will konstruieren lassen, wendet er sich an einen Zauberer, der ihren Bau leiten und beschützen soll. Dieser hat während der ganzen Bauzeit strenge Enthaltsamkeit zu beobachten. Wenn die beiden Stämme verbunden werden sollen, geht er in den Wald auf der Suche nach einer von einer Mantis auf Blättern abgesetzten Materie. Diese bringt er in das die Verbindungslöcher ausfüllende Dichtungsmaterial, damit nie ein Wassertropfen eindringen könne. Vor die Piroge ins Wasser gelassen wird, wählt er vier Familienglieder aus, die sich schwarz färben, eine Schärpe am Arm tragen, den Kopf schmücken und die Lenden mit Bananenblättern gürten. Ihre Mission ist eine symbolische. In akzidentiertem Terrain steigen sie auf und ab,

¹ LAMBERT, 99, p. 196; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171 a, p. 94; ³ DE ROCHAS, 145, p. 176; ⁴ HADFIELD, 82, p. 103; ⁵ FORSTER, 51, p. 200; ⁶ LAMBERT, 99, p. 188; ⁷ COOK, 38, p. 302; ⁸ CHEYNE, 33, p. 26; ⁹ COMPTON, 36, p. 101; ¹⁰ LABILLARDIÈRE, 97, Taf. 44; ¹¹ PATOUILLET, 132, p. 124; ¹² DE VAUX, 169, p. 337; ¹³ LAMBERT, 99, p. 57 u. 189; ¹⁴ PIONNIER, 133, p. 25–26; ¹⁵ HADFIELD, 82, p. 100; ¹⁶ COOK, 38, p. 301; ¹⁷ LABILLARDIÈRE, 97, p. 185; ¹⁸ ERSKINE, 45, p. 339; ¹⁹ LAMBERT, 99, p. 191–192.

das Bild der Piroge auf den Wellen nachahmend. Sie sammeln verschiedene Hölzer, Fragmente von Bimsstein, Vogelfedern, Flossen fliegender Fische, lauter Symbole der Leichtigkeit der Piroge. Im Moment, wo das Fahrzeug ins Meer gleitet, wird es gerieben mit vier Blättersorten, mit Kokosblättern flagelliert, ebenso wie der Mast, unter Bitten um immer günstige Fahrt. Die Schiffer auf der ersten Reise haben allerlei zu beobachten; sie dürfen gewisse Fische auf dem Herd nicht rösten, den großen Taro und bestimmte Zuckerrohrsorten nicht genießen, keine Frau an Bord nehmen, bevor die Piroge eine lange Reise gemacht hat. Auch darf keine Frau über das Befestigungskabel am Strand laufen.

Die Neuen-Hebriden besitzen das für ganz Polynesien und die austronesischen Teile Melanesiens charakteristische Einauslegerboot, manchmal mit aufgesetzten Seitenplanken (SPEISER ¹). Doppelboote fehlen heute dort bestimmt. Ob dies immer der Fall war, erscheint fraglich. Auf Sta. Cruz sind sie seit der Zeit der Spanier verschwunden (GRÄBNER ²).

Floße, Katamarans, erwähnen ERSKINE ³, RAY ⁴ und HADFIELD ⁵ ohne genauere Beschreibung von den Loyalty-Inseln; nach letzterem Autor werden sie mit einer langen Stange oder mit einem einzigen Ruder fortbewegt. Über caledonische Floße ist mir keine Angabe bekannt, obschon solche wohl kaum fehlen werden. Ein kleines Floß zum Transport von Waren über Flüsse ist im Abschnitt über das Schwimmen erwähnt worden.

Küchengeräte.

Die Kochtöpfe sollen im Kapitel über die Töpferei behandelt werden.

Schabgeräte. Eine sehr große Rolle spielen im caledonischen Haushalt Muschelschaber. Sie dienen vor allem zum Raspeln des Kerns der Kokosnuß, aber auch zum Reinigen der Knollenfrüchte, Taro und Igame, von Erdpartikeln und zum Abkratzen der verkohlten Kruste. Die verschiedensten Schalen kommen dabei zur Verwendung: Pecten, Cardium, Arca, Patella, Mytilus und andere. Diese werden meist aus freier Hand gebraucht; seltener erhalten sie eine Fassung. Die einfachste besteht darin, daß eine Pecten-Schale in der Nähe des Schloßrandes durchlocht und ein Tuchstreifen oder ein derber Grashalm durchgezogen wird, um das Anfassen zu erleichtern, Taf. 10, Fig. 1. Oder es wird ein Bündel kräftiger Grashalme durch ein solches Loch gezogen, die dann um Längsstäbchen gewickelt eine solide Handhabe von bis 15 cm Länge bilden, Fig. 2 und 3, alle aus der Gegend von Oubatche. Auch auf den Loyalty-Inseln sind Muschelschalen als Schaber reichlich in Gebrauch; aber ich kenne von dort keine mit einem Handgriff versehenen Stücke. Solche fehlen auch nach SPEISER ⁶ den Neuen-Hebriden.

Dagegen kommen auf Maré und Lifou, vermutlich auch auf Ouvéa, schemelartige Geräte vor, bewehrt mit einem eisernen Kratzer zum Raspeln der Kokosnuß. Auf Fig. 4 der Tafel 10 ist ein solches Stück aus Maré abgebildet, bestehend aus einem Stammstück mit drei Ästen, die als Füße dienen; die Höhe beträgt 22 cm. Das 44 cm lange Horizontalstück ist an einem Ende oben abgeplattet und darauf ein rundes, flaches, nach hinten in einen Stiel auslaufendes Eisenstück mit drei Schrauben und einer Eisenspanne befestigt. Das Rundeisen ist einfach zugeschärft; auf Lifou kommen aber nach HADFIELD ⁷ auch sägeartig gezähnte Eisenkratzer vor. Diese schemelartigen Kokosschaber sind nach FOY ⁸ ein malayo-polynesisches Kulturgut; sie sind vermutlich durch samoanische Missionslehrer auf den Loyalty-Inseln eingeführt worden. Schaber mit Holzgestellen fehlen den Neuen-Hebriden (SPEISER ⁹).

¹ SPEISER, 164 b, p. 45; ² GRÄBNER, 77, p. 159; ³ ERSKINE, 45, p. 363; ⁴ RAY, 135, p. 264; ⁵ HADFIELD, 82, p. 102; ⁶ SPEISER, 164 b, p. 37; ⁷ HADFIELD, 82, p. 53; ⁸ FOY, 52, p. 242; ⁹ SPEISER, 164 b, p. 36.

Muschelmesser. Als Messer dienten früher, bis das Eisenmesser sie verdrängte, zum Zerschneiden der Taro- und Ignamenknollen die schönen Schalen der *Meleagrina margaritifera* L., am dicken Schalenrand durchbohrt zur Anbringung einer Aufhängeschnur, mit der das Gerät am Gürtel der Frauen befestigt wurde. Die Außenseite der Schale wurde von ihren Rauigkeiten befreit und poliert, der Rand durch Schleifen geschärft. Große, schön irisierende Stücke galten als Wertobjekte, die sich zu Geschenken eigneten. Das größte *Meleagrina*-Messer, das ich gesammelt habe, sorgfältig in einer aus Stroh geflochtenen Scheide geborgen und ausnahmsweise ohne Aufhängeloch, ist $20\frac{1}{2}$ cm lang und 20 cm breit, somit nahezu rund, während die allermeisten eine länglich ovale Form besitzen. Fig. 5, Taf. 10, zeigt ein solches aus Kanala, 16 cm lang und 14 cm breit; eines aus Pouébo ist 12 cm lang und $10\frac{1}{2}$ cm breit. Das kleinste Stück, aus der Oubatche-Gegend stammend, Fig. 6, mißt bloß 7 auf 6 cm. Ein ungewöhnliches Exemplar ist das der Fig. 7, aus Pouébo, insofern es keinen Schloßrand besitzt, sondern ein aus der Schale herausgeschnittenes Plättchen von 10 cm Länge und 9 cm Breite darstellt. Die Aufhängeschnur dieser Messer ist ein aus mehreren Strähnen rotbrauner Flederhundwolle zusammengeflochtener Strick. Die Messer aus *Meleagrina*-Schale sind von den Loyalty-Inseln nicht bekannt, wie sie auch den Neuen-Hebriden fehlen (SPEISER ¹).

Holzmesser. Zugeschärfte Bambusspäne dienen in Caledonien vielfach zum Schneiden und zum Schaben von Früchten. Es gibt aber auch aus Hartholz gearbeitete Messer zum Hausgebrauch mit rundlichem Handgriff und flachem Schneidenteil. Vier im Berliner Museum befindliche Stücke, von denen ich zwei auf Taf. 10, Fig. 8 u. 9, abbilde, sind 34 bis 55 cm lang, am Schneidenteil 4 bis 5 cm breit. Der Handgriff ist bei zweien mit einem Sanduhrornament dekoriert. Solche Holzmesser scheinen in Caledonien nicht eben häufig zu sein. Die nun noch zu beschreibenden, reich dekorierten haben sicher mehr sakralen als gewöhnlichen Küchenzwecken gedient. So gibt Fig. 10 ein aus dunkelrotbraunem Holz gearbeitetes Messer aus Ouarai bei Houailou wieder, mit welchem man nach der Ernte die erste Igame zu zerschneiden pflegte. Es ist 40 cm lang, die 5 cm breite Klinge 25 cm. Der Griff zeigt drei Paare mit Linien verzierter Dreiecke, ohne Zweifel die Tritonschnecken eines Dachaufsatzes bedeutend. Man vergleiche hiezu den Dachaufsatz von Mia bei Kanala, Taf. 43, Fig. 3, mit seinen aus dem Vollen herausgearbeiteten Tritonshörnern und den von Ouarai, Fig. 4, mit seinem aus der Verbindung solcher Schnecken hervorgegangenem hohem Ornamentteil, der insofern mit unserem Handgriff übereinstimmt, als die Lücken zwischen den Tritonshörnern durch eine aus zwei Dreiecken gebildete Kreuzfigur ausgefüllt sind.

Ein sehr schönes Holzmesser habe ich in Bourail photographiert, ohne es erhalten zu können, Fig. 11, $54\frac{1}{2}$ cm lang, mit einer $7\frac{1}{2}$ cm breiten Klinge. Es zeigt ebenfalls das Tritonshorn-Ornament, überdies ein sorgfältig gearbeitetes menschliches Gesicht. Beide Seiten sind in gleicher Weise behandelt, wie dies auch beim vorigen Exemplar der Fall ist. Es sind Spuren roter und schwarzer Bemalung nachweisbar.

Drei Zeremonialmesser mit ornamentierten Griffen sind bei LUQUET ² abgebildet, ein Bambusmesser mit Griff bei DURAND ³. Über den Gebrauch von Holzmessern bei der Zerteilung menschlicher Leichen s. den Abschnitt über Kannibalismus.

Im Gegensatz zu Neu-Caledonien, spielen Holzmesser eine überaus große Rolle im Haushalt der Loyalty-Leute. Sie kommen in recht verschiedener Form und Größe vor. Auf Taf. 11, Fig. 1 bis 7 sind solche Messer aus Maré dargestellt. Die beiden Stücke 1 und 2, 35 und $24\frac{1}{2}$ cm lang, haben durch Einschnitte verzierte, flache Handgriffe; die Zacken, Dreiecke und Scheiben

¹ SPEISER, 164 b, p. 37; ² LUQUET, 115, Taf. 1; ³ DURAND, 42, p. 515.

des Exemplars 2 erinnern an die stilisierte Gesichtsdarstellung in Caledonien (vergleiche den Abschnitt über Skulpturschmuck der Hütten). Das Messer der Fig. 3, 35 $\frac{1}{2}$ cm lang, besitzt einen langen runden Griff mit viereckigem Endknauf, das der Fig. 4, 35 cm lang, ist ein Doppelmesser, dessen beide flache Teile durch ein rundliches Mittelstück verbunden sind; die Formen 5 und 6, 27 und 30 $\frac{1}{2}$ cm lang, sicher wenigstens die letztere, sind Kopien von Eisenmessern; endlich zeigt das Messer der Fig. 7, 22 cm lang, die Gestalt einer eisernen Lanzenspitze. Woher dieses Vorbild stammen mag, ist rätselhaft, vielleicht von den Neuen-Hebriden her aus spanischer Zeit.

Künstlerischeren Formen begegnen wir auf Lifou. Die Messer der Fig. 8 und 9, 37 und 38 cm lang, haben durch Kerben und Rundschnitte dekorierte Handhaben; beim Stück der Fig. 10, 35 cm lang, ist der Griff durchbrochen gearbeitet. Es ist wahrscheinlich, daß solche Formen auf anthropomorphe Vorbilder zurückgehen, wie dies auch auf den Banks-Inseln und Neuen-Hebriden vielfach der Fall ist. Man vergleiche hiezu die Tafeln mit Holzmessern von Urepara-para bei RIVERS¹ und seine Bemerkungen über Ableitung aus anthropomorphen Figuren, ebenso die Tafeln bei SPEISER². Das Stück der Fig. 11, 26 cm lang, ist ein Doppelmesser; das der Fig. 12, 27 $\frac{1}{2}$ cm lang, erinnert an eine Eisenklinge mit Dorn. Eine ganz abweichende Form zeigt das 20 cm lange Messer der Fig. 13, indem sein aus dem Vollen geschnittener Griff einen verschlungenen Knoten darstellt. Endlich ist in Fig. 14 ein 34 cm langes Holzmesser aus Ouvéa abgebildet.

Wenn auch einzelne dieser Messerformen Kopien von Eisengeräten sind, so ist doch das Gerät selbst sicher älter, als daß es auf europäischem Einfluß beruhen könnte. Es zeigt das schon seine Verwandtschaft mit Eßmessern der Torres-, Banks-Inseln und Neuen-Hebriden. Diese Holzmesser dienen auf den genannten Inseln dazu, die Puddings zu zerlegen und auch um den Bissen zum Munde zu führen. Eine Art von Pudding ist auch auf den Loyalty-Inseln das Nationalgericht. Außerdem werden die Holzmesser, wie man mir sagte, zum Zerschneiden von Knollenfrüchten gebraucht.

Löffel mit Stielen kenne ich weder von Neu-Caledonien, noch von den Loyalty-Inseln. Muscheln und Kokoschalen mögen als solche dienen. Löffelartige Geräte fehlen auch den Hebriden. Ein Zusammenhang des Löffels mit dem Kochen in Töpfen, wie es KOPPERS³ vermutet, läßt sich somit für die genannten Gebiete nicht nachweisen.

Wassergefäße, Kalebassen. Als Wasserbehälter dienen in Caledonien vielfach Gefäße aus Kürbis. Sie kommen in sehr verschiedener Form und Größe vor; es gibt runde, hochovale und lange flaschenartige Gebilde. Die meisten sind zierlich mit einem Netzwerk von Kokoschnüren umflochten, welche mehr oder weniger regelmäßige Rauten zwischen sich frei lassen und sind mit einem aus Kokoschnüren geflochtenen Tragband versehen, welches an zwei einander gegenüberliegenden Stellen des Netzgeflechts befestigt ist, an der einen Seite am letzteren angeflochten, an der anderen bloß darunter geschoben und verknotet. Auf Taf. 12, Fig. 1, ist ein runder calendonischer Kürbis von 21 cm Höhe und einem Umfang von 85 cm dargestellt; das Flechtwerk besteht aus 9 nebeneinander liegenden Kokoschnüren, die sich rechtwinklig durchflechtend kreuzen; die einzige Öffnung befindet sich am Stiele und mißt 1,5 cm im Durchmesser. In Fig. 2 und 3 sind zwei hochovale Kalebassen dargestellt (die letztere stammt aus Kanala), beide 33 cm hoch, mit einem Umfang von 70 und 62 cm; das Geflecht ist beim ersteren aus 12, beim letzteren nur aus 7 nebeneinander liegenden Schnüren gebildet. Die erstere Kalebasse hat nur eine Öffnung am Stiel von 1,8 cm Durchmesser, die andere außer einer Öffnung von 1 cm Durchmesser am Ende des gebogenen Halses noch eine zweite größere, 2 $\frac{1}{2}$ auf 2 cm messende, an der Wurzel des Halses. Diese letztere dient jedenfalls zur bequemerer Füllung des Gefäßes. Eine solche

¹ RIVERS, 137, I, Taf. 5—7; ² SPEISER, 165, Taf. 22 u. 23; ³ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 586.

zweite Öffnung besitzt auch ein 57 cm langer, flaschenförmiger Kürbis aus der Oubatche-Gegend ohne Flechtwerkumhüllung. Zwei mittelst ihrer Tragbänder zusammengeknüpfte Kürbisse aus Hienghène, einen großen und einen kleinen, zeigt Fig. 4. Der erstere, 24 cm hoch und 78 cm im Umfang messend, hat keine Umflechtung; er ist an der Stielnarbe geschlossen, besitzt aber nahe dabei ein rundes Loch von 3 cm Durchmesser; in diesem sind die Tragschnüre mittelst eines Querhölzchens befestigt. Der kleine Kürbis, nur 13 cm hoch, ist mit 3 Kokosschnüren umflochten und ist am Stiel durchbohrt von einer 1,8 cm messenden Öffnung.

Kürbisgefäße werden in der caledonischen Literatur vielfach erwähnt; gute Abbildungen finden sich beispielsweise bei LAMBERT¹ und EDGE-PARTINGTON².

Auf den Loyalty-Inseln sind dieselben Kürbisgefäße mit derselben Art der Umflechtung in Gebrauch. Es erwähnt sie schon ERSKINE³ von Lifou und Maré. Eine hochovale und eine runde Form aus Maré sind in Fig. 15 und 16 der Taf. 11 dargestellt, 32 und 20 cm hoch, bei einem Umfang von 60 und 50 cm. Beim ersteren besteht das Geflecht aus 6, beim anderen aus 5 nebeneinander liegenden Schnüren; die Tragschnur entspricht der caledonischen; beide Kalebassen haben nur eine terminale Öffnung von 1,6 cm Durchmesser. Die hochovale, 21 cm hohe und 42 cm im Umfang messende Kalebasse von Lifou, Fig. 17, zeigt ein sehr weitmaschiges, nur aus 3 Schnüren bestehendes Flechtwerk und eine Öffnung von 1 cm Durchmesser an der Stielnarbe. Rundliche Kürbisse von Lifou, teilweise mit breiteren Schnurbändern umflochten, sind bei HADFIELD⁴ abgebildet. Eine sehr schmale Kalebasse, 65 cm lang, bei einem größten Umfang von nur 34 cm aus Maré zeigt Fig. 18. Der abwärts gekrümmte Hals ist geschlossen, wogegen an seiner Wurzel sich eine Öffnung von 2 cm Durchmesser befindet; umflochten ist diese Kalebasse mit 7 dünnen Schnüren. Das Tragband ist hier ausnahmsweise seitlich angebracht.

Eine aus einem Kürbis hergestellte Schale von 21¹/₂ cm Länge, wohl ein Trinkgefäß, aus Maré ist in Fig. 19 dargestellt. Ein Stück des Kürbis ist weggeschnitten worden, so daß eine Öffnung von 14 cm Länge und 10¹/₂ cm Breite entstand. Als Handhabe dient der Stiel. Die Schale zeigt Branddekoration, Punkte in Längs- und Zickzackreihen (auf dem Bilde kaum sichtbar).

Auf den Neuen-Hebriden werden die Kürbisse nicht umflochten (SPEISER⁵), wohl aber Kokosgefäße auf den Sta. Cruz-Inseln (GRÄBNER⁶), und zwar in recht ähnlicher Weise. Eine Kalebasse, mit einfacher Schnur senkrecht und horizontal umflochten, bildet EDGE-PARTINGTON⁷ von den Banks-Inseln ab, ebenfalls mit einfacher Schnur umflochtene Kürbisse von den Marquesas-Inseln und der Hawaii-Gruppe, aus letzterem Gebiet auch eine Kalebasse mit 3 Schnüren.

Zum Bohren der Löcher in die Kürbisse dienen auf den Loyalty-Inseln Korallenzweige. Höchstwahrscheinlich werden solche zu diesem Zwecke auch in Caledonien gebraucht, doch habe ich mich darüber zu erkundigen vergessen. Zwei solche Korallenbohrer, beide aus Maré, sind auf Taf. 12, Fig. 6 u. 7, abgebildet. Der eine ist ein annähernd gerader Ast, dessen Ende durch die Bohrarbeit verdünnt und abgeschabt erscheint; beim anderen geht der zum Bohren dienende spitze Zweig rechtwinklig von einer dickeren Handhabe ab. Ganz ähnliche Korallenzweige bildet HAMBRUCH⁸ von Wuvulu und Aua ab, wo sie zum Ausfeilen der aus Muschelschale gefertigten Angelhaken dienen.

Wassergefäße aus Kokosnüssen. Aus der Gegend von Oubatche stammen zwei Kokosnüsse, unter sich verbunden durch eine geflochtene Kokosschnur, die innerhalb der runden, 2,7 cm weiten, apikalen Öffnung an einem Querstäbchen befestigt ist, Fig. 5, Taf. 12. Schon VIEILLARD und DEPLANCHE⁹ erwähnen diese Art der Schnurbefestigung an zum Wasserholen dienenden

¹ LAMBERT, 99, p. 133; ² EDGE-PARTINGTON, 43, I, Taf. 134; ³ ERSKINE, 45, p. 364 u. 378; ⁴ HADFIELD, 82, p. 10; ⁵ SPEISER, 164 b, p. 36; ⁶ GRÄBNER, 77, p. 97; ⁷ EDGE-PARTINGTON, 43, I, Taf. 142, II, Taf. 26 u. 32, I, Taf. 57; ⁸ HAMBRUCH, 199, Taf. 14, Fig. 24; ⁹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 498.

Kokosnüssen; dieselbe Methode findet sich auch auf den Neuen-Hebriden (SPEISER¹). Um Wasser zu holen, stellen die Caledonier auch rasch aus zusammengebogener Niaulirinde oder Palmblattscheide temporäre Behälter her.

Ein Wasserkokos aus Maré, Taf. 11, Fig. 20, ist ähnlich wie die Kürbisse, nur viel roher, mit 3 Kokosschnüren umflochten; daran ist das Tragband befestigt. Aus einer jungen Nuß gefertigt ist auch ein kleines Fläschchen für Kinder aus Maré, gegen 8 cm lang, mit einem Endloch von 8 mm Durchmesser.

Auf den wasserarmen Loyalty-Inseln — in Caledonien habe ich das nicht bemerkt — haben die Eingeborenen gewußt, sich eigenartige Wasserreservoirs zu schaffen. Man sieht dort häufig an den Stämmen der Kokospalmen etwa 1 m oder auch weniger über dem Boden eine ovale, türartige Öffnung, welche in einen künstlich ausgehöhlten großen Raum im verdickten Basalteil der Palme führt. Ein darüber längs des Stammes angebrachtes dürres Kokosblatt leitet das herabfließende Regenwasser in diese Höhlung, welche so zu einem Wasserbehälter wird, der von Mensch und Haustieren, besonders Hunden, benützt wird. Auf Taf. 4, Fig. 12, sind zwei solcher ausgehöhlter Palmen von Maré abgebildet. HADFIELD² gibt ein entsprechendes Bild von Lifou. Schon GARNIER³ hat der Wasserlöcher in Palmstämmen auf Lifou Erwähnung getan. Die bis 50 und mehr Meter tiefen, durch den Kalkstein gesenkten Brunnen, wie man sie an größeren Loyalty-Orten antrifft, sind europäischen Ursprungs.

Teller. Als Teller dienen in Caledonien Blätter, vornehmlich solche von Bananen, ferner aus Kokosblättern oder aus Binsen geflochtene flache oder leicht wannenförmig gewölbte Geräte. Fig. 1 auf Taf. 13 zeigt einen dreieckigen, gestielten und flachen Teller aus Hienghène, hergestellt aus einem Kokosblatt, dessen Rippe gespalten wurde, so daß die Teilstücke die beiden Außenränder des Tellers bilden. Der flache Teller selbst ist aus Blattstreifen von 1 cm Breite geflochten; Länge 67 cm, vordere Breite 36 cm. Die beiden Teller von Kanala und von Brindy, südlich davon, Fig. 2 u. 3, sind nicht aus Kokosblatt, sondern aus Binsen geflochten. Der erstere ist etwas wannenartig gewölbt, der letztere völlig flach. Das Geflecht besteht bei beiden aus Längsrippen, gekreuzt von quer verlaufenden Binsen. Die Längsrippen sind oben, wo sie beginnen, runde Bündel von Binsenstengeln, die aber im weiteren Verlauf sich flach nebeneinander legen und sich nicht selten gabeln, wodurch die Zahl der Längsrippen eine Vermehrung erfährt. Der untere, quere Rand des Tellers, Fig. 2, ist von Blattstreifen umwickelt; oben befindet sich ein Aufhängeband; Länge 68 cm, größte Breite 42 cm. Der flache, gerundet dreieckige Teller der Fig. 3 hat 8 teilweise sich gabelnde Längsbündel; sein Unterrand wird gebildet durch die umgeknickten und miteinander verflochtenen Enden der Längsbündel; Länge und größte Breite $28\frac{1}{2}$ cm. Dieser Teller wurde bei unserer Besteigung des Humboldt-Berges rasch von Trägerfrauen aus Brindy geflochten.

Einen sehr großen, flachen, aus Binsen geflochtenen Teller aus Kanala von fächerförmiger Gestalt zeigt Fig. 4; seine Breite beträgt 1,11 m, die Länge 68 cm. Von den 12 Längsbündeln gabeln sich einige mehrfach, wobei sie oft durch angefügte Stäbchen verstärkt werden; der aus den umgeknickten Längsbündeln gebildete Unterrand ist mit Blattstreifen umflochten.

Noch größer ist der gleichfalls fächerförmige Teller aus Koindé, 1,55 m breit und 89 cm lang, Fig. 5. Das Binsengeflecht ist durch 6 Lücken von etwa 3 cm Breite unterbrochen, die in ungefähr gleichen Abständen parallel dem gebogenen Unterrand verlaufen. In diesen Lücken kreuzen sich die Längsbündel, wodurch ein zierliches Bild zustande kommt. Die Längsbündel gabeln sich mehrfach und werden dann durch neu angefügte Stäbchen verstärkt; der Unterrand ist durch

¹ SPEISER, 164 b, p. 36; ² HADFIELD, 82, p. 8; ³ GARNIER, 180, p. 277.

ein Geflecht aus Blattstreifchen verfestigt; oben ein Aufhängeband. Diese großen fächerförmigen Gebilde dienen nicht nur als Teller für Feldfrüchte, vermutlich bei Festen, sondern auch als Schmuck des Hütteninneren.

LEGRAND¹ und LAMBERT² erwähnen als Teller Bananenblätter und Flechtwerke aus Kokosblättern, GLAUMONT³, außerdem Muschelschalen. Holzteller und Holzschalen, wie sie auf den nördlichen Neuen-Hebriden in so mannigfaltiger Ausbildung vorkommen, fehlen in Neu-Caledonien, wie andererseits den Hebriden die geflochtenen Eßteller abgehen (SPEISER⁴).

Die Teller von Maré, Fig. 6 und 7, sind stark gewölbte, am offenen Ende quer abgestutzte Gebilde. Ihre Wölbungshöhe beträgt bei beiden etwa 13 cm, die Länge 35 und 30 cm, die größte Breite 26 und 23 cm. Sie sind aus Binsen geflochten und zwar nach demselben Prinzip wie in Caledonien. Teller, Fig. 6, zeigt 12, Fig. 7 10 zum Teil sich gabelnde Längsbündel; der Rand ist aus den miteinander verflochtenen, umgeknickten Längsbündeln gebildet. Bei einem Teller ist ein Querband von 3 cm Breite schwarz gefärbt; beim anderen sind 3 schwarze Querbänder von 2 bis 3 cm Breite vorhanden. Von den anderen Inseln kenne ich keine Teller.

Fächer zum Anfachen des Feuers. Ein Fächer aus Kanala, Taf. 14, Fig. 1, ist aus Kokosblattstreifen von 1 cm und mehr Breite geflochten; die den Griff bildenden Stiele sind durch eine Schnur zusammengehalten. Oben ist der Fächer quer abgestutzt und dort 23 cm breit, Länge 46 cm. Drei Fächer der Loyalty-Inseln, einer von Maré, Fig. 2, und zwei von Lifou, Fig. 3 und 4, sind alle aus Kokosblattstreifen geflochten und weichen in ihrer Form insofern vom caledonischen Exemplar ab, als sie nach oben spitz zulaufen. Beim Fächer aus Maré ist die Randpartie aus feineren Blattstreifen geflochten als der Rest; seine Länge beträgt 48 cm, seine größte Breite 30 cm. Beim Lifou-Fächer der Fig. 3 sind die die Handhabe bildenden Stiele von einem Blattstreifen umwickelt, Länge 41 cm, größte Breite 23 cm. Der Fächer der Fig. 4 ist eine sehr kleine Form, nur 28 cm lang und 17 cm breit.

Zwei Fächer von Aoba und Faté, welche SPEISER⁵ abbildet, entsprechen mit ihrem queren Oberrand mehr der caledonischen als der Loyalty-Form. Die polynesischen Fächer besitzen meist einen soliden Holzgriff.

Feuerzangen. Von Caledonien habe ich keine mitgebracht; es ist möglich, daß sie fehlen, wie auch die Methode, Wasser durch hineingebrachte heiße Steine zu erwärmen, wozu vornehmlich solche Zangen dienen, in der caledonischen Küche nicht angewandt zu werden scheint, da der Kochtopf über Feuer erwärmt wird. Die Loyalty-Feuerzangen sind einfach derbe Streifen von Bambusholz, in der Mitte umgeknickt, so daß eine Zange entsteht, deren Arme 40 bis 50 cm lang sind. Sie sind von gleicher Art in Maré und Lifou, Taf. 14, Fig. 5.

Holzgefäße. Aus der Gegend von Oubatche habe ich ein mörserartiges Gerät mitgebracht, Taf. 14, Fig. 9, einen ovalen, mit einem Stiel versehenen Holzklotz von 13 cm Höhe und Breite und 26 cm Länge mit Einschluß der Handhabe. Die darin angebrachte Höhlung ist 8½ cm tief, hat einen oberen Durchmesser von etwa 10 cm und verengert sich nach unten zu. Vielleicht ist das Gerät eine Kopie eines europäischen Vorbildes. Die Holzmörser Neu-Guineas, der Salomonen und die Betelmörser von Sta. Cruz haben eine ganz andere, zylindrische Form. Dem caledonischen Gerät ähnlich ist ein mit Handgriff versehener Mörser von Misol in den Molukken (MEYNEN⁶). Ein becherartig ausgehöhltes Holzstück ebenfalls aus der Oubatche-Gegend zeigt Fig. 10. Sein Rand ist zur Hälfte 11 cm, zur anderen nur etwa 8 cm hoch; der erhöhte Teil scheint als Griff gedient zu haben; die Arbeit ist sehr roh. Von den Loyalty-Inseln sagt RAY⁷, Samoaner hätten Holzschüsseln eingeführt.

¹ LEGRAND, 108, p. 70; ² LAMBERT, 99, p. 135; ³ GLAUMONT, 70, p. 96; ⁴ SPEISER, 164 b, p. 37; ⁵ SPEISER, 165, Taf. 11; ⁶ MEYNEN, 190, p. 78 u. 92; ⁷ RAY, 135, p. 259.

Reibsteine. Einen Reibstein oder Pistill aus Kanala von sorgfältig zugehauener Form zeigt Fig. 12 auf Taf. 14; es ist ein kegelförmiges Gebilde von 14 cm Höhe, oben mit einem Knopf endend, verziert durch ein Band; die runde, plane Basalfläche mißt 8 auf 6 cm. Der Besitzer betrachtete das Objekt als einen Zauberstein. Das Stück dürfte ein Import aus polynesischem Gebiet sein, wo steinerne Pistille häufig vorkommen. GIGLIOLI¹ hat schon aus Caledonien ein stumpf konisches, großes, steinernes Pistill erwähnt, das sich jetzt in Rom befindet; ich bilde es in Fig. 13 ab; es ist ein 13 cm hoher Kegel, oben und unten flach. Die Basalfläche hat einen Durchmesser von $7\frac{1}{2}$ cm, die obere von 5 cm. GLAUMONT fand das Gerät in einer Alluvion bei Ouauoué. Die gewöhnlichen caledonischen Reibsteine sind ovale oder rundliche Gebilde mit einer plangeschliffenen Fläche. Ein solcher aus Ouaraï bei Houaïlou ist auf Taf. 14, Fig. 11 abgebildet; er besteht aus einem schwarzen, überaus schweren, metallreichen Gestein; die runde, völlig plane Reibfläche hat einen Durchmesser von $8\frac{1}{2}$ cm. Die spezielle Verwendung kenne ich nicht. Ein ganz ähnliches Stück befindet sich in Rom.

Verschiedene Haus- und Arbeitsgeräte.

Holzhaken zum Aufhängen von Gegenständen. Ein Haken aus Koindé, Taf. 14, Fig. 6, ist ein winklig geknickter runder Ast, dessen längerer Arm 40 cm, der kürzere 28 cm mißt; an beiden Enden befindet sich ein aufwärts gerichteter Zacken. Ein Exemplar aus Kanala, Fig. 7, besteht aus zwei Stücken, oben verbunden durch eine Kokosschnur. Das eine ist ein Ast von 33 cm Länge, von dem unten eine spitze Zacke schräg nach oben abgeht; das obere Ende zeigt einen Einschnitt für die Schnur. Das damit verbundene Stück ist ein runder, dünner Stab von 38 cm Länge, oben mit Einschnitt, unten mit drei Zacken, wie ein Vogelfuß gestaltet; auf ihrer Oberseite sind tiefe Kerben eingeschnitten.

Das dritte Stück, Fig. 8, stammt von Maré. Von einem Knoten geht nach oben ein spitz zulaufender Ast von 36 cm Länge ab; ein zweiter, schwächerer, ihm paralleler, 32 cm lang, endet oben mit einem nach abwärts gekrümmten Haken zum Aufhängen des Geräts. Endlich geht vom Knoten unten noch eine spitz zulaufende, nach oben gekrümmte Zacke ab. Alle diese Aufhängehaken sind somit aus ausgesuchten natürlichen Ästen hergestellt. Im Hamburger Museum befindet sich ein Aufhängehaken aus dem Geweih eines importierten Hirsches.

Kopfbänke. Als Kopfkissen zum Schlafen dienten früher allgemein — heute gebrauchen nur Alte solche noch — Holzbänke oder Klötze. Von den drei Stücken, die ich mitgebracht habe, ist dasjenige von Bondé, Taf. 19, Fig. 12, ein schweres, dunkles Brett mit leicht gewölbter Oberseite, 59 cm lang, 18 cm breit und in der Mitte 6 cm dick, seitlich etwas weniger. Eine Kopfbank aus Yambé bei Oubatche, Fig. 11, ist ein halbierter Baumstamm, oberseits gewölbt mit groben Abschlügen, unterseits ausgehöhlt, 45 cm lang, 11 cm breit, $7\frac{1}{2}$ cm hoch. Eine zweite ebendaher ist ein kahnförmiges Holzstück, Fig. 13, dessen gewölbte Oberseite grobe Abschlüge aufweist, 38 cm lang und 15 cm breit.

Solche Holzblöcke als Kopfkissen erwähnen VIEILLARD und DEPLANCHE² und DURAND³. Eine abweichende Form beschreibt COMPTON⁴, von den Poyes, einen Block mit konkaver Oberseite, auf zwei breiten Beinen ruhend. Wir dürfen in dieser Form wohl einen fremden Einfluß von Neu-Guinea oder Polynesien her vermuten, ebenso wie bei einem im Katalog des Museums UMLAUFF⁵ abgebildeten Stück, bestehend aus einer länglich ovalen Platte von 16 cm Länge und 10 cm Breite, ruhend auf zwei Paaren dicker Beine von 11 cm Höhe.

¹ GIGLIOLI, 66, p. 79; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 490; ³ DURAND, 42, p. 501; ⁴ COMPTON, 36, p. 99; ⁵ UMLAUFF, 182, Taf. 6, Fig. 108.

Von Lifou berichtet Frau HADFIELD¹, es seien früher als Kissen Holzblöcke üblich gewesen, heute Mattensäcke, mit dünnen Blättern ausgestopft. Die Holzkissen seien eher für den Hals als für den Kopf berechnet gewesen, was wohl auch für Neu-Caledonien Geltung haben wird. Auf Tanna sind die Kopfbänke einfache Aststücke, deren Seitenzweige 3 oder 4 Beine bilden (SPEISER²). Kopfbänke gehören nach GRÄBNER³ der totemistischen Kultur an, finden sich aber auch in der malayo-polynesischen und selbst in Hochkulturen. Der caledonische Holzblock ist sicher die primitivste Form des Gerätes.

Kindertragkörbe. Es sind dies flache, ovale Körbe mit einem dicken Wulstrand. Der ebene Boden ist aus Rotangstäbchen geflochten; der dicke Rand besteht aus mehrfachen Rundstäben, umwickelt mit rotem und darüber zuweilen noch mit feinem weißem Baumbaststoff, festgebunden durch Schnüre. Die beiden Stücke aus der Gegend von Oubatche, die ich mitgebracht, messen in der Länge 55 und 61 cm, in der Breite 34½ und 37 cm; eines ist auf Taf. 18, Fig. 3 zur Abbildung gekommen. Nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁴ wird dieser Tragkorb mit Gras und Stoff ausgefüllt. In solchen Körben werden die Kinder auf Reisen und beim Gang aufs Feld getragen; in der Hütte kann diese Wiege aufgehängt werden.

Bei LEENHARDT⁵ ist eine Frau abgebildet mit diesem Korb in der Kreuzgegend auf dem Rücken; die Tragbänder gehen über die Schultern der Mutter, welche außerdem mit den Händen den Tragkorb an den Rändern festhält. Cook⁶ gibt ein Bild, auf dem der Korb mehr seitlich auf einer Hüfte der Frau ruht. Diese Tragweise kommt heutzutage außer Gebrauch. Die Frau zieht es nach LEENHARDT vor, den Säugling in einem auf der Brust festgemachten Stück Tuch zu tragen.

Ältere Kinder sieht man meist rittlings auf der Hüfte getragen, die Arme unter der Achselhöhle durchgesteckt, die Beinchen die Mutter umklammernd, manchmal noch durch ein Stück Stoff ihr genähert, wie es DEPLANCHE⁷ beschreibt. Andere werden rittlings auf dem Rücken durch ein Stoffstück um den Körper festgehalten.

Körbe. Korbflechterei ist Frauenarbeit. Doch kann auch jeder Mann rasch aus einem Kokosblatt einen Behälter bilden in primitiver Weise durch einfaches Durchflechten der Fiedern eines Kokosblattes, wie es HADFIELD⁸ von Lifou beschreibt und abbildet. Wir behandeln nur die wirklichen Körbe.

a) Körbe aus Kokosblättern geflochten. Die drei Körbe der Fig. 1—3 auf Taf. 15, welche vor allem zum Transport von Feldfrüchten dienen, bestehen aus zwei ineinander gelegten, an der Blattrippe gespaltenen Hälften von Kokosblättern; sie besitzen demnach einen doppelten Oberrand, gebildet aus zwei Streifen der zerschlissenen Blattrippe; die Fiedern der zwei Blathälften bilden das Korbgeflecht und sind an der Korbbasis zu einem Längswulst verflochten. Der Korb der Fig. 1 aus der Gegend von Oubatche ist kahnförmig, 43 cm lang, 21 cm in der Mitte breit und ebenso hoch. Die 1 cm breiten Blattstreifen kreuzen sich rechtwinklig. Zum Tragen dient ein Paar von Doppelschnüren, an der Korbbasis sich kreuzend, durch die Seitenwände durchgezogen und oben zu einem Handgriff verknüpft. Der Korb der Fig. 2 aus Netché, Maré, ist von ähnlich kahnförmiger Gestalt, 53 cm lang, in der Mitte 26 cm breit und ebenso hoch. Eine der beiden Blathälften ist braungefärbt, so daß ihre Fiedern, mit denen der ungefärbten Hälfte sich durchkreuzend, ein gefälliges Farbmuster ergeben. Unten an den Ecken ist je eine Öse angeflochten, offenbar zur Aufnahme eines Tragbandes. Fig. 3 zeigt einen Korb aus Képénéé auf Lifou von ungefähr denselben Dimensionen, aber ohne Farbmuster und ohne Ösen. Abweichend gebaut ist ein Henkelkörbchen aus Hienghène, Fig. 4, nur 17 cm lang, 8 cm breit,

¹ HADFIELD, 82, p. 212; ² SPEISER, 165, p. 126, Taf. 19; ³ GRÄBNER, 189, p. 8 u. 12; ⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 487; ⁵ LEENHARDT, 103, p. 60; ⁶ COOK, 38, Taf. 51; ⁷ DEPLANCHE, 41, p. 201; ⁸ HADFIELD, 82, p. 78.

12 $\frac{1}{2}$ cm hoch, geflochten aus 2 cm breiten Kokosblattfiedern, die sich rechtwinklig kreuzen. An zwei gegenüber liegenden Stellen des Oberrandes setzen sich die Streifen in einen langen, spiralg gedrehten Zopf fort, der oben mit dem der anderen Seite zu einem Henkel verbunden ist.

b) Körbe aus starren Binsen. Diese sind nach einem ganz anderen System geflochten als die Kokosblattkörbe, nämlich nach einer Radialflechtmethode. Der große Korb für Feldfrüchte aus Kanala, Fig. 5, Taf. 15, von turbanartiger Gestalt hat einen Durchmesser von etwa 50 cm, an der Öffnung von 40 cm, bei einer Höhe von etwa 28 cm. Das Geflecht besteht aus Gruppen flach nebeneinander liegender, radial verlaufender Binsen, welche Gruppen vom Zentrum der Basis ausgehend, nach oben zu mehrfach sich gabeln und durch neu angefügte Binsenstäbchen verstärkt werden. Diese Stäbchengruppen sind überflochten von horizontal verlaufenden Binsen, die unter und über diesen Gruppen durchziehen und in den Zwischenräumen sich kreuzen. Am Oberrand des Korbes zähle ich 56, aus 5 bis 9 nebeneinander liegenden Binsen bestehende Radialgruppen; gegen die Basis zu sind es deren nur noch 14, und in der Basismitte nur noch 2 sich kreuzende Bündel, durch eine Bindung zusammengehalten. Der Rand des Korbes ist gebildet aus den umgeknickten Enden der Längsstäbchen, umflochten und verstärkt mit Blattstreifen. An der Basis sind einige Schnüre angebracht zum Aufhängen des umgekehrten Korbes.

Der Korb der Fig. 6 aus Oubatche ist dem vorigen ähnlich, aber kleiner; sein Durchmesser beträgt 29 cm, an der Öffnung etwa 17 cm, die Höhe 15 cm. Der Oberrand ist durch eine Schnurbindung verstärkt. Die Radialbündel liegen sehr nahe beieinander; ich zähle am Oberrand deren 73, aus 4 bis 6 Stäbchen bestehend; nach unten zu nimmt ihre Zahl rasch ab. An einer Kokoschnur kann der umgekehrte Korb aufgehängt werden.

Eine mehr bienenkorbartige Gestalt hat der Korb der Fig. 7 aus Bondé, 27 cm hoch, bei einem Durchmesser von 32 cm, an der Mündung von 26 cm. Der aus den umgeknickten Radialstäbchen gebildete Rand ist mit Bast umwickelt. Die Radialbündelgruppen treten etwas rippenartig vor. Im Zentrum der Basis sind nur vier sich kreuzende Bündel von 10 bis 12 Binsenstengeln vorhanden, die sich nach oben zu in je 3 bald weiter sich gabelnde und durch angefügte Stäbchen verstärkte Gruppen zerteilen.

Ein kleines rundes Körbchen derselben Flechtmanier aus Yambé bei Oubatche zeigt Fig. 8; es ist bloß 11 cm hoch, bei einem Durchmesser von 16 cm, an der Mündung von 13 cm. Die sehr zahlreichen, oben 63, Radialbündel treten rippenartig vor; der Rand ist mit einem Rindenstreif umwickelt. Trichterförmig ist der Korb aus Hienghène, Fig. 9, 24 cm hoch, an der Mündung etwa 36 cm weit. Er dient zum Waschen und Zubereiten von Früchten und ist locker geflochten, so daß Wasser rasch abfließen kann. Ein runder Korb aus Kanala (nicht abgebildet), 22 cm hoch, mit einer Öffnung von 15 cm Durchmesser, zeigt insofern eine etwas abweichende Flechtereier, als manche Horizontalbinsen über zwei Stäbchengruppen wegziehen, ohne dazwischen sich zu kreuzen. Es verursacht dies ein etwas lockeres Gefüge des Geflechts.

Einen aus Binsen geflochtenen, sehr biegsamen Korb, der durch seine Überflechtung mit Flederhundwollschnüren sich als etwas Besonderes kundgibt und vermutlich ein Schatzkorb für Familienheiligthümer gewesen ist, besitzt das Hamburger Museum, Taf. 16, Fig. 1—2. Er ist 26 cm hoch, der Boden oval, die Öffnung 27 auf 20 cm messend. Das Geflecht besteht aus Radialbündeln von Binsen, horizontal von anderen durchflochten, und dieses Geflecht ist von rotbraunen Flederhundschnüren durchzogen, wie es die in Hamburg angefertigte, analytische Zeichnung, Fig. 3, zeigt, die ein Stückchen des Oberrands des Korbes wiedergibt, der durch Verflechtung der radialen Binsenbündel gebildet ist. Das dunkle Wollschnurgeflecht läßt drei um den Korb ziehende breite Streifen frei, am Boden, Fig. 2, einen doppelten Mittelstreif und einen

ovalen Ring, welche frei gelassenen Teile sich hellgelb vom dunklen Geflecht abheben. Ein Paar geflochtener Aufhänge- oder Tragbändchen sind durch Löcher des Korbes gezogen.

Der auf derselben Tafel abgebildete, eine Hockerleiche enthaltende Korb, Fig. 4, soll bei den Bestattungsbräuchen beschrieben werden.

Von den Loyalty-Inseln habe ich keine in Radialflechtmanier hergestellten Körbe mitgebracht. Es ist dies wohl zufällig, da, wie die beiden oben beschriebenen Teller aus Maré zeigen, diese Flechtmethode dort ebenfalls gebräuchlich ist, wie sie auch in Caledonien zur Herstellung großer und kleiner Teller dient.

Binsen, Cyperaceen, als Flechtmaterial für Körbe, erwähnen VIEILLARD und DEPLANCHE¹. Von kleinen Körben aus steifem Junc für die täglichen Nahrungsmittel spricht LAMBERT².

Auf Gaua und Venua Lava in den Neuen-Hebriden werden Korbschalen und Körbchen nach derselben Methode, wie die beschriebene, angefertigt. SPEISER³ vergleicht sie mit dem europäischen Korbgeflecht, bei dem um ein radial angeordnetes Weidengerippe konzentrisch andere Weiden eingeflochten werden. Er fragt sich, ob hier ein Missionseinfluß vorliegen könnte. Ich halte einen solchen bei den caledonischen Binsenkörben für ausgeschlossen.

c) Körbe aus Rotang und anderen Lianenstengeln. Der aus gespaltenen Stengeln einer mir unbekannten Liane hergestellte Korb aus Oubatche, Fig. 10, Taf. 15, hat eine längliche Form; er ist unten länger als am Oberrand, 34 cm gegen 19½ cm und 14 cm hoch. Er ist nach einem anderen System geflochten als die Binsenkörbe. Zwar besteht er auch aus Vertikalstäben, in Gruppen von zwei, selten drei nebeneinander, manchmal auch einzeln, durchflochten von horizontalen; aber die ersteren gehen nicht von einem Zentrum an der Basis radial aus, sondern ziehen um den ganzen Korb herum, wie auch die sie kreuzenden horizontalen. Die oberen Enden der Vertikalstäbchen, umgeknickt und von Schnur umwickelt, formieren den Korbrand. Schnüre, an der Basis gekreuzt, seitlich durch zwei Löcher der Korbwände gezogen, bilden oben zwei Henkel zum Tragen.

Der mir als Hühnerkorb bezeichnete Korb aus Képénéé auf Lifou, Fig. 11, ist von kegelförmiger Gestalt. Die Durchmesser der flachen Basis betragen etwa 34 auf 30 cm, die des Oberrands 16 auf 12 cm, die Höhe 29 cm. Er ist geflochten aus 4 bis 7 mm breiten Streifen gespaltenen Rotangs. Ein System schräger Streifen in Abständen von 2 bis 2½ cm voneinander wird von einem zweiten gleichen System spitzwinklig gekreuzt. Die hiedurch entstandenen viereckigen Maschen sind von horizontalen Streifen in etwa 2½ cm Abstand durchflochten. Die oberen Enden der schrägen Systeme bilden oben, von Rotang umflochten, einen dicken Wulstring. Ein ähnlicher Hühnerkorb stammt von Netché auf Maré, Fig. 1, Taf. 17; er hat eine mehr tonnenförmige Gestalt, ist 25 cm hoch, bei einem basalen Durchmesser von 26 auf 23 cm und einem oberen von 13 cm. Das Material sind 4 bis 5 mm breite Streifchen, die von einer gespaltenen Liane herrühren dürften. Die Maschen zwischen den beiden schrägen Systemen sind feiner als am vorigen Korb, die Horizontalbänder aus 2 bis 3 Streifen zusammengesetzt. Die schrägen Streifen sind oben um einen Reif geflochten. Von diesem gehen 4 aus Baststreifen geflochtene Bänder aus, je zwei zu einem Henkel zusammengeknüpft. Ein kleines Körbchen von Képénéé, Lifou, Fig. 2, ist nach demselben System gearbeitet, nur etwa 16 cm hoch und 23 cm lang. Vom Oberrand gehen geflochtene Tragbänder aus.

Taschen. Das Flechtmaterial für Taschen liefern die Blätter von Pandaneen, die nach LAMBERT⁴, ebenso wie für die später zu besprechenden Matten, mittelst Holzpfiemen in Streifen

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 624; ² LAMBERT, 99, p. 165; ³ SPEISER, 165, p. 144; ⁴ LAMBERT, 99, p. 164.

von der gewünschten Breite gespalten werden, die man an der Sonne trocknen läßt. Die nach Beendigung des Flechtwerks vorstehenden Streifenenden wurden früher mit scharfer Muschelschale abgeschnitten; heute geschieht das mit Eisenmessern.

Die Taschen sind von sehr verschiedener Größe. Die größte, die ich habe, aus der Nähe von Oubatche, ist 48 cm breit und 34 cm hoch, eine aus Maré 46 auf 35 $\frac{1}{2}$ cm, die kleinste aus Lifou 18 cm breit und 13 $\frac{1}{2}$ cm hoch. Sie haben alle an jeder der beiden oberen seitlichen Ecken eine dicke Kokos- oder andere Faserschnur angeflochten, die mit der der anderen Seite verknüpft, ein Tragband bildet. Die Breite der Pandanusstreifen variiert von 2 bis zu 5 mm. Das Geflecht kann über die ganze Tasche hin ein gleichförmiges sein oder es können Abwechslungen in der Flechttechnik stattfinden. Jederseits oberhalb des schmalen Bodenstücks läuft stets eine Reihe abgeschnittener Streifenenden hin. Zur Bildung des Bodens muß eben je eines der beidseitigen Flechtsysteme ausgeschaltet werden.

Fig. 3 auf Taf. 17 zeigt eine Tasche aus Hienghène. Das Geflecht besteht aus fast vertikalen Reihen längerer und kürzerer Maschen; etwa 8 mm lange und 2 mm breite Streifen des einen Systems werden gekreuzt von 2 mm langen des anderen. Die Abbildung, Fig. 3a, gibt ein von Herrn Prof. F. SPEISER gezeichnetes Schema dieser einmaschigen Flechttechnik wieder. Ober- und Unterrand der Tasche zeigen eine etwas abweichende Maschenanordnung. Das Bodenstück, 3 cm breit, besteht aus regelmäßigen Vierecken. Eine große Tasche aus Oubatche ist aus 5 mm breiten Streifen geflochten, die einmaschig regelmäßige Vierecke bilden.

An der Tasche von Lifou, Fig. 4, wechselt die Flechtweise in horizontalen Bändern von 2 bis 3 cm Breite. Die breiteren zeigen ein regelmäßig einmaschiges Geflecht von 2 bis 3 mm breiten Streifen, die schmälere und der Oberrand der Tasche Reihen dreimaschiger Flechtereie, bei der Streifen des einen Systems 3 Maschen des anderen überdecken (s. das von Herrn SPEISER gezeichnete Schema, Fig. 4a).

An der Lifou-Tasche, Fig. 5, wechseln gleichfalls Horizontalbänder einmaschigen Geflechts mit solchen von dreimaschigem. Die kleine Lifou-Tasche, Fig. 6, zeigt auf einmaschigem Grunde Stufenbänder aus zwei dreimaschigen Reihen. Bei der Tasche aus Maré, Fig. 7, ist das einmaschige Geflecht variiert durch senkrechte Streifen eines dreimaschigen. Überdies ist die Tasche in 5 horizontalen Reihen durchflochten von grünen und roten Wollfäden. Lange Wollschnüre derselben Farben sind an den beiden Enden des Oberrandes an Stelle der sonst üblichen geflochtenen Tragschnüre angebracht. Eine andere kleine Tasche aus Lifou ist mit zickzackförmiger Durchflechtung aus roten und blauen Wollfäden dekoriert, eine weitere ebendaher in schrägen Linien durchflochten mit roten, blauen und grünen Wollfäden.

Das Schmücken von Körben oder Taschen mit Flocken roter Wolle auf Lifou hat schon ERSKINE¹ bemerkt. Die ebendort erwähnte Verzierung mit dunklen Flederhundwollschnüren ist jedenfalls heute ausgestorben.

Eine alte, sehr defekte Tasche aus Kanala, 33 cm breit und 23 cm hoch, zeigt sechs horizontale Bänder einmaschigen Geflechts, in welchem von Stelle zu Stelle Vierecke mit eingeflochtenen schwarzen Streifen hervortreten, dazwischen schmälere Bänder mit mehrmaschiger Überflechtung. Es ist das einzige Beispiel meiner Taschen-Sammlung, bei dem verschiedenfarbige Streifen zur Anwendung gekommen sind.

Matten, gleichfalls Frauenarbeit, dienen zur Bedeckung des Hüttenbodens, zum Schlafen und als Segel. Eine Matte aus Diaoué bei Oubatche ist 1,65 m lang und 1,07 m breit, aus 5 mm breiten, gelblichen, einfarbigen Streifen geflochten in regelmäßig zweimaschiger Manier, wobei

¹ ERSKINE, 45, p. 364.

die Streifen jedes Systems unter und über zweien des anderen verlaufen. An den Mattenenden sind die Streifen verflochten und abgeschnitten. Geglättet und gestreckt werden beim Flechten die Streifen mit dem glatten Mundrand einer Placostylus-Schale oder mit einer Muschel. Eine angefangene Matte aus Oubatche, Taf. 18, Fig. 7, aus 2 bis 3 mm breiten Streifchen zeigt dieselbe Flechtmanier. Von zwei bei einem Spiel gebrauchten Matten aus Kanala, 85 cm lang und 52 cm breit, zeigt die eine zweimaschige, die andere einmaschige Flechtweise. Matten mit Farbmustern habe ich keine gesehen.

Aus Kokosblättern werden auch große Matten, aber viel roherer Art, geflochten. Eine solche aus Netché auf Maré, 1,70 m lang und 74 cm breit, zeigt in der Längsmittle die gespaltene Blattrippe. Sie dient bei einem Spiele (s. den Abschnitt über diese).

Schnüre und Seile. Feine Schnüre aus Textilmaterial werden auf den Schenkeln gerollt (s. den Abschnitt über Netze im Kapitel Fischerei). Größere Schnüre und Taue werden aus Rotang geflochten oder aus Kokosfasern hergestellt. Irgendein Gerät kommt dabei nicht zur Verwendung. Die Faserhülle der Kokosnuß, mit einem Holzstück von der Schale entfernt, wird in Wasser einem Erweichungs- und Gärungsprozeß unterworfen und dann mit einer Muschelschale gereinigt. Ein sitzender Mann läßt die Fibern aus der Hand gleiten; ein anderer, vor- und rückwärts schreitend, dreht sie spiralgig zur Schnur. Zu einem Tau werden mehrere solcher Schnüre spiralgig vereinigt (LAMBERT¹). Starke Taue werden aus sehr dicken Strängen zusammengeflochten. So werden Kabel von allen Dicken hergestellt. Nach GLAUMONT² wird ein Tau aus vier oder acht Strängen und von 15 mm Dicke (GLAUMONT schreibt 15 cm) in drei oder vier Stunden verfertigt.

Fig. 4 auf Taf. 18 zeigt eine 5 mm breite Kokosschnur, bestehend aus zwei zusammengeflochtenen Spiralsträngen, deren jeder aus 20 bis 30 Fibern besteht. Ganz entsprechend ist ein Kokosseil von Netché auf Maré. Das 2 cm breite und flache Band ebendaher, Fig. 5, ist aus zwei dicken Strängen zopfartig zusammengeflochten, deren jeder wieder aus zwei Spiralbündeln feiner Fasern, aussehend wie Werg, besteht. Solches Werg wird nach LAMBERT, l. c., durch Schaben der Kokosfibern erhalten. Der Strick der Fig. 6 aus Oubatche ist nicht aus Fibern geflochten, sondern aus spiralgig gedrehten Kokosblattstreifen.

Nach VIEILLARD und DEPLANCHE³ werden durch Kauen der Rindenlagen von Hibiscus (Paritium) tiliaceus L. Fibern gewonnen, die zu Schnüren verwendet werden. Gute Schnurmaterialien liefern auch Bananenfaser und solche von Pachyrrhizus (Magniagna).

Tragbänder für Lasten. Um Lasten auf dem Rücken zu tragen, dient das in Hienghène erworbene, auf Taf. 17, Fig. 8, abgebildete Stück. Es besteht aus zwei sehr solid geflochtenen, 6 mm breiten, braunen Bändern, die an den Enden sich umschlagend, die doppelte Zahl ergeben. Diese vier Bänder laufen in ihrer Mitte durch eine Schleife eines aus roter und gelber Wolle geflochtenen, 12 cm langen, mit einer Quaste endenden Zopfes. Am einen Ende gehen die Schnüre wiederum durch eine Öse eines Wollgeflechts von 11 cm Länge, am anderen sind sie fest in einen solchen Wollwickel eingeflochten. Die Gesamtlänge dieses Tragapparates beträgt ohne die Wollzöpfe 4,24 m. Das Material, aus dem diese Bänder geflochten sind, ist nicht Kokosfaser; ich wüßte aber seine Natur nicht anzugeben.

Aus Maré stammt ein Tragriemen, Taf. 18, Fig. 8, um Ignamen oder andere Feldfrüchte nach Hause zu bringen. Er besteht aus einem groben, hellbraunen Fasergeflecht von 1,6 bis 1,8 cm Breite, an beiden Enden in eine Schleife übergehend, von denen die eine 12 cm, die andere nur 4 cm mißt. Gesamtlänge 3,20 m.

¹ LAMBERT, 99, p. 165—166; ² GLAUMONT, 70, p. 108; ³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 656.

Schnüre aus Flederhundwolle. Die Flederhundwollschnur war und ist zum Teil noch heute in Caledonien ein geschätzter Artikel; sie dient nicht nur als Körperschmuck, sondern auch zur Verzierung der verschiedensten Gegenstände, wie Waffen, Taschen, Münzköpfe und dergleichen. Ihre Herstellung ist eine zeitraubende Arbeit, der sich beide Geschlechter unterziehen, während die Färberei nur Sache der Männer sein soll (PATOUILLET¹). Dem erlegten Flederhund werden die Haare ausgerupft, indem man Asche zwischen Daumen und Zeigefinger nimmt. Dunkle Haarpartien werden weggelassen, da sie die Färbung nicht gut annehmen. Die Haare werden in einem Körbchen gesammelt. Um aus der losen kurzen Wolle eine Schnur herzustellen, werden drei aus feinen Bananenfibern bestehende Schnüre an einem Ende zusammengeknüpft, darum Haarbüschel gelegt und durch Verflechten der drei Schnüre festgeklemmt. Das Ergebnis ist eine Schnur von der Naturfarbe des Flederhunds und der Dicke eines starken Federkiels. Lockere Haarpartien werden mit Bimsstein entfernt. Die Schnüre können in beliebiger Länge hergestellt werden; ich habe eine solche aus Bopope, die 11 m mißt. Ein Flederhund soll für nicht mehr als 2 m Schnur Haare liefern.

Nun folgt der komplizierte Prozeß der Färbung. Das färbende Prinzip liefert die Wurzel eines kleinen Baumes, *Morinda citrifolia* L., aus der Familie der Rubiaceen, die einen gelben Farbstoff enthält. Nach VIEILLARD und DEPLANCHE² wird die Wurzel in Stücken gekocht, nach LAMBERT³ geschabt, nach PATOUILLET, l. c., gekaut und der schöngelbe Saft in Kalebassen gesammelt. Vor der Färbung muß die Haarschnur entfettet werden. Nach PATOUILLET entfernt eine Stunde Kochens im Topf mit Seewasser und trockenen *Morinda*-Blättern das Fett, nach DE ROCHAS⁴ ein Aschenlaugebad. Hierauf wird die Schnur eine Stunde lang im *Morinda*-Saft gekocht, worauf sie eine dunkelgelbe Färbung annimmt. Um die schöne rotbraune Färbung zu erzielen, ist ein alkalisches Bad nötig; daher wird das Stück einige Stunden in Seewasser mit Asche gekocht. Eine andere Methode der Färbung gibt LAMBERT⁵ an, nach welcher die Schnur mit einer Mischung von Asche und geschabter *Morinda*-Wurzel bedeckt, zwei bis drei Tage der Sonne ausgesetzt und dann in Salzwasser gekocht wird. Dann folgt das Trocknen an der Luft, noch durch eine weitere Waschung unterbrochen.

Nach PATOUILLET ist der Ort, wo die Färberei vor sich geht, für die Frauen verboten und durch Strohwinde und einen Baststofflappen an einem Pfosten als Tabu-Stelle bezeichnet.

Auf den Loyalty-Inseln war die Flederhundwollschnur ebenfalls gebräuchlich, zu den gleichen Zwecken wie in Caledonien. Ob ein Zusammenhang besteht zwischen der caledonischen Wollschnurfärberei und dem Rotfärben von Matten auf einigen Hebriden-Inseln, wie es SPEISER⁶ für möglich ansieht, ist wohl kaum auszumachen und scheint mir sehr zweifelhaft. Die Flederhundwollschnüre sind Caledonien und den Loyalty-Inseln eigentümlich. Ob die Wollschnur ein Relikt aus der australischen Kultur darstellt oder eine caledonische Erfindung ist, ist eine offene Frage. Das letztere dürfte wegen der abweichenden Technik das wahrscheinlichere sein.

Drillbohrer. Das Exemplar der Basler Sammlung, Taf. 9, Fig. 5, aus Kanala besteht aus einem dünnen, runden Holzstab von 77 cm Länge. An diesem ist, 47 cm weit vom Oberende entfernt, eine in der Mitte durchlochte Holzscheibe von $18\frac{1}{2}$ cm Durchmesser und 1 cm Dicke angebracht. Um das Oberende des Stabes ist eine Schnur gewickelt, deren beide Enden schräg nach abwärts laufen und in Einschnitten eines 22 cm langen, dünnen Querstabes befestigt sind. Am unteren Ende des Vertikalstabes ist mittelst Schnurbindung eine rötliche, grobe Steinspitze in einer Kerbe befestigt. Es entspricht dieser Apparat genau der Beschreibung, die LAMBERT⁷ von einem solchen

¹ PATOUILLET, 132, p. 226—227; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 646; ³ LAMBERT, 99, p. 167; ⁴ DE ROCHAS, 145, p. 46; ⁵ LAMBERT, 99, p. 168; ⁶ SPEISER, 164 b, p. 53 u. 210; ⁷ LAMBERT, 99, p. 170 und 181.

gibt und den er abbildet. Nach ihm faßt eine Hand den Stab unterhalb der Scheibe an, die andere zieht die Traverse abwärts, wobei die Schnüre, um den Stab sich auf- und abrollend, die Drehung verursachen; die Holzscheibe wirkt als Schwungrad. Das Basler Exemplar ist so leicht gebaut, daß es mir als ein zum Verkauf hergerichteten Modell erscheint, obgleich dies abgeleugnet wurde. Auch ist die Holzscheibe so leicht, daß sie kaum große Wirkung ausüben könnte. LAMBERT sagt ausdrücklich, das Holzrondell bestehe aus schwerem Holze. An einem Exemplar der Berliner Sammlung ist die 13½ cm im Durchmesser haltende und gegen 3 cm dicke Holzscheibe mit tief eingegrabenen Dreiecklinien verziert; auch der Rand der Scheibe ist tief gefurcht. An einem Drillbohrer der Battak in der Basler Sammlung besteht die Scheibe sogar aus Stein; an einem aus Nordost-Neu-Guinea befindet sich an ihrer Stelle eine mit Rotang umflochtene, inwendig beschwerte Kokosnuß.

Zwei caledonische Drillbohrer in GIGLIOLI'S¹ Sammlung haben als Bohrspitze der eine ein spitzes Jadeitstück, der andere einen Quarzsplitter. LAMBERT spricht von Silex, PATOUILLET² erwähnt als Spitze Stücke der harten Columella von Schnecken aus der Gruppe der Fusus.

Gebraucht wurde in Caledonien der Drillbohrer zum Durchbohren der grünen Steinperlen, um sie zu Halsbändern aufreihen zu können und nach PATOUILLET und GIGLIOLI auch um die Befestigungslöcher von Steinbeilklingen herzustellen.

Aus Neu-Caledonien kam das Gerät auch nach den Loyalty-Inseln. Nach einer Mitteilung von Missionar BERGERET hatte ein Mann in Ouabao auf Maré das Monopol der Fabrikation von Steinperlen, wofür er das Material aus Caledonien holte. Sein Drillbohrer entsprach dem caledonischen. HADFIELD³ erwähnt den Apparat auch aus Lifou, dort gleichfalls zum Durchbohren caledonischer Gesteine dienend.

EDGE-PARTINGTON⁴ bildet einen in seiner Konstruktion dem caledonischen genau entsprechenden Drillbohrer mit Eisenspitze von Samoa ab; er wird dort nach TURNER⁵ gebraucht, um Löcher in Angelhaken aus Perlmutter zu bohren.

Es erscheint ausgeschlossen, daß dieser Apparat eine melanesische Erfindung sein könnte. BUSCHAN⁶ nimmt an, er sei wahrscheinlich vor Zeiten von Europa aus eingeführt worden. COMPTON⁷ meint, er sei vielleicht durch frühe katholische Missionare nach Caledonien gebracht worden. Das Gerät dürfte eher mit den Polynesiern nach Neu-Guinea und Ozeanien gewandert sein; es findet sich nach GRÄBNER⁸ weit verbreitet im polynesischen und austromelanesischen Gebiet. Auf den Hebriden und Sta. Cruz fehlt nach SPEISER⁹ der Bohrer mit Schwungrad. Ein angeblich aus den Hebriden stammendes Stück bildet derselbe Autor¹⁰ ab.

Die Caledonier besaßen aber noch einen Steinbohrer einer viel primitiveren Konstruktion. Zwei solche liegen im Museum von Nouméa. Einen derselben bilde ich auf Taf. 9, Fig. 6, ab. Er besteht aus einem soliden Rundholz von 71 cm Länge, dekoriert mit dem bekannten caledonischen Sanduhrmotiv. Die grobe Nephritspitze ist am Unterende mittelst Baststoff und Kokoschnüren befestigt. Statt einer Scheibe funktioniert als Rotator ein in braunen Baststoff gewickelter, schwerer, mittelst einer Schnur in der Mitte der oberen Hälfte des Stockes aufgehängter Stein. Wir haben hier jedenfalls eine ältere Bohrmethode vor uns. Dasselbe primitive Bohrgerät meldet WILLIAMS¹¹ aus der Nord-Division von Britisch Neu-Guinea bei den Orokaivastämmen an. Es besteht aus einem etwa 45 cm langen Stock mit Bohrspitze, an dem mit einem

¹ GIGLIOLI, 66, p. 81; ² PATOUILLET, 132, p. 145—146; ³ HADFIELD, 82, p. 135; ⁴ EDGE PARTINGTON, 43, I, Taf. 77; ⁵ TURNER, 167, p. 274; ⁶ BUSCHAN, 32, p. 83; ⁷ COMPTON, 36, p. 98; ⁸ GRÄBNER, 76, p. 746; ⁹ SPEISER, 164 b, p. 46; ¹⁰ SPEISER, 165, Taf. 20; ¹¹ WILLIAMS, 181, p. 12.

Strick ein Stein als Rotator befestigt ist. Der Stock wird mittelst einer Kokosschale niedergedrückt, der Rotator mit der Hand bewegt. Zuweilen kommt in demselben Gebiet dieses Bohrgerät neben dem höher entwickelten Pumpen- oder Drillbohrer vor.

In der Sammlung zu Rom liegt ein Stück eines Drillbohrers ohne angehängtes Gewicht oder Scheibe; es ist ein runder, oben abgebrochener Stock von 72 cm Länge. Als Bohrspitze, Taf. 9, Fig. 7, dient nicht ein Stein, sondern die Spitze der Schale von *Mitra episcopalis* Lam., welche 5 cm weit aus einer dicken Umhüllung von Baststoff und Kokosschnüren hervorschaute. Das Gerät stammt aus Koumac; GIGLIOLI¹ erwähnt es schon; es wird wohl eher für Holz- als für Steinbohrung verwendet worden sein. Einen Drillbohrer mit Spitze aus Schneckenschale aus der Finschhafengegend Neu-Guineas bildet SCHELLONG² ab; er dient dort zur Anfertigung von Ohringen aus Schildpatt.

Die älteste Art der Steindurchbohrung ist sicher die, wie wir sie beispielsweise an den caldonischen Ankersteinen (s. bei Schifffahrt) beobachten, bei der das Loch ohne Apparat durch Schlagen mit einem Hammerstein auf einen anderen zugespitzten Stein und durch Kratzen mit Muscheln oder Quarzstücken hergestellt wird. Steinbohrung fehlt nach SPEISER³ auf den Neuen Hebriden.

Hammersteine. Dies sind zum Teil eiförmige Rollsteine mit Schlagmarken an den Enden; ihre Länge beträgt meist 10 bis 12 cm. Andere sind kugel- oder auch scheibenförmig; bei den letzteren finden sich die Schlagmarken entweder an der Peripherie der Scheibe oder auf den flachen Breitseiten, so bei einem 12 cm großen Stück von Brindy bei Thio. Zwei scheibenförmige Stücke aus Maré und Lifou, 8 und 9 $\frac{1}{2}$ cm im Durchmesser haltend und ringsum mit Schlagmarken versehen, bestehen aus einem gelblichen, transparenten Kalksintergestein.

Die Verwendung dieser Hammersteine ist sicher eine sehr verschiedene. Mehrfach wurde mir gesagt, daß sie, besonders die mit der Breitseite geschlagenen, beim Pirogenbau gebraucht würden, um die durch Löcher gezogenen, die Planken verbindenden Kokosschnüre festzuschlagen oder auch um Löcher mit Niaulirinde auszustopfen, wobei man mit dem Stein auf einen Stock schlage.

Hammersteine mit Schlagmarken und Absplissen findet man häufig an Stellen alter Siedelungen.

Hobelschnecken. Schneckenschalen mit einem künstlich hineingeschlagenen, rundlichen Loch, dessen scharfer Rand als Hobel dient, sind sowohl in Caledonien, als auf den Loyalty-Inseln reichlich in Gebrauch. Es werden hiefür vornehmlich die Schalen von *Strombus luhuanus* L., seltener solche verschiedener *Placostylus*-Arten verwandt. Die lebende Schnecke wird gekocht, das Tier herausgeholt und dann das Loch hineingeschlagen, entweder mit einem spitzen Holz oder Stein oder auch mit dem Apex einer anderen Schneckenschale. Diese Hobel dienen zum Glätten von Holz, besonders von Lanzenschäften oder auch zum Reinigen von Knollenfrüchten. Beim Gebrauch wird die Schale so gehalten, daß ihr Apex nach hinten zu gerichtet ist. Ich fand solche Hobelschnecken auch öfters bei Grabungen an Stelle alter Siedelungen, in Caledonien sowohl, als in Maré und Lifou. Auf Taf. 50, Fig. 11, sind einige *Placostylus*- und *Strombus*-hobel dargestellt. Über Muschelschalen mit Hobelloch s. den Abschnitt über Prähistorie.

Der Schneckenhobel ist weit über den Erdball verbreitet, er ist ein menschliches Urgerät. Wir⁴ haben seinerzeit in der Nilgalahöhle auf Ceylon neben Steingeräten zahlreiche Schalen einer

¹ GIGLIOLI, 195, p. 175; ² SCHELLONG, 201, Taf. 19, Fig. 9; ³ SPEISER, 164 b, p. 210; ⁴ SARASIN, P. und F., 151, Taf. 9, p. 66 ff.

großen Helix gefunden mit einem, seltener zwei runden Löchern, welche ohne Zweifel als Hobel gedient haben. In der genannten Arbeit haben wir auf verwandte Schneckenhobel in Brasilien (nach K. VON DEN STEINEN) und Australien (nach H. BASEDOW und WALTER, E. ROTH) hingewiesen. SPEISER¹ bildet Schneckenhobel von den Neuen-Hebriden ab. Dort wird das Loch durch Anschleifen auf einem Stein hergestellt.

Pfriemen und Nadeln aus Knochen. EDGE-PARTINGTON² bildet caledonische Pfriemen aus Vogelknochen ab, deren längster 12 cm mißt, ebenda Nadeln aus Vogelknochen, die sich von den ersteren nur dadurch unterscheiden, daß sie am dickeren Ende durchbohrt sind; ihre Länge beträgt 10 bis 10½ cm. Von Nadeln aus Menschen- und Tierknochen am Ende der Verschlußschnur der Geldtäschchen wird im Abschnitt über das Geld die Rede sein. PATOUILLET³ spricht von Nadeln aus menschlichen Knochen mit einem Ohr und in dessen Nähe einem skulptierten Menschenkopf, mit welchen Behälter von Familienschätzen verschlossen werden sollen. HADFIELD⁴ erwähnt von Lifou Nadeln aus Flügelknochen des fliegenden Hundes, am einen Ende spitz, am anderen mit Ohr versehen, zum Zusammennähen der Mattensegel und zu chirurgischen Zwecken (s. bei Trepanation). Die Erfindung der Nadel wird von KOPPERS⁵ der totemistischen Kultur zugeschrieben.

Geräte mit Eberzähnen. Zwei Stücke dieser Art, deren Echtheit mir freilich mehr als zweifelhaft ist, liegen in der Sammlung des Erzherzogs FRANZ FERDINAND in Wien, welche auch sonst einige Fälschungen, wahrscheinlich Sträflingsarbeiten, enthält (s. z. B. Pfeile mit Steinspitzen). Das eine, 58½ cm lang, besteht aus einem schwarzen Holzstiel, unten mit einer Öffnung, durch die eine Flederhundwollschnur gezogen ist. Der Eberzahn ist in gerader Fortsetzung des Schaftes mittelst einer 7 cm langen Schnurbindung, umwickelt mit Baststoff, der mit gelbem Harz bestrichen ist, befestigt. Ähnlich ist das kleinere, nur 35 cm lange Stück. Wozu diese Geräte gedient haben mögen, ist völlig rätselhaft. In jedem Falle könnten sie erst nach Einführung des Schweins (s. bei Haustieren) entstanden sein. In der Literatur finde ich nirgends eine Notiz über Verwendung von Eberzähnen.

Spazierstöcke. LUQUET⁶ hat darauf aufmerksam gemacht, daß echte Spazierstöcke vorkommen, mit Verwendung der Unregelmäßigkeiten des Holzes zur Anbringung von Skulptur. Im Trocadéro-Museum befindet sich eine Reihe solcher Stöcke, von denen ich drei auf Taf. 17 abbilde; sie haben eine Länge von etwa 1 m und stammen alle drei von Touho an der Ostküste. Der eine, links im Bilde, Fig. 9, mit abgeknicktem Oberende hat seinen verdickten Wurzelknoten umgestaltet in einen Tierkopf mit Ohren, Augen und Mund, wie es scheint, einen Flederhund darstellend; der mittlere, Fig. 10, trägt oben ein menschliches Gesicht. Der dritte, Fig. 11, aus einer Liane gearbeitet, endet mit einem schlangenartig gewundenen Gebilde mit spitzem Kopf, an dem Auge und Mund angebracht sind.

Einen Stock von Ouvéa, dessen fast rechtwinklig abgeknicktes Oberende in einen Schlangenkopf ausläuft, bildet EDGE-PARTINGTON⁷ ab. Das Basler Museum besitzt nur ein einziges Stück, Fig. 12, das hierher gehören dürfte, ohne Bezeichnung von einem Herrn AMSTEIN eingesandt. Es ist ein dünnes, schwarzes, mehrere Internodien zeigendes Stöckchen von 88 cm Länge. Als Handgriff dient das verdickte Wurzelende, das roh in Form eines Tierkopfes zugeschnitten ist. Eine dünne Flederhundwollschnur ist umgebunden. Ob der Gebrauch eines Spazierstocks auf europäischem Einfluß beruht, lasse ich dahingestellt.

¹ SPEISER, 165, Taf. 20; ² EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 66; ³ PATOUILLET, 132, p. 99—100; ⁴ HADFIELD, 82, p. 102; ⁵ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 494; ⁶ LUQUET, 115, p. 23; ⁷ EDGE-PARTINGTON, 43, I, Taf. 131.

Feuererzeugung und Beleuchtungskörper.

Das caledonische Gerät für Feuererzeugung ist der Feuerpflug. Nur bei VIEILLARD und DEPLANCHE¹ finde ich die sonst nicht bestätigte Notiz, daß auch Feuer erzeugt werde, indem man einem Holzstück eine rotierende Bewegung um sich selbst verleihe, was einen Feuerbohrer bedeuten würde, wie er in der Sta. Cruz-Gruppe vorkommt. Heutzutage verdrängt das schwedische Streichholz mehr und mehr die alte Methode, die aber doch im Haushalt noch nicht erloschen ist.

Die mütterlichen Feuerhölzer, die ich mitgebracht habe, von Kanala und Oubatche, sind etwa 80 cm lange, runde Bengel von etwa 4 cm Durchmesser. Ringsum sieht man die durch das Feuerreiben entstandenen Rillen von 8 bis 16 cm Länge; an einem Holz zähle ich deren 10, am anderen 12. Diese Rillen laufen stets an einem Ende flach aus und vertiefen sich gegen das andere hin. Als Führung für das Reibholz schneidet man, vor die Arbeit beginnt, eine seichte Rinne aus. Nach OPIGEZ² geschieht das oder geschah doch früher mit einer schneidenden Muschel.

Bei zweien meiner Feuerhölzer besteht das Reibholz aus demselben Holz wie das mütterliche, ja es ist sogar aus demselben herausgeschnitten, was abgesehen von der sichtbaren Lücke im Mutterholz daraus hervorgeht, daß an ihm selber Feuerrillen bemerkbar sind, wonach es ursprünglich Teil eines Mutterholzes muß gebildet haben. Ein drittes Reibholz besteht dagegen aus anderem Holze als das Mutterholz, nämlich aus hartem Palmenholz. Dieses letztere Stück ist 29 cm lang, flach, 2 cm breit und 1 cm dick und am einen Ende zugespitzt. Die beiden anderen sind rund, 17 $\frac{1}{2}$ und 21 cm lang und gleichfalls mit einem spitzen Ende versehen. Reibhölzer von 1 m Länge, wie OPIGEZ, l. c., angibt, habe ich nie gesehen. Es ist also nicht notwendig, daß zwei Hölzer verschiedener Härte zur Verwendung kommen, wie dies mehrere Autoren angeben, so GLAUMONT³ oder OPIGEZ⁴, nach welchem das Mutterholz meist vom Bancoulier-Baum (Aleurites) stammt, das Reibholz aus Eisenholz besteht. Auch SPEISER⁵ berichtet von den Neuen-Hebriden, daß manchmal Reib- und Mutterholz von demselben Knüppel stammen. Auf Taf. 12, Fig. 8, ist ein caledonisches Feuergerät zur Abbildung gebracht. Ich besitze auch ein Brett von einer Piroge, 57 cm lang und 27 cm breit, mit einem Loch für den einzufügenden Mast, auf welchem drei Feuerrinnen sichtbar sind; es soll aus Banyan (Ficus)-Holz bestehen. Oft kommt auch Hibiscus-Holz zur Verwendung.

Ich habe in Kanala den Prozeß des Feuerreibens gesehen. Ein Mann hielt das Mutterholz auf der Erde fest, während ein zweiter mit beiden Händen das Reibholz kräftig hin- und herführte, bis das hiedurch erzeugte Holzpulver zu glühen begann. Dann nahm er ein Häufchen davon heraus, wickelte es in ein dürres Blatt und blies es an, bis Feuer erzielt war. Es kann aber auch ein einzelner Mann Feuer reiben, das Mutterholz knieend oder mit den Füßen festhaltend. Nach OPIGEZ⁶ entsteht nach einer halben Minute etwas Rauch, nach einer weiteren Minute Feuer. Trotzdem somit der Feuerpflug in kurzer Zeit Feuer liefert, erspart man sich doch gerne diese Mühe und nimmt bei Überlandreisen, wie VIEILLARD und DEPLANCHE⁷ und GARNIER⁸ berichten, ein sorgfältig unterhaltenes, glimmendes Stück trockenen Holzes mit, um bei jedem Halt rasch Feuer machen zu können.

Auch auf den Loyalty-Inseln ist der Feuerpflug zu Hause; ich sah solche auf Lifou und Ouvéa. Das Mutterholz ist dort sorgfältiger zugerichtet als in Caledonien. Ein Exemplar aus Lifou ist ein allseitig zugehauenes, rechteckiges Holzschett, 56 cm lang und 6 cm breit. Aus demselben

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 492; ² OPIGEZ, 131, p. 445; ³ GLAUMONT, 70, p. 94; ⁴ OPIGEZ, 131, p. 445; ⁵ SPEISER, 165, p. 127; ⁶ OPIGEZ, 131, p. 445—446; ⁷ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 492; ⁸ GARNIER, 62, p. 156.

Holz besteht das Reibholz, ein runder, zugespitzter Stab von 20 cm Länge, nach oben zu sich verjüngend durch absichtlichen Zuschnitt. Ein Mutterholz von Ouvéa ist 79 cm lang mit flacher Oberseite; als Reibholz dient ein rundlicher, beiderseits zugespitzter Stab von 46 cm Länge. In Nathalo auf Lifou erfuhr ich, daß dort noch vielfach Feuer mit Hilfe des Feuerpflugs bereitet wird. Auf die Felder nimmt man Feuer mit, in Rindenstücke gewickelt (RAY ¹).

Der Feuerpflug gehört bekanntlich Polynesian und dem ganzen östlichen Melanesien an (GRÄBNER ²), so auch den Neuen-Hebriden, während Sta. Cruz den Feuerbohrer verwendet (SPEISER ³). Nach KOPPERS ⁴ scheint das Feuerreiben die älteste Methode der Feuerbereitung zu sein, da schon in Urkulturen, beispielsweise bei den Tasmaniern, vorkommend. Die Wedda haben den Feuerbohrer.

Beleuchtungskörper. Für die Beleuchtung der Hütten in Caledonien kommt ausschließlich das stets unterhaltene Herdfeuer in Betracht. Zum Ausgehen des Nachts benützt man Feuerbrände aus Kokosblättern oder nach VIEILLARD und DEPLANCHE ⁵ und DURAND ⁶ Fackeln aus Niaulirinde. Auch auf Lifou verwendet man Fackeln aus Bündeln trockener Kokosblätter; solche sah ich auch in Maré bei Anlaß eines nächtlichen Hochzeitsfestes in Gebrauch. Mit Harz gefüllte Fackeln sind mir weder in Caledonien, noch auf den Loyalty-Inseln begegnet. Auch wird kein Öl zur Beleuchtung verwendet, obschon sie Kokosöl für den Handel herzustellen wissen.

In La Roche auf Maré fand ich Kerzen von etwa 30 cm Länge, bestehend aus weißen Rizinusamen, aufgereiht auf einer Kokosfaser, Taf. 12, Fig. 9. Woher diese Erfindung stammt, ist mir nicht bekannt. Rizinus wird dort viel angebaut, ist aber wohl ein neuerer Import. Eine ebensolche Rizinuskerze, auf eine Strecke von 50 cm mit Samen besteckt, brachte Dr. DÄNIKER aus Lifou mit (Museum Zürich).

Töpferei.

Wie schon im Abschnitt über die prähistorischen Funde gesagt worden ist, waren an allen Stellen, wo Grabungen vorgenommen wurden, ebenso wie in den Muschellagern der Küste, neben den Steingeräten Topfscherben vertreten. Mehrfach finden sich auch in der Literatur Scherben erwähnt, die in mehr oder minder großer Tiefe in Alluvionen oder sonst im Boden gefunden worden sind, so von GLAUMONT ⁷ und DURAND ⁸. All das deutet auf ein beträchtlich hohes Alter der Töpferei in Neu-Caledonien. Es gibt unter den prähistorischen Scherben sehr rohe Stücke, schlecht gebrannt und aus einem reichlich mit weißen Feldspatkörnern durchsetzten Ton bestehend, neben feinen aus fast homogenem Material. Ihre Dicke variiert beträchtlich, in den Muschellagern bei Koné zwischen 11 und 15 mm, in denen bei Nouméa zwischen 6 und 12 mm, im Boden einer alten Siedelung bei Oubatche zwischen 6 und 14 mm.

Ich habe natürlich in erster Linie auf ornamentierte Topfscherben geachtet. Die roheste Verzierung zeigt eine Scherbe von der Stelle einer alten Siedelung bei Kanala, Taf. 20, Fig. 1, mit unregelmäßigen, in die noch weiche Tonmasse eingegrabenen Strichen; etwas sorgfältiger ist das Strichmuster auf einer Scherbe aus einer Totengrotte bei Yaté ausgeführt, Fig. 2. Ein Stück vom Oberrand eines Topfes aus den Muschelhaufen bei Koné, Fig. 3, zeigt sorgfältig ausgeführte Parallelfurchen, wobei die sie trennenden Erhabenheiten noch eine feine, vertiefte Mittellinie erkennen lassen; ein anderes Stück derselben Herkunft ist mit Wellenlinien dekoriert, Fig. 4,

¹ RAY, 135, p. 260; ² GRÄBNER, 76, p. 746; ³ SPEISER, 164 b, p. 51; ⁴ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 433; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 650; ⁶ DURAND, 42, p. 498; ⁷ GLAUMONT, 71, p. 215; ⁸ DURAND, 42, p. 500.

ein weiteres mit Reihen von Einstichen, Fig. 5. Eine eigenartige Dekoration zeigt eine Scherbe aus einer Grotte bei Yaté, Fig. 6; auf der Innenseite sind zwei Reihen tiefer Einstiche angebracht, die auf der Außenseite als ebenso viele rundliche Buckel erscheinen. An heutiger Keramik habe ich das nie beobachtet. Am reichsten verziert ist ein bei Thio aus beträchtlicher Tiefe ausgegrabenes Topfstück, Fig. 7; es zeigt im Dreieck eingegrabene Linien, von denen Reihen kurzer, schiefer Striche ausgehen, auch pflanzliche Ornamente, aus paarweise angebrachten schrägen Strichen hergestellt.

Reste von Tonringen fand ich sowohl bei Koné, als in der großen Grotte von Ouauoué; das abgebildete Bruchstück, Fig. 8, hat einen Durchmesser von 3 cm. Solche Tonringe dienten wohl als Untersätze von Gefäßen; aus dem heutigen Caledonien kenne ich sie nicht. Ich erwähne noch einen dicken, buckelartigen Vorsprung eines Topfes von Koné, Fig. 9. DURAND¹ sagt, es habe früher Töpfe mit Ohren gegeben; solche seien aus einer Tiefe von 5 m ausgegraben worden. Mit diesen Ohren werden wohl solche Buckel gemeint sein; an heutigen Töpfen kenne ich solche Buckel nicht.

Die Kunst der Töpferei ist heute im Aussterben begriffen, wenn nicht schon ausgestorben. Der solide eiserne Kochtopf hat die alte, höchst zerbrechliche Ware verdrängt. Die Töpferei ist stets nur in bestimmten Dörfern ausgeübt worden. Als solche Töpferorte nennt DE VAUX² Pam, Pouébo und Oubatche, VINCENT³ Touho. Alle diese Orte liegen im Norden der Insel, wie denn auch LEENHARDT⁴ sagt, die Töpferei scheine, ohne daß er es ganz sicher behaupten könne, nur der nördlichen Hälfte der Insel anzugehören, von wo die Bewohner der übrigen Insel ihre Töpfe auf dem Tauschweg bezogen hätten. LEENHARDT selber beobachtete (s. darüber unten) Töpferei, ausgeführt durch eine Frau vom Oberlauf der Tipindjé, die südlich von Hienghène ausmündet und erhielt Berichte darüber aus dem oberen Hienghène- und Houailou-Tal. Houailou liegt bereits im mittleren Caledonien. Daß auch im Süden Töpferei nicht unbekannt war, geht aus einer Mitteilung LEGRANDS⁵, falls sie richtig ist, hervor, nach welcher die Leute der Insel Ouen und die der Ile des Pins nach dem südlichen caledonischen Litoral Töpfe gebracht haben im Tausch gegen Schnüre aus Flederhundhaar.

Töpferei ist in Caledonien Frauenarbeit, wie auch auf den Neuen-Hebriden, Neu-Guinea und im größten Teil des Malayischen Archipels, womit aber noch nicht gesagt ist, daß die Frau auch die Erfinderin der Töpferei sein muß. Erst mit dem Aufkommen der Drehscheibe scheint die Töpferei mehr und mehr an die Männer übergegangen zu sein. Die Kenntnis der Töpferei erbt sich in den caledonischen Familien in weiblicher Linie fort, von der Großmutter auf die jüngeren Glieder, die ihr behilflich sein müssen. Eine geschickte Töpferin genießt natürlich ein gewisses Ansehen, aber es ist sicher nicht richtig, daß sie, wie FOLEY⁶ angibt, als Zauberin mit übernatürlichen Eigenschaften angesehen wird.

Es werden in Neu-Caledonien verschiedene Methoden der Töpferei ausgeübt, wobei als gewiß anzunehmen ist, obschon wir darüber nichts wissen, daß in einem und demselben Dorfe immer nur eine dieser Methoden befolgt wird.

1. Modellieren aus freier Hand. Diese Methode wird von VIEILLARD und DEPLANCHE⁷ und von GLAUMONT⁸ kurz beschrieben. Die Frau knetet den Ton und baut die Wände des Topfes auf, mit der Hand die Gefäßseiten verdünnend, wobei sie sich um den Topf herumbewegt. Zum Egalisieren und Polieren der Innen- und Außenwand wird nach GLAUMONT oft ein großer, glatter und ovaler Stein in Form einer Rübe angewandt. Zum Brennen werden die Töpfe in einen Schuppen

¹ DURAND, 42, p. 500; ² DE VAUX, 169, p. 340; ³ VINCENT, 172, p. 93; ⁴ LEENHARDT, 102, p. 269 bis 270; ⁵ LEGRAND, 108, p. 52; ⁶ FOLEY, 47, p. 749; ⁷ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 497–498; ⁸ GLAUMONT, 72, p. 40 ff.

aus leichtem Holz gestellt; dann wird dieser angezündet; die Töpfe erhalten zuerst die Hitze aus gewisser Entfernung, dann stürzt der leichte Schuppen ein, und wenn Holz und Stroh aufgezehrt sind, ist der Topf gebrannt. VIEILLARD und DEPLANCHE sprechen einfach von Trocknen der Töpfe auf Kohle. Endlich wird Kaori-(Dammara-)Harz am Feuer zum Schmelzen gebracht und damit der Topf bestrichen oder man läßt das Harz auf den noch heißen Töpfen schmelzen, um sie glänzend zu machen. Die Hypothese der genannten Autoren, der Caledonier habe vielleicht die Töpferei erlernt durch Beobachtung einer Wespe aus der Familie der Sphegiden, welche aus Ton kleine Töpfchen baut, in denen sie ihr Ei, zusammen mit Raupen als künftige Nahrung ihrer Larve, einschließt, ist natürlich reine Phantasie.

2. Spiralwulsttöpferei. Eine vortreffliche Darstellung dieser Methode verdanken wir M. LEENHARDT¹. Unter Leitung einer alten Frau suchen jüngere Frauen den Ton und mischen ihn mit Alluvionssand, um ihn tauglicher zu machen. Jede Frau rollt ein Stück Ton zu einem Wulst von 1 bis 2 cm Durchmesser und 30 bis 40 cm Länge, je nach der Dimension des anzufertigenden Gefäßes. Die Töpferin rollt diese Wülste übereinander auf; es entsteht auf diese Weise ein Gebilde in Form eines konischen Hutes, unten spitz und nach oben hin immer mehr ausladend. Die Kegelspitze, welche die zukünftige Basis bilden wird, wird nun zwischen die Füße gesetzt und durch einige Wülste verstärkt. Es beginnt nun die Arbeit mit einem nassen Spatel (s. auf Taf. 21, Fig. 6, das LEENHARDT entlehnte Bild eines Wulstkegels, eines Spatels und eines anderen Töpferbrettchens). Damit werden die übereinander liegenden Wülste ausgeglichen, wobei ein ins Innere eingeführter, oblonger, feuchter Stein als Widerlager dient. Hierauf wird der immer noch konische Topf in eine konkave Einsenkung des harten Bodens gesetzt und mit dem Stein der Boden ausgerundet, entsprechend der Wölbung des Bodenlochs. Oben werden neue Wülste aufgesetzt und mit dem Spatel geebnet, endlich der Umkreis der Mündung mit den Fingern modelliert. Der Stiel eines der Töpferbrettchen läuft in eine Spitze aus. Mit dieser werden unterhalb des Randes 4 oder auch 4 Paare von Löchern gebohrt, welche später zur Befestigung der Tragschnüre dienen sollen. Soll der Topf noch dekoriert werden, so vereinigt die Töpferin in ihrer Hand eine Anzahl Strohhalme und gräbt mit diesen um den Hals des Gefäßes oder um die Aufhängelöcher parallele gerade oder winklig geknickte Linien ein. Zuweilen fügt sie noch in Hochrelief die Figur eines menschlichen Kopfes, einer Eidechse oder eines anderen Tieres bei. Der Topf, umhüllt von Gräsern und Bananenblättern, bleibt einige Stunden auf dem Erdloch stehen, bis er zu trocknen beginnt. Dann wird er zum Ofen getragen, einem kleinen Erdplateau von 2 bis 3 m Durchmesser. Darauf bilden Gruppen von je drei Steinen einen Kreis von Dreifüßen für die Töpfe, die wegen ihrer abgerundeten Basis nicht frei stehen können. Trockene Gräser füllen die Lücken zwischen den Töpfen aus, und leichtes Reisig wird darauf geschichtet. Wenn alles vom Feuer verzehrt ist, ist der Topf gebrannt. Mit einem Stück fossilen Kaoriharzes, das am heißen Topfe schmilzt, wird endlich noch dem Topf eine glänzende Oberfläche verliehen. Der fertige Topf wird Eigentum der Familie der Töpferin und ihrer Gehilfinnen und dient, wenn nicht im eigenen Haus gebraucht, als Tauschartikel mit nicht töpfernden Dörfern.

Aufbau der Töpfe mittelst Tonwülsten findet sich für Caledonien schon erwähnt bei BRAINNE², DE VAUX³, VINCENT⁴ und LENNIER⁵.

3. Modellieren von Töpfen um eine Form. GLAUMONT⁶ gibt als primitivste Art der caledonischen Töpferei die folgende an, die mir mehr als zweifelhaft erscheinen würde, behauptete der Autor nicht, daß er sie selber bei Stämmen des Nordens habe befolgen sehen. Er sagt, um eine Kokosnußschale herum werde der gut geknetete Ton mit kleinen Handschlägen appliziert, indem man

¹ LEENHARDT, 102, p. 268 ff.; ² BRAINNE, 29, p. 268; ³ DE VAUX, 169, p. 340; ⁴ VINCENT, 172, p. 93; ⁵ LENNIER, III, p. 14; ⁶ GLAUMONT, 72, p. 42—43.

oben eine Öffnung von einigen Zentimetern Durchmesser frei lasse; dann brenne man den getrockneten Topf, kehre ihn um und lasse die verkohlten Stücke der Nuß herausfallen. Es ist jedenfalls schon ein sehr starker Brand nötig, wenn es gelingen soll, eine Kokosschale, die von Ton umgeben ist, zum Verkohlen zu bringen. Für größere Gefäße verwendet man nach GLAUMONT Kürbisse in gleicher Weise. Wenn diese Methode tatsächlich vorkommt, könnte sie ebensogut als eine Degenerationserscheinung, statt als eine primitive, aufgefaßt werden, da sie die Kenntnis des Brennens durch Feuer voraussetzt.

Die beiden Methoden der Töpferei, Formen aus freier Hand und Spiralwulstaufbau, kommen in vielen Gegenden nebeneinander vor. Auf den Neuen-Hebriden treiben gegenwärtig nur zwei Dörfer in West-Santo Töpferei, Wus und Pesbia. In Wus wird nach SPEISER¹ der Topf direkt aus einer Tonkugel geformt, in Pesbia der Topf aus Spiralwülsten auf einem Bambus aufgebaut. Ein solcher Bambus, der das Drehen des Topfes erleichtert, somit eine Art primitiver Drehscheibe darstellt, ist in Caledonien nicht gebräuchlich.

Auch in Neu-Guinea finden sich beide Methoden, und zwar stets in getrennten Dörfern der papuo-melanesischen Küstenstrecken; sie entsprechen nach HADDON² zwei verschiedenen Wanderungen oder Kulturwellen. Nach GRÄBNER³ gehört die Töpferei mit spiraligem Aufbau seiner melanesischen Bogenkultur, also SCHMIDTS freimutterrechtlichem Kulturkreis, an, im Gegensatz zu den modellierenden, bauchigen und kugeligen Formen des austronesischen Typus, welch letzteren er in den Verwandtschaftskreis der polynesischen Kultur stellt. Ich halte die modellierende Technik für die primitivere, glaube überhaupt, daß Töpferei schon ein höheres Alter besitzt, als die genannten Autoren annehmen.

Es ist in der Literatur mehrfach von der glasierten Töpferei als einer Besonderheit Neu-Caledoniens und Fidjis die Rede, so bei GRÄBNER, l. c., und BUSCHAN⁴. Ich halte es aber für unrichtig, ein Bestreichen der heißen Töpfe mit Harz, wie es in Caledonien üblich ist, als Glasur zu bezeichnen, worunter korrekterweise nur ein dauerhafter Emailüberzug zu verstehen ist. Einen solchen bleibenden Glanz zeigt die Fidji-Töpferei. Das Harz der caledonischen Töpfe schmilzt aber beim ersten Gebrauch ab; alle die vielen Töpfe, die ich gesehen, zeigen keine Spur mehr davon. Bestreichen der Töpfe mit Harz kommt auch in Celebes bei den Toraou und in Neu-Guinea, z. B. auf Yapen, vor. SNELLEMAN⁵ sagt aber mit Recht, daß diese Prozedur kein Äquivalent von Glasur sei. Ein Bestreichen der Töpfe mit geschlämmtem Ocker, wie es auf den Hebriden üblich ist (SPEISER⁶), kommt in Caledonien nicht vor.

Auf den Loyalty-Inseln fehlt Töpferei, vermutlich aus Mangel an einem hierfür geeigneten Material, obschon mir Herr Missionar ET. BERGERET erzählte, er kenne ein Tonlager bei Ouabao, an der Südwestküste von Maré. Gelegentlich auf den Loyalty-Inseln gefundene Topfscherben stammen sicher aus Caledonien. Man weiß auch, daß ein Mann in Ouabao tatsächlich früher caledonische Töpfe importiert hat. Die Angabe von CHEYNE⁷, die Lifou-Leute hätten Töpfe eigener Fabrikation, ist sicher irrtümlich.

Die caledonischen Töpfereiprodukte sind ein sehr rohes Fabrikat. Sämtliche Töpfe sind unten gewölbt, so daß sie auf horizontaler Unterlage nicht stehen können, sondern zum Kochen auf drei Steine gestellt werden müssen. Die weitaus häufigste Topfform ist eine runde, ballonartige; solche kommen in sehr verschiedenen Dimensionen vor. Der größte Topf dieser Art in meiner Sammlung ist der auf Taf. 21, Fig. 1, dargestellte aus Tchambouenne bei Oubatche; er ist 45 cm hoch, bei einem größten Umfang von 1,41 m, oben am Hals von 69 cm, und einem Gewicht von 12 kg und 150 g, bei einer Wanddicke von 10 bis 12 mm; die obere Öffnung des senkrecht

¹ SPEISER, 165, p. 258—259; ² HADDON, 81, p. 1; ³ GRÄBNER, 76, p. 746 u. 760; ⁴ BUSCHAN, 32, p. 190; ⁵ SNELLEMAN, 161, p. 324—326; ⁶ SPEISER, 165, p. 259; ⁷ CHEYNE, 33, p. 15.

aufgesetzten Halsstückes mißt 22 auf 19 cm. Ein anderes Exemplar dieser Form, Taf. 20, Fig. 15, aus demselben Ort stammend, ist nur 34 cm hoch, bei einem größten Umfang von 1,05 m, 4 kg und 220 g schwer, bei einer Wanddicke von nur 6 bis 7 mm; die obere Öffnung des kleinen aufstehenden Randes mißt 16 auf 15 cm. Hierher gehört auch der in Paris gekaufte, nach Angabe von der Baie de Muéo stammende Topf der Fig. 16, 24 cm hoch, mit größtem Umfang von 78 cm und einem Gewicht von 3 kg 210 g. Die Öffnung des aufgesetzten Randes beträgt 12 cm. Roh gearbeitet ist das beim Stamm der Pamboa erworbene Gefäß der Fig. 11, Taf. 20, nur 12 cm hoch, mit einem größten Umfang von 35 cm. Da die Wanddicke 10 bis 12 mm beträgt, hat das kleine Gefäß ein Gewicht von 760 g; es hat keinen aufgesetzten Rand; die Öffnung mißt $6\frac{1}{2}$ auf 6 cm. Etwas niedergedrückt rundlich ist der Topf der Fig. 12 aus dem mittleren Houailou-Tal, 15 cm hoch, mit größtem Umfang von 60 cm und einem Gewicht von 1 kg 880 g, bei einer Wanddicke von etwa 10 mm; die leicht ovale Mündung des eines aufgesetzten Randes entbehrenden Gefäßes mißt 11 auf $9\frac{1}{2}$ cm.

Eine mehr birnförmige Gestalt, nach oben und nach unten zu sich stark verjüngend, besitzt der in Ouarai bei Houailou erworbene Topf der Fig. 3, Taf. 21; er ist 32 cm hoch, mit einem größten Umfang von 1,06 m und einem Gewicht von 4 kg 170 g. Die Öffnung des dünnen, senkrechten Randstücks mißt $13\frac{1}{2}$ cm.

Es folgen nunmehr schlauchartige Topfformen, an europäische Krüge erinnernd. Derjenige der Fig. 2 auf Taf. 21, aus Tchambouenne ist 41 cm hoch, bei einem größten Umfang von 1,02 m; das ziemlich hohe Randstück ist ganz leicht nach außen umgeschlagen, seine Öffnung mißt 17 auf $16\frac{1}{2}$ cm. Das Gewicht beträgt 8 kg und 900 g; die Wanddicke nimmt von oben nach unten zu, von 7 bis zu 12 mm. Ähnlich gestaltet ist der im Museum von Nouméa befindliche Topf, Fig. 4, Taf. 21, 24 cm hoch, mit hohem, aufstehendem Rand und 12 cm weiter Mündung. Hierher gehört auch ein Topf aus Yambé bei Oubatche, Fig. 14, Taf. 20, 27 cm hoch, mit einem größten Umfang von 62 cm und einem Gewicht von 3 kg und 450 g; die Mündung ohne abgesetztes Randstück mißt 10 auf $8\frac{1}{2}$ cm.

Einzig in seiner Form ist das von einem Opferplatz bei Kanala stammende Tongefäß der Fig. 13 auf Taf. 20; es ist von ovaler Gestalt und in der Längsachse in zwei Spitzen ausgezogen, 17 cm hoch, in der Längsrichtung 24 cm messend, in der queren $18\frac{1}{2}$ cm. Der Oberrand ist scharf und nicht abgesetzt; die Mündung mißt 14 auf $12\frac{1}{2}$ cm; Gewicht 2 kg und 20 g.

Eine becherartige und sehr roh gearbeitete Form aus Tchambouenne zeigt Fig. 10 derselben Tafel. Das Gefäß ist bloß 12 cm hoch, mit einem größten Umfang von 29 cm und hat keinen abgesetzten Mundrand. Die Öffnung mißt $7\frac{1}{2}$ auf $6\frac{1}{2}$ cm, die Wanddicke ist seitlich 10 bis 12 mm, am Boden mehr; Gewicht 570 g.

Ein sehr merkwürdiger caledonischer Topf befindet sich im Frankfurter Völker-Museum, Fig. 5, Taf. 21. Von einem unteren, bauchigen Teil von 61 cm Umfang gehen nach oben zwei mit scharfen, etwas umgeschlagenen Rändern endende Röhren von etwa 10 cm Durchmesser aus. Die Höhe des Gefäßes beträgt 22 cm. Tongefäße mit zwei Röhrenmündungen kommen auch in Fidji vor. Die Verwendung solcher Gefäße ist dunkel.

Alle diese beschriebenen Tonwaren zeigen, wenn sie nicht von Ruß geschwärzt sind, eine rötliche oder rötlichgraue Farbe.

Löcher, welche zum Durchziehen von Schnüren für den Transport und zum Aufhängen der Töpfe dienen, fehlen nur an einem einzigen der abgebildeten Gefäße, Fig. 13, Taf. 20. Meist sind deren 4 vorhanden in regelmäßigen Abständen voneinander, etwa 2 cm oder etwas mehr unterhalb der Mündung angebracht; sie können bis 1 cm Durchmesser haben. An dem Doppelröhrengefäß der Fig. 5, Taf. 21, zeigen beide Röhren je 4 Löcher. Seltener sind nur 2 sich gegenüberstehende

Löcher vorhanden; an 2 Töpfen finden sich 2 einander gegenüberstehende Lochpaare und rechtwinklig dazu 2 einfache Löcher; einmal waren 6 Löcher in ganz unregelmäßigen Abständen angebracht.

Zur Dekoration der Töpfe sind zwei Methoden üblich, einmal Einstechen oder Einkratzen von Mustern mit Strohhalmen und zweitens Applikation von Figuren in Relief. Dekoration der ersteren Art fehlt fast keinem Topfe, ist aber auf unseren Bildern nicht immer gut zu erkennen. Geschmückt wird hauptsächlich die Umgebung der Aufhängelöcher, sei es durch ein Kränzchen von Einstichen (Fig. 16, Taf. 20) oder durch schräg gegen die Löcher gerichtete Parallellinien (Fig. 2, Taf. 21). Durch Kombination eines senkrechten Striches mit winklig geknickten Linien können ziemlich komplizierte Figuren entstehen (Fig. 1, Taf. 21). Nicht selten laufen auch Linien um den ganzen Halsteil herum, von denen wieder kürzere Striche nach abwärts gehen, was man an derselben Figur sehen mag. Am Topf der Fig. 13, Taf. 20, geht jederseits vom Oberrand ein 6 cm langes Einstichmuster aus; an dem der Fig. 12 erkennt man längs des Oberrandes eine Reihe von Eindrücken und die Löcher verbindend eine Doppelreihe von Einstichen.

Etwas ganz anderes sind die aufmodellierten Figuren. Am Topf der Fig. 3, Taf. 21, ist jederseits ein menschliches Gesicht in Hochrelief angebracht; die Augen sind kleine Röhrchen, die Nase zeigt Narinen und ein durchbohrtes Septum; der Mund ist durch einen kleinen Quervulst angedeutet. Am Topf der Fig. 4 im Nouméa-Museum ist jederseits eine rohe menschliche Figur appliziert mit übermäßig großen, dreifingerigen Händen, ohne Füße; das Aufhängeloch befindet sich im Ellbogenwinkel.

DURAND¹ gibt ein bescheidenes Bild eines Topfes mit der Figur eines tanzenden Männchens wieder, GLAUMONT² ein ganz schematisches mit menschlichem Gesicht, LAMBERT³ die Abbildung eines Topfes, dessen ganze Fläche mit tierischen und menschlichen Figuren bedeckt ist. LEENHARDT⁴ bildet einen Topf ab mit einer quergestellten großen Eidechse unterhalb des Randes. LUQUET⁵ nennt als Dekorationsmuster Menschen, Eidechsen, Schildkröten und Fische. Nach LEENHARDT⁶ wählt man gerne zum Kochen der Ignamen an Opferfesten dekorierte Töpfe. LUQUET bildet nach einer Skizze GLAUMONTS eine Anzahl Tongefäßformen ab; es befinden sich darunter zwei nach unten spitz zulaufende Schalen, wie mir solche nicht begegnet sind; sie erinnern an Hebriden-Gefäße, stammen vielleicht auch dorthier.

Die Tonwaren der Neuen-Hebriden sind nach Form und Ornamentstil von den caledonischen ganz verschieden, wofür man SPEISERS⁷ Arbeit und Bilder vergleichen möge. Aufhängelöcher fehlen; auch werden die Hebriden-Töpfe nie aufs Feuer gestellt wie die caledonischen, sondern es wird darin mit heißen Steinen gekocht.

Baumbaststoff (Tapa)-Fabrikation.

Die Baumbaststoff-Industrie ist in Neu-Caledonien sozusagen erloschen, verdrängt durch die billigen und dauerhafteren europäischen Stoffe. Es dürfte wenig Orte mehr geben, wo heute noch Baumbaststoff hergestellt wird. Ich traf bei Brindy, südlich von Thio, noch einen alten Mann, der selber den von ihm benötigten Baststoff fabrizierte.

Es sind zwei Sorten von Baststoff zu unterscheiden. Eine feinere ist weiß oder gelblich weiß von Farbe, ziemlich dünn, wenig widerstandsfähig und daher oft durchlöchert. Das Material für diese Sorte entstammt nach DE ROCHAS⁸ und LAMBERT⁹ einem Bäumchen aus der Familie der Urticaceen, nach VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁰ der Moracee *Broussonetia papyrifera* (L.),

¹ DURAND, 42, p. 502; ² GLAUMONT, 72, p. 45; ³ LAMBERT, 99, p. 131; ⁴ LEENHARDT, 103, p. 5; ⁵ LUQUET, 115, p. 52—53; ⁶ LEENHARDT, 102, p. 269; ⁷ SPEISER, 165, p. 256, Taf. 65; ⁸ DE ROCHAS, 145, p. 182; ⁹ LAMBERT, 99, p. 162; ¹⁰ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 640.

die häufig bei den Hütten kultiviert werde; auch JOUAN¹ und VINCENT² erwähnen diesen Baum. Die andere Sorte ist derber, haltbarer, rotbraun von Farbe und wird nach denselben Autoren aus der Rinde einer Ficus-Art (*Ficus prolixa* Forst.) hergestellt. Die beiden Sorten existierten schon zur Zeit der Entdeckung der Insel. FORSTER³ erwähnt schon Stoff, der von einem Feigenbaum zu stammen scheine und LABILLARDIÈRE⁴ das Schwenken weißer Tücher beim Empfang. Die weiße Sorte dient in der Tat als Willkommensgruß.

Ich habe beide Stoffarten aus Caledonien mitgebracht. Aus ziemlich dünnem, gelblichweißem Stoff besteht eine große, vielfach durchlöchernte Flagge oder Banderole aus Kanala; sie hat eine Länge von 5 m. Am einen Ende 1,20 m breit, verschmälert sie sich allmählich und läuft in eine Spitze aus, die zu einer Schnur zusammengedreht ist. Eine zweite, aus derselben Gegend stammende, ist 3,50 m lang, am einen Ende 66 cm breit und gleichfalls in eine Spitze auslaufend. Ein Stück aus der Gegend von Oubatche ist 2 m lang, 26 cm breit und verschmälert sich ebenfalls zu einer langen Spitze, ähnlich zwei weitere aus derselben Gegend, 1,40 m und 2,40 m lang, 25 und 40 cm breit. Es sind dies wahrscheinlich Schärpen oder auch Kopf- und Penisbinden.

Aus rotbraunem, derbem, auf einer Seite glattem, auf der anderen rauhem und filzigem Baststoff besteht ein enormes Stück von über 4 m Länge und 85 cm Breite. Man kann daran mehrere querverlaufende Nahtstellen erkennen, herrührend vom Zusammenfügen verschiedener Teile; es stammt aus Koindé, landeinwärts von Lafoa. Ein ganz ähnliches, sehr grob gefasertes erhielt ich in Oubatche, 2,85 m lang und 30 cm breit.

Über die Technik der Herstellung dieser Stoffe sind wir nur dürftig unterrichtet. LAMBERT⁵ gibt an, daß man zur Bereitung des weißen Stoffes die Rinde einer Urticacee spalte, abziehe, trockne, einen Tag lang in Wasser verrotten lasse, dann mit Hämmern bearbeite, wodurch sie sich verdünne und verbreitere. Bei der Stoffbereitung aus Ficus-Rinde sei das Verfahren ähnlich, nur falle das Einweichen in Wasser weg. Nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁶ und PATOUILLET⁷ wählt man runde und lange Wurzelpfeiler oder Äste des Feigenbaums, spaltet durch einen longitudinalen Einschnitt die Rinde, löst sie los und läßt sie mazerieren, worauf sie während mehrerer Stunden geschlagen werde.

Baststoffherstellung ist folgens LAMBERT in Neu-Caledonien ausschließlich eine Arbeit der Männer, so auch nach BROWN⁸, nach GLAUMONT⁹ dagegen Arbeit der Frauen. Es dürfte aber bei diesem Autor eine Verwechslung mit der fälschlich Tapa genannten Frauenschürze vorliegen, die in der Tat von Frauen hergestellt wird. Nach GRÄBNER¹⁰ ist Rindenstoffbereitung in der ganzen Südsee Sache der Frauen, wonach Neu-Caledonien in dieser Beziehung eine Ausnahme stellt einnimmt.

Die Rinden- oder Baststoffe dienen in Caledonien zu den verschiedensten Zwecken. Es werden oder wurden daraus hergestellt Kopftücher, turbanartige Kopfbedeckungen, Penisbinden, Bänderolen, Schärpen und anderes. Mit feinem, weißem Baststoff werden Lanzen und Keulen dekoriert; er dient auch als Friedens- und Willkommenzeichen, wie bereits gesagt. Das grobe Material findet Verwendung zur Herstellung der Kopfturbane, zur Anfertigung von Geldbörsen, zum Einwickeln zahlreicher Gegenstände, nicht zuletzt zur Umhüllung von Leichen.

Über Bemalung von Baststoff habe ich nur eine Notiz bei VERMAST¹¹ gefunden, in welcher von Rindenstoffmänteln der Chefs gesprochen wird, 1,25 m auf 75 cm messend und bemalt mit

¹ JOUAN, 92, p. 122; ² VINCENT, 172, p. 96; ³ FORSTER, 38, p. 256 u. 265; ⁴ LABILLARDIÈRE, 97, p. 183; ⁵ LAMBERT, 99, p. 162 u. 164; ⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 640; ⁷ PATOUILLET, 132, p. 230; ⁸ BROWN, 31, p. 114; ⁹ GLAUMONT, 70, p. 102; ¹⁰ GRÄBNER, 77, p. 116; ¹¹ VERMAST, 170, p. 44 und 49.

schwarzen Vierecken, durch rote Linien in unregelmäßige Dreiecke geteilt; einige Vierecke seien auch rot, der Rand des Mantels in lange Fransen zerschnitten; ein solches Stück ist in der genannten Arbeit abgebildet.

MONCELON¹ sagt dagegen, daß Baststoffe nie gefärbt werden, wonach das VERMAST'sche Stück etwas durchaus Ungewöhnliches sein muß. Bei LENNIER² findet sich ein Stück brauner Tapa abgebildet, das an beiden Enden mit Federquasten verziert ist. Es stammt vielleicht von den Neuen-Hebriden, wo solche federgeschmückte Tapas vorkommen. Objekte aus den Hebriden haben sich in viele caledonische Sammlungen verirrt.

Zur Herstellung der Tapa dienen Holzklöppel, von denen man sammeln kann, so viele man mag, ein Beweis, daß sie nicht mehr gebraucht werden. Ich habe solche aus der Gegend von Oubatche, aus Hienghène, dem Houaïlou-Tal, Kanala und Koindé.

Die Klopfhämmer haben die Form kleiner Keulen, hergestellt aus einem schweren, dunkel rotbraunen Holze. Sie bestehen aus einem länglichen Kolben von rundem, manchmal auch leicht ovalem Querschnitt, dem Schlagteil und einem dünneren, runden Stiel als Handhabe. Der Schlagteil ist durch zahlreiche Längs- und Ringfurchen in viele kleine Vierecke, oft auch Rechtecke, eingeteilt, wonach solche Klopfhämmer an Maiskolben erinnern. Der Schlagkolben läuft in eine mehr oder minder scharfe Spitze aus. Das Gerät variiert etwas in Form und Größe in den verschiedenen Inselteilen.

Die Stücke aus der Gegend von Oubatche sind übereinstimmend $28\frac{1}{2}$ bis 30 cm lang, ihr Schlagteil 16 cm; doch variiert dessen Umfang von $16\frac{1}{2}$ bis 23 cm. Die Zahl der Längsfurchen schwankt von 29 bis 59, die der Ringfurchen von 31 bis 37. Die Furchen sind meist untief und öfters in nicht ganz regelmäßigen Abständen gezogen, so daß an einem und demselben Stücke Vierecke und Rechtecke verschiedener Größe anzutreffen sind. Der beträchtlich dünnere, runde Stiel ist bei zwei Exemplaren vom Schlagkolben durch eine Furche abgesetzt; beim dritten geht er allmählich in denselben über. Auf Taf. 19, Fig. 2, ist ein gut gearbeitetes Exemplar aus Diaoué bei Oubatche abgebildet.

Ein Bastklopfer von Hienghène, Fig. 1, schließt sich in seiner Form an die eben beschriebenen an; er ist 26 cm lang, sein Schlagkolben 13 cm, bei einem Umfang von 25 cm. Längsfurchen 68, Ringfurchen 38. Der Stiel ist vom Körper stark abgesetzt.

Schlankere Formen trifft man im Houaïlou-Tal an, Fig. 3 u. 4, mit Längen von 31 und 36 cm und Schlagkolben von 17 und 21 cm. Diese sind verhältnismäßig schwach, indem ihr Umfang nur 22 und 19 cm beträgt. Längsfurchen 35 und 39, quere 41 und 51. Zwischen Schlagkolben und Stiel schiebt sich ein kurzes, konisches Übergangsstück ein, dekoriert mit einigen Dreiecklinien. Der Stiel unterscheidet sich von allen übrigen caledonischen Stücken dadurch, daß er mit einer abgesetzten Kuppe endet.

Auch meine drei Stücke aus der Gegend von Kanala sind schlanke Formen, Fig. 5 und 7, 38 bis 42 cm lang, mit Schlagkolben von $19\frac{1}{2}$ bis 25 cm Länge und einem Umfang von nur 13 bis 21 cm. Zahl der Längsfurchen 32 bis 55, der queren 58 bis 78. Einer der Schlagkolben ist leicht abgeplattet, der Stiel bald wenig, bald stark von diesem abgesetzt. Endlich mißt ein Stück von Koindé, landeinwärts von Lafoa, Fig. 6, 33 cm in der Länge mit einem Schlagteil von $16\frac{1}{2}$ und einem Umfang von 19 cm. Längsfurchen 39, quere 44. Stiel stark vom Körper abgesetzt.

Zwei Klopfhämmer sind bei LAMBERT³ abgebildet, einer bei EDGE-PARTINGTON⁴.

¹ MONCELON, 122, p. 349; ² LENNIER, III, Taf. 3; ³ LAMBERT, 99, p. 163; ⁴ EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 67.

GIGLIOLI^{1, 2 u. 3} erwähnt unter den prähistorischen Funden einen Tapaschläger aus Stein hergestellt, von GLAUMONT 1888 in der Grotte Pa oro des Bourail-Distrikts entdeckt. Er befindet sich nun im Ethnographischen Museum in Rom, wo ich ihn habe untersuchen können, Fig. 10. Es ist ein länglicher, natürlicher Rollstein aus Kalk oder Schiefer, 19 cm lang, etwa 4 cm breit und 3 cm dick. Auf einer Strecke von $7\frac{1}{2}$ cm ist er völlig unbearbeitet; der Rest zeigt 19 Ring- und 12 Längsfurchen, welche miteinander Vierecke begrenzen, ähnlich wie an den hölzernen Schlägern. Indessen sind die Längsfurchen bloße Kritze ohne Tiefe, während die Ringfurchen etwas tiefer eingeschnitten sind. Das kleine Stück soll zweifellos einen Tapaklopfer bedeuten, ist aber kaum für den Gebrauch hergestellt worden, für den es sich in keiner Weise eignet, sondern dürfte irgendeine mystische Bedeutung gehabt haben, also in die Kategorie der Zaubersteine gehören, wofür schon sein Fund in einer Grotte spricht.

Tapaklopfer aus Stein kommen in Neu-Guinea vor. SCHELLONG⁴ bildet zwei solche aus der Finschhafengegend ab, längliche Korallensteine mit quadratischen Einkerbungen am einen Ende. SCHMELTZ⁵ gibt die Abbildung eines 225 mm langen Tapaklopfers aus Stein von den d'Entrecasteaux-Inseln.

Auf den Loyalty-Inseln ist zur Zeit die Baststofffabrikation völlig erloschen. Auf Maré erhielt ich in Netché, Médou und La Roche noch vier Klopfhämmer, aber von Stoff nur ein einziges Stück, eine Schärpe oder Binde aus gelblichweißem Material, 2,20 m lang und etwa 25 cm breit. CHEYNE⁶ berichtet von Tapa auf Lifou und Ouvéa, HADFIELD⁷ vom Umwickeln der Haare mit Tapa auf Lifou. Ich selber habe von diesen beiden Inseln keine Belege.

Die Klopfhämmer von Maré sind im Prinzip mit den caledonischen verwandt, indem sie, wie diese, aus einem runden Schlagkolben mit rundem Stiel bestehen; sie unterscheiden sich aber auf den ersten Blick von den caledonischen dadurch, daß ihr Schlagkolben nur Längsrinnen, aber keine Ringfurchen besitzt, folglich keine Einteilung in Vierecke oder Rechtecke erkennen läßt. Der walzenförmige Schlagkolben ist am Ende quer abgestutzt oder leicht gerundet. Der Stiel kann durch wagrechten Einschnitt vom Kolben stark abgesetzt sein oder auch allmählich in denselben übergehen. Die erstere Form findet sich in der Westhälfte von Maré, die viel rohere zweite erhielt ich in La Roche im Osten des Inselchens. Die beiden Typen, ohne und mit abgesetztem Stiel, sind in Fig. 8 u. 9 wiedergegeben. Die Länge meiner zwei Stücke mit abgesetztem Stiel beträgt 28 und $29\frac{1}{2}$ cm, die ihrer Schlagteile 13 und 15 cm, bei einem Umfang von $25\frac{1}{2}$ und 26 cm. Die Längsfurchen, 43 und 56 an der Zahl, begrenzen erhabene, gewölbte Rippen. Die beiden anderen Exemplare ohne abgesetzten Stiel messen $27\frac{1}{2}$ und $31\frac{1}{2}$ cm, ihr Schlagteil 15 und 18, bei einem Umfang von 21 und 22 cm. Die Längsfurchen, von denen manche nicht über die ganze Länge sich erstrecken, 42 und 40 an der Zahl, lassen stellenweise Längsrippen von 5 mm oder mehr Breite zwischen sich. Ein bei EDGE-PARTINGTON⁸ als caledonisch abgebildeter Tapaklopfer stammt sicher von den Loyalty-Inseln.

Die Tapaschläger von Neu-Caledonien und von Maré — die von Lifou und Ouvéa sind unbekannt — weichen in ihrer Form von denen der Neuen-Hebriden und Polynesiens stark ab, indem diese letzteren nicht runde Klöppel, sondern vierkantig sind und plane Schlagflächen besitzen. Runde Schläger neben planen bildet EDGE-PARTINGTON⁹ vom Papua-Golf ab. Von den Numfooresen der Doreh-Bai besitzt das Basler Museum einen runden Tapaklopfer, der aber nur Ringfurchen aufweist, vom Sepikfluß einen flachen mit Vierecken. Der Form nach den cale-

¹ GIGLIOLI, 65, p. 307; ² GIGLIOLI, 66, p. 79; ³ GIGLIOLI, 195, p. 170; ⁴ SCHELLONG, 201, Taf. 19, Fig. 5 und 6; ⁵ SCHMELTZ, 202, p. 233; ⁶ CHEYNE, 33, p. 16 und 23; ⁷ HADFIELD, 82, p. 137; ⁸ EDGE-PARTINGTON, 43, I, Taf. 131; ⁹ EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 178.

donischen entsprechende Klöppel, aber ohne Rinnen, dienen auf der Frederik-Hendrik-Insel zum Zerschlagen von Farnstengeln zu Mehl.

Auf den Neuen-Hebriden kommt Tapa nur in Fate und den Inseln südlich davon vor. Auf Fate scheint sie einem ziemlich rezenten polynesischen Einfluß ihre Existenz zu verdanken; dagegen dürfte die ziemlich rohe Tapa von Tanna und Erromanga älter sein und nicht erst auf jungem polynesischem Einschlag beruhen (SPEISER^{1 u. 2)}). Ich glaube, daß in Caledonien die Tapafabrikation ein hohes Alter hat, wofür schon die von der polynesischen abweichende Schlägerform spricht. Überdies finden wir Tapafabrikation schon bei sehr primitiven Stämmen, wie den Wedda auf Ceylon und den Urvölkern von Malakka.

Steinbeile und andere Steingeräte.

Das Steinbeil ist als ein Handwerksgerät zu betrachten, gebraucht zu Zimmermannsarbeiten, zum Fällen der Bäume, zum Roden des Feldes, zum Aushöhlen von Pirogen usw. Kriegswaffe ist es nicht, womit natürlich nicht gesagt werden soll, daß nicht gelegentlich ein Mensch mit einem Steinbeil umgebracht worden ist. Dagegen ist das aus Europa eingeführte schwere Eisenbeil rasch eine beliebte und gefährliche Kriegswaffe geworden, wie schon zu Beginn der 60er Jahre VIEILLARD und DEPLANCHE³, sowie DE ROCHAS⁴ bemerken.

Auch das große Scheibenbeil ist nicht im Kriege gebraucht worden, obschon es gelegentlich in der Literatur als Waffe der Chefs bezeichnet wird; es ist ein Würde- und Paradezeichen der Häuptlinge, das bei hohen Festen und bei Tänzen gezeigt wird, gehört zu ihrem Schatz und bildet ein Geschenk von hohem Werte (LAMBERT⁵). Daß damit gelegentlich, wie es LABILLARDIÈRE⁶ vordemonstriert wurde, eine Leiche mag geöffnet und zerhackt worden sein, ist wohl möglich. Auch GARNIER⁷ erwähnt das. Das Steinbeil ist außerordentlich rasch durch europäische Eisenware verdrängt worden, die zuerst die Sandalhändler als Tauschartikel nach der Insel brachten. Schon 1849 fand ERSKINE⁸ die Eingeborenen der Ile des Pins mit Eisenäxten wohl versehen, und 1862 sagt DE ROCHAS, l. c., Steinbeile seien nur noch eine Liebhaberkuriosität. Heute sind Steinklingen in Fassung größte Rarität geworden, und man muß sich sehr von zu Handelszwecken von Eingeborenen und von Sträflingen angefertigten Stücken in acht nehmen. Lose Klingen kann man sammeln, soviel man mag.

Steinklingen. Diese variieren ungemein stark nach Form und Größe, auch wenn wir zunächst von den ganz eigenartigen Scheibenbeilen absehen. Die meisten Klingen, etwa zwei Drittel derselben, zeigen einen symmetrischen Bau, wobei die Schneide in der Mitte zwischen den beiden annähernd gleich stark gewölbten Flächen der Klinge liegt. Bei den asymmetrischen Klingen ist die Oberseite stärker gewölbt als die Unterseite, die zuweilen nahezu flach sein kann; die Schneide ist dann der Flachseite genähert.

Rauhigkeiten zur Befestigung der Klinge habe ich nur an zwei Stücken wahrgenommen; vielleicht sind sie auch an diesen nur zufällig entstanden. Um der Klinge Halt zu geben, dient sehr häufig eine Umhüllung des zu fassenden Teiles mit rauhem Baumbaststoff.

Das Material der Steinklingen stammt fast ausnahmslos aus der in der Insel so verbreiteten Serpentinformation. Es sind teils wirkliche Serpentine und ihre Derivate, teils zähe, feinfaserige Nephrite (Jade) und nephritoide Gesteine, die in dieser Formation sich finden. Reiner, grüner Nephrit ist verhältnismäßig selten; meist ist das Gestein mit Wolken und Adern anderer Farbe

¹ SPEISER, 164 b, p. 47; ² SPEISER, 165, p. 267; ³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 221; ⁴ DE ROCHAS, 145, p. 185; ⁵ LAMBERT, 99, p. 171; ⁶ LABILLARDIÈRE, 97, p. 215–216; ⁷ GARNIER, 180, p. 85; ⁸ ERSKINE, 45, p. 394.

durchsetzt. Die Farbe der Klingen geht vom dunkelsten Schwarz durch Rotbraun, Schwarzgrün, Blaugrün und Grasgrün bis zu hell weißlichen Tönen. Namentlich wurde bei den großen Klingen der Scheibenbeile auf schöne Farbenwirkung Wert gelegt. Als Fundstelle hervorragend schöner Gesteine wird mehrfach die Insel Ouen, nahe der Südspitze Caledoniens namhaft gemacht, so von GLAUMONT¹, LEMIRE², LENNIER³ und SAVÈS⁴, welch letzterer auch Houailou und, sicher irrtümlich, das außerhalb der Serpentinformation gelegene Hienghène als berühmte Fundstellen erwähnt und beifügt, daß, da die Westküste weniger reich an Serpentin sei als die Ostküste, von dieser aus ein Handel mit solchen Gesteinen getrieben werde. Auch GARNIER⁵ erwähnt die genannte Insel Ouen als den Ort, woher das schönste Material für die Scheibenbeile stamme, weiß, mit grasgrünen Adern; die Eingeborenen sollen sogar häufig Kriege mit Eindringlingen, selbst von den Loyalty-Inseln her, die von dem kostbaren Gestein holen wollten, geführt haben müssen. Die Loyalty-Insulaner bezogen gleichfalls auf dem Handelsweg ihre Beilklingen von der caledonischen Ostküste. Aus Kalkstein gefertigte Klingen habe ich nie gesehen, auch nicht solche aus Sandstein, wie sie VINCENT⁶ erwähnt. Noch sei bemerkt, daß in Neu-Caledonien sowohl, als auf den Loyalty-Inseln stets nur Stein für die Beile zur Verwendung kam. Klingen aus Tridacna-Material und anderen marinen Mollusken oder aus Schildkrötenpanzer, wie sie anderwärts, so z. B. auf den Neuen-Hebriden, vorkommen, fehlen durchaus.

Auf Taf. 22 sind die am häufigsten vorkommenden Klingenformen in $\frac{2}{5}$ Größe zur Darstellung gebracht worden. Die Figuren 1 bis 3 zeigen breite und ziemlich flache Formen mit gerader oder fast gerader, querer Schneide, Fig. 1 das größte Stück dieser Art, schwarz und grün gefärbt aus Hienghène, 20 cm lang, mit größter Breite von $13\frac{1}{2}$ cm, 2,7 cm dick, Fig. 2 dunkelgrün aus Maré, 11 cm lang, $8\frac{1}{2}$ cm breit, 2,1 cm dick, Fig. 3 hellgrün, dunkel geädert aus Kanala, Maße 7, $5\frac{1}{2}$ und 1,6 cm. Die Figuren 4 und 5 geben breite Formen mit gerundeter Schneide wieder, Fig. 4, hellgrau aus Bopope, 12 cm lang, $7\frac{1}{2}$ cm breit, 2,5 cm dick, Fig. 5 graugrün aus Koindé, Maße $14\frac{1}{2}$, 9 und 2,7 cm. Die Figuren 6 und 7 zeigen lang trianguläre Formen, Fig. 6 hellgrün mit dunklen Flecken aus Brindy, 23 cm lang, 9 cm breit, 4,2 cm dick, Fig. 7 blaugrün mit weißen Wolken aus Oubatche, Maße 18, $9\frac{1}{2}$ und 3 cm. Die Fig. 8 gibt eine lange und schmale Form mit fast parallelen Seitenrändern von schwarzbrauner Farbe aus Maré wieder, 19 cm lang, $6\frac{1}{2}$ cm breit, 2,1 cm dick. Hieher gehört ein im Museum von Nouméa befindliches Stück mit der Herkunftsangabe Conception bei Nouméa aus grauem Serpentin, das bei geringer Breite und Dicke eine Länge von $34\frac{1}{2}$ cm aufweist und damit die längste Beilklinge ist, die mir begegnet. GIGLIOLI⁷ erwähnt eine Klinge von 32 cm Länge und 13,5 cm größter Breite.

Die Fig. 9 bis 11 zeigen kurze, schmale Formen mit parallelen Seitenrändern, übergehend in Meißel, Fig. 9 schwarzgrün aus Kanala, lang 10 cm, breit 4 cm, dick 1,6 cm, Fig. 10 hellgrün, an beiden Enden zugespitzt, ebenfalls aus Kanala, Maße 7, 3 und 1,4 cm, Fig. 11 braun verwittert, mit rundlichem Querschnitt aus Maré, $7\frac{1}{2}$ cm lang, $2\frac{1}{2}$ cm breit, 2 cm dick. Auf Fig. 12 ist eine kurze und dicke Klinge von grauer Farbe aus Maré dargestellt, 5 cm lang, $3\frac{1}{2}$ cm breit und 2,2 cm dick.

Eine exzeptionelle Form hat das Exemplar von Kanala der Fig. 13, eine außerordentlich schwere und dicke Klinge mit abgehämmerter Schneide, hellgrau mit grünen Flecken und Bändern, mehr ein Hammer als eine Beilklinge; seine Länge beträgt 19 cm, die Breite $9\frac{1}{2}$, die Dicke 5,2 cm.

Eine kleine ovale, von zwei Löchern durchbohrte Klinge, schwarz von Farbe, ohne Herkunftsnachweis, gibt Fig. 14 wieder; sie mißt nur 9 cm in der Quer-, $7\frac{1}{2}$ cm in der Längsachse und 1,8 cm in der Dicke.

¹ GLAUMONT, 70, p. 110; ² LEMIRE, 110, p. 199; ³ LENNIER, 111, p. 12; ⁴ SAVÈS, 152, p. 546; ⁵ GARNIER, 180, p. 82; ⁶ VINCENT, 172, p. 90; ⁷ GIGLIOLI, 66, p. 80.

Die Art und Weise der Fassung der Steinklingen ist in Caledonien eine sehr wechselnde. Nach der Stellung der Klinge kann man zunächst zwei Gruppen von Steinbeilen unterscheiden, erstens eine solche, bei der die Schneide der Klinge mit dem Schaft parallel läuft, also eine senkrechte Stellung hat, Äxte oder Beile, und zweitens eine solche, bei der die Schneide rechtwinklig zur Handhabe gerichtet ist, Dächsel, Herminettes. Verstellbare Klingen kommen in Caledonien nicht vor.

Beile mit senkrecht stehender Klinge. Hieher gehört zunächst die primitivste Art caldonischer Fassungen, bei der die Klinge mit senkrecht stehender Schneide einfach in ein Loch eines dicken geraden Stiels gesteckt wird. Ich habe kein Exemplar dieser Art gesehen; aber es bildet LABILLARDIÈRE¹ ein solches ab. Diese primitive Fassungsform, die sich auch in unseren neolithischen Pfahlbauten findet, wird von FOY² und GRÄBNER³ und⁴ der totemistischen Kultur zugeschrieben. Als Verbreitungsgebiet derselben in Ozeanien werden angegeben das Nordterritorium von Australien, die Inseln der Torres-Straße, das benachbarte Neu-Guinea, die Admiralitäts-Inseln und Neu-Caledonien. Dr. P. WIRZ brachte so geschäftete Beile sowohl aus dem südlichen Küstengebiet, als aus dem zentralen Teil von Holländisch Neu-Guinea. Nach SPEISER⁵ kommt auch auf den südlichen Neu-Hebriden, speziell in Tanna, nach HUMPHREYS⁶ auch auf Erromanga, die Methode vor, die Klinge einfach in ein Loch des Schaftes zu stecken und diesen dann durch eine Bindung gegen das Zerspringen zu schützen; SPEISER bildet ein Modell eines solchen Beiles ab. Die heutige Verbreitung ist sicher nur ein Relikt einer einst weltweiten, findet sich doch diese Schäftung auch bei südamerikanischen Stämmen.

Einen wesentlichen Fortschritt derselben Schäftungsmethode zeigt das Beil des Frankfurter Museums, Taf. 23, Fig. 1; hier ist die Klinge nicht einfach in einen dicken Schaft eingesteckt, sondern durch eine Öffnung des Schaftes durchgeführt. Bei diesem 44 $\frac{1}{2}$ cm langen Beil aus Kanala verbreitert und verflacht sich der runde Schaft nach oben zu etwas. Vom verdickten Oberende 7 $\frac{1}{2}$ cm entfernt, ist der Schaft auf eine Strecke von 6 $\frac{1}{2}$ cm gespalten und die Spaltwände auseinander gebogen durch die eingefügte Steinklinge. Die den Stein umschließenden Wände sind außen und innen mit Baststoff umwickelt, wie auch ein Teil des Schaftes. Ober- und unterhalb des gespaltenen Teiles umgibt eine starke Bindung von Kokosschnüren den Schaft, um ein Zerspringen zu verhüten. Ebenso sind Kokosschnüre um den gespaltenen Schaftteil gezogen. Ein Bastlappen umgibt die schwarze Steinklinge.

Die nächst zu beschreibende Schäftungsmethode unterscheidet sich von der ersteren dadurch, daß die Klinge nicht in einer Spalte des Schaftes sitzt, sondern in einer Gabel des Schaftendes eingeklemmt und festgebunden wird. Diese Gabel kann nur kurz sein, so daß die Klinge darüber hervorragt und durch Kokosschnüre festgehalten werden muß, oder die Gabel kann die ganze Klingenbreite umfassen. Zwei Exemplare der ersteren Art habe ich in Kanala erhalten, Fig. 2 u. 3, Taf. 23. Beide sind von geringer Länge, 35 und 39 cm messend. Ihr gerader, runder, aus rotbraunem Holz bestehender und 3 $\frac{1}{2}$ bis 4 cm im Durchmesser haltender Schaft ist oben in zwei rechteckige Gabeln von 5 bis 6 cm Länge und etwa 4 cm Breite ausgeschnitten. In dieser Gabel ist die Klinge festgeklemmt, von grauem Baststoff umwickelt, wie auch die Gabeln selbst. Um die Klinge ist eine Bindung aus Kokosschnüren gelegt, aus zwei breiten sich kreuzenden Bändern bestehend und den oberen Teil des Schaftes umfassend. Eine weitere, um den Schaft gelegte Schnurbindung preßt die Gabelteile gegeneinander. Die Steinklinge des einen Stückes hat eine mandelförmige Gestalt, in eine wenig scharfe Spitze auslaufend, ist 14 cm lang, bei einer größten

¹ LABILLARDIÈRE, 97, Taf. 38; ² FOY, 54, p. 265; ³ GRÄBNER, 74, p. 37; ⁴ GRÄBNER, 76, p. 737; ⁵ SPEISER, 165, Taf. 33, Fig. 13; ⁶ HUMPHREYS, 209, p. 163.

Breite von $8\frac{1}{2}$ cm; die des anderen ist nur $8\frac{1}{2}$ cm lang, 7 cm breit und mit leicht gerundeter Schneide versehen.

Anders ist die Gabel an einem 69 cm langen Stück des Berliner Museums gestaltet, Fig. 4. Bei diesem ist das obere Schaftende auf einer Strecke von etwa 15 cm gespalten, aber so, daß die Gabelspitzen wieder zusammenneigen. Eine herzförmige Klinge ist in diese Gabel eingeschoben, welche durch starke Kokosschnurbänder zusammengepreßt wird; diese Bindung umgibt auch Teile der Klinge; am unteren Schaftende sind zwei Gesichter angeschnitzt. Im Berner Museum befindet sich ein Steinbeil, das mir aber zum Verkauf hergestellt zu sein scheint, an dem die $18\frac{1}{2}$ cm langen und mit einem Fischkopf endenden Gabeläste weit über die Klinge hinausragen.

Von den eben geschilderten Steinbeilen insofern abweichend ist ein 53 cm langes Exemplar der Berliner Sammlung, Fig. 5, als in das gespaltene obere Schaftende nicht direkt eine Steinklinge eingelassen ist, sondern eine flache, 24 cm lange und $8\frac{1}{2}$ cm breite Holzplatte; in eine Spalte ihres Vorderendes ist eine grüne Steinklinge eingefügt, 6 cm weit daraus vorragend. Eine starke Kokosschnurbindung hält den Stein in der Platte fest und verbindet diese letztere solid mit dem runden Schaft.

Wieder anders ist die Konstruktion eines Beiles in der Dresdener Sammlung, Fig. 6, indem hier der die Klinge tragende Holzteil nicht in einer Gabel des Schaftes steckt, sondern mit diesem aus einem Stück gearbeitet ist. Der 30 cm lange, flache Querast läuft nach hinten zu spitz aus; in eine senkrechte Spalte desselben ist vorne die 9 cm breite und 7 cm weit vorragende Klinge eingeschoben. Der 56 cm lange Schaft und sein Querast sind mit Baststoff, Kokos- und Flederhundwollschnüren umwickelt.

Hier schließen sich zwei Steinbeile aus Lifou an, die sich aus GIGLIOLIS Sammlung in Rom befinden, Taf. 24, Fig. 1 u. 2. Das erstere besitzt einen polierten runden Schaft von 54 cm Länge mit einem durch eine Ringfurchen abgesetzten, mit Baststoff und Schnur umwickelten Handgriff von 13 cm Länge. Der Schaft besteht nicht aus einem Stück mit dem Querholz, sondern scheint, wie seine leichte Beweglichkeit erweist, in dieses eingezapft zu sein. Das Querholz ist ein flaches Holzstück, 27 cm lang, vorne $9\frac{1}{2}$ cm breit, hinten etwas schmaler und etwa 3 cm dick. Vorne ist es ausgehöhlt zur Aufnahme der Klinge, die aus der Höhlung 15 cm weit hervorragt. GIGLIOLI¹ hat dieses Beil bereits abgebildet.

Das andere Lifou-Beil, Fig. 2, ist dem ersteren ähnlich, aber der 38 cm lange Schaft und das 26 cm lange flache Knieholz bestehen aus einem Stück. Die Klinge scheint nicht in einer Höhlung des Querholzes zu stecken, sondern diesem einseitig aufgebunden zu sein.

Bei einer weiteren Sorte von Steinbeilen, die in die Gruppe mit senkrechter Schneide gehören, sitzt die Klinge weder unmittelbar, noch durch Vermittlung eines Holzteiles in einer Gabel des Schaftes, noch ist sie in einen Querast des Schaftes eingelassen, sondern bloß durch eine darum gelegte Schnurbindung mit dem den Schaft umgebenden Schnurgeflecht verbunden. Ein Steinbeil dieser Art aus der Wiener Sammlung zeigt Fig. 3, Taf. 24. Der gerade Holzschaff ist etwas oberhalb seiner Mitte mit vier Reihen flacher Läppchen beschnitzt; darüber folgt eine $7\frac{1}{2}$ cm breite Bindung aus Kokosschnüren. Diese klemmt ein 2 cm breites Band aus Kokosschnurgeflecht fest, welches die Mitte der Steinklinge umfaßt, unterlagert von Baststoff, um ein Ausgleiten zu erschweren. Die grüne, spitzovale Klinge ist 11 cm lang, das ganze Beil, Schaft und Klinge, 46 cm. Schon bei EDGE-PARTINGTON² ist eine so gefaßte caledonische Steinklinge abgebildet. Es zeigt diese Fassungsweise Verwandtschaft mit dem altaustralischen Zweigschlingen-

¹ GIGLIOLI, 195, p. 176; ² EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 68, Fig. 7.

beil, das sich auch in der Zweiklassenkultur wieder findet (SCHMIDT¹). Bei BUSCHAN² ist ein solches Rotangschlingenbeil aus Neu-Britannien abgebildet.

Ein sehr merkwürdiges caledonisches Beil mit solcher Bandschleifenfassung bildet LOPPÉ³ ab; ich verdanke ihm die Photos, Taf. 24, Fig. 8 u. 8a. Das Stück hat eine Länge von 48½ cm; der mit einem Handgriff versehene Schaft ist oben von einem sorgfältigen Schnurgeflecht umgeben, welches ein ebensolches Geflechtband, das den Klingenteil umgibt, festhält. Das Außerordentliche an diesem Stück, was es zu einem Unikum stempelt, ist aber, daß, wie Fig. 8a zeigt, zwei Steinklingen, durch eine Scheidewand getrennt, von diesem Band umschlossen werden. Wozu dieses Doppelbeil gedient haben mag, ist nicht klar; es wird wohl einen zeremonialen Charakter gehabt haben. Es kommen auch auf den Neuen-Hebriden Beile mit zwei Steinklingen, freilich von ganz anderer Form, vor; sie gelten als Tanz- oder Zeremonialbeile. SPEISER⁴ bildet ein solches aus Süd-Malekula ab.

Die in Caledonien geübte Durchbohrung der Steinklingen gestattet ferner verschiedene Fassungsarten derselben. Zunächst gibt es doppelt durchbohrte Klingen, die wie undurchbohrte in einer Spalte des Schaftes oder einer Gabel desselben eingefügt sind. Das in Wien liegende Beil der Fig. 4, Taf. 24, entspricht mit Ausnahme der doppelten Klingendurchbohrung durchaus der Fassungsart des Beiles der Fig. 1. auf Taf. 23. Es besitzt einen 84 cm langen, runden, schwarzen Schaft; in einer Spalte desselben, die 10½ cm weit vom spitzen Oberende entfernt beginnt, sitzt die 22 cm lange und 8½ cm breite Klinge. Der obere Schaftteil und die Äste der Spalte sind mit Baststoff umhüllt. Ober- und unterhalb der Klinge sind Bindungen aus Rotangschnüren um den Schaft gelegt, und ebensolche Schnüre sind durch die beiden Klingenlöcher gezogen.

Bei zwei Beilen des Museums in Toulouse, die schon 1883 in die dortige Sammlung kamen, sitzt die doppelt durchbohrte Klinge in einer Gabel des Schaftendes. Eines derselben, Fig. 5, Taf. 24, ist 46½ cm lang. Die 22 cm lange, 9 cm breite, doppelt durchbohrte Klinge ist in eine 7 cm tiefe Gabel des oberen Schaftendes eingeklemmt. Kreuzweise um die Gabel gelegte Schnüre sind durch die beiden Klingenlöcher gezogen. Der Schaft ist mit Baststoff, Flederhundwoll- und Kokosschnüren umwickelt.

Statt doppelter Klingendurchbohrung kommt auch einfache vor und eine ganz verschiedene Fassungsweise. Der runde, 56 cm lange Holzschaff des in Wien befindlichen Beiles, Fig. 6, besitzt oben einen flachen und verbreiterten, mit einer vierzinkigen Gabel endenden Teil. In diesen ist eine etwa 6 cm lange Grube eingeschnitten, und in dieser steckt die einfach durchbohrte Nephritklinge. Durch ihre Durchbohrung sind fünf geflochtene Rotangschnüre durchgeführt, welche durch ein Loch des verbreiterten Schaftteiles gehend, den Stein in seiner Grube festhalten. Etwas verwandt ist die Fassungsweise eines im Trocadéro-Museum liegenden Steinbeiles, Fig. 7. Der braune, runde, unten mit abgesetztem Spitzenteil versehene Holzschaff hat eine Länge von 1,26 m; nach oben zu wird er flacher und endet mit einem verdickten, ornamentierten Kopf. Unterhalb desselben ist ein 12 cm langer Einschnitt angebracht, in den die Klinge eingeschoben ist. Diese ist eine flache, rundliche Platte eines dunklen Gesteins, 15 cm breit und 13½ cm weit aus der Spalte vorragend. Die Befestigung geschieht nicht durch Löcher in der Klinge, sondern durch je einen seitlichen, 2 cm tiefen, scharfen Einschnitt, durch welchen die aus feinen Schnüren bestehende Bindung gezogen ist. In die beiden Rinnen ist etwas Harz eingestrichen, um ein Ausgleiten des Steins zu verhüten. Sowohl von diesem, als dem oben besprochenen Wiener Exemplar kenne ich kein zweites entsprechendes Stück.

¹ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 89; ² BUSCHAN, 32, p. 84 und 138; ³ LOPPÉ, 113, Taf. 5 u. p. 92; ⁴ SPEISER, 165, Taf. 85, Fig. 8 u. p. 430.

Ganz eigenartig ist die Fassung der beiden in Fig. 7 u. 8, Taf. 23 abgebildeten, in der Sammlung des Erzherzogs Franz Ferdinand in Wien liegenden Stücke, indem bei diesen der Schaft nicht aus Holz besteht, sondern aus einem dicken, aus Rotang geflochtenen, etwas biegsamen Stiel, umhüllt mit einem Baststoffband, das mit gelbem Harz bestrichen ist. Die Länge dieser Beile beträgt nur 20 und $21\frac{1}{2}$ cm. Beim Exemplar der Fig. 7 gehen zwei dicke Rotanggeflechtstränge durch das etwa in der Mitte der schwarzen, rundlichen Klinge gebohrte Loch. Der Vorderrand (links im Bilde) dieser in senkrechter Richtung 9 cm, in querer $8\frac{1}{2}$ cm messenden Klinge ist scharf und durch Gebrauch ausgesplittert, der hintere stumpf und roh. Die entsprechend gefaßte Klinge des Beiles, Fig. 8, zeigt rechts im Bilde einen geraden Schneidenrand von $6\frac{1}{2}$ cm Breite; bei beiden ist das Kling Loch, durch das die Rotangbindung geht, mit Harz verstrichen. An den unteren Stielenden befinden sich Rotangtroddeln und eine Schleife aus Flederhundwollschnur. Wozu diese Beile mit unsolidem Stiel gedient haben mögen, entzieht sich meiner Kenntnis. Es ist nicht unmöglich, daß es sich um Fälschungen durch Sträflinge handelt.

Die Schäftung der caledonischen Beile mit senkrecht stehender Klingenschnede ist somit eine sehr verschiedene. Die Klinge sitzt entweder einfach in einem Loch des dicken Schaftes oder ist durch eine Spalte desselben durchgezwängt, oder sie ruht in einer Gabel des Schaftendes, oder sie steckt in einem Querholz, das in eine Gabel des Schaftendes eingelassen oder mit diesem aus einem Stück gearbeitet ist, oder sie ist einfach durch ein Flechtwerkband am Schaft befestigt. Hierzu die verschiedenen Fassungenmöglichkeiten, welche eine Durchbohrung der Steinklinge oder Einschnitte in derselben gestatten. Die meisten dieser Fassungsarten sind spezifisch caledonisch, ohne heutzutage eine weitere Verbreitung zu besitzen. Zwei derselben zeigen, wie schon erwähnt, australische Verwandtschaft.

Beile mit quer zum Schaft stehender Klinge. In dieser Gruppe sind zwei Fassungsarten der Klinge zu unterscheiden, indem sie entweder dem kürzeren, oben abgeflachten Ast der winklig geknickten Handhabe aufgebunden ist oder aber in einer Spalte des Winkelholzes steckt. Auf die erstere Weise ist die Steinklinge bei den Stücken der Fig. 1 bis 5, Taf. 25, gefaßt. Den Dächsel der Fig. 1 habe ich in Kanala erhalten. Sein runder, rotbrauner, $3\frac{1}{2}$ cm im Durchmesser haltender Schaft hat eine Länge von 43 cm, der winklig abgeknickte, an beiden Enden quer abgestutzte Teil eine solche von 19 cm. Auf diesem ist die von Baststoff umhüllte Klinge ohne Deckholz festgebunden, vorne mit sich kreuzenden Rotangbändchen, weiter hinten mit Kokosschnüren, die nicht nur das Knieholz, sondern auch den oberen Teil des Schaftes umgreifen. Die zungenförmige Steinklinge springt 10 cm weit über die Bindung vor; ihre größte Breite mißt 7 cm.

Das 56 cm lange Steinbeil der Fig. 2 gehört der Wiener Sammlung; es besitzt einen runden, leicht gebogenen Schaft; der Querteil endet hinten mit zwei skulptierten Köpfen in Janusstellung; Klinge und Lagerholz sind mit Baststoff und darüber mit Kokosschnurbindung umgeben; außerdem ist eine Umwicklung mit Flederhundwollschnur um die Mitte und den hinteren Teil des Querholzes gelegt. Bei EDGE-PARTINGTON¹ ist ebenfalls ein Beil mit einer Gesichtsskulptur am hinteren Ende des Querholzes abgebildet. Bei einem Stück der Dresdener Sammlung trägt der Schaft selbst eine Eidechse in Hochrelief.

Das Stück der Fig. 3 der Pariser Sammlung ist 42 cm lang mit einem Schaft aus schwarzem Holz, an dessen Winkelteil hinten ein Gesicht ausgeschnitten ist. Die feine, $4\frac{1}{2}$ cm breite Klinge stößt hinten an einen deutlich markierten Einschnitt des Querholzes. Die Umhüllung besteht aus Baststoff und Kokosschnüren.

Bei dem sehr schweren, 81 cm langen Beil der Fig. 4 in der Wiener Sammlung geht der gerade runde Schaft oben über in ein hut- oder helmartiges, schwarz bemaltes Gebilde, von dem ein

¹ EDGE-PARTINGTON, 43, I, Taf. 129, Fig. 2.

17 cm langes, flaches Holzstück schräg nach abwärts ausgeht, auf dem die große, grüne, vorne 10 cm breite Klinge mit starker Kokosschnurbindung befestigt ist. Diese Bindung geht dann unterhalb des Helmes auf den oberen Schaftteil über. Das helmartige Gebilde zeigt einen formalen Übergang zu den weiter unten zu beschreibenden, kurzen Herminetten.

Das Stück der Fig. 5, Taf. 25, stammt aus der Gegend von Bouloupari an der Westküste und wurde während des Aufstands von 1878 in einem verlassenen Dorfe gefunden und mir von einem Augenzeugen der damaligen Insurrektion geschenkt. Der runde, leicht gebogene, aus rotbraunem Holz gearbeitete Stiel ist 39 cm lang; er trägt in der Mitte eine Umhüllung aus weißem Baststoff, befestigt mit Schnur aus Flederhundwolle. Das hinten mit einem dreieckigen Sporn endende Knieholz ist 23 cm lang; darauf ist mit Kokosschnur die Steinklinge festgebunden. Da das Knieholz vorne nur $3\frac{1}{2}$ cm breit ist, die Schneide der Klinge aber fast $8\frac{1}{2}$ cm, ist als Unterlage seitlich noch je ein Hölzchen eingeschoben worden; über der Klinge liegt ein Wulst aus Flederhundschnur. Das Knieholz zeigt oben eine tief eingeschnittene Rinne, woraus hervorgeht, daß es einmal einen Eisenmeißel als Klinge getragen haben muß, nach dessen Verlust eine aus Stein aufgebunden worden ist.

Als der europäische Import eiserne Meißel nach Caledonien brachte, sind solche häufig statt Steinklingen auf knieförmigen Schäften befestigt worden und zwar in einer hierfür eingegrabenen Rinne. Zwei solche Exemplare, ein größeres aus Thio mit 41 cm langem, starkem und rundem Stiel und ein viel kleineres mit nur 29 cm langem Schaft aus Koindé, sind in Fig. 6 u. 7 abgebildet worden. Beim einen ist die eiserne Klinge mit Metalldraht, beim anderen mit geflochtenen Rotangbändchen befestigt. Solche Stücke habe ich auch auf Maré gesehen.

Ein Beil mit aufgebundener Steinklinge hat HADFIELD¹ von den Loyalty-Inseln abgebildet, ebenda auch Formen, die ich wegen der Kleinheit der Abbildungen nicht zu analysieren vermag. Merkwürdigerweise haben alle vier abgebildeten Stücke einen abgesetzten Handgriff, wie das in Caledonien an Keulen, aber nur selten an Beilen, üblich ist. Auch das Lifou-Beil der Fig. 1 auf Taf. 24 hat einen solchen, das der Fig. 2 dagegen nicht.

Bei den nun folgenden Formen ist die querstehende Steinklinge nicht einem Knieholz aufgebunden, sondern steckt in einer ausgeschnittenen Spalte desselben. Hierher gehört das Stück der Fig. 1, Taf. 26, aus dem Berliner Museum, 56 cm lang, mit rundem Schaft; das daran fest-sitzende Querholz ist 27 cm lang, von rundlichem oder ovalem Querschnitt und läuft nach hinten zu in eine Spitze aus; vorne befindet sich ein horizontaler Ausschnitt zur Aufnahme der Klinge. Die starke Umwicklung mit Kokosschnüren hat nicht verhindern können, daß die künstlich hergestellte Klingenspalte durch den Gebrauch sich eine Strecke weit nach hinten zu fortgesetzt hat, ohne aber die Endspitze zu erreichen.

Bei einem Stück des Dresdener Museums, Fig. 2, bestehen Schaft und Querholz nicht aus einem Stück, sondern ist der runde, 38 cm lange Schaft eingezapft in ein Loch des 31 cm langen, im Querschnitt breit ovalen, hinten spitz auslaufenden Querholzes. Aus der vorderen Spalte des letzteren ragt die 9 cm breite Klinge 10 cm weit vor. Das Klingenh Holz und das obere Schaftende sind mit Baststoff und Schnüren aus Kokosfasern und aus Flederhundwolle umwickelt.

Bei dem kleinen Beil aus Lifou aus der Sammlung GIGLIOLIS, Fig. 3, mit gebogenem Schaft von nur 34 cm Länge und kürzer, daran feststehendem, 14 cm langem Kniestück sitzt die Klinge in einem vorderen Ausschnitt desselben, von starker Kokosschnurbindung umgeben.

Das Einstecken der Klinge in einen Kniestiel, wie es sich auch in Neu-Britannien und in Teilen Neu-Guineas findet, wird von SCHMIDT² als eine Nachwirkung des Beils der Totemkultur betrachtet.

¹ HADFIELD, 82, p. 101; ² SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 98.

Ein Dächsel des Toulouser Museums, Fig. 4, 38 cm lang, bildet einen Übergang zu den kugeligen Herminetten. Sein runder Stiel geht über in ein dickes, helmartiges Gebilde; von diesem zweigt ein 10 cm langes, dickes Knieholz ab, in welches die Klinge eingelassen ist, von starker Kokos-schnurbindung umschnürt.

Es folgen nun die merkwürdigen, für Caledonien charakteristischen Herminetten mit kugeligem Körper und kurzer, runder Handhabe. An dem in Fig. 5 auf Taf. 26 abgebildeten Stück aus braunem, schön poliertem Holz geht vom kugeligen Körper einerseits ein runder, nur 12 cm langer Handgriff aus; andererseits setzt er sich ungefähr rechtwinklig zum Stiel in einen schnabelförmigen, etwa 10 cm langen Vorsprung fort, in dessen tief eingeschnittene Spalte die Klinge eingeschoben ist. Um diese festzuhalten und ein Zerspringen der Fassung zu verhindern, ist eine starke Ligatur angebracht von $4\frac{1}{2}$ cm Breite, aus geflochtenen Schnurbändchen bestehend. Trotzdem hat sich bei diesem Stück, wie bei vielen anderen, durch den Gebrauch die Klingenspalte nach hinten zu über den kugelförmigen Körper fortgesetzt, denn ich glaube nicht, daß der klingentragende Teil von Anfang an aus zwei Teilen gearbeitet war, indem ich Exemplare gesehen habe, bei denen der kugelige Teil nicht gespalten war. Zersprungen ist er auch bei dem in Fig. 6 dargestellten Exemplar des Frankfurter Museums, an dem die sehr schöne, auf den 11 cm langen Griff übergehende, eine breite Rinne ausfüllende Bindung zu beachten ist; die kleine Klinge ist nur $3\frac{1}{2}$ cm breit. Bei einem von LAMBERT¹ abgebildeten Exemplar geht die Bindung ebenfalls auf den oberen Teil der Handhabe über; aber auch dieses Stück ist zersprungen. Schon FORSTER² hat diese Dächselform sehr gut abgebildet; es erwähnen sie auch GLAUMONT³ und GIGLIOLI⁴, welch letzterer ein Stück besaß, das hinten an der Rundung die Skulptur eines menschlichen Gesichts aufweist. Von der Loyalty-Inseln ist meines Wissens diese Form nie erwähnt worden.

Eine eigentümliche Spezialform dieses Gerätes ist die, bei welcher Handgriff und klingetrager Teil nicht aus einem Stück gearbeitet sind. Ein solches Exemplar zeigt Fig. 7; es hat eine Länge von 23 cm, der langovale, roh zersprengte, die Klinge tragende Teil eine solche von 14 cm. Der Handgriff hat oben einen verdünnten, leicht abgebogenen Teil, welcher in eine Vertiefung des Klingenholzes eingreift und mit diesem durch eine Bindung aus geflochtenen Bändchen verbunden ist. Die Bindung liegt in einer Rinne des Klingenholzes.

Ein Exemplar mit auffallend großer Steinklinge befindet sich in Wien, Fig. 8. Sein eiförmiger, $15\frac{1}{2}$ cm langer und 26 cm im Umfang messender Kopfteil ist unregelmäßig in zwei Hälften zerspalten. Eine 3 cm breite Rinne dient für die Bindung. In einem länglichen Einschnitt der Unterseite ruht ein winklig abgebogener, etwa $4\frac{1}{2}$ cm langer Teil des sonst geraden, $24\frac{1}{2}$ cm langen Schaftes, durch starke Verschnürung mit geflochtenen Schnurbändchen befestigt; Gesamtlänge etwa 36 cm.

Eine Abbildung bei EDGE-PARTINGTON⁵ zeigt einen aus drei getrennten Teilen bestehenden Dächsel dieser Art ohne Klinge. Es sind zwei halbeiförmige Holzstücke mit Lücke für die Klinge und eine daran festgebundene Handhabe. Hier hat also kein sekundäres Zerspringen des Klingenholzes stattgefunden, das von Anfang an aus zwei Teilen gearbeitet war. Die zusammengesetzten Herminetten sind sehr viel seltener als die aus einem Stück gearbeiteten; ob sie irgendeinen besonderen Vorteil bieten, ist mir nicht bekannt.

Es fehlt in Neu-Caledonien völlig die in Neu-Guinea so verbreitete Schäftung, bei der die Klinge in einem eigenen Holzfutteral steckt, das in ein Loch des Schaftes eingefügt wird. GRÄBNER⁶ ist geneigt, diese Fassungsmethode seiner Bogenkultur zuzuschreiben. Bei allen caledonischen Dächseln, mit Ausnahme derjenigen Formen, bei denen die Klinge in einer aus dem

¹ LAMBERT, 99, p. 171; ² FORSTER, 51, Taf. 12; ³ GLAUMONT, 70, p. 109; ⁴ GIGLIOLI, 66, p. 81; ⁵ EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 68, Fig. 4; ⁶ GRÄBNER, 76, p. 746 u. 764.

Vollen herausgearbeiteten Spalte sitzt, ist sie direkt dem Knieholz aufgebunden, was von GRÄBNER als polynesisches Fassungsart bezeichnet wird, weit verbreitet in Melanesien.

Beile mit Scheibenklingen. Diese Beilform, welche wiederum eine Spezialität Neu-Caledoniens bildet, gehört zum Schönsten, was die Neolithik aller Länder und Zeiten hervorgebracht hat. Ihre Klinge ist von rundlicher oder noch häufiger mehr oder wenig ausgesprochen ovoïder Form, ringsum mit schneidenden Rändern versehen. Die Dimensionen wechseln beträchtlich. Die kleinste Klinge, die ich gesammelt habe, ist die auf Taf. 22, Fig. 14 in $\frac{2}{5}$ Größe abgebildete, meine größte mißt $26\frac{1}{2}$ auf 22 cm, bei einer Dicke von 1,7 cm. GIGLIOLI¹ erwähnt eine ovoïde Klinge mit einem Durchmesser von 28,8 cm, LOPPÉ² eine 38 cm im Durchmesser haltende, und im Berliner Museum liegt eine von 39 cm. Nach einer Mitteilung von Herrn Missionar LEENHARDT bezeichnen die Eingeborenen diese Scheibenbeile als „grüne Keulen“. Diese Benennung gibt auch LAMBERT³. Sie sind, wie schon gesagt, Würdezeichen der Chefs und ihr Stolz.

Die für diese Beile verwendeten, fein polierten Steinplatten sind in der Nähe eines Randes von zwei Löchern durchbohrt, deren Außenränder bis 6 cm und mehr voneinander entfernt sein können. Nur bei einem Stücke meiner Sammlung, Fig. 14 auf Taf. 22, sind diese Löcher scharfrandig, völlig rund und senkrecht durchgehend; wie diese von Eingeborenen haben hergestellt werden können, ist mir nicht klar. Bei allen anderen sind die Löcher doppelkonisch mit Mittelkante, also von beiden Seiten aus gebohrt; an ihrem rohen Umriß erkennt man deutlich, daß mit einem Percuteur (s. weiter unten) gearbeitet worden ist; es mag auch der Drillbohrer etwa in Anwendung gekommen sein. Während zwei Befestigungslöcher durchaus die Regel bilden, erwähnt GIGLIOLI, l. c., eine Klinge mit vier solchen.

Das schönste Stück der Basler Sammlung ist das auf Taf. 27, Fig. 1, abgebildete. Es gehörte dem Dorfhaupt von Tchambouenne bei Oubatche, der es nachts ohne Wissen seiner Dorfgenosser zum Verkauf brachte. Seine Länge, Scheibe und Schaft zusammen, beträgt $63\frac{1}{2}$ cm. Die ovoïde Steinklinge, deren Maße oben angegeben worden sind, ist von unrein grüner Farbe mit gelben und schwarzen Wolken, an den scharfen Rändern transparent und nahe ihres Unterrandes von zwei Löchern durchbohrt. Sie sitzt 5 cm tief zwischen zwei $3\frac{1}{2}$ cm breiten Gabelstücken des geraden Holzschafes. Diese Gabelhölzer sind außen umflochten mit rotbraunen Flederhundwollschnüren und mit hellen Streifen bestickt. Aus denselben Materialien bestehen die beiden dicken Schnüre, welche durch die Löcher der Scheibe gezogen, zu deren Befestigung dienen. Der ganze Schaft ist mit dicken Strängen aus Flederhundwolle umwickelt. Am unteren Ende ist eine halbierte Kokosnußschale, mit der offenen Seite nach abwärts schauend, angeflochten: die sie umgebenden, braunroten und schwarzen Wollschnüre bilden teilweise Dreieckfiguren. Einige Steinchen oder Körner, die bei Bewegung des Beiles leise rasseln, sind darin eingeschlossen. Mehrere längere und kürzere Flechtwerkzöpfe aus Flederhundwolle, mit Knoten und Troddeln endend, und einige weiße, angeflochtene Schneckengehäuse vollenden den Schmuck dieses Prunkstückes.

An manchen Exemplaren finden sich nach GIGLIOLI⁴ Anhängsel aus Conchylien, meist der Oliva-Gruppe angehörig oder nach PATOUILLET⁵ kleinen Conus-Schnecken. Die am Schaft der Staatsaxt neuer Häuptlinge bei Piliwesten angebundenen Schneckenschalen repräsentieren nach LEENHARDT⁶ die verschiedenen Familien der Verwandtschaft.

Ein Scheibenbeil aus Kanala, Fig. 2, trägt eine ovale, fast rein grüne Nephritklinge mit nahezu parallelen Längsrändern, ringsum scharf schneidend, 22 cm lang, $13\frac{1}{2}$ cm breit und 1,0 cm dick: sie sitzt 4 cm tief in einer etwa 3 cm breiten Gabel. Starke Stricke aus Flederhundwolle, durch

¹ GIGLIOLI, 66, p. 80; ² LOPPÉ, 113, p. 92; ³ LAMBERT, 99, p. 171; ⁴ GIGLIOLI, 66, p. 80; ⁵ PATOUILLET, 132, p. 146; ⁶ LEENHARDT, 105, p. 231.

die grob eingehauenen Löcher gezogen, verbinden die Klinge mit dem um die Gabel und den Schaft gelegten Geflecht. Der letztere ist mit europäischem Stoff umwickelt, den sich kreuzende Flederhundwollschnüre umflechten. Er geht nach unten in einen konischen Teil über, Rasselkörner enthaltend. Vier Schnurgeflechtzöpfe unten und zwei oben dienen nur zur Verzierung. Gesamtlänge 51 cm.

Etwas abweichend erscheint das Scheibenbeil aus dem Houailou-Tal, Fig. 3. Die ovale Nephritscheibe von dunkelgrüner Farbe mit helleren Wolken, 20 cm lang, 10 $\frac{1}{2}$ cm breit und 1,0 cm dick, sitzt in einem 8 cm tiefen Einschnitt des hölzernen Stieles. Durch zwei grob gebohrte Löcher ist eine Bastbindung gezogen, die die Scheibe an den Gabelspitzen befestigt. Die Außenseiten der Gabel zeigen ein angeschnittes, menschliches Gesicht mit ausgestreckter Zunge. Der jetzt nackte Holzschaft ist jedenfalls früher umflochten gewesen.

In der Sammlung GIGLIOLI in Rom befinden sich die beiden Stücke der Fig. 4 u. 5, welche sehr kleine Steinscheiben tragen mit Durchmessern von nur 5 und 7 cm und bloß mit einem Loch versehen. Diese Scheibchen sitzen in einer Gabel des Holzschafes. Am Exemplar der Fig. 5 ist der Gabel jederseits ein kleines menschliches Gesicht angeschnitten, umgeben von Menschenhaar. Die Gesamtlänge der beiden Stücke beträgt bloß 32 und 38 cm. Die Umhüllung des Schafes mit Stoff, Flederhundwollschnur und Kokosschnur entspricht der der großen Scheibenbeile. Ihre Bedeutung ist unklar. Arbeitsgeräte, wie die noch zu beschreibenden, sind es kaum. GIGLIOLI¹ vermutet darin Abzeichen von Häuptlingssöhnen. Das Stück der Fig. 4 stammt von der caledonischen Südostküste, das der Fig. 5 von den Ouëbia.

Nach PATOUILLET² fertigen sich arme Häuptlinge mit dem Messer Scheibenbeile aus weichem Talkgestein an. Ich habe nie dergleichen gesehen.

Auch auf den Loyalty-Inseln waren die Scheibenbeile Abzeichen der Chefs und hoch geschätzt. Die Klingen wurden aus Caledonien auf dem Tauschweg beschafft, während die Fassung gelegentlich einheimische Arbeit gewesen sein mag. HADFIELD³ bezeichnet sie als Standarten, die der feindliche Chef als Siegeszeichen eroberte; im Frieden dienten sie als Ehrengeschenke; jedes Stück soll seinen eigenen Namen gehabt haben. HADFIELD bildet ein Exemplar ab, das durchaus in caledonischer Weise gefaßt ist. Ein solches aus Lifou liegt in Rom in der Sammlung GIGLIOLI. Ich erhielt auf Maré nur ein Bruchstück einer Steinscheibe mit den beiden Löchern.

Über die Methode der Schäftung der Steinklingen, der scheibenförmigen sowohl, als der anderen, haben sich bei den Kolonisten allerlei sonderbare Vorstellungen erhalten, seitdem GLAUMONT⁴ das Märchen erzählt hat, daß man die durchbohrten Scheiben 1 bis 2 Jahre lang in einen gespaltenen Ficus-Ast verbringe, der dann die Löcher durchwachse und darum anschwellend den Stein fasse. VERMAST⁵ hat diese Absurdität wiederholt. VINCENT⁶ läßt auch die undurchbohrten Klingen von Beilen durch Einfügen in einen Einschnitt eines Stammes oder Astes unwachsen. Das sind natürlich Torheiten.

Über die Herstellung der Steinklingen verdanken wir LEENHARDT⁷ Mitteilungen. Er sagt, im Bett eines Wasserfalles werde ein roher Serpentinblock ausgesucht von etwa 20 cm Durchmesser und 10 cm Höhe; dieser werde mit einem Percuteur unter beständiger Befeuchtung der Schlagstellen zurechtgehauen, welche Prozedur nach Angabe zwei Jahre dauere. Wenn dann der Block annähernd Beilklingenform angenommen habe, werde er während langer Zeit in einem Bachbett gegen einen flachen Fels gerieben, später zu Hause mit weicherem Gestein behandelt, wobei er immer feucht gehalten werde. Nach DE ROCHAS⁸ wird nach dem Schleifen

¹ GIGLIOLI, 195, p. 160 und 173; ² PATOUILLET, 132, p. 146—147; ³ HADFIELD, 82, p. 170—171; ⁴ GLAUMONT, 70, p. 110; ⁵ VERMAST, 170, p. 41; ⁶ VINCENT, 172, p. 91; ⁷ LEENHARDT, 100, p. 271 ff.; ⁸ DE ROCHAS, 145, p. 186;

auf Sandstein pulverisierter Bimsstein zur Politur angewandt, nach GLAUMONT¹ ein Stück Tridacna-Schale oder ein Stein derselben Art wie die Klinge selbst. Recht phantastisch klingt die Angabe von PATOUILLET², nach welcher man einen flachen Serpentinblock aussuche und diesen unter einem Wasserfall in eine durch das Wasser ausgewaschene Vertiefung lege, wo er dann auf natürlichem Wege durch Wasser und Sand usiert und poliert werde. Auch SCHREINER³ erzählt die Sage, daß man einen Serpentinblock unter einem Wasserfall durch Sand und Wasser auf die gewünschte Dimension reduzieren lasse. Wenn ein Eingeborener über Land ging, benützte er nach LEMIRE⁴ jeden Halt an einem Fluß, um sein Steinbeil auf irgend einer geeigneten Fläche zu schärfen. Auf Fig. 8 der Taf. 25 habe ich einen Schleifstein, 29½ cm lang, bestehend aus sehr feinkörnigem Sandstein, abgebildet; auf seinen beiden Seiten findet sich eine tiefe, 14 cm lange Schleifrinne. Darin sind sicherlich Steinbeilklingen geschliffen worden. GLAUMONT sammelte das Stück 1888 bei Bourail; es liegt in der Sammlung zu Rom.

Eine große und mühevollen Arbeit war ohne Zweifel die Herstellung der großen Scheibenklingen, aber es ist sicher übertrieben, wenn sie SAVÈS⁵ die eines Lebens nennt oder gar GLAUMONT⁶ die von zwei bis drei Generationen. Dagegen spricht schon ihre relative Häufigkeit. Das Gestein der Insel Ouen, das man mit Vorliebe dazu verwendete, bricht nach GARNIER⁷ in dünnen, großen Schuppen, die man abrundete und mit grobem und feinem Sand polierte, bis die Sonne an den Randpartien durchschien.

Verschiedene Steingeräte. Zwei Steinmeißel oder Steinmesser in Fassung besitzt die Wiener Sammlung, Taf. 27, Fig. 6 u. 7; das letztere Stück, 31 cm lang, hat einen runden, polierten Holzstiel, oben mit einer Gabel endend, in der die kleine, dunkelgrüne Steinscheibe von 4½ cm Breite und 4 cm Länge fest sitzt; sie ist nur am Oberrand zugeschräfft. Der obere Schaftteil ist mit Baststoff und Kokosschnüren umwickelt; solche sind auch durch ein Loch des Steins und der Holzgabel gezogen.

Größer ist das Stück der Fig. 6, 42½ cm lang; sein runder Holzstiel ist eigentümlich ornamentiert mit erhabenen, länglichen, beidseits zugespitzten Wülstchen, Blattnarben ähnlich. Oben endet der Stiel mit einer Gabel. Darin sitzt die Steinklinge mit querem, 6 cm breitem Schneidenrand. Der obere Stielteil und die Gabel sind mit rotem Baststoff und einer starken, mit Harz bestrichenen Schnurbinding umwickelt.

EDGE-PARTINGTON⁸ bildet ein viel mächtigeres Stück dieser Art ab mit Steinklinge in der Verlängerung eines langen Schaftes, der mit roter Wolle umwickelt und mit Schneckenschalen verziert ist.

Zwei Steingeräte, Meißel oder Messer, aus Maré sind in Fig. 8 und 9, nur auf die Hälfte verkleinert, wiedergegeben; beide befinden sich im Ethnographischen Museum zu Rom. Das Exemplar der Fig. 8, 13 cm lang, besitzt eine grüne Steinklinge, deren vordere Schneide 2½ cm breit ist; sie ragt 4 cm weit vor aus einer dicken Umhüllung von Baststoff und Kokosschnüren. Am hinteren Ende ist ein Holzstück angefügt mit einer Art Gabelschwanz.

Beim anderen Stück, Fig. 9, von 24 cm Länge, steckt die vorne 6 cm breite Steinklinge in der Höhlung eines unterseits flachen, oberseits gewölbten, nach hinten spitz zulaufenden Holzfutterals, festgehalten durch eine Schnurbinding, die durch Einschnitte der Holzfassung gezogen ist.

Aus der Gegend von Oubatche stammt ein 30½ cm langes, maximal 6 cm breites, auf einer Seite flaches, auf der anderen leicht gewölbtes Stück Glimmerschiefer, an einem Ende mit einem

¹ GLAUMONT, 70, p. 110; ² PATOUILLET, 132, p. 144; ³ SCHREINER, 159, p. 22; ⁴ LEMIRE, 110, p. 126; ⁵ SAVÈS, 152, p. 547; ⁶ GLAUMONT, 70, p. 110—111; ⁷ GARNIER, 180, p. 82 ff.; ⁸ EDGE-PARTINGTON, 43, I, Taf. 129.

halbkreisförmigen Ausbruch versehen, wodurch eine rohe Schneide zustande gekommen ist, Taf. 50, Fig. 9. Das Gerät soll dazu gebraucht worden sein, Conus-Armbänder innen auszuschleifen. Im Nouméa-Museum befindet sich ein 26 cm langes, schmales Stück Sandstein, am einen Ende roh zu einer spitzen Schneide zugehauen, Fig. 10. Es trägt die Aufschrift: „Pierre à creuser les cônes pour bracelets.“ Es bestätigt dies die Angabe von PATOUILLET¹, nach welcher zur Perforation der Conus-Basis ein Stück Sandstein verwendet werde.

GIGLIOLI² beschreibt ein Schlaggerät, um Löcher in Steinklingen zu schlagen, bestehend aus einem dreieckigen, zugespitzten, sonst unbearbeiteten Stück Quarz, nach australischer Art gefaßt mit einem rohen, darumgelegten und mit Bindung befestigten Holzstück. LEENHARDT³ sagt, zum Zurechtschlagen eines Blockes in rohe Steinbeilform bediene man sich eines Percuteurs, bestehend aus einem sehr harten Felsstück, gefaßt in ein gespaltenes oder umgebogenes Holz, und GIGLIOLI⁴ erwähnt Hämmer und Percuteurs aus Quarz und Melaphyr von birnförmiger Gestalt mit Bindungsrinne, von GLAUMONT an der Stelle einer früheren Siedelung bei Bourail gefunden.

Nach demselben Autor hat es auch Messer gegeben aus spitzen und länglichen Bruchstücken von Jadeit und anderen Gesteinen, einseitig poliert und schneidend.

Alle diese Dinge sind heute größte Seltenheiten geworden oder überhaupt nicht mehr auffindbar.

Sprengringe, von einem Quarzblock abgeschlagen, dienen heute noch ohne weitere Zubereitung zum Polieren und Schärfen der Lanzen, zum Haarschneiden, Rasieren, Skarifizieren usw.

Dorfanlage und Hütten.

Die Siedelungen der Neu-Caledonier zeigen alle Übergänge vom Einzelhaus bis zum Dorf. Diese letzteren sind selten groß und heutzutage jedenfalls kleiner als zur Zeit, da die Bevölkerung noch zahlreicher war. Nach dem Zensus von 1911 hatten 157 Dörfer weniger als 50 Bewohner, davon 43 weniger als 20, 93 Dörfer 50 bis 99, 30 Dörfer 100 bis 149 und nur 3 150 bis 187. Die künstliche Missionsschöpfung von St. Louis bei Nouméa mit 244 Menschen ist hier nicht mitgezählt. Dabei ist aber zu bemerken, daß, was im Zensus als Siedelung mit einem Namen belegt ist, aus weit zerstreuten Gehöften bestehen kann.

Die heutigen Dörfer mögen im Durchschnitt 10 bis 20, höchstens 30 Wohnungen und Arbeitsstätten besitzen. Solche von 50 bis 60 Hütten, wie sie in den 60er Jahren MONTROUZIER⁵ und andere erwähnen, gibt es wohl heute keine mehr.

Im Norden der Insel liegen die Küstendörfer eingebettet in einen Hain von Kokospalmen in der Nähe eines Flusses. Auf dem Grasboden unter den Palmen sind die Hütten unregelmäßig zerstreut, oft in kleinen Gruppen von 3, 4 oder 5 Wohn- und Arbeitshütten, eng nebeneinander gebaut und nicht selten von einem Hag aus geflochtenen Kokosblättern umgeben. Einige Minuten Gehens auf schmalen Pfaden durch Buschwerk führen zu einer nächsten Gruppe. Dazwischen finden sich zerfallene Hütten Verstorbener, ein größeres Häuptlingshaus, eine Versammlungs- und Festhütte, die als Schlafraum der Männer dient, alles ohne bestimmten Plan nebeneinander gefügt. Schon FORSTER⁶ hat das Küstendorf Balade als aus sehr zerstreuten Gruppen von meist 2 bis 3 Hütten bestehend geschildert.

¹ PATOUILLET, 132, p. 224—225; ² GIGLIOLI, 66, p. 81; ³ LEENHARDT, 100, p. 270—271; ⁴ GIGLIOLI, 65, p. 303; ⁵ MONTROUZIER, 123, p. 370; ⁶ FORSTER, 51, p. 212.

Ähnlich unregelmäßig angelegte Dörfer trifft man im Inneren des Nordens. Auf Taf. 28, Fig. 1, ist eine Ansicht des Dörfchens Bopope, zwischen Koné und Touho, wiedergegeben. Zwischen Araucarien sieht man zwei hohe Kegelhütten aufragen, dazwischen niedrige Schuppen. Die hohe, von Palmen umgebene Chefhütte liegt abseits auf einer Erhöhung, auf dem Bilde nicht mehr sichtbar.

Weiter südlich, im Houaïlou-Tal, in der Kanalagegend, bei den Ni an der Westküste usw. zeigen die Dörfer, soweit sie noch ihren Charakter bewahrt haben, eine regelmäßigere Anlage, insofern, als der Mittelpunkt des Dorfes durch einen länglichen, freien Grasplatz gebildet wird, eingerahmt von einer Allee von Kokospalmen oder anderen Bäumen und ausgezeichnet an einer oder auch an beiden Schmalseiten durch den dominierenden Bau einer Häuptlings- oder Festhütte. Um diesen freien Platz, der zur Abhaltung von Festen und Versammlungen dient, gruppieren sich die Hütten der gewöhnlichen Leute, unregelmäßig zerstreut und von Fruchtbäumen umgeben. Befestigte Dörfer gibt es heute keine mehr; sie müssen auch früher selten gewesen sein. FOLEY¹ berichtet von reichen und befestigten Dörfern wie Pouébo, ohne die Art dieser Befestigung anzugeben, und in dem von einem Anonymus verfaßten Bericht über die Insurrektion des Jahres 1878 ist von einem Dorf mit starker Palissade die Rede². Heute sieht man etwa, z. B. in Yambé bei Oubatche, das Dorf und umgebende Felder von einem Holzzag umzogen zum Schutze gegen das europäische Vieh. PATOUILLET³ erzählt von einem Kreiswall, bestehend aus einer kleinen 40 cm hohen Mauer aus Steinen, mit Eingang von der Landseite her, um das am Meer gelegene Fischerdorf Bogota und in gleicher Weise um ein zweites Stranddorf gezogen. Er vermutet darin einen Schutz gegen hohe Flut.

Von Hütten sind in Neu-Caledonien die folgenden Formen zu unterscheiden:

Wohn- und Schlafhütten des gemeinen Mannes,
Häuptlingshütten,
Fest- und Versammlungshütten,
Hütten für Gäste,
Arbeitshütten,
Vorratshütten,
Geburts- und Menstruationshütten,
Ställe für Schweine.

Gewöhnliche Schlaf- und Wohnhütten. Diese sind Rundbauten mit mehr oder weniger hohem Kegeldach. Ihre Dimensionen wechseln nach Reichtum und sozialer Stellung des Eigentümers. Die kleinsten haben einen Durchmesser von nur 3 bis 5 Meter und eine etwa ebensolche Höhe. Die senkrechte Rundwand der Hütten ist hergestellt aus einer Anzahl in regelmäßigen Abständen in die Erde getriebener Pfosten, oben mit einem Einschnitt oder einem Kopf mit Hals versehen, die der Verbindung der Pfosten mittelst eines Holzkranzes dienen. Zwischen den senkrechten Pfosten wird ein Hürdengeflecht angebracht, außen und innen mit Niaulirinde belegt; zwischen die beiden Rindenlagen wird gerne eine Strohfüütterung eingeschaltet. Die äußere Niaulilage wird durch ringförmig um die Hütte laufende Lianen festgehalten; sie kann auch noch mit Stroh bekleidet sein. COMPTON⁴ vermeldet als Wandbekleidung auch die harte und dauerhafte Rinde von *Spermolepis gummifera* Brongn et Gris, die man zuvor in großen Stücken flach auf dem Erdboden unter Gewichten trockne. Von einer inneren Verkleidung mit Bambus sprechen VIEILLARD und DEPLANCHE⁵. Die Höhe der Seitenwand beträgt etwa 1,20 bis 1,50 m.

¹ FOLEY, 48, p. 604; ² 88, p. 94; ³ PATOUILLET, 132, p. 75; ⁴ COMPTON, 36, p. 98; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 489.

In der runden Hüttenwand befindet sich die kleine Türöffnung, das einzige Luft- und Lichtloch des Baues, 60 cm bis 1 m hoch, an Hütten Vornehmer auch höher und 40 bis 50 cm breit, so daß man zuweilen nicht nur gebückt, sondern seitlich hinein kriechen muß. VINCENT¹ gibt sogar als Türmaße einer Hütte von etwa 6 m Durchmesser nur eine Höhe von 50 cm und Breite von etwa 30 cm an. Diese Türöffnung ist manchmal verschlossen durch einen Vorhang aus geflochtenen Kokos- oder Pandanus-Blättern oder auch aus Stroh. Die Türe wird eingerahmt entweder bloß von einfachen Holzpfosten, wie an der hohen Kegelhütte aus Bopope, Taf. 32, Fig. 1, oder aber es sind, diese Pfosten verdeckend, skulptierte Planken an den Türseiten angebracht. Das Skulpturwerk der Hütten soll in einem besonderen Kapitel behandelt werden. Unten an der Türöffnung befindet sich meist eine Schwelle, höher als der innere Hüttenboden. Es ist dies entweder einfach ein liegender Pfosten oder ein Brett oder ein Holzklotz, gelegentlich mit Skulptur oder endlich eine aufgestellte Steinplatte, wie ich solche in den Ruinen des Dorfes Manifou bei Bourail sah.

Um beim Bau einer Hütte die richtige Rundung zu erhalten, wird, nachdem ein Platz eingeebnet worden ist, ein Stock in der Mitte eingeschlagen, daran eine Liane oder Schnur gebunden und mit dieser der Kreis markiert (VIEILLARD und DEPLANCHE², LAMBERT³).

Jede Hütte hat in der Mitte einen starken Pfahl aus dauerhaftem Holz, der das Dach zu stützen bestimmt ist, dessen Gestalt bald spitz konisch, bald breit kegelförmig ist. Zu diesem Zwecke ist der Pfahl oben von einer Art Korbgeflecht aus dicken Längsstäben und Lianenreifen umgeben, das einem geflochtenen Kranze als Stütze dient, unter den die Enden der Dachsparren geschoben werden. Diese Dachsparren gehen vom Oberrand der senkrechten Hüttenwand aus, stärkere von deren Pfosten, schwächere dazwischen und sind unter sich durch Lianen- oder Holzkränze verbunden, von denen der unterste der Hüttenwand aufliegt. Man sieht diesen nach oben zu sich etwas erweiternden Flechtwerkkorb deutlich auf dem Bilde einer zerfallenen Hütte in Tchambouenne bei Oubatche, Taf. 33, Fig. 5. Erwähnt wird derselbe auch von VIEILLARD und DEPLANCHE, l. c. Das Bild einer Hüttenruine im südlichen Caledonien in der Gegend des Mont Dore bei GARNIER⁴ zeigt denselben Flechtwerkkorb. An einer Hütte bei Hienghène beobachtete ich statt des Korbgeflechts mit Kranz auf der Spitze des Mittelpfostens eine Holzscheibe, über welcher die Dachsparren festgeklemmt waren. Andere Arten der Dachkonstruktion werden bei den Chef- und Festhütten zur Sprache kommen.

Gedeckt wird das Dach mit Grasbüscheln, welche von den Frauen gebunden werden, nach OPIGEZ⁵ mit Mangrovenwurzeln. Die Bündel werden Männern zugeworfen, die die Arbeit des Dachdeckens besorgen. Diese befestigen die Bündel reihenweise auf dem Dache, so daß sie, dachziegelartig übereinander liegend, eine dichte, 7 bis 8 cm dicke, für Regen undurchdringliche Schicht bilden. Nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁶ schauen bei den beiden untersten Reihen die Wurzeln der Grashalme abwärts, bei den anderen aufwärts. Die untersten Büschel hängen über die Rundwand der Hütte herab, so daß das Regenwasser diese nicht berührt, sondern in eine die Hütte umgebende Rinne oder auf einen Erdwall abtropft. Die Grasbündel werden an den die Dachsparren verbindenden Reifen festgenäht mit Kokosschnur oder mit einer am Feuer biegsam gemachten feinen Liane. Hiezu bedient man sich einer Holznadel mit einem Öhr für die Schnur. Die von außen durchgesteckte Nadel wird von einem im Inneren des Daches befindlichen Manne nach außen zurückgestoßen.

Diese Dachnadeln bestehen meist aus einem harten, braunen oder rotbraunen Holze und sind glatt poliert; nur eine der von mir gesammelten ist ziemlich roh aus Palmholz gearbeitet.

¹ VINCENT, 172, p. 18; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 488; ³ LAMBERT, 99, p. 125; ⁴ GARNIER, 180, p. 60; ⁵ OPIGEZ, 131, p. 435; ⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 489.

Ihre Länge ist sehr verschieden; die kürzeste, die ich fand, mißt nur etwas über 46 cm, die längste 1,82 m. Es sind Stäbe von flachovalem Querschnitt und 2 bis 3 cm Breite; am spitzen Ende findet sich das Loch für die Schnur; in der Nähe des anderen ist meist Skulpturschmuck angebracht. Auf Taf. 28, Fig. 3—7, sind eine Anzahl solcher Dachnadeln aus verschiedenen Teilen der Insel dargestellt.

An den Stücken der Fig. 5 aus Houailou und Fig. 6 aus Kanala finden sich die aus einem rautenförmigen Mittelstück, zwei Ringwülsten und zwei Halbrauten oder vereinfacht aus einer sanduhrartigen Form bestehenden Figuren als Schmuck angebracht, die in Caledonien überaus häufig wiederkehren und, wie später gezeigt werden soll, vermutlich aus einem geometrisch stilisierten menschlichen Gesicht entstanden sind. Die Houailou-Nadel, Fig. 7, zeigt vier kleine Doppelflügel, welches Ornament ich auf die Tritonschnecken der Dachaufsätze zurückführe. Die kurze Nadel aus Houailou, Fig. 4, ist an einem Ende durch schräge Einschnitte federartig gestaltet. Während die Dachnadeln in der Regel gerade Stäbe sind, bilde ich aus dem Negropotal auf Fig. 3 eine stark gebogene Form ab, 1,06 m in gerader Linie, 1,18 m im Bogen messend; auch bei dieser ist das eine Ende skulptiert. Eine Dachnadel mit Sanduhrornament ist bei EDGE-PARTINGTON¹ abgebildet. Dachnadeln, wie die beschriebenen, fehlen nach SPEISER² sowohl den Neuen-Hebriden, als auch Sta. Cruz. Dagegen kommen sie nach einer Abbildung bei EDGE-PARTINGTON³ in ganz ähnlicher Weise und zu demselben Gebrauch auf den Inseln der Torres-Straße vor.

Die Hütte steht zuweilen, besonders die der Chefs, erhöht über dem Erdboden auf einem Sockel, der außen mit Steinen gepflastert sein kann; nicht selten ist die Hüttenbasis von einem Erdwall umgeben, der zuweilen einigen Pflanzenschmuck trägt oder auch mit Steinen oder Muscheln dekoriert ist (s. z. B. die Hüttenbilder, Taf. 29, Fig. 1 und Taf. 30, Fig. 2). Selten führt ein Gang zwischen niederen Steinmauern zum Hütteneingang oder ist der Vorplatz vor der Hütte gepflastert. Die Hütten, meist mehrere zusammen, mit Einschluß von Höfen, können, wie schon erwähnt, von einem aus geflochtenen Kokosblättern gebildeten Hag umgeben sein oder aus in die Erde gesteckten Kokosblattrippen oder auch Holzpfosten.

Das Innere der Hütte ist dunkel, da es bloß durch die schmale Türe und durch das Herdfeuer Licht erhält. Die Feuerstelle — in größeren Hütten können es zwei oder drei sein — ist von rechteckiger Form, eingerahmt von Steinen, nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁴ etwa auch von Tridacna-Schalen; sie befindet sich meist nahe dem Mittelpfosten. Der ebene Hüttenboden ist mit trockenem Gras und darüber mit Matten belegt; einige Geräte sind an den Wänden aufgehängt. Es kann etwa auch an einer Wand ein horizontales Brett mittelst Schnüren aufgehängt sein zur Aufbewahrung einiger Provisionen, oder es ist ein Gestell errichtet, demselben Zwecke dienend. Amulette zum Schutze des Hauses im Strohdach, ebenso wie ein Zauberpaket aus Blättern an der Basis des Mittelpfostens werden in den Wohnungen noch heidnischer Eingeborener nie fehlen.

Beim Bau einer Hütte helfen stets Verwandte und Freunde mit. Beträchtliche Arbeit verursacht schon das Fällen, Herbeischleppen und Aufrichten des großen Mittelpfeilers. Viele besitzen neben ihrer Wohnung im Dorf noch Hütten in der Nähe ihrer Felder.

Häuptlingshütten, Festhütten und Versammlungshütten. Die Wohnung des Chefs, gleichfalls ein Rundbau, zeichnet sich von denen gewöhnlicher Sterblicher durch Größe und reicheren Skulpturschmuck aus. Je größer und höher die Hütte, um so mächtiger und glanzvoller wird ihr Inhaber sein. Die Hütten von Dorfhäuptern, wie die auf Taf. 29, Fig. 1, abgebildete des Chefs von Tchambouenne bei Oubatche oder die des Dorfchefs von Diaoué, etwas südlich davon,

¹ EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 69; ² SPEISER, 164b, p. 36; ³ EDGE-PARTINGTON, 43, I, Taf. 323; ⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 490.

Fig. 2, besitzen kaum ein höheres Dach als die ihrer Mitmenschen, sind nur umfangreicher und mit schönerem Skulpturwerk versehen. An den Wohnungen großer Stammeshäupter kann sich aber das Kegeldach zu sehr bedeutender Höhe erheben, wie die Abbildung des Chefhauses in Bopope, Taf. 30, Fig. 1, ein gutes Beispiel hierfür darstellt. Nach der davor stehenden Figur zu schätzen, beträgt die Höhe der Hütte etwa 10 m, wovon $1\frac{1}{2}$ m auf die senkrechte Rundwand entfallen. DE ROCHAS¹ gibt als Höhe solcher Chefhütten über 10 m an, PATOUILLET² 10 bis 12 m, BOURGAREL³ 20 bis 40 Fuß, also etwa 6 bis 12 m. Diese Chefhäuser stehen oft auf einem Erdwall von 1 m und mehr Höhe. Solche Bauten werden heutzutage nicht mehr ausgeführt; man trifft meist nur ihre Ruinen an. Die hohen Kegel sind natürlich gegen Stürme wenig widerstandsfähig. Die neu erstellte Chefhütte von Maringou bei Kanala, Taf. 30, Fig. 2, die während unseres Aufenthalts dort eingeweiht wurde, ist schon viel bescheidener und nimmt sich neben der unweit davon gelegenen Ruine der Riesenhütte des alten Grandchefs Gelima recht epigonenhaft aus. Immerhin ist es noch ein stattliches Bauwerk und präsentiert sich schön am Ende eines freien Platzes. Im Dachstroh steckten vom Einweihungsfeste her weiße Ovula-Schalen mit weißen Baststofflappen, und vor der Hütte war ein Wald hoher Stangen aufgepflanzt, mit roten Ringen und anderen Ornamenten verziert und mit Fähnchen aus Tuch oder Baststoff.

Mit der Chefhütte verwandt ist die Festhütte, die auf Befehl des Chefs vor der Abhaltung eines großen Festes vom ganzen Dorf gemeinsam errichtet werden muß. Nach dem Feste wird die Hütte Eigentum des Chefs und dient noch zu Versammlungen, zum gemeinsamen Schlafraum der Männer und zum Logieren von Gästen. Ihre Dimensionen sind oder besser waren, denn heutzutage werden kaum solche mehr errichtet, zuweilen sehr bedeutende. VIEILLARD und DEPLANCHE⁴ geben 8 bis 15 m als Durchmesser an; OPIGEZ⁵ spricht von einer solchen mit einem Durchmesser von 20 m und einer Höhe von 25 oder 30 m. Diese Maße sind gewiß übertrieben. Er fügt bei, die Dachbedeckung der Festhütten sei abweichend von der anderer Hütten, indem die Grasbüschel mit den Wurzeln nach außen angebracht würden, was dem Dach ein moosartiges Aussehen verleihe. Es gibt aber auch viel bescheidenere Versammlungshäuser. Dasjenige zum Beispiel des Dorfes Tchambouenne, Taf. 31, Fig. 1, ist zwar sehr umfangreich, besitzt aber kein hohes, vielmehr ein breit kegelförmiges Dach.

In der Ruine einer Fest- oder Versammlungshütte eines verlassen Dorfes oberhalb von Oubatche beobachtete ich drei Feuerstellen von rechteckiger Form, eingefast von Steinen. Die eine, 85 auf 55 cm in der Lichtung messend, befand sich zwischen der Grube für den nicht mehr vorhandenen Mittelpfosten und der Hinterwand, die beiden anderen, von denen die eine 1,60 m bei einer Breite von 65 cm maß, lagen seitlich vom Mittelpfeiler.

Vor Fest- und Chefhütten, wie der oben in Maringou erwähnten, stecken Pfosten, oft mit Skulptur versehen, im Boden. Sie stammen von Festen her, indem jeder eingeladene Stamm oder Dorf zu seinen mitgebrachten Geschenken einen Stock aufpflanzt. Diese dienen dann wieder dazu, bei der Geschenkverteilung der Festgeber die Gaben an die verschiedenen Stämme oder Dörfer voneinander zu sondern. Oft wandern solche Stöcke weit über Land, wie sogar nach einer Mitteilung LEENHARDTS zuweilen ganze Festhütten mit ihrem Skulpturwerk an einen befreundeten Stamm verschenkt werden.

Unweit von Bopope traf ich auf eine verlassene große runde Chef- oder Festhütte mit hohem Dach, dessen Wölbung in eigentümlicher Weise von innen verstärkt war (s. die Skizze auf Taf. 33, Fig. 3). Der außerordentlich starke Mittelpfeiler war in seinem oberen Teil auf eine lange Strecke mit einem Geflecht von Längs- und Ringstäben umgeben. Von diesem gingen nach der Dachwölbung

¹ DE ROCHAS, 145, p. 178; ² PATOUILLET, 132, p. 78; ³ BOURGAREL, 24, p. 404; ⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 490; ⁵ OPIGEZ, 131, p. 446.

starke Streben aus, wie die Stäbe eines Regenschirms; überdies fehlte der obere Flechtwerkkranz, wie er von der Hütte in Tchambouenne erwähnt worden ist, nicht, unter den die oberen Enden der Dachsparren geschoben werden. Die Türöffnung dieser Hütte war flankiert von je zwei Rundpfosten mit ausgehauenen Gesichtern, und ebenso trugen acht Pfosten der Hauswand nach innen schauende Fratzen. Eine andere Hüttenkonstruktion beobachtete ich im Ästuar des Houailou-Flusses an einer alten Hütte, die am Ende eines von einer Kokosallee eingefassten freien Platzes stand (Taf. 33, Fig. 4). Statt einer einzigen Mittelstütze befanden sich hier zwei hohe kegelförmige Pfeiler, die aber lange nicht bis zur Dachwölbung hinaufreichten; sie waren oben durch eine starke Holz- und Lianenbindung zusammengehalten, und von dieser gingen Stangen aus, sowohl senkrecht nach oben, als seitlich zur Dachwölbung.

Statt nur zwei Kegelpfosten habe ich in mehreren Hüttenruinen drei oder vier solche, und zwar oft von gewaltigen Dimensionen, gesehen, so deren vier in der zerfallenen Hütte des Grandchefs Gelima bei Kanala, ebenso in Poté bei Bourail, wo sie als einziger Überrest einer Hütte am Ende einer Kokosallee standen, Taf. 33, Fig. 1, drei an einer Hüttenruine in Gondé im Houailou-Tal, Taf. 39, Fig. 1. Diese Kegelsäulen waren jedenfalls oben, wo sie auch einen Einschnitt zeigen, durch eine Bindung zusammengehalten worden, von der dann Dachstützen nach oben und nach den Seiten des Dachgewölbes ausgingen.

LEMIRE¹ beschreibt eine Festhütte von Nékoué bei Houailou, deren Dach mit dem Mittelpfeiler durch zahlreiche Streben verbunden war und die eine Decke aus großen, mit skulptierten Köpfen endenden Brettern besaß. Plafonds mit Skulpturen erwähnt auch PATOUILLET². DE ROCHAS³ berichtet, einige Chefhütten hätten eine Art Estrich, mit einer Leiter ersteigbar. VIEILLARD und DEPLANCHE⁴ sprechen von einem oder mehr Stockwerken zum Logieren, und schon COOK⁵ hat gesagt, einige Hütten hätten zwei Böden übereinander. Ich habe solche Hütten mit einer Decke nie gesehen, wohl aber Plafond-Bretter, die aus zerfallenen Hütten herstammten; es gibt solche von sehr beträchtlicher Länge. Ich maß eines in Ouaré bei Houailou, 5,70 m lang und 46 cm breit; andere erreichen bis 80 cm Breite; daneben gibt es viel schmalere. Alle zeigen am einen Ende einen skulptierten menschlichen Kopf (s. Fig. 5 und 6 auf Taf. 40) und besitzen eine Gabel oder ein keilförmiges Stück oder auch ein Loch zur Befestigung. Der Chef von Boréaré im Houailou-Tal sagte mir, diese Bretter seien horizontal angebracht gewesen, ein breites Stück über der Türe nach dem Mittelpfeiler laufend und jederseits davon drei schmale. Ich kann mir kaum denken, daß diese Bretter wirklich einen durchgehenden oberen Boden gebildet haben, wie es nach den zitierten Angaben scheinen sollte; sie dienten wohl vornehmlich zum Schmuck vornehmer Hütten.

In unserer Zeit zersägen die Eingeborenen diese Bretter und benützen sie als Bauteile moderner Wohnungen ohne Rücksicht auf den Skulpturenschmuck; ich sah das in Ouaré, in Boréaré, in Poté und an anderen Orten.

An Chef- und Festhütten sind zuweilen auch die starken Pfosten der Rundwand skulptiert, wie oben schon ein Beispiel erwähnt worden ist. Die Ruine der Hütte eines Grandchefs der Ouébia bei Kap Colnett zeigte an vier gewaltigen Pfosten der Hüttenwand grob ausgehauene menschliche Gesichter, zwei neben dem Eingang und zwei diesen gegenüber, ins Innere der Hütte schauend (Taf. 40, Fig. 2); wir kommen im Abschnitt über den Skulpturenschmuck darauf zurück. Die übrigen Wandpfosten waren starke, kegelförmige Gebilde; der Mittelpfosten endete oben mit einer Gabel.

¹ LEMIRE, 110, p. 179; ² PATOUILLET, 132, p. 79; ³ DE ROCHAS, 145, p. 178; ⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 490; ⁵ COOK, 38, p. 297.

Bei GARNIER¹ finden wir die Beschreibung der Hütte des Häuptlings Gondou im Dorfe Toono im Nordwesten der Insel. Das enorme Bauwerk war umgeben von einer Palissade, gebildet aus mächtigen, nebeneinander gestellten Baumstämmen. Diese waren zu riesigen Menschenfiguren in verschiedenen Stellungen skulptiert, rot bemalt und gekrönt von einer großen Kugel aus durchflochtenen dünnen Lianen, den Haarbüsch darstellend. Um diese Barriere lief ein tiefer Graben; innerhalb derselben standen Pfosten mit zahlreichen Menschenschädeln.

COMPTON² beschreibt von Vao an der Küste der Ile des Pins eine sehr große Rundhütte von 40 Fuß (etwa 12 m) Durchmesser, mit einem Mittelpfahl von etwa 2 m Umfang und 16 Hauptpfosten der Rundwand. Besonders auffallend an diesem Bau, weil sonst in Caledonien nicht vorkommend, ist der doppelte Eingang mit drei geschnitzten und bemalten Pfosten. An dieser Doppeltür erkennen wir mit Sicherheit einen Einfluß von Lifou her, wo wir diese Mode wieder finden werden. Eine Einwanderung von Lifou-Leuten nach der Ile des Pins ist auch nachgewiesen (GLAUMONT³). COMPTON erwähnt noch, daß dieses Haus von einer Umzäunung aus starken Balken umgeben sei.

Die caledonische Rundhütte ist im Verschwinden begriffen, womit ein gutes Stück Romantik der Insel verloren geht. Regierung, Mission und Ärzte tun ihr Möglichstes, um die Eingeborenen zur rechteckigen oder quadratischen Giebeldachhütte zu bekehren. Die Regierung hat schon früher (s. LEGRAND⁴) einzelnen großen Chefs europäische Häuser gebaut, die sie aber meist unbenutzt zerfallen ließen. Heute trifft man in allen Dörfern schon vier- oder rechteckige Hütten an, und die Neubauten zeigen überwiegend diese Formen. An manchen Orten sind sie bereits durchaus dominierend, so z. B. im nickelreichen Thio-Tal, in den protestantischen Dörfern des Houailou-Tals und an der Westküste, wo nach der Insurrektion des Jahres 1878 sehr viele Dörfer zerstört worden sind. Zuweilen sind diese modernen Hütten sogar von einer Veranda begleitet. Dagegen sind im Norden der Insel und an der Ostküste südwärts bis in die Gegend von Kanala Rundhütten noch recht häufig, und die Behauptung BROWNS⁵, an der Ostküste seien nur die Wohnungen der Chefs rund, alle anderen viereckig, entbehrt jeder Begründung. RIVERS⁶ hat diese unrichtige Angabe übernommen, indem er sagt, der Rundbau diene besonders für Chefwohnungen und Klubhäuser, während das Volk in viereckigen oder elliptischen Häusern wohne. Die Wände der Vier- und Rechteckhütten sind entweder aus Brettern gezimmert oder aus Lehm errichtet oder nach altem Muster mit Niaulirinde bekleidet, das Dach mit Stroh gedeckt oder auch mit Wellblech.

Ovalhütten und Arbeitshütten. Während die rechteckige Giebelhütte sicher europäischem Einfluß ihre Entstehung verdankt, ist das mit der gleichfalls häufigen Ovalhütte nicht der Fall. Es sind dies längliche Bauten mit abgerundeten Schmalseiten; man trifft sie in vielen Dörfern an. Fig. 3 auf Taf. 32 zeigt eine solche Hütte aus dem Dorfe Tchambouenne; die Wände sind mit Niaulirinde bekleidet. Über die Dachkonstruktion habe ich leider keine Notizen gemacht. Da Licht nur durch die Türöffnung einfällt, kann die Hütte nicht als Arbeitshütte dienen; sie wird vermutlich zur Unterbringung von Gästen bestimmt sein. Solche Gasthütten (40, ja 60 m lang, 5 bis 6 m breit und 3 m hoch), erwähnt OPIGEZ⁷. Eine andere, viel kleinere Hütte ähnlicher Form mit auffallend breiter Türöffnung habe ich im Dörfchen Koindé photographiert, Fig. 2, Taf. 32.

Arbeitshütten trifft man in vielen Dörfern an. Es sind längliche Bauten mit offener Vorderseite und abgerundeten Schmalseiten. Bei der auf Fig. 2, Taf. 31, wiedergegebenen Arbeitshütte aus dem Dörfchen Méoué bei Kanala ist die offene Frontseite durch drei Pfosten in zwei

¹ GARNIER, 180, p. 240—241; ² COMPTON, 36, p. 99; ³ GLAUMONT, 69, p. 338; ⁴ LEGRAND, 108, p. 52; ⁵ BROWN, 31, p. 114; ⁶ RIVERS, 137, II, p. 457; ⁷ OPIGEZ, 131, p. 446.

Hälften geteilt; lange Balken dienen als Schwelle. Das kahnförmige Dach ruht ohne Mittelpfosten auf den Seitenwänden auf. Die obersten Strohbindel der Rückseite fallen, durch einen Längsstab gehalten, wie ein Wasserfall nach vorne herab. Auf anderen Arbeitshütten bilden die obersten Strohbindel auf der ganzen Dachlänge einen dicken Wulst. Diese offenen Schuppen dienen zur Arbeit, Netzflicken usw., zum Schwatzen, zum Kochen und Essen bei Regenwetter, lauter Dingen, die bei schönem Wetter im Freien stattfinden. Auch Gäste werden darin untergebracht (ANDERSON¹). LABILLARDIÈRE² erwähnt von Balade Schuppen von hemisphärischer Form und 2 m Höhe, unten ringsum in der Höhe von 3 Dezimetern zur Durchlüftung offen. Ich habe solche nie gesehen.

Vorratshütten für Ignamen sind einfache Rundhütten, meist von kleinen Dimensionen, wie Fig. 2 auf Taf. 33 eine aus der Kanala-Gegend wiedergibt. Nach BOURGAREL³ sollen sie keine Türen haben, was kaum wahrscheinlich ist. Eben solche dienen den Chefs zur Aufbewahrung ihrer Reichtümer und stehen unter der Obhut vertrauter Männer.

Die Geburts- und Menstruationshütten stehen außerhalb des Dorfes und sind bloß kleine Blätterhütten. Nach MONTROUZIER⁴ sollen solche im Süden fehlen.

Ställe für Schweine sind enge, von Pfosten umgebene Verschläge.

Ein Haus ganz eigener Art, das ganz und gar aus dem caledonischen Rahmen herausfällt, beschreibt COMPTON⁵ von Gadji auf der Ile des Pins; ich gebe dessen Abbildung auf Fig. 4, Taf. 32, wieder. Es ist ein gewaltiger, rechteckiger Giebelbau, 57 Fuß = etwa 17 m lang, 12 Fuß breit und 13 Fuß hoch. Der horizontale Giebelbalken wird in der Hausmitte getragen von einer Reihe von fünf mächtigen Pfosten; von den 4 Fuß hohen, starken Pfosten der Längsseiten laufen gewaltige Dachträger schräg nach oben zum Längsbalken, schwächere dazwischen. Dach und Hausseiten sind mit Stroh bekleidet. An einer Längsseite befinden sich zwei doppelte Eingänge; diese führen nach außen in einen von Pfosten umschlossenen Hof. Irgendwelche Skulptur ist am Hause nicht angebracht; es gehört dem Grandchef, ist aber unbewohnt. Ruinen ganz entsprechender Bauten werden wir auf den Loyalty-Inseln wiederfinden. Von dort kam offenbar mit der Einwanderung von Lifou-Leuten diese Bauart nach der Ile des Pins.

Die ursprüngliche Hüttenform in Neu-Caledonien ist ohne Zweifel der Rundbau. Von den Neuen-Hebriden her kann dieser nicht stammen, denn dort herrscht die Giebeldachhütte. In der Sta. Cruz-Gruppe kommen Rundhütten vor (gutes Bild bei RIVERS⁶); ob diese aber mit den caledonischen näher verwandt sind, ist nach SPEISER⁷ zweifelhaft. Rundhütten kannte früher auch Fidji (RIVERS⁸). BROWN⁹ denkt an eine mögliche Abstammung der caledonischen Rundhütte vom Ovalhaus von Samoa oder dem Rundgiebelhaus von Tonga, was beides wegen der völlig abweichenden Konstruktion mir ausgeschlossen erscheint; er erwähnt auch konische Hütten der Moriori.

Eine, wie mir scheint, bedeutsame Ähnlichkeit besteht mit den Rundhütten der Inseln der Torres-Straße, Erroob oder Darnley-Inland, Maer oder Murray-Inland usw., nach den Beschreibungen und Abbildungen von JUKES BEETE¹⁰. In seinem zweiten Band findet sich das Bild einer Kegelhütte, die ganz wohl aus Caledonien stammen könnte. Das mit Gras bedeckte Dach trägt einen Stock mit einer Tritonschnecke; das einzige Licht fällt durch die niedere und schmale Türöffnung ein; kleine Höfe umgeben die Hütten, und offene Schuppen dienen zu Arbeitszwecken. Schon der genannte Autor vergleicht diese Hütten mit denen Neu-Caledoniens und sucht dort den

¹ ANDERSON, I, p. 223; ² LABILLARDIÈRE, 97, p. 234; ³ BOURGAREL, 24, p. 405; ⁴ MONTROUZIER, 123, p. 370; ⁵ COMPTON, 36, p. 99; ⁶ RIVERS, 137, I, Taf. 12; ⁷ SPEISER, 164b, p. 35; ⁸ RIVERS, 137, II, p. 456; ⁹ BROWN, 31, p. 114; ¹⁰ JUKES BEETE, 93, I, p. 172, II, p. 188, 198, 237.

Ursprung der Torres-Insulaner. Umgekehrt halte ich es, wie an anderer Stelle schon gesagt, für wahrscheinlich, daß die Caledonier aus der Gegend der Torres-Straße herkommen.

Die Kegeldachhütte gehört nach GRÄBNER¹ und seinen Nachfolgern der sogenannten Totemkultur, somit einer sehr alten Kulturschicht an. RIVERS² vermutet einen Zusammenhang derselben mit einer alten Volksschicht, die ihre Toten in Hockerstellung begrub, wogegen Neu-Caledonien nicht sprechen würde. Die Frage ist indessen noch keineswegs entschieden, ob Giebel- oder Kegelform des Hüttendachs phylogenetisch älter sei. Nach HÖRNES³ bestätigt die europäische Prähistorie das höhere Alter der Rundhütte nicht, indem die spätpaläolithischen Höhlenzeichnungen West-Europas giebelförmige Hausbauten zeigen. LIPS⁴ hat es aber sehr wahrscheinlich gemacht, daß diese tektiformen Hüttenbilder des Magdalénien gar nicht Hütten darstellen, sondern Schwerkraftfallen, wonach daraus für die erwähnte Frage nichts zu gewinnen ist. Dagegen ist wohl zweifellos der Bau eines Giebeldaches konstruktiv einfacher als der eines Kegeldachhauses. Zwei gegeneinander gelehnte Windschirme, wie sie die Wedda und andere Primitive benützen, ergeben schon das Rudiment einer Giebelhütte. In den Urkulturen finden wir Windschirme und bienenkorbartige Rundbauten aus zusammengebogenen, elastischen Zweigen. Aus diesen letzteren wird die Kegeldachhütte abgeleitet (KOPPERS⁵); aus den ersteren entstand das Giebeldachhaus. Beide Konstruktionsarten können somit gleichalterig sein.

In Neu-Caledonien ist jedenfalls von den heute vorkommenden Hüttenformen der Rundbau die älteste. Die ersten Besucher der Insel, COOK und LABILLARDIÈRE, erwähnen noch keine recht- oder viereckigen Giebelbauten, und noch 1849 spricht ERSKINE⁶ nur von runden Hütten bei seinem Besuch in Hienghène. Ob die seltenere Ovalform, Rechtecke mit abgerundeten Schmalseiten, auf polynesischem Einfluß beruht, ist eine offene Frage; doch ist dies wahrscheinlich. Andererseits wird das oblonge Haus Süd-Melanesiens auch gedeutet als entstanden aus einer Verschmelzung des Rundhauses mit dem Viereckgiebelhaus der mutterrechtlichen Kultur (KOPPERS⁷). Zur eigentlichen Wohnhütte ist diese Form in Caledonien nur selten geworden. Sicher fremden, und zwar polynesischen Ursprungs, ist der von COMPTON beschriebene, ganz alleinstehende Rechteckbau.

Schlafen in der Hütte und Nachtquartier im Freien. Männer und Frauen schlafen getrennt, die letzteren zusammen mit den Kindern. Nur in ganz armen Siedelungen sollen nach FOLEY⁸ die beiden Geschlechter in einer Hütte schlafen, jedes auf einer Hüttenseite. Die Männer schlafen für sich mit den älteren Knaben, und zwar mehrere oder auch viele zusammen in einer geräumigen Hütte, etwa dem Fest- und Versammlungshause, wenn ein solches vorhanden ist. Nachdem sie die halbe Nacht mit Schwatzen zugebracht haben, lagern sie sich strahlenförmig um die Feuerstelle, auf der die ganze Nacht hindurch ein Feuer aus großen Holzklötzen unterhalten wird, die, wo sie in der Mitte zusammenstoßen, glimmen. Von Zeit zu Zeit müssen die Klötze wieder zusammengeschoben werden. Das Feuer dient nicht nur der Wärme, sondern durch seinen Rauch auch als Schutz gegen die Moskitten. Der Eingeborene ist kein Frühaufsteher; er scheut den Morgentau und die Kälte, die für ihn nach dem Aufenthalt in der warmen Hütte empfindlich sind (VINCENT⁹). Bei schönem warmem Wetter schlafen viele auch im Freien zur Seite eines Feuers; sie entgehen dadurch der Flohplage in den Hütten.

Auf Kriegszügen werden zuweilen nach RIVIÈRE¹⁰ leichte Schutzhütten für eine Nacht aus Zweigen und Niaulirinde hergestellt oder man wählt windsichere Stellen an Felsen. Ich habe mehrmals beobachtet, wie unsere Träger sich für die Nacht einrichteten. Als wir vor der Be-

¹ GRÄBNER, 77, p. 160; ² RIVERS, 137, II, p. 590; ³ HÖRNES, 90, p. 135, 137; ⁴ LIPS, 191, p. 249, 272;

⁵ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 488; ⁶ ERSKINE, 45, p. 353; ⁷ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 568;

⁸ FOLEY, 48, p. 605; ⁹ VINCENT, 172, p. 107; ¹⁰ RIVIÈRE, 139, p. 217.

steigung des Panié, des höchsten caledonischen Berges, in einer steilwandigen Bachschlucht übernachteten, bauten die Träger, je zwei zusammen, am Gehänge Schutzschirme aus Stöcken und Blättern, mit oder ohne Seitenwände; Blätter auf dem Erdboden bildeten die Schlafstätten, und zwischen jedem Lager glomm ein Feuer aus zwei Reihen gegeneinander geschobener Klötze. Andere errichteten erhöhte Pritschen aus Bengeln, und das Feuer brannte dann in der Vertiefung zwischen denselben.

Eine ganz andere Methode befolgten die Träger bei der Besteigung des Mont Humboldt. Am Rande des steinigen Bettes des Ngoi-Flusses bauten sie aus großen Rollblöcken einen runden oder ovalen Ring von etwa 50 cm Höhe, tapezierten das Innere mit Blättern aus und legten sich radial um ein in der Mitte brennendes Feuer aus gewaltigen Holzklötzen zum Schlafen. Die Ringmauer schützte sie gegen den kühlen Nachtwind. Auf Taf. 32, Fig. 5, ist eine Skizze dieses Nachtquartiers abgebildet. Ich hatte früher schon solche Steinkreise in einer Strandhöhle bei Hienghène gesehen, ohne damals ihren Sinn zu verstehen.

Höhlen werden in Neu-Caledonien nie als ständige Wohnungen benützt, so wenig wie dies auf den Neuen-Hebriden geschieht (SPEISER¹); sie dienen höchstens als temporäres Nachtquartier oder im Krieg als Refugien. So hatten sich Eingeborene während der Insurrektion des Jahres 1878 in die große, nur durch einen versteckten Zugang erreichbare Höhlenhalle bei Ouauoué, südlich von Bourail, geflüchtet, ohne freilich hiedurch der Verfolgung durch die französischen Truppen zu entgehen. Es zeigen sich darin noch die Spuren der damaligen Bewohnung, durch Blockmauern gestützte, horizontale, runde oder halbkreisförmige Terrassen, auf denen Herdstellen mit Steinen zu erkennen sind; auch war für das durch Lücken im Höhlendach eindringende Regenwasser ein Ablauf zwischen niedrigen Mauern hergestellt worden.

Baumhäuser kommen in Caledonien nicht vor; ebenso sind Brücken über die zahllosen Flüsse und Bäche unbekannt. Als seltene Ausnahme erwähnt LEMIRE², daß über einen tiefen und schmalen Graben von den Eingeborenen eine Brücke gelegt worden sei von etwa 4 m Länge und 1 m Breite; über die Konstruktion macht er keine Angaben. Es wird wohl einfach ein starker Baumstamm gewesen sein.

Von gut gebauten Landungsplätzen bei Wohnungen am Hienghène-Flusse spricht ERSKINE³.

Loyalty-Inseln. Maré. Nach Angaben, die mir gemacht wurden, waren früher alle Dörfer auf dem Plateau der Insel gelegen, und die Leute kamen nur zum Fischfang nach der Küste; die heutigen Strandsiedelungen sollen erst durch die Mission gegründet worden sein. Indessen muß es schon früher Dörfer an der Küste gegeben haben. Als ERSKINE⁴ Ende der 40er Jahre in Maré landete, wurde er in einem großen Rundhaus am Strande empfangen, vermutlich in demselben Versammlungshaus, das TURNER⁵ auf seiner Missionsreise 1845 sah und dessen Durchmesser er auf 60 Fuß = etwa 18 m schätzte. Ruinen alter Wohnungen aus der Zeit vor der Mission sind heute noch an verschiedenen Stellen des schmalen Küstengürtels zu finden.

Die ursprüngliche, heute im Verschwinden begriffene Hüttenform ist, wie in Neu-Caledonien, der Rundbau. Fig. 2 auf Taf. 34 zeigt eine solche Hütte von Netché an der Westküste, Fig. 1 eine größere, einem Dorfhaupt gehörige, von Médou an der Südwestspitze der Insel. Ihr Aspekt ist von denen Caledoniens insofern abweichend, als Nialurinde zum Decken der Hüttenwand auf den Loyalty-Inseln nicht zur Verfügung steht und daher sowohl das Kegeldach, als die senkrechte Hauswand mit Stroh, meist Zuckerrohrstroh, bekleidet werden, wozu auf der Dachspitze noch einige Kokosblätter kommen können. Ich habe den Grundriß der genannten Hütte in Netché aufgenommen, Fig. 3. Ihr Umfang beträgt 18,70 m; der Umkreis zeigt 11 senkrechte

¹ SPEISER, 165, p. 108; ² LEMIRE, 110, p. 106; ³ ERSKINE, 45, p. 354; ⁴ ERSKINE, 45, p. 375;

⁵ TURNER, 167, p. 422.

Hauptpfosten von 1,13 m Höhe und dazwischen je 4 schwächere; an diesen Pfosten sind horizontale Stäbe festgebunden zur Fixierung der Bekleidung mit Strohbindeln. Der Mittelpfahl der Hütte, 32 cm im Umfang messend, erreicht im Innern eine Höhe von 3,73 m und ragt mit seiner Spitze noch etwas über das Dach hinaus. Auf den Umfangspfosten liegt ein der Rundung folgender, aus mehreren Rundhölzern zusammengesetzter Kranz. Das Dach zeigt 10 Hauptträger, wovon 9 von den Umfangspfosten ausgehen, der 10. von der Türmitte, zwischen den 10 je 4 schwächere Sparren. Alle diese Träger stoßen oben zusammen; sie werden zusammengehalten durch 3 Holzkränze (4, wenn man den auf den Pfosten liegenden mitzählt), an die sie mit Lianen festgebunden sind. Eine zweite besuchte kleine Hütte in der Nähe zeigte eine ähnliche Dachkonstruktion, entbehrte aber des Mittelpfostens, der auch in der ersteren Hütte sozusagen nichts trägt, was natürlich bei großen Hütten anders ist. Die Türöffnung, wie in Caledonien die einzige Licht- und Luftquelle, hat zwischen den 2 Randpfosten, denen 2 kleinere Pfeiler vorgelagert sind, eine Breite von 70 cm und eine Höhe von 1,13 m. Auf die Türe mit ihrer niedrigen Schwelle folgt nach innen zu ein Vorplatz, bestreut mit Sand und weißen Korallenstücken und eingerahmt von 2 seitlichen Holzbengeln; in der Lichtung mißt dieser Vorplatz 95 cm in der Breite und 1,12 m in der Länge. An diesen stößt die Feuerstelle, eingefast von 4 kleinen runden Baumstämmen, in der Lichtung 80 cm breit und 92 cm lang; zwischen dem inneren Stämmchen und dem Mittelpfahl bleibt ein Abstand von 40 cm. Der übrige Hüttenboden war mit Matten belegt.

Sehr viel größer, aber in der Konstruktion ähnlich ist die Chefhütte von Médou, Fig. 1. Modern daran ist die in Angeln bewegliche Holztüre zwischen 2 senkrechten Brettern. Ein mit Korallenstücken bestreuter Weg führt auf den Eingang zu. Innerhalb der Türe befindet sich wieder ein von Hölzern eingefast und mit weißem Sand bestreuter Vorplatz. Ich vermute, daß diese Einrichtung einen Schutz gegen Ungeziefer bedeute. Darauf folgt einwärts die Feuerstelle, bei dieser Hütte von runder Form, mit Steinen, nicht mit Hölzern eingefast, einen guten Meter im Durchmesser haltend und bis zum starken Mittelpfosten der Hütte reichend. Das über das Kegeldach etwas vorragende Ende des Mittelpfeilers ist mit rotem Tuch umwickelt und geschmückt mit weißen Federbüscheln.

Zum Decken des Daches mit Stroh- oder Grasbindeln dienen, wie in Caledonien, so auch auf den Loyalty-Inseln, Holzadeln mit Öhr. Diejenigen von Maré, die ich sammelte, schwanken in der Länge von 79 cm bis 1,24 m; es sind rundliche Stäbe, abgeflacht gegen das die Öffnung tragende Ende. Die Öhre der Maré-Nadeln unterscheiden sich deutlich von den caledonischen, welche rund sind, durch ihre lang rechteckige (bis 5 cm) Form. Beim Exemplar der Fig. 13 auf Taf. 28 ist das obere Ende der Nadel gegabelt, bei dem der Fig. 12 flach und verbreitert. Die Nadeln von Lifou, Fig. 9—11, um dies hier gleich anzuschließen, sind ebenfalls runde Stäbe, variierend in der Länge von 48 cm bis 1,92 m. Ihr Öhr ist entweder viereckig oder lang rechteckig, lang oval oder rund. Das Öhrende kann abgeflacht sein, oder es verjüngt sich der Stab allmählich gegen die Spitze zu. An einem Stück, Fig. 9, sind zwei Gesichter angeschnitzt (die Öffnung ist auf dem Bilde nicht sichtbar); möglicherweise ist es ein Bruchstück einer alten Lanze, die nachträglich ihre Bestimmung gewechselt hat. Die beiden Nadeln von Ouvéa, die ich gesammelt habe, sind 62 bis 70 cm lang, mit abgeflachtem Öhrende; ihre Öhre sind rund, Fig. 8. Das Züricher Museum besitzt eine Dachnadel aus Ouvéa, 75½ cm lang, mit abgeflachtem Öhrende und oben mit einem runden, 16 cm im Umfang messenden Knopf versehen.

Die Rundhütte macht in Maré unter dem Einfluß der Mission mehr und mehr rechteckigen Giebelbauten Platz. Die primitivste Form derselben ist, wie die Rundhütte, ganz mit Stroh auf Dach und Seitenwänden bekleidet, hat keine Fenster, sondern bloß eine Türöffnung. Dann folgen ähnliche Strohthütten, in die aber mit Läden verschließbare Holzrahmen als Fenster eingelassen

sind und die Türöffnung eine Holztüre erhält. Endlich werden die Strohwände durch weiß getünchtes Mauerwerk ersetzt, und die Chefs und Reichen bauen sich europäische Häuser mit Veranda und allem Zubehör.

Ein Bauwerk ganz anderer Konstruktion ist auf Maré nur noch in Ruinen erhalten; ich sah eine solche bei Netché und eine an der Küste bei Pénélo. Den Grundriß der ersteren gibt Fig. 4 auf Taf. 34 wieder. Es ist ein Rechteck von 15 m Länge und $7\frac{1}{2}$ m Breite. Die eine Längsseite zeigt vier Pfeiler, die andere fünf, indem hier drei näher beieinander stehende zwei Eingänge flankierten; diese Pfeiler sind von sehr starken Dimensionen, indem ihr Umfang 2,30 m beträgt, ihre Höhe 1,60 m bis zu einer horizontalen Fläche, von einem auf der Außenseite nach oben vorragenden Zapfen begrenzt, der als Widerlager gedient hat für die ehemals auf der Fläche liegenden, heute fehlenden Längsbalken. Das Haus trug ohne Zweifel ein Giebeldach, aber es sind die ursprünglich den Giebelbalken tragenden Mittelpfeiler, offenbar zu anderer Verwendung, entfernt worden. Das Gebäude entsprach in seiner Konstruktion jedenfalls dem von COMPTON (s. oben S. 134) beschriebenen und auf Taf. 32, Fig. 4, wiedergegebenen, noch wohl erhaltenen Giebelhaus auf der Ile des Pins. Das Gebäude in Netché hat nach Mitteilung des alten Grandchefs Naisseline früher als Jünglingshaus gedient. Es ist vermutlich das von ERSKINE¹ erwähnte längliche Häuptlingshaus, das er als eine von Tonga herstammende Neuerung bezeichnet, wobei er bemerkt, daß es im Gegensatz zum Tonga-Haus allseitig, mit Ausnahme der Türöffnung, geschlossen gewesen sei.

An der Seeküste bei Pénélo haben die Wohnungen einen halbmondförmigen Vorhof, umgeben von einer hohen Blockmauer, welcher Raum den Haustieren, besonders Schweinen, als gegen den Seewind geschützter Aufenthaltsort dient.

Lifou. Auch hier ist das Rundhaus die ursprüngliche Bauform, Dach und Wände mit Strohbindeln bekleidet, darüber auf dem Dach zuweilen noch mit einigen Kokosblättern. Was aber die runde Lifou-Hütte von der caledonischen sowohl, als der von Maré unterscheidet, ist der doppelte Eingang vieler derselben, besonders älterer und größerer Bauten. Man erkennt diesen doppelten Eingang auf mehreren der von mir wiedergegebenen Bilder (s. Taf. 35, Fig. 1 u. 2, Taf. 36, Fig. 1 u. 2).

Ein rundes Häuptlingshaus in Képénéé, heute nicht mehr bewohnt, zeigt sehr große Ausmaße, Taf. 35, Fig. 1. Sein Umfang beträgt $31\frac{1}{2}$ m. Wandpfeiler hat die Hütte 12, mit Einschluß des in der Türmitte befindlichen; sie haben einen Umfang von 1,75 m, bei nur 1,27 m Höhe, sind oben flach mit einem vorstehenden Zapfen zur Befestigung des untersten Dachkranzes; zwischen diese starken Wandpfeiler sind viel schwächere eingeschoben. Der hohe Mittelpfosten der Hütte hat einen Umfang von 1,90 m. Das Kegeldach besitzt 12 starke Hauptrippen, ausgehend von den 12 mächtigen Wandpfosten und dazwischen zahlreiche schwächere, zusammengehalten durch 4 Holzkränze, von denen der unterste den Pfosten aufliegt. Die beiden Eingänge befinden sich links und rechts von einem der starken Wandpfeiler; vor diesem ist ein schwächerer, etwas skulptierter Pfosten angebracht, welcher das Deckbrett der Türöffnungen trägt; an den äußeren Seitenpfosten der Eingänge sind Bretter mit einigen Ornamenten befestigt. Der Tür gegenüber befindet sich im Innern eine vierseitige Feuerstelle, von starken Holzplanken eingefast. Der Dachaufsatz soll im Kapitel über Skulpturschmuck behandelt werden. Eine viel kleinere Wohnhütte, gleichfalls mit doppeltem Eingang, Fig. 2, stand ganz in der Nähe der beschriebenen Großhütte.

Um die Hüttenkomplexe laufen aus Korallenblöcken erstellte Mauern; Brücken, aus Holzbengeln errichtet, führen darüber weg. ERSKINE² spricht von Hägen aus dicken Stöcken um jede Hütte mit einer Art halbbefestigten Eingangs, MAC FARLANE³ von Umzäunungen aus hohen, dicht nebeneinander stehenden Pfosten, einen geschützten Raum umgebend.

¹ ERSKINE, 45, p. 377; ² ERSKINE, 45, p. 364; ³ M' FARLANE, 119, p. 15.

Am Strand bei Képénée steht eine sehr große Rundhütte, Taf. 36, Fig. 1, die als Schlafhaus für ältere Knaben und Männer, sowie auch als Rats- und Gasthaus gedient hat oder noch dient. Es befanden sich darin eine Feuerstelle und einige Matten. Der Name solcher Männerhäuser ist nach HADFIELD¹ „Hmelhom“.

Eine enorme Rundhütte ist auch die alte, jetzt nicht mehr benützte Wohnung des Grandchefs in Nathalo. Das jetzige Stammeshaupt wohnt, wie alle hohen Loyalty-Chefs, in einem europäischen Hause. Diese Rundhütte hat einen Umfang von 37 m; ihre 10 Wandpfeiler sind 1,90 m hoch; der in der Mitte der Doppeltüre stehende hat einen Umfang von nicht weniger als 2,40 m. Die große, viereckige Feuerstelle, 2 m in der Lichtung messend, ist von Rundbalken eingerahmt.

Weit kleiner sind die Wohnungen der gewöhnlichen Leute. Diese sind noch vielfach Rundhütten, oft nur mit einer Türöffnung, die zuweilen bloß durch eine Matte aus Kokosblättern verschlossen wird; doch sieht man daneben sehr häufig rechteckige oder quadratische Giebelhütten, welche Bauart nach Angabe Eingeborener erst von samoanischen Predigern eingeführt worden ist. Die besseren dieser Giebelhäuser haben einen oder zwei durch Rohrschirme abgetrennte Schlafräume, Fensteröffnungen mit Läden und eine Holztüre. HADFIELD² gibt als gewöhnliche Maße kleiner Hütten eine Länge von 10 bis 16 Fuß, eine Breite von 8 Fuß und eine Höhe von 14 bis 15 Fuß an. RAY³ berichtet, es gebe in einigen großen Hütten Schlafplattformen längs der Rundwand und einige Hütten in Moskitto-Gegenden besäßen einen oberen Raum, vom unteren durch einen Boden aus Schilfrohr getrennt. Ich hatte keine Gelegenheit, das zu beobachten.

Im Stranddörfchen Natikétiouan sah ich Hütten, Felder und junge Kokospflanzungen meерwärts gegen den Wind geschützt durch etwa 5 m hohe Schirme aus Kokosblättern.

Ouvéa. Auch hier ist die strohbedeckte Rundhütte das vorherrschende Element, nur mit einer Türöffnung versehen. Daneben kommen langrechteckige oder langovale Formen vor, wie dies schon CHEYNE⁴ 1852 erwähnt. Auf dem Bilde der Fig. 6, Taf. 36, sieht man eine runde und eine Hütte von lang rechteckiger Form auf einem Platze stehen, der sauber mit weißem Sand, Muscheln und Korallenstücken bedeckt ist. Eine einzeln stehende Rundhütte gibt Fig. 7 wieder. Beide Bilder sind in Fayaoué aufgenommen worden.

Auch auf Ouvéa, und zwar gleichfalls beim genannten Orte, muß eine der großen Rechteckbauten gestanden haben, wie wir Ruinen von solchen auf Maré gefunden haben und COMPTON eine wohlerhaltene von der Ile des Pins beschrieben hat. Dieses große Ouvéa-Haus ist erwähnt worden 1852 von CHEYNE, l. c., 1853 von ERSKINE⁵, 1860 von DE ROCHAS⁶, 1861 von JOUAN⁷ und TURNER⁸. Ich selber habe es nicht gesehen; wahrscheinlich existiert es nicht mehr. Nach TURNER ist es von einem Chef erbaut worden, den er 1845 antraf. Nach ihm bildete es ein Rechteck von 130 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, was ziemlich genau den Angaben von DE ROCHAS, etwa 40 m auf 10 oder 12 m Breite entspricht, während die Maße nach CHEYNE nur 90 Fuß Länge und 20 Fuß Breite betragen. Die Pfosten der Hausseiten waren nur 5 Fuß hoch, bei einem Umfang von etwa 9 Fuß; von diesen gingen sehr starke Traversen aus nach dem Längsbalken des Giebels, der von einer Reihe mächtiger Zentralpfosten getragen war, deren Höhe DE ROCHAS auf 7 m schätzte. Das Dach war mit Stroh bekleidet; die Hauswand war auf der Rückseite, auf den Schmalseiten und auf zwei Dritteln der Vorderseite durch ein Hürdenwerk gebildet, außen und innen mit Bewurf (?) versehen, der Rest der Vorderseite offen und außen von jedem Pfosten mit geschnitzten Brettern dekoriert. Der Zugang führte durch eine hohe Palissade. HADFIELD⁹ bemerkt, solche Palissaden an Chefhäusern in Ouvéa, aus rohen, 8 bis 10 Fuß hohen

¹ HADFIELD, 82, p. 41; ² HADFIELD, 82, p. 39; ³ RAY, 135, p. 257; ⁴ CHEYNE, 33, p. 25–26;

⁵ ERSKINE, 45, p. 347; ⁶ DE ROCHAS, 142, p. 27; ⁷ JOUAN, 91, p. 372; ⁸ TURNER, 167, p. 510–512;

⁹ HADFIELD, 82, p. 42.

Stämmen errichtet, seien keine Befestigungen gewesen, da nur auf der Vorderseite angebracht und mit Öffnungen zwischen dicken Pfosten versehen. Das beschriebene Haus diene als Ratshaus und zur Unterkunft von Gästen. DE ROCHAS nennt es das einzige seiner Art im Archipel, was, wie wir jetzt wissen, nicht richtig ist. Über den Skulpturschmuck des Hauses s. das folgende Kapitel. Eine moderne Konstruktion dieser Art ist offenbar das Häuptlingshaus von Takédji in St. Joseph auf Ouvéa, dessen Photographie, Taf. 37, Fig. 1, ich Herrn Dr. DÄNIKER verdanke. Es zeigt auf der Vorderseite zwei breite, durch einen Mittelpfeiler getrennte Eingänge. Es ist nach einer Skizze DÄNIKERS ein Giebelbau, dessen Firstbalken auf drei hohen Mittelpfosten ruht; die Hausenden sind abgerundet. Das Haus enthält nur einen einzigen Raum. Es ist von Palissaden umgeben, die aus älterer Zeit stammen als das Haus, bestehend aus starken, in den Boden senkrecht eingerammten Stämmen, Fig. 2 und 3. An einem der Eingänge ist ein halbes Kanu aufgestellt; es soll zur Erinnerung daran dienen, daß die Familie des Hauses von den Wallis-Inseln herkam. Auf die Skulpturen der Hütte und der Palissaden soll im nächsten Abschnitt eingegangen werden.

Auf Lifou ist von solchen Bauten nichts bekannt geworden; sie werden aber wohl auch vorgekommen sein.

Der Skulpturschmuck der Hütten.

1. Die Türseitenstücke und Türschwellen. An vielen älteren caledonischen Rundhütten, namentlich an solchen von Häuptlingen und Begüterten, sind vor und seitlich von den Pfosten, welche die Türöffnung begrenzen, skulptierte Bretter angebracht (s. die Hüttenbilder, Taf. 28—30). Große Stücke sind oft gewölbt, der Rundung des Stammes entsprechend, aus dem sie gearbeitet sind und von beträchtlichem Gewicht. Sie sind mit wenigen, unten zu besprechenden Ausnahmen, nach demselben Schema gearbeitet, zeigen oben in Relief ein menschliches Gesicht, während der Rest des Brettes von geometrischen Ornamenten eingenommen ist. An wohl erhaltenen Hütten kommt das Gesicht nur wenig zur Geltung, indem es vom überhängenden Strohdach überschattet ist, wie es mehrere unserer Hüttenbilder zeigen.

Die größten Stücke dieser Art, denen ich begegnet bin, fand ich in Yambé bei Oubatche, wo sie, dem Verfaulen preisgegeben, auf der Erde lagen vor der zerfallenen Hütte eines verstorbenen Chefs. Diese „Tale“ — so nennt man in Nord-Caledonien die Türplanken — maßen 1,93 m in der Höhe, 1,08 m in der Breite, bei einer Wölbungshöhe von 22 cm. Auf Taf. 38, Fig. 1, ist eine derselben abgebildet. Das Gesicht zeigt den Typus, wie er im Norden üblich ist: die Nase flach und von enormer Breite, mit langen, abwärts schauenden Narinen, der Mund eine schmale und lange, lippenlose Rinne, die Augen umrandet und etwas erhaben, aber nicht stielförmig vortretend; der knöcherne Oberaugenschirm ist durch einen über die ganze Breite hinlaufenden Einschnitt markiert; darüber verläuft die Schleuderschnur, dargestellt durch winklig geknickte Linien, die, in der Mitte zusammenstoßend, eine sanduhrförmige Lücke frei lassen; die Ohren sind durch parallele Dreiecklinien dargestellt; den Abschluß des Gesichtes gegen unten bildet ein vortretender Wulst, vielleicht den Bart bedeutend. Die Nase und ein Auge sind an jeder der beiden Planken nach dem Tode des Chefs grob verstümmelt worden (s. darüber den Abschnitt über Zerstörung des Eigentums Verstorbener).

Ganz verwandt ist die Gesichtsmaske an dem viel besser erhaltenen Stück der Fig. 2 derselben Tafel, das aus einem Ouébia-Dorf bei Kap Colnett her stammt; seine Höhe beträgt 1,65 m, die Breite 66 cm, die Wölbungshöhe 28 cm. Auf der Stirne findet sich unterhalb von der Schleuderschnur ein rautenförmiges Ornament, vielleicht eine Ovula- oder Dolium-Schale bedeutend, wie

sie Häuptlinge etwa auf der Stirne trugen; die Ohren sind durch vier Gruppen von Dreiecklinien, die in der Mitte zusammenstoßen, dargestellt.

Der geometrisch ornamentierte Teil der Planke unterhalb des Gesichtes besteht bei diesen beiden Stücken, wie überhaupt den meisten aus dem Norden der Insel, aus Reihen von zwei bis drei spitzarmigen Kreuzen, umgeben von tief eingeschnittenen Parallelfurchen, welche erhabene Kämme begrenzen, mit großem Geschick und Regelmäßigkeit ausgeführt. Das Innere der Kreuze ist schwarz bemalt, die Parallelkämme rot; ebenso ist das ganze Gesicht schwarz bemalt, mit Ausschluß des Inneren der Mundrinne und der Narinen, welche rot gefärbt sind. Rote Farbspuren sind auch am Auge und Ohr vorhanden.

Dieselbe Art der geometrischen Ornamentierung der Türseitenstücke sah ich auch in Bopope und in der Gegend von Hienghène; in letzterer Gegend sind die Kreuze mehr in die Länge gezogen, wodurch die umgebenden Furchen und Kämme einen steileren Verlauf annehmen (s. die Bilder von Hienghène-Hütten, Taf. 28, Fig. 2 und Taf. 30, Fig. 3).

Ein sehr schönes Seitentürstück im Stuttgarter Museum, Taf. 38, Fig. 3, 2,05 m hoch und 60 cm breit, schließt sich im Gesichtstypus, was die Bildung von Nase und Mund angeht, an den bereits beschriebenen an. Nur hängt aus dem Mund eine breite Zunge heraus, und die Augen zeigen bereits die weiter südlich übliche Form vortretender Stielaugen; die Ohren sind durch sich kreuzende Furchen dargestellt. Am Ornamentteil sind die Kreuze zu langen Rauten geworden. Die Herkunft des Stückes dürfte im Inselteil zwischen Hienghène und Kanala zu suchen sein.

Im unteren Tiouaka-Tal traf ich eine Türe an, Taf. 38, Fig. 4, die auf einer Seite ein Brett mit dem oben erwähnten Kreuzmuster besaß, auf der anderen aber ein solches mit einer Ornamentierung zeigt, wie sie weiter südlich üblich wird: Längsreihen zahlreicher kleiner, erhabenen vortretender Rauten, umschlossen von vier Parallelkämmen. Dieses Motiv sah ich weiter südlich wieder an einer alten Hüttenruine in Gondé im Houailou-Tal, Fig. 1, Taf. 39. Nur sind hier die die Rauten umschließenden Rippen zahlreicher, 7 bis 8, und auf den Rauten erscheint deutlich eine vortretende Kreuzkante. Zu gleicher Zeit hat sich auch der im Norden übliche Gesichtstyp verändert. Die Nase ist nicht flach wie im Norden, sondern ein wulstig vortretendes Gebilde mit röhrenförmigen Narinen; die Augen sind Stielaugen, die Backen dicke Klötze, an denen seitlich die Ohren durch Dreiecklinien markiert sind; das breite über den winklig geknickten Oberaugenschirmen liegende Feld mit Wellenlinien dürfte vielleicht den Haarwuchs bedeuten oder auch aus dem Schleuderband durch Vermehrung entstanden sein. Nach LUQUET¹ sollen es die Runzeln der Stirne sein, was mir nicht recht glaublich erscheint.

Dasselbe Rautenmuster, vereinfacht und verschlechtert, zeigt ein Türbrett aus der Gegend von Kanala, Taf. 38, Fig. 5. Es ist nur 1,07 m hoch und 35 cm breit. Der absichtlich beschädigte Gesichtsteil, der hier fast die Hälfte der Gesamthöhe einnimmt, zeigt einen breiten, von Zähnen umrahmten Mund; die daraus hervortretende Zunge ist abgebrochen; die Nase, soweit noch vorhanden, zeigt nach vorwärts schauende Narinen; die Augen sind Stielaugen; um die Stirne schlingt sich ein Band ovaler Körper, vielleicht Schneckenschalen bedeutend, das Ohr ist kreuzförmig.

Ein Stück im Museum von München, Fig. 6, derselben Tafel, 1,65 m hoch und 45 cm breit, zeigt abgebrochene Stielaugen, eine Nase mit röhrenförmigen Narinen, einen bezahnten Mund mit leicht daraus vortretender Zunge und dicke Backen. Der Ornamentteil besteht aus wagrecht verlaufenden, vierrippigen Zickzackbändern, in deren Lücken erhabene Kreuze ausgeschnitten sind.

Die aus dem Munde vorgestreckte Zunge, wie an den Bildern der Figg. 3, 5 u. 6, Taf. 38, hat ohne Zweifel apotropäische Bedeutung, Abwehr gegen feindliche Dämonen und den bösen Blick.

¹ LUQUET, 115, p. 127.

Auch die Stielaugen mögen einen solchen Sinn haben. Wenn die ausgestreckte Zunge, wie auch die Augen, ursprünglich Blitzsymbole sind, wie P. SARASIN¹ bei der Beschreibung der Gorgoneien ausführt, dürfte diese Bedeutung den Eingeborenen unbekannt sein. Die lokale Beschränkung in Caledonien des Vorkommens von ausgestreckter Zunge und Stielaugen an Bildwerken deutet auf das Eindringen einer fremden Idee.

Recht abweichend erscheint das in Fig. 2, Taf. 39, wiedergegebene Türstück von Nakéty, unweit von Kanala, 99 cm hoch und 31 cm breit. Auffallend ist daran zunächst die halbovale Gesichtsform; die Augen sind Stielaugen; der mit Zähnen bewehrte Mund hat eine leicht vortretende Zunge. Weiter ist die Ornamentierung fremdartig, die aus vier Komplexen winklig geknickter Parallellinien besteht, von denen die beiden unteren in der Mittellinie miteinander verbunden sind. In Poté bei Bourail habe ich ein Brett, Fig. 3, photographiert, an dem dieselben Ornamente in mehrfacher Wiederholung übereinander angebracht sind. LUQUET² läßt diese Figur entstehen durch Zerreißen der Äste eines Malteserkreuzes, umrahmt durch gerade Linien. Mir scheint, daß sie zustande kam durch Auseinanderziehen und winklige Knickung der zwei benachbarte Kreuze umrahmenden Parallelkämme; die Reste der früheren Kreuze sind die eingeschlossenen Partien. Noch mehr schematisiert erscheint dieses Ornament auf einem sehr schmalen, nur 17 cm breiten und 1,30 m hohen Tale der Züricher Sammlung, vom Stamm der Poinda, Fig. 4.

Aus der Gegend von Oubatche habe ich zwei kleine Türseitenstücke mitgebracht, die wieder einen anderen Typus repräsentieren, Fig. 9 u. 10, Taf. 39. Es sind dies 1,26 m lange und nur 20 cm breite Bretter. Das roh darauf geschnittene Gesicht zeigt eine Nase mit seitlich vortretenden Flügeln und abwärts schauenden Narinen, eine rechteckige Mundspalte und oben einen dicken Haarwulst. Vom Gesicht gehen nach unten zu lange Parallelfurchen aus, die vermutlich den Bart bedeuten sollen.

Ein Tale im Museum von La Rochelle, Taf. 39, Fig. 5, steht nach meinen Kenntnissen einzig da. Seine genaue Provenienz ist nicht bekannt, aber die Stilisierung des Gesichts deutet sicher auf den nördlichen Teil der Insel hin. Das Stück ist 2,10 m hoch, oben 77, unten nur etwa 60 cm breit. Es macht einen sehr alten Eindruck, die Farbe ist fast ganz abgewittert. Interessant ist daran vor allem der Ornamentteil. Statt Reihen von Kreuzen oder Rauten nimmt hier nur eine einzige Figur die ganze Breite des Brettes ein, zweimal übereinander wiederholt. Ein schräg gestelltes Viereck in der Mitte ist von drei Reihen hochgewölbter und winklig geknickter Wülste umrahmt; ein kleines Viereck im quadratischen Mittelfeld soll offenbar den Nabel bedeuten. Die Wülste dürften vielleicht Rippen darstellen, das Ganze aber offensichtlich einen stilisierten menschlichen Leib. Die darum gelegten, geschweiften Ornamentbänder aus erhabenen Leisten sind wohl nur aus Schmuckbedürfnis hervorgegangen. Wir kommen auf dieses Stück weiter unten beim Versuche der Deutung des Ornamentteils der Tales zurück.

Zwei ganz eigenartige Türseitenstücke befinden sich im Museum von Bordeaux, aus Caledonien von GASSIES mitgebracht, Taf. 39, Fig. 7 u. 8. Sie stammen vermutlich aus dem Süden der Insel, da ich im nördlichen und mittleren Teil nichts Ähnliches gesehen habe. Im Süden ist, wie schon gesagt, heute nichts mehr zu finden. Diese Stücke unterscheiden sich von allen anderen dadurch, daß statt eines Kopfes mehrere, und zwar stark stilisierte vorhanden sind und daß sich diese Kopfdarstellungen in einem Falle zweimal, im anderen dreimal übereinander wiederholen. Es sind jedenfalls abgeleitete Formen. Das eine Exemplar, Fig. 7, 1,75 m hoch und 35 cm breit, zeigt zu oberst ein Band mit drei sanduhrartigen Figuren, offenbar den Mittelstücken der Schleuder-

¹ P. SARASIN, 150, p. 117; ² LUQUET, 115, p. 132.

schnur entsprechend (s. oben). Darunter folgen zwei stark stilisierte menschliche Gesichter. Drei mit ihrer Spitze abwärts schauende, erhabene Dreiecke bedeuten die Augen — das mittlere derselben gilt für beide Gesichter —, zwei vortretende Dreiecke sind die Nasen, darunter je eine feine Mundspalte und ein spitzes Kinn. Der darauf folgende Ornamentteil besteht aus drei erhabenen Querleisten, die mit ebensolchen schrägen Dreiecke umgrenzen, worauf aufs neue ein menschliches Gesicht folgt, die ganze Breite des Brettes einnehmend, mit Dreieckaugen, erhabener Nase und gebogenem Mund; unterhalb des spitzen Kinns läuft wiederum ein Band mit Sanduhrornamenten hin.

Noch weiter ist die Geometrisierung des menschlichen Gesichts beim zweiten Stück, Fig. 8, von 1,85 m Länge und 33 cm Breite, fortgeschritten. Zu oberst findet sich eine Reihe von drei Gesichtern mit vier Dreiecken als Augen, ohne Nasen, mit drei queren Mundspalten und drei Kinnsitzen. Dann folgt ein Ornamentteil aus schrägen, sich schneidenden, erhabenen Leisten, oben und unten begrenzt von einem gerippten Band nach Art der sonst üblichen Schleuderdarstellung, dann nochmals drei Gesichter, an denen zwar die drei Nasen als erhabene Leisten und die Augen durch vier Dreiecke wiedergegeben sind, aber die Mundspalten fehlen. Darunter wieder ein Ornamentteil und noch einmal drei mundlose Gesichter. Diesen untersten Gesichtern fehlt offenbar aus Platzmangel der Ornamentteil.

Ein sehr sonderbares Türseitenstück des Berliner Museums ist in Fig. 6 dargestellt. Es ist 1,85 m hoch ohne den Aufsatz auf dem Kopf, der zur Befestigung gedient hat. Im Gegensatz zu allen bisher beschriebenen Formen ist hier deutlich eine menschliche Figur dargestellt. Der Kopf ist frei herausgearbeitet mit seitlich vorstehenden Ohren; das Gesicht, mit Schnurrbart versehen, macht fast einen europäischen Eindruck. Der Körper ist ein langes Rechteck, durch je drei Querleisten in drei Felder geteilt; im obersten Feld schließen vier sich kreuzende Leisten senkrechte Rauten ein, im mittleren sind die von je zwei erhabenen Rippen gebildeten liegenden Rauten von senkrechten, im untersten die hier wieder senkrecht stehenden von queren Leisten durchschnitten. An den Körper schließen sich unten zwei kurze Beine mit Fußstummeln an. Das Stück ist schwarz bemalt, mit Ausnahme der erhabenen Leisten und der Augen, welche rot sind. Ich glaube nicht, daß wir in dieser Figur eine ursprüngliche Form vor uns haben. Schon die eigenartige Ornamentierung des Körpers, welche Verwandtschaft mit den Stücken des Bordeaux-Museums zeigt, macht durchaus einen sekundären, abgeleiteten Eindruck. Die Figur stammt aus der Sammlung Moriceau von 1895.

Neben den eigentlichen Türbrettern gibt es noch skulptierte Stöcke, die außerhalb von den ersteren in die Erde gesteckt werden, wie ich das in Bopope gesehen habe. Es sind dies, Fig. 7 bis 9, Taf. 40, 1,10 bis 1,20 m lange Stöcke, an denen oben ein Gesicht angeschnitzt ist, dessen langer Bart entweder frei herabhängt oder mit dem Stock verbunden ist. Die beiden seitlichen Stücke, Fig. 7 und 9, stammen aus dem Gebiet der Pamboa, das schwarz bemalte mittlere, Fig. 8, aus Tchambouenne bei Oubatche. In der Bondé-Sprache heißen diese Stöcke nach Angabe des Chefs Marius „Gireus“. Hieher gehört ein Stück aus dem Stuttgarter Museum, Fig. 1, Taf. 41. Es ist dies ein Pfosten aus hartem, rotbraunem Holz, 1,10 m lang, nach unten zu sorgfältig zugespitzt. Das oben angeschnitzte Gesicht trägt einen langen Bart; es wird gekrönt von einem Doppelwulst und einer eiförmigen Haarkugel mit langer Spitze.

DURAND¹ hat zwei solcher Stöcke mit bärtigen Gesichtern von den Ouébia wiedergegeben; er nennt sie Häuptlingsstäbe und sagt, der Chef mit einem solchen Stab in der Hand habe das Zeichen zum Tanze gegeben. Es ist nicht unmöglich, daß solche Stäbe etwas mit der Chefwürde

¹ DURAND, 42, p. 501—502.

zu tun haben. Den Kopf eines solchen Stockes vom Stamme der Pindjé (Tipindjé) bildet LUQUET¹ ab.

Zu den skulptierten Seitenbrettern der Türöffnung gehört oft auch eine skulptierte Schwelle. Das Brett oder der Holzklotz, die die Schwelle bilden, zeigen nicht selten ein menschliches Gesicht, manchmal nur roh gearbeitet, zuweilen aber mit vieler Mühe hergestellt. Eine der schönsten, die ich sah, ist die an der schon erwähnten Türe im unteren Tiouaka-Tal, Taf. 38, Fig. 4. Das Gesicht zeigt die breite, flache Nase des Nordtypus; der Bart ist durch senkrechte Parallellinien angedeutet. Die Schwelle an der Hüttenruine von Gondé, Taf. 39, Fig. 1, trägt ein ähnlich stilisiertes Gesicht wie die Türplanken daneben; nur besitzt die Nase breite, seitliche Flügel, und die Stirne umgibt ein deutliches Schleuderband. An einer alten Hütte bei Kanala sah ich eine aus drei Stücken bestehende Schwelle; das mittlere war ein grober Klotz, ein halbiertes Baumstamm mit rohem Gesicht; zu beiden Seiten davon standen kleinere, die gleichfalls ein Gesicht trugen.

Hütten von Bedeutung hatten nach LUQUET² auch ein skulptiertes Obertürstück, mit der dekorierten Seite nach unten gerichtet. Ich habe nie solche gesehen. Der genannte Autor bildet ein Exemplar, das sich im Trocadéro-Museum befindet, ab; es ist skulptiert in der Mitte mit eingerahmten Kreuzlinien (Nasen nach LUQUET) und zu beiden Seiten davon mit Gesichtern ohne Kontur. Ob das Pariser-Stück wirklich ein Obertürstück ist, scheint mir nach Besichtigung desselben etwas zweifelhaft; es ist ein faßförmig gewölbtes Holzstück von etwa 26 cm Dicke, das sich recht wenig zu dem genannten Zwecke eignet; es könnte auch eine Türschwelle gewesen sein.

Die Sitte, den Hütteneingang mit Skulpturwerk zu schmücken, ist über die ganze Insel verbreitet gewesen, wobei sich lokale Stilgruppen unterscheiden lassen, wie dies beispielsweise, wie wir sehen werden, auch bei den Masken der Fall ist. Die mit den breitesten und flachsten Nasen versehenen Gesichter finden sich im Norden Caledoniens, wo auch die durchschnittlich breitnasigsten Stämme ihre Wohnsitze haben; wonach hier eine gewisse Übereinstimmung zu konstatieren ist. Andererseits sind die weiter südlich vorkommenden Nasenformen mit röhrenförmigen Narinen, ebenso wie die Stielaugen, rein stilistische Bildungen, die nicht der Natur abgelauscht sind. Man muß sich daher davor hüten, in den Skulpturwerken Porträts sehen zu wollen, wie dies DURAND³ tut, der darin eine überwundene und eine Siegerasse unterscheiden will.

Die Bildwerke sind teilweise mit so viel Geschick und sicherer Hand ausgeführt, daß man annehmen muß, es habe Holzkünstler von Beruf gegeben. Von den großen Tales in Yambé, von denen ich eines abgebildet habe, wurde mir gesagt, sie seien nicht an Ort und Stelle, sondern in Tipindjé bei Hienghène gearbeitet worden. In Houailou erfuhr ich, daß ein geschnitzter Hüttenpfahl in Monéo, nördlich davon, sei hergestellt worden. Das weist darauf hin, daß Arbeiten bei bekannten Holzschnitzern bestellt worden sind. Nach LEENHARDT⁴ werden die Skulpturen einer Festhütte ausgeführt von einem durch den Stamm ernährten Künstler, und BERGERET⁵ erwähnt sogar den Namen eines Holzschnitzers aus dem Houailou-Tal. Im allgemeinen habe ich den Eindruck, daß der Norden der Insel an Skulpturarbeit weit reicher sei als die mehr südlichen Gebiete.

Zur Färbung der caledonischen Holzarbeiten kommen nur Schwarz und Rot zur Anwendung. Die schwarze Farbe sah ich auf folgende Weise herstellen: Stücke von Kokosnußschalen wurden zu Kohle verbrannt, die heißen Brocken mit zwei Stäben angefaßt und in kaltes Wasser getaucht, daß es spritzte; hierauf wurden die mit Wasser vollgesogenen Stücke mit der Handfläche zu Brei zerrieben. Mit diesem überschmiert man die Flächen; in Spalten fährt man mit einem nassen

¹ LUQUET, II 5, Taf. II; ² LUQUET, II 5, p. 13—15, Taf. II; ³ DURAND, 42, p. 505—506; ⁴ LEENHARDT, 105, p. 224; ⁵ BERGERET, 16, p. 409.

Kohlenstück hinein und zerreibt es darin zu Brei. Nach dem Trocknen entfernt man die nicht festhaftenden Kohlenpartikel durch Bürsten.

Die rote Farbe ist Ocker. Gelegentlich verwendet man auch den aus den Samen von *Bixa orellana* L. gewonnenen roten Farbstoff; dieses schreiende Rot ist aber viel weniger schön als das des Ockers. Gute alte Stücke sind stets mit dem letzteren Material gefärbt.

Heutzutage werden kaum mehr gute Skulpturarbeiten ausgeführt, höchstens wert- und sinnlose Kopien. In sehr vielen Dörfern sind sie völlig verschwunden; die Missionare sehen sie nicht gerne. Die Bezeichnung für die Seitentürstücke ist, wie schon gesagt, im Norden, in Oubatche, Bondé usw. „Tale“. Der Grandchef der Poyes nannte sie „Tié-ouata“ (limite-rats) nach Mitteilung des Herrn BOUGE. Auch mir wurde mehrmals gesagt, die Figuren dienten dazu, die Ratten von den Hütten fernzuhalten, was natürlich nur so viel bedeuten kann, daß die Eingeborenen den ursprünglichen Sinn der Bildwerke nicht mehr kennen.

Es wird in der Literatur mehrfach betont, so von PATOUILLET¹ und anderen, es seien diese Bildwerke ohne jede religiöse Bedeutung, bloß ein Zeichen der Wohlhabenheit des Hüttenbesitzers. Das ist sicher irrtümlich. Die plastische Kunst der Naturvölker ist fast ausnahmslos religiöser Natur, wie VATTER² in seinem Buche über religiöse Plastik der Naturvölker gewiß richtig hervorhebt, daher auch ihr rasches Verschwinden mit dem Ableben solcher Ideen. Die Übersteigerung, ja ausschließliche Darstellung des Kopfes, auf den caledonischen Türskulpturen hängt wohl, wie VATTER ausführt, damit zusammen, daß der Kopf als Sitz der Kräfte gilt, wenn auch vom Caledonier die Intelligenz als im Herzen zu Hause gedacht wird. Eine Darstellungsart, wie die caledonische, bei der nur das Gesicht ausgeführt ist, der ganze übrige Körper in Ornamente aufgelöst erscheint, ist eine große Seltenheit. In VATTERS reich illustriertem Buch ist diese caledonische Skulpturweise das einzige Beispiel solcher Art.

Nach Aussage des Grandchefs der Poyes sollen die Türfiguren die Frauen des auf der Dachspitze dargestellten Dämons sein. Das ist schon darum nicht möglich, weil die Figuren durch die Schleuderschnur um die Stirne als männlich charakterisiert sind, überdies der Caledonier niemals weiblichen Wesen an seiner Hütte eine so bevorzugte Stellung einräumen würde. Wir werden gewiß kaum irren, wenn wir die Wurzel dieser Bildwerke im Ahnenkult suchen, entsprechend den Ahnenstatuen der Neuen-Hebriden und anderer melanesischer Gebiete, wonach sie Vorfahren oder Vorfahrengeister darstellen würden. LUQUET³ ist auch dieser Ansicht; er bildet zwei schmale Tales ab.

Was bedeutet nun aber der Ornamentteil der Tales unterhalb des Gesichtes? LUQUET⁴ leitet die Kreuzfiguren mit abgerundeten oder spitz dreieckigen Ästen ab von seinem Nasenmotiv, das heißt, der Nasenrückenlinie, gekreuzt von den Narinen (s. den Abschnitt über die Petroglyphen), eine Erklärung, die mir schon darum wenig glaublich erscheint, weil es sinnlos wäre, unterhalb eines skulptierten Kopfes Nasenmotive anzubringen. Bei COMPTON⁵ finde ich die Notiz, daß die Rauten und Kreuze zwischen den Parallelkämmen die Mägen der dargestellten Figur bedeuten sollen. Eine Erklärung gibt uns, wie mir scheinen will, das eigenartige Tale in La Rochelle, Taf. 39, Fig. 5. An diesem ist, wie oben gesagt, in Einzahl ein menschlicher Leib mit Nabel und vielleicht Rippen dargestellt. Durch Neben- und Übereinanderreihen solcher den menschlichen Leib schematisch darstellenden Figuren könnte die komplizierte Kreuz- und Rautenornamentik entstanden sein, wie sie die abgebildeten Tales zeigen. Eine solche Wiederholung, obschon an sich sinnlos, widerspricht nicht den Gesetzen der Ornamentik.

¹ PATOUILLET, 132, p. 77; ² VATTER, 168, p. 15 u. 33; ³ LUQUET, 115, p. 16, Taf. 3; ⁴ LUQUET, 115, p. 137—138; ⁵ COMPTON, 36, p. 98.

Die caledonischen Skulpturarbeiten, die schon beschriebenen sowohl, als die noch zu beschreibenden des Hütteninneren und des Hüttendachs, sind so eigenartig, daß man bei keinem Stück über seine caledonische Herkunft im Zweifel sein kann. Die Ausbildung dieses durchaus eigenen Stils setzt eine lange dauernde Isolierung von fremden Kultureinflüssen voraus. Die caledonischen Bildwerke in Beziehung zu bringen mit der total abweichenden, hauptsächlich in Spiralen arbeitenden Technik der Maori, wie dies MACMILLAN BROWN¹ tut, scheint mir durchaus ungerechtfertigt.

2. Die Skulpturen im Inneren der Hütte. Der oder die Mittelpfeiler der caledonischen Hütte sind höchst selten dekoriert. Ich kenne nur ein Beispiel aus dem Dörfchen Ouarai bei Houaïlou. Es ist dies ein Zentralpfosten, der oben eine 1 m hohe Rundskulptur trägt, eine männliche, schwarz bemalte Figur, Taf. 40, Fig. 1. Vom Boden bis zum abgebrochenen Penis betrug die Höhe des Pfostens 1,60 m. Die Skulptur macht einen sehr realistischen Eindruck. Arme und Beine sind in den Ellbogen und Knien geknickt; die Nase zeigt zwei seitliche Flügel, die Augen sind Stielaugen, der Mund eine rechteckige Grube, die Ohren geknickte Lappen; auf dem Kopfe trägt die Figur die zylinderförmige, caledonische Mütze.

Im Gegensatz zum Mittelpfosten, sind die Pfeiler der runden Hüttenwand an Häuptlingshütten nicht selten mit nach innen schauenden Gesichtern skulptiert, wie dies schon oben von einer Hütte bei Bopope und von der Ruine der Wohnung des Grandchefs der Ouébia bei Kap Colnett erwähnt worden ist. Die Abbildung derselben, Taf. 40, Fig. 2, zeigt zwei dieser Pfosten noch in situ, dazwischen einen kegelförmigen Randpfahl; diese beiden skulptierten Pfosten sind von einem amerikanischen Sammler in ein amerikanisches Museum verbracht worden; die beiden anderen, welche den ersteren gegenüber die Türöffnung flankiert hatten, befinden sich heute in Basel, Fig. 3 u. 4. Der eine dieser Pfosten mißt 1,47 m im Umfang, der andere bloß 93 cm; die Höhe dieser Pfosten, deren verfallener Teil unten abgesägt worden ist, beträgt 1,55 m. An beiden ist ein menschliches Gesicht mit langem Barte ausgehauen, roh zwar, aber doch einer gewissen Größe nicht entbehrend. Am einen Pfosten, Fig. 4, ist zur Darstellung der Nase ein natürlicher Auswuchs des Niaulistammes benützt worden.

Es ist oben, S. 132, von Brettern die Rede gewesen, welche im Inneren vornehmer Hütten eine Art von Plafond bilden und am einen Ende Skulptur tragen. Zwei solche Bretter sind in Fig. 5 u. 6, Taf. 40, dargestellt, beide aus Ouarai bei Houaïlou. Das eine derselben, Fig. 5, 2,10 m lange und 46 cm breite (das unzersägte Brett war 5,70 m lang gewesen) zeigt ein schmales, in die Länge gezogenes Gesicht mit starker Nase, deren große, ovale Narinen nach vorne schauen, mit Stielaugen, einer kleinen Mundspalte, mit kräftigem Kinn und daran anschließendem, langem Bart. Auf der Stirne befindet sich eine Kugel mit Ringfurchen, vermutlich eine Dolium-Schale, Stirnschmuck der Häuptlinge, bedeutend. Seitlich vom Gesicht ist das Brett in sechs Zackenpaare ausgeschnitten, von denen das eine, mit einer länglichen Öffnung versehene, sicher die Ohren darstellen soll. Unterhalb des Gesichts ist in Hochrelief eine Eidechse mit Gabelschwanz angebracht, eine der sehr seltenen caledonischen Tierskulpturen in Holz. Wenn mehrere Schwänze an einer Eidechse angedeutet sind, bedeutet dies nach einer Mitteilung LEENHARDTS an LUQUET² die Stämme verschiedener Familien. Das andere Brett, Fig. 6, 1,35 m auf 38 cm Breite messend, ist dem ersteren recht ähnlich; es zeigt nur fünf Paare von Seitenzacken, von denen wiederum eines durchbohrt ist; das Kinn oder der Bart ist rot bemalt. Die Seitenzacken scheinen für diese Art von Brettern charakteristisch zu sein; ich sah solche auch an verstümmelten Stücken in Boréaré im oberen Houaïlou-Tal und in Poté bei Bourail. Wir werden sie, etwas anders stilisiert, an den Dachaufsätzen wieder finden.

¹ BROWN, 31, p. 114; ² LUQUET, 115, p. 20.

3. Der Dachschmuck. Auf die Dekoration des Daches wird in Caledonien weitaus die meiste Sorgfalt verwandt, und in den skulptierten Dachaufsätzen lebt sich die künstlerische Phantasie der Eingeborenen am freiesten und ungezügeltsten aus.

Die Dachspitze erhält zunächst nach VIEILLARD und DEPLANCHE¹ eine Coiffüre aus Gras oder Farnwurzeln, wie das Versammlungshaus von Tchambouenne, Taf. 31, Fig. 1, eine besitzt, weiter nach LAMBERT² eine Art Kugel aus Stroh oder aus Farnwurzeln an der Basis des geschnitzten Dachaufsatzes. Heutzutage sieht man das selten mehr, zumal an älteren Hütten dieser vegetabilische Schmuck abgewittert ist. Auf dem Bilde der neu erbauten Chefhütte von Maringou bei Kanala, Taf. 30, Fig. 2, kann man die Graskugel an der Basis des Dachaufsatzes erkennen, auch an der oben erwähnten Hütte in Tchambouenne; ich sah eine solche auch an einer Hütte in Koindé. OPIGEZ³ erwähnt eine Art Mütze des Daches aus Ton, auf welcher Muscheln ausgebreitet seien; auch PATOUILLET⁴ spricht von einem Muschelp^lateau. Ein solches Lager mariner Schnecken scheint sich auch auf dem Dach der genannten Chefhütte von Maringou zu befinden. Das Wesentlichste der Dachdekoration ist indessen der Skulpturschmuck.

Auf der Dachspitze werden die Rangabzeichen der Häuptlinge angebracht. Als Abzeichen der Stammeshäupter, wenn sie direkte Deszendenten durch Primogenitur sind, wird in der Literatur vielfach ein Holzvogel genannt und werden solche Chefs als „Chefs à l'oiseau“ bezeichnet. Dieser Holzvogel hat indessen nach PATOUILLET⁵, RIVIÈRE⁶ und LEMIRE⁷ durchaus keine Vogelgestalt, sondern ist ein Holzstern mit 5 bis 6 Strahlen, von denen einer länger ist als die anderen und etwa 75 cm mißt. Dieser Holzstern kommt horizontal auf die Dachspitze einer Festhütte zu stehen, nach PATOUILLET mit seinem Zentrum der Spitze des Dachaufsatzes aufruhend; ich habe nie ein solches Stück gesehen. Der Vogel ist nach LEENHARDT (s. bei LUQUET⁸) ursprünglich nichts als ein Ast mit Seitenzweigen, später weiter entwickelt durch Abplattung und Zuspitzung der Zweige. Ob er anthropomorph deutbar ist, wie LUQUET vermutet, wage ich nicht zu entscheiden; doch spricht hiefür die unten folgende Legende des Dämons Kolélé. Dachschmuck aus Ästen werden wir auf den Loyalty-Inseln wieder finden.

Auf seiner Privathütte hat der Grandchef, manchmal auch seine nahen Verwandten, nach PATOUILLET⁹ die „Hand“, ein Brett mit einigen Zacken, auf denen Schneckenschalen aufgesteckt sind. Dasselbe wird wohl auch der von OPIGEZ¹⁰ neben der Hand erwähnte „Kamm“ sein. Wir werden solchen Gebilden bei der Beschreibung der Dachaufsätze begegnen.

Es lassen sich die Dachaufsätze in mehrere Kategorien teilen: 1. Realistisch behandelte menschliche Figuren, in Rundskulptur ausgeführt, 2. Skulpturwerke, gemischt aus menschlichen Körperteilen und verschiedenen Schmuckstücken und 3. abgeleitete, geometrische Formen.

Menschliche Ganzfiguren. Sehr beliebt ist die Darstellung von Maskenträgern auf den Hütten. Eine solche, Taf. 41, Fig. 2, rot und schwarz bemalt, 45 cm hoch, stammt vom Dach einer Hütte in Bopope, eine zweite, Fig. 3, 62 cm hoch und stark verwittert, aus dem unteren Tiouaka-Tal; eine dritte, Fig. 4, 70 cm hoch, aus schwarzem, schwerem Holz gearbeitet, wurde ohne genaue Provenienz in Paris erworben. Das Museum in Frankfurt besitzt eine Maskenträgerfigur von 1,70 m Höhe. Bei allen ist der Federmantel der Maske durch Querreihen ausgehauener Recht- oder Vierecke wiedergegeben und ist der Kopf überragt von einer mächtigen Haarkugel; zwei der abgebildeten Figuren tragen lange Bärte. Die Arme sind bei allen schlecht ausgeführt, die Beine frei. Alle diese Dachfiguren stehen auf mehr oder weniger langen, nach unten zu sich verjüngenden Pfosten (meist abgesägt), die ins Innere der Hütte hineinragend, am Mittelpfeiler

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 489; ² LAMBERT, 99, p. 127; ³ OPIGEZ, 131, p. 435; ⁴ PATOUILLET, 132, p. 79; ⁵ PATOUILLET, 132, p. 128—129; ⁶ RIVIÈRE, 139, p. 16; ⁷ LEMIRE, 110, p. 99; ⁸ LUQUET, 115, p. 151; ⁹ PATOUILLET, 132, p. 131; ¹⁰ OPIGEZ, 131, p. 428.

festgebunden werden. Außer Maskenträgern kommen Rundskulpturen der verschiedensten Art vor. Eine recht gut ausgeführte, nackte, männliche Figur, 90 cm hoch ohne den Pfahl, auf dem sie steht, Fig. 10, Taf. 41, befindet sich im Museum von Bordeaux; der umwickelte Penis ist mit einer Schnur gegen den Leib hochgebunden; die Figur ist rot bemalt. Eine kleine, nackte, männliche Dachaufsatzfigur, nur 43 cm hoch, aus Hienghène, mit kugelförmigem Kopf und rundem Gesicht, zeigt Fig. 5. Während die caledonischen Figuren fast ausnahmslos streng symmetrisch gearbeitet sind, weicht diese insofern von diesem Gesetze ab, als der eine Arm gebogen, der andere ausgestreckt ist. Unsymmetrisch ist auch die weibliche Dachaufsatzfigur des Pariser Museums, Fig. 6, 50 cm hoch, aus gelbem Holz gearbeitet, indem der linke Arm ein Kind auf der Brust festhält, der rechte scharf gebogen, nach oben läuft; die Beine sind, wie bei allen diesen Figuren, frei herausgearbeitet. Frauendarstellungen als Dachaufsätze sind seltene Ausnahmen.

Fig. 7 auf Taf. 41 zeigt eine menschliche Dachaufsatzfigur von 1,10 m Höhe aus dem Dörfchen Tchambouenne bei Oubatche. Über dem kleinen, mit einem Bart versehenen Gesicht erhebt sich ein mächtiger Kopfschmuck von ungewöhnlicher Form, vielleicht einen aus Baststoffbändern gewickelten Turban bedeutend; Arme und Beine sind frei herausgearbeitet, die Hände in der Gegend des männlichen Geschlechtsorgans liegend; an den Beinen sind Tatauiermuster erkennbar. Sehr schlecht ausgeführt ist die Dachfigur aus Yambé bei Oubatche, Fig. 9, bei der nur der Oberkörper ausgearbeitet ist; der bärtige Kopf trägt die caledonische Zylindermütze; auffallend ist die starke Ausbildung der Brüste; die Arme sind nur Stummel, Höhe 1,28 m. An dem Stücke aus dem mittleren Houailou-Tal, Fig. 8, ist nur der Kopf ausgearbeitet. Ob das darüber befindliche, mit Ringfurchen versehene Gebilde die Behaarung oder einen Kopfschmuck bedeuten soll, ist fraglich. Einige aus Rundskulpturen bestehende Dachaufsätze sind bei LUQUET¹ abgebildet.

Zweite Gruppe. Während es bei den bis jetzt beschriebenen, realistisch behandelten Bildwerken meist keinerlei Schwierigkeit bereitet, die Bedeutung der einzelnen Teile zu erkennen, ist dies bei der nun folgenden Gruppe anders, bei der eine Kombination stilistisch behandelter Körperteile und Schmuckstücke phantastische Gebilde schafft. Alle diese Aufsätze bestehen aus einem flachen Skulpturteil auf mehr oder weniger langer Stange, die im Inneren der Hütte festgebunden ist.

Betrachten wir zunächst die beiden nahe miteinander übereinstimmenden Dachaufsätze von Poté bei Bourail, Taf. 41, Fig. 11, und von Gondé im Houailou-Tal, Fig. 12. Einige ihrer Teile sind ohne weiteres deutbar, während wir für andere die Erklärung der Eingeborenen herbeiziehen müssen, was immerhin mit Vorsicht geschehen muß. Die Stange verbreitert sich nach oben zu einem flachen, herzförmigen Brustteil, oben abgeschlossen durch ein Halsband mit Gehänge. Ebenso unmißverständlich ist das Halsstück und das Gesicht mit kleiner, rechteckiger Mundspalte, vorspringender Nase mit Nasenlöchern, Stielaugen, durchbrochenen, seitlich herausstehenden Ohren und komischen, dicken Backen, wie sie an Bildwerken aus dem genannten Inselteil nicht selten vorkommen. Diese Backen ruhen auf einem nach oben konkaven, mit vorspringenden Spitzen endendem Bogen; er wurde mir als Kiefer gedeutet. Ich bin aber geneigt, diesen auf vielen Bildwerken wiederkehrenden Skulpturteil als Bart zu betrachten. Darunter folgen zwei nach abwärts schauende Zacken, die mir von allen Befragten ohne Zaudern als die Beine der Figur (Paé in der Sprache von Ni) bezeichnet wurden. Daß diese Extremitäten nicht da sitzen, wo sie hingehören, stört den Caledonier nicht im mindesten; wir werden noch andere Beispiele dieser Art kennen lernen. Oberhalb des Gesichts befindet sich ein dreieckiges, wie eine Mütze mit seitlichen Spitzen aussehendes Gebilde, als Stirne von den Eingeborenen bezeichnet. Darüber folgt eine Kombination von quer verlaufenden, paarigen Stücken, von denen das unterste

¹ LUQUET, II 5, Taf. 3.

Paar nach abwärts, das oberste nach aufwärts gerichtete Spitzen besitzt, während das mittlere, mit Dreiecklinien ornamentierte, genau wagrecht angebracht ist. Dieser mittlere Teil wurde mir als Kranz von Blättern bezeichnet, das obere Paar mit seinen nach aufwärts gerichteten Spitzen als Arme (Gaoyé), während für das untere mit seinen abwärts schauenden Spitzen kein Name bekannt war. Vielleicht ist es ein weiteres Extremitätenpaar oder auch nur der Symmetrie zuliebe angebracht. Das Ganze wird gekrönt von einer runden oder umgekehrt herzförmigen, zuweilen auch ovalen Scheibe, von der dann die Spitze ausgeht, welche die Tritonshörner trägt. Da diese Spitze nach Aussage des Grandchefs der Poyes die Feder im Haare bedeutet, muß die Holzscheibe wohl die Haarkugel darstellen. Wie schon gesagt, geniert eine solche Verschiebung an einen falschen Ort den Caledonier nicht. Die Länge des Dachaufsatzes von Poté, Fig. 11, beträgt mit der Stange 2,20 m; die des anderen, viel größeren, der wohl heute noch vor der Ruine der Festhütte von Gondé in der Erde steckt, habe ich nicht gemessen.

An den Dachaufsätzen von Tchambouenne bei Oubatche, Fig. 13, Taf. 41, und dem von Palo, nahe südlich davon, Fig. 1, Taf. 42, sind die Teile mehr zusammengeschoben, aber noch fast alle kenntlich. Am ersteren sieht man die Brust mit Halsband; die daran sich schließenden Beine sind kurze Stummel geworden, ebenso wie oben die Arme; die Backen sind zu seitlichen Spitzen ausgezogen, so daß das Gesicht eine rautenförmige Figur bildet; weitere seitliche Zacken bilden unterhalb des Gesichtes und oberhalb der Beinstummel der Bart, ferner die Ohren, die Stirne und das oben als Blätterkranz bezeichnete Stück, hier rinnenartig ausgehöhlt. Länge des Aufsatzes 1,70 m.

Ähnlich ist die Stilisierung des Aufsatzes von Palo, Fig. 1, Taf. 42. Arme und Beine sind kurze, nach auf- und abwärts schauende Zacken; über den Beinzacken erscheint ein rundliches Gesicht mit Bart und seitlichen Ohren; der Stirnteil ist spitz ausgezogen, darüber der Schmuckkranz; zwischen diesem und den nach oben schauenden Armspitzen ist ein weiteres Stück eingeschoben. Die lange Spitze über der scheibenförmigen Haarkugel ist mit 11 durchbohrten Tritonshörnern besteckt, auf einer Seite mit den Spitzen aufwärts, auf der anderen abwärts gerichtet, die Mündung nach vorne gekehrt. Zu unterst ist eine quergestellte Murex-Schale angebracht. Spuren von Bemalung sind noch wohl erkennbar. Das Gesicht ist schwarz, mit Ausnahme der Ohren, der Narinen und der Mundspalte, die rot bemalt sind; rot sind auch Arme und Beine, sowie der untere Teil der Scheibe. Die Länge des Stückes beträgt 3,35 m.

Etwas abweichend stilisiert ist der Aufsatz von Tchambouenne, Taf. 42, Fig. 2, 2,50 m lang. Der Brustteil ist hochoval; darüber folgt ein Gesicht mit Bart und durchbrochenen Ohren. Unmittelbar darauf sitzt die Haarkugel, die sonst als Scheibe das Ganze krönt. Diese trägt eine durchbrochen gearbeitete Krone, wohl eine Imitation des caledonischen Zylinders, darauf zwei federartig gestaltete Brettchen mit je einem Tritonshorn. Die beiden kurzen seitlichen Zacken oben an der Kopfkrone werden wohl aus Analogie mit den bereits beschriebenen Figuren als Arme zu deuten sein. Ob die beiden unterhalb der Krone nach abwärts schauenden Zacken einen Kopfschmuck oder ein Extremitätenpaar bedeuten, möchte ich nicht entscheiden.

Dasselbe Zackenpaar erscheint an dem eigenartigen Dachaufsatz aus Kanala, Fig. 11, als ein kräftiger, mit seinen langen Spitzen abwärts gerichteter Halbmond. Darauf ruht eine große, rechteckige, mit Vier- und Dreiecken durchbrochene Krone, wohl wiederum ein stilisierter Kopfyylinder; sie trägt oben 6 (einer ist abgebrochen) Zacken für Muschelschmuck. Es erinnern diese Zacken an die oben, S. 147, wiedergegebene Notiz, nach welcher gewisse Chiefs auf ihrem Dachschmuck eine Hand oder einen Kamm führen. Gesicht und Bart sind schwarz bemalt, die Kopfkrone rot; Länge 1,95 m. Auch LUQUET¹ faßt diesen mit Zacken versehenen Kopfschmuck als

¹ LUQUET, 115, p. 151; Bilder p. 12 u. 13.

die sog. „Hand“ auf. Die von ihm nach GLAUMONTS Zeichnungen wiedergegebenen Bilder solcher Dachaufsätze sind sehr wenig naturgetreu.

Eine sehr einfache Form ist durch den Aufsatz der Fig. 10, Taf. 42, ebenfalls aus der Kanala-Gegend stammend, repräsentiert; Arme und Beine sind durch je ein Zackenpaar dargestellt; das hochovale Gesicht ist oben und unten von einem Halbmond eingefasst; die krönende Haarscheibe ist wie Gesicht und Brust in die Länge gezogen. Das Stück mißt 2,70 m.

Der Dachaufsatz der Fig. 9 befindet sich im Museum von Nouméa ohne Herkunftsangabe. Er ist mir darum wichtig, weil daran ersichtlich ist, daß die von mir angenommene Deutung des unterhalb des Gesichts nach oben schauenden Halbmonds als Bart die richtige ist, denn es sind daran durch feine Linien die Haare markiert. Das Gesicht selbst zeigt seitliche Spitzen, die Nase mächtige Narinen; Arme und Beine sind kurze Zacken.

An einem im Museum von Toulouse befindlichen Dachaufsatz, Fig. 8, ist die eigenartig ausgeführte Nase mit ihren bogenförmig abwärts gezogenen Flügeln bemerkenswert.

Während alle bisher beschriebenen Dachaufsätze trotz manchen Abweichungen im einzelnen doch eine gewisse Familienähnlichkeit aufweisen, folgen nun einige sehr abweichend stilisierte Formen. Das Stück der Fig. 3, Taf. 42, noch 3,50 m lang, trotz Absägen des unteren Stangenendes, stand auf einem Grabe im Dörfchen Koindé zwischen Kanala und Lafoa. Eine ganz entsprechende Figur krönte eine Hütte desselben Dörfchens. Andere derselben Art sah ich auf der Chefhütte von Maringou, Taf. 30, Fig. 2, auf einem Dach in Ouaoué, südlich von Bourail und auf einem Ignamen-Opferplatz in Nakéty, Taf. 69, Fig. 1. Der Kopf mit Ohren, Nase, Mund und Bart ist gut zu erkennen. Das Fremdartige ist der Körper, ein durchbrochen gearbeitetes Gebilde, bestehend aus einem breiten Mittelstück und seitlich davon je vier winklig geknickten Stäben. Ob dieselben Rippen bedeuten sollen, wie ein Eingeborener mir angab, lasse ich dahingestellt, es ist aber möglich.

Wieder einen anderen Typ repräsentiert das Exemplar von Ouarai bei Houailou, Taf. 42, Fig. 4. Es zeigt ein menschliches Gesicht mit Nase, Stielaugen, Mund und Ohren oberhalb eines länglichen Bruststücks und vier Paare in verschiedener Höhe seitlich abgehender, winklig geknickter Extremitäten. An der Basis der Figur, angrenzend an die bei vielen beschriebenen Dachaufsätzen die Brust darstellenden Verbreiterung der Stange, sind Penis und Hoden sichtbar. Oben endet das bizarre Gebilde mit der von früher her bekannten, scheibenartigen Verbreiterung, die ich als die Haarkugel betrachte; von ihr geht eine lange Spitze aus, die an der Basis einen Murex, weiter oben Tritonshörner trägt. Die Körperteile sind an diesem Stück aufs willkürlichste durcheinander geschoben.

Einigermaßen damit verwandt ist ein Aufsatz aus Méoué bei Kanala, Fig. 5, an dem von den Seiten des Gesichts drei Paare von Stäben, offenbar Extremitäten bedeutend, ausgehen, endend mit winkligen Knickungen.

Ganz allein stehend ist die Figur aus Ouarai, Fig. 6, 1,80 m hoch. Oberhalb des kleinen Gesichts erhebt sich ein hohes Gebilde, etwas an einen Fisch erinnernd, dekoriert mit Rauten und mit langen Feldern winkliger Parallellinien; die beiden abwärts gerichteten Dorne sind wahrscheinlich als Arme zu deuten; die Beine sind kurze Stummel unterhalb eines nach oben schauenden Halbmonds, der bei anderen Figuren den Bart des Gesichts bildet, hier aber weit vom Gesicht herabgerückt erscheint.

Eigenartig ist ein Dachaufsatz im Museum von Dresden, Fig. 7, Taf. 42, 2,62 m hoch. Er zeigt oberhalb des Gesichts mit seinen halbrunden Augen, breiter Nase und durchbrochenen Ohren einen 1,05 m hohen, unten 35 cm breiten, nach oben spitz zulaufenden Aufsatz, bedeckt mit schwarzen Kreuzmustern, umgeben von erhabenen, roten Leisten, wie sie sonst der Ornamentteil

der Türseitenbretter unterhalb des Gesichtes aufweist. Bei einem zweiten Stück in Dresden trägt der Kopf einen 46 cm hohen, unten 35 cm breiten Aufsatz mit Reihen schwarzer Rauten, umgeben von roten Zickzacklinien. Es sind diese beiden Aufsätze wohl aus einem Mißverständnis des Holzkünstlers entstanden, jedenfalls aus einer Unkenntnis der ursprünglichen Bedeutung der Ornamente.

Geometrisch behandelte Dachaufsätze. In der Kanala-Gegend trifft man neben den beschriebenen Aufsatzformen auch solche an mit einer rein geometrischen Formengebung. Das Stück der Fig. 1, Taf. 43, 3,25 m hoch, stammt aus Nakéty, das der Fig. 2, 2,25 m messend, aus Maringou in der Nähe von Kanala. Ganz ähnliche sah ich im nahen Negropo-Tal. Es sind dies ohne Zweifel abgeleitete Formen, aber es ist schwer, die richtige Deutung der Teile zu finden. Mit einer gewissen Sicherheit kann man das spitzrautenförmige Mittelstück als aus dem Gesicht hervorgegangen auffassen, das zuweilen auch an realistisch behandelten Aufsätzen (s. z. B. das Bild der Fig. 13 auf Taf. 41) seitlich in Spitzen ausläuft. Die beiden auf das Mittelstück folgenden, mit einer Rinne versehenen, schmalen und spitz zulaufenden Stücke und die beim Exemplar der Fig. 1 den Abschluß nach oben und unten bildenden Dreiecke oder Halbrauten, denen an dem der Fig. 2 bogenförmig gekrümmte Teile entsprechen, müssen irgendwie aus den das Gesicht begleitenden Zacken und Bogen hervorgegangen sein, ohne daß ich wagen würde, sie mit Namen zu belegen.

Die Eingeborenen wissen nichts von einer solchen Ableitung. Die Bezeichnungen, mit denen sie die einzelnen Teile benennen, geben hiefür nicht den mindesten Anhalt und sind offenbar ganz sekundär aus gewissen Ähnlichkeiten entstanden. Im System der Fig. 8, Taf. 43, heißen das obere und das untere Dreieck oder Halbraute „Bennon“, was Fischdarm bedeutet, die beiden schmalen, gefurchten Stücke „Sindja“, Conus-Bracelet, endlich der mittlere, rautenförmige Teil „Puëschembe“, das heißt Bauch eines Fisches. Es hat dieser Teil in der Tat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Magen gewisser Fische, wie dem der Seearbe (Mullus), der rautenförmig gestaltet ist mit einem verdickten Mittelring.

Im zweiten System, Fig. 9, ist die Bezeichnung für die drei mittleren Stücke dieselbe wie im ersten, aber die gebogenen Teile oben und unten werden „Menekio“, Raubvogelflügel, benannt. Mehrere befragte Eingeborene aus verschiedenen Dörfern haben mir immer dieselben Bezeichnungen angegeben.

Noch sei bemerkt, daß der in Fig. 2 dargestellte Dachaufsatz bemalt ist; die auf dem Bilde dunkel erscheinenden Partien sind in Wirklichkeit rot; die Spitze trägt drei durchbohrte Murex-Schalen.

Die Ansicht von RIVERS¹, nach welcher Konventionalisation naturalistischer Vorlagen eine Folge von Kulturmischung sein soll, teile ich nicht.

Die Abbildung der Fig. 3 auf Taf. 43 zeigt einen Dachaufsatz aus dem Dörfchen Mia, oberhalb von Kanala; seine Länge beträgt 1,80 m. Der geometrische Teil daran entspricht dem Schema der Fig. 8. Ungewöhnlich ist aber, daß an der Spitze die Tritonshörner in Holz als Dreiecke nachgeahmt sind. Auch die Eingeborenen bezeichneten diese Dreiecke als Schnecken (Fouando).

Ich glaube, daß aus solchen Reihen von Holzschnecken das komplizierte Ornament des 2,20 m langen Dachaufsatzes von Ouaraï, Fig. 4, hervorgegangen ist, indem die Schneckenspitzen außen miteinander verbunden worden sind und die dadurch entstandenen Lücken durch von der Mittelsäule ausgehende Dreieckstücke teilweise ausgefüllt wurden. Noch sei bemerkt, daß auf caldonischen Hütten gelegentlich, wenn auch selten, geometrische Rundskulpturen vorkommen, wie sie uns auf den Loyalty-Inseln wieder begegnen werden. So trägt die Vorrathshütte bei Kanala,

¹ RIVERS, 137, II, p. 383.

Taf. 33, Fig. 2, auf dem Dach einen Pfosten mit dem Schema der Fig. 8, Taf. 43, in Rundskulptur ausgeführt. Auf bescheidenen Hütten sieht man etwa auch einfach einen Gabelast als Schmuck, auf christlichen zuweilen Holzkreuze.

Mit den gegebenen Beschreibungen ist der Reichtum der caledonischen Dachskulptur jedenfalls noch nicht erschöpft, aber die wesentlichsten Varianten dürften vertreten sein. Um sich ein Bild des Eindrucks zu machen, den diese phantastischen Gebilde in ihrer natürlichen Stellung als Krönung des Kegeldachs auf den Beschauer ausüben, betrachte man die Hüttenbilder der Taf. 28—32, wobei man sich als Hintergrund den blauen Himmel hinzudenken mag, und man wird zugeben müssen, daß der Eindruck ein überaus malérischer ist. Namentlich wirken die langen Stangen mit den weißen Tritonshörnern außerordentlich schön. Ich mache noch speziell aufmerksam auf die Festhütte von Lecoulnoué bei Hienghène, Taf. 30, Fig. 3, deren Aufsatz oberhalb des Kopfes eine durchbrochene Krone trägt, auf deren sieben Zacken eine große Zahl von schneeweißen Ovula-Schalen aufgesteckt sind, ein besonders schönes Bild ergebend.

Über den in früheren Zeiten üblichen Schmuck des Hüttendachs mit menschlichen Schädeln wird, da nicht zur Skulptur gehörig, im Abschnitt über Kannibalismus behandelt werden, über die schwarzen und weißen Baststoff-Banderolen bei den Prärogativen der Häuptlinge.

Bedeutung der Dachaufsätze. Die skulptierten Gebilde auf den Hütten werden in der Literatur nicht selten als „Tabus“ bezeichnet, eine durchaus falsche Anwendung dieses nicht caledonischen Wortes, in dem der Begriff des Verbotes enthalten ist. Man kann nur sagen, daß zuweilen ähnliche Figuren, vermutlich Bruchstücke älter Dachaufsätze, als wirkliche Verbotzeichen in Kokospflanzungen aufgestellt werden. Für mich besteht kein Zweifel, daß die Dachskulpturen ursprünglich Ahnengeister darstellen sollten. Dabei tut es nichts zur Sache, daß die heutige Generation der Eingeborenen ihre Bedeutung nicht mehr kennt und sie im besten Fall als „Diables“ bezeichnet. Es ist selbst LEENHARDT nicht gelungen, von den Eingeborenen eine befriedigende Erklärung zu erhalten. Der sakrale Charakter dieser Bildwerke geht meiner Meinung schon daraus hervor, daß man sie häufig auf Gräbern aufgepflanzt findet und ebenso auf Ignamen-Opferplätzen.

Lehrreich für die Bedeutung der Dachskulpturen ist die Legende vom Dämon Kolélé, wie sie der Grandchef der Poyes, dessen Geschlecht sich von diesem Dämon ableitet, Herrn BOUGE erzählt hat. Kolélé (Donner) erzeugte mit einer sterblichen Frau ein Kind. Als dieses von den Leuten als Bastard angesehen wurde, erschien Kolélé selber den Alten und sprach zu ihnen: „Das Kind ist mein Sohn, es soll Kolélé heißen wie ich.“ Daraufhin wurde es mit großem Fest zum Stammeshaupt erklärt. Als nun das Kind reif war zur Übernahme der Macht, erschien Kolélé wieder vor den Alten, die allein mit ihm verkehren durften und sagte: „Mein Sohn wird mich nun ersetzen, da ich verschwinde; Ihr sollt ihm gehorchen, wie Ihr mir gehorcht habt. Auch sollt Ihr mein Bild in Holz schneiden und auf das Dach der Häuptlingshütte setzen zur Erinnerung an mich, den Stammvater der Grandchefs der Poyes.“ (Die Poyes oder Poï wohnen inlands zwischen Hienghène und Touho.) Das Bild des Kolélé hat fünf handlose Arme, die zugleich auch seine Beine sind. Seine Darstellung scheint ein Ast mit fünf Zweigen gewesen zu sein (vergleiche die oben, S. 147, gegebenen Bemerkungen über den Vogel als Chefabzeichen). Wenn Kolélé durch Wälder und Buschwerk wandelt, kann er seine fünf Armbeine in ein einziges schmales zusammenziehen. Seine Erscheinung auf den Bergen kündigt sich durch Lärm und Rauch an. Unlängst habe ihn ein Eingeborener gesehen und ausgesagt, er gleiche durchaus dem Holzbild auf der Hütte der Chefs der Poyes.

Aus dieser bizarren Erzählung geht deutlich hervor, daß der Dachschmuck der Chefs der Poyes einen dämonischen Ahnen darstellen soll. Gewöhnliche Glieder des Stammes durften auf ihrem

Hüttendach eine Kopie des Kolélé-Bildes anbringen, aber ohne gewisse Attribute, wie die fünf Armbeine.

Wir werden kaum irren mit der Annahme, daß alle diese Dachfiguren solche mythische Vorfahrengestalten repräsentieren. Darum auch die phantastischen Gebilde, deren Bedeutung herauszufinden so schwer fällt oder auch unmöglich ist. Ich erinnere auch daran, daß auf Dächern nicht selten die Figur des Maskenträgers vorkommt. Die Maske (s. das betreffende Kapitel) ist aber nichts anderes als die Erscheinungsform des Wasserdämons Pouémoin, von dem vermutlich auch gewisse Familien ihre Herkunft ableiten.

Die Pfosten an Fest- und Häuptlingshütten. Über die Sitte, solche Pfosten aufzurichten, ist schon oben, S. 131, einiges mitgeteilt worden. Es sind teils einfache Stangen, bemalt oder nicht bemalt, an denen Baststoff- oder Tuchlappen hängen. Oft aber zeigen sie Skulptur. Drei solche sind in Fig. 5—7, Taf. 43, aus dem Houailou-Tal dargestellt. Der 2,90 m hohe Pfahl von Gondé, Fig. 6, trägt oben noch ein deutliches menschliches Gesicht; der daneben stehende, aus demselben Orte stammende, 2,95 m hohe, Fig. 5, zeigt in Rundskulptur die aus dem Gesicht hervorgegangene geometrische Figur, die wir von Dachaufsätzen her kennen (vgl. Fig. 1 u. 3 derselben Tafel). Nur sind hier oberhalb und unterhalb des rautenförmigen Mittelstücks je drei Ringwülste angebracht, während an den Dachaufsätzen dieser Teil nur in Einzahl vorhanden ist. Es ist diese Vermehrung offenbar aus reinem Schmuckbedürfnis hervorgegangen; auch ist sie nicht typisch; an anderen Pfosten ist dieser Teil nur einfach angebracht. Wenn endlich auch dieser Ringwulst in Wegfall kommt, erhalten wir die einfache Sanduhrfigur, wie sie an einem vor einer Hütte in Koindé stehenden Pfahl, Taf. 32, Fig. 2, zu sehen ist, bestehend aus einem Mittelstück und zwei im Profil halbrautenförmig erscheinenden, in Wirklichkeit kegelförmigen Gebilden, von denen das obere mit seiner Basis nach oben, das andere nach unten schaut. Dieses Sanduhrmotiv kehrt auf allen möglichen caledonischen Geräten wieder, an Grabstöcken, Dachnadeln, Lanzen usw. Das Anbringen dieser aus einem menschlichen Gesicht hervorgegangenen Figur an Gebrauchsgegenständen hängt jedenfalls mit dem Ahnenkult zusammen; das Gerät erhält dadurch bestimmte Kräfte. LUQUET¹ hält, abweichend von meiner Anschauung, eine Ableitung des Sanduhrmotivs von den Tritonschnecken der Dachaufsätze für möglich, was ich für durchaus ausgeschlossen ansehe.

Um auf den Pfosten der Fig. 5, Taf. 43, zurückzukommen, so sieht man daran oben zwei kurze, aufwärts gerichtete, unten zwei ebensolche, abwärts schauende Zacken, die letzten Reste von Armen und Beinen.

Der Pfahl der Fig. 7, 2,30 m hoch, aus Neshakouja im Houailou-Tal stammend, zeigt oben eine undeutliche, sanduhrartige Figur mit Extremitätenzacken; er ist darum besonders merkwürdig, weil er eine lange Reihe von Cupulae trägt, nach Angabe Marken für getötete und verspeiste Feinde (s. bei Kannibalismus).

Loyalty-Inseln. Der Türschmuck der Hütten auf den Loyalty-Inseln ist ein viel bescheidener als in Caledonien und beschränkt sich fast ausnahmslos auf geometrische Ornamentik. Auf Maré habe ich überhaupt keinen Türschmuck bemerkt. Dagegen verdanke ich Herrn Dr. A. U. DÄNIKER das Bild eines Hütteneingangs aus dem Dorfe Hnawajetch zwischen Rô und Thuo auf Maré, dessen runde Seitenpfosten in rohem Relief das Bild einer Schlange und eines Vogels zeigen, Taf. 37, Fig. 4. Auf Befehl des Familienältesten sollen diese Tiere fortgehen können, um jemand zu töten; sie dienen also offenbar zum Schutz des Hauses.

Auf Lifou kommt Türschmuck häufiger vor, indem an älteren Hütten nicht selten dem Mittelpfeiler, der die beiden Türöffnungen trennt, eine kleine Holzsäule vorgesetzt ist, die entweder

¹ LUQUET, II 5, p. 152.

bloß oben durch einige Einschnitte dekoriert ist (s. die Hüttenbilder der Taf. 35) oder auch mit einer gewissen Sorgfalt skulptiert erscheint. Einen solchen Pfosten aus Képénéé habe ich in Fig. 3, Taf. 36, abgebildet. Es ist eine runde Säule, über der Erde 1,20 m hoch, die zwei sanduhrförmige Gebilde erkennen läßt und dazwischen ein schmäleres Stück von doppelt kegelförmiger Gestalt. Außerdem erhalten zuweilen an der Außenseite der Türöffnungen befestigte Bretter einigen Ornamentschmuck.

Die am sorgfältigsten dekorierte Türe, die ich gesehen habe, befand sich an einer alten Hütte in Nathalo, Taf. 36, Fig. 2. Vor dem Mittelpfeiler der beiden Türöffnungen war ein kleinerer Pfosten angebracht, bestehend aus zwei sanduhrartigen Gebilden, getrennt durch eine Scheibe mit Mittelrippe. Die Seitenbretter zeigten eine senkrechte Reihe von Rautenornamenten, begleitet von Zickzacklinien, außen drei, innen zwei. Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß diese Liniendekoration dem geometrischen Ornamentteil der caledonischen Seitentürstücke entspricht. Ein menschliches Gesicht habe ich indessen an solchen Türen nie gesehen. Es erwähnt aber RAY¹, daß die Türpfosten in Lifou manchmal ein geschnitztes menschliches Gesicht, rot und schwarz bemalt, trügen. Das Sanduhrornament, in Lifou vereinfacht, geht gleichfalls auf caledonische Vorbilder zurück.

Auf Ouvéa habe ich keine dekorierte Türe gesehen; unser Aufenthalt dort war auch sehr kurz. Doch muß das oben, S. 139, erwähnte Rathaus bei Fayaoué solche besessen haben. TURNER² sagt, an der Türseite seien außerhalb von jedem Pfosten fünf geschnitzte Bretter angebracht gewesen, jedes oben mit einem rot bemalten menschlichen Gesicht. Außerdem sei einige Fuß vor jeder Türseite eine Figur gestanden, mit einem herkulischen Holzspeer über dem Kopf zum Palissadeneingang hinweisend. Das müssen demnach freistehende Rundskulpturen gewesen sein, ähnlich wie die an der Palissade der S. 133 beschriebenen Hauses des caledonischen Chefs Gondou.

An dem von Dr. DÄNIKER aufgenommenen, heute noch bewohnten Häuptlingshaus von Takédji in St. Joseph auf Ouvéa, Taf. 37, Fig. 1, zeigt der breite doppelte Eingang in der Mitte und an den Seiten je ein großes skulptiertes Tale angebracht. Diese stimmen so genau mit solchen aus Nord-Caledonien überein, daß für mich kein Zweifel besteht, daß sie von dort hergebracht und keine Ouvéa-Arbeit sind. Ein anderes, in demselben Komplex befindliches, aber außer Gebrauch gesetztes Türseitenstück weist für seine Herkunft dem Stil nach auf die Kanala-Gegend hin. Übrigens bestätigten die Ouveaner selbst Herrn DÄNIKER, daß solche Türbretter von Caledonien her bezogen würden, und zwar als Heiratsgaben.

Dieses Häuptlingshaus ist von Palissaden umzogen, die offenbar aus viel älterer Zeit herkommen als das Haus selbst, das neu zu sein scheint. Es sind starke, zum Teil sehr starke, senkrecht in den Boden gerammte Stämme, Taf. 37, Fig. 2 u. 3. Einige derselben, an einem Eingang stehende, sind in roher Weise mit einem groben Gesicht beschnitzt, das Augen, eine breite Nase und eine lange Zunge oder Bart erkennen läßt. Diese Skulpturwerke dürften einheimische Arbeit sein.

Wie der Tür-, so ist auch der Dachschmuck auf den Loyalty-Inseln, Neu-Caledonien gegenüber, außerordentlich reduziert. Von Maré kenne ich überhaupt keinen Dachschmuck außer dem auf S. 137 erwähnten, nämlich einer Umhüllung der Dachspitze einer Chefhütte mit rotem Tuch und eingesteckten Federbüscheln. ERSKINE³ spricht von einem Handel der Maré-Leute mit Lifou, um Vogelknochen zur Hausdekoration zu erhalten.

Auf Lifou kommen Dachskulpturen nicht eben selten vor. Hier finden sich sogar zur Seltenheit figürliche Aufsätze, wie sie in Caledonien üblich sind. Die alte Häuptlingshütte in Képénéé, Taf. 35, Fig. 1, trägt einen solchen, der durchaus caledonischer Formgebung entspricht. Man

¹ RAY, 135, p. 257; ² TURNER, 167, p. 512; ³ ERSKINE, 45, p. 379.

erkennt daran ein Gesicht, überragt von Halbmonden und einer durchbrochenen Krone mit langen Zacken, auf denen jedenfalls früher marine Schnecken aufgepflanzt gewesen waren. Muschelschmuck auf Dächern wird 1861 von JOUAN¹ erwähnt. Der Körper unterhalb des Gesichts zeigt gekrümmte, parallele Stäbe, die wie Rippen aussehen; der nur noch einseitig vorhandene, nach abwärts laufende Stab dürfte einen Arm bedeuten. Die Dachaufsätze heißen in Lifou „Ouatheno“.

Eine zweite, stark verwitterte Figur schenkte mir der Grandchef von Nathalo. Es ist daran, Taf. 36, Fig. 4, nur noch Kopf und Brust erkennbar; Höhe 1,70 m. Die Skulptur stand auf dem Grabe seiner Vorfahren beim Küstendörfchen Natikétiouan; er mußte sie selber entfernen, da niemand sonst sie zu berühren gewagt hätte. Nach seiner Aussage ist es kein Dachaufsatz, sondern eine Grabfigur. Da wir aber von Caledonien her wissen, daß den Dachaufsätzen durchaus entsprechende Gebilde, die sicher einmal wirklich als Dachschmuck gedient haben, auf Gräbern und heiligen Plätzen aufgepflanzt werden, so ist anzunehmen, daß auch die erwähnte Grabfigur früher auf einem Hüttendach ihren Platz hatte.

Endlich sah ich in Mouli auf Ouvéa einen durch Verwitterung stark beschädigten Dachaufsatz, dessen einseitig noch erhaltene Seitenzacken in der Gegend des Gesichtes zeigten, daß er durchaus nach caledonischem Vorbild behandelt gewesen war. Jedenfalls lehren diese Beispiele, daß die Behauptung von RAY², nach welcher die Hütten der Loyalty-Inseln nie ein menschliches Bild getragen haben sollen, nicht richtig ist.

Sehr viel häufiger sind in Lifou die rein geometrisch behandelten Dachaufsätze. Auf dem Hüttenbild der Fig. 2, Taf. 35, sieht man einen Stock, der durch ringförmige Kerben in Abschnitte geteilt ist, dem Dache aufgesetzt. Recht sorgfältig gearbeitet ist der Aufsatz des Männer- oder Jünglingshauses in Képénéé, Taf. 36, Fig. 1. Er ist zusammengesetzt aus viereckigen und runden Teilen und endet mit pyramidenförmiger Spitze. Andere Aufsätze zeigen das Sanduhrmotiv. Auch auf Ouvéa sieht man solche geometrisch behandelte Dachspitzen (Taf. 36, Fig. 7).

Sehr eigenartig ist der Dachaufsatz der alten Häuptlingshütte in Nathalo auf Lifou, Taf. 35, Fig. 3. Es ist eine runde Säule, ornamentiert mit dem in Caledonien verbreiteten Muster, bestehend aus einem im Profil rautenförmigen Mittelstück, zwei Ringwülsten und zwei Halbkegeln. Oben endet die Säule mit drei natürlichen, starken Zacken, von denen einer abgebrochen ist; ihre Enden sind künstlich verdünnt, offenbar zum Aufstecken von Tritonshörnern. Die Länge der unten abgesägten Säule beträgt 1,20 m bis zur Gabelung. Das Ganze erinnert an einen Baumstamm mit nach oben gekehrten Wurzelnenden. Solche Aufsätze durften nur Chefs auf ihren Wohnungen führen.

Auf einer benachbarten Hütte bemerkte ich als Dachschmuck einen dünnen, zugespitzten Ast, nahe seiner Basis umgeben von fünf im Wirtel stehenden Seitensprossen, Fig. 5, Taf. 36. Gegabelte Äste sah ich auch im Dörfchen Yacho, unweit von Képénéé, auf Hütten, ferner einfache Stöcke oder auch christliche Holzkreuze.

Baumstämme, mit den Wurzelnenden aufwärts gerichtet, sind nach FOY³ auf den Shortland-Inseln, südlich von Bougainville, Symbole der Häuptlingsschaft; solche stehen auch in der Finschhafengegend Neu-Guineas auf dem Dachfirst von Beschneidungshütten und werden in Neu-Britannien vielfach bei Zeremonien umtanzt. Das Symbol kommt schon in Australien vor. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein uralter Zusammenhang besteht mit dem beschriebenen Dachschmuck der Häuptlingshütte in Nathalo.

¹ JOUAN, 91, p. 372; ² RAY, 135, p. 256; ³ FOY, 59, p. 131.

Tracht und Schmuck.

Kleidung der Männer. Der Caledonier ging früher nackt, mit Ausnahme einer gelegentlichen Umhüllung des Haupthaars und einer nie fehlenden des Geschlechtsorgans. Die einfachste Form der Penisumhüllung war die mit einem Bananenblatt oder die von OPIGEZ¹ beschriebene mit einem um das Organ mit einer Liane gebundenen Grasbüschel. In der Regel diente aber hiefür ein Band aus Baumbaststoff oder buntem europäischem Tuch, festgehalten durch eine Bindung um die Basis der Eichel. Diese Umhüllung war nach BOURGAREL², ohne ihre Form zu verändern, abhebbar. Auf einem gravierten Bambus, Taf. 64, Fig. 8, auf dem Begattungsszenen dargestellt sind, halten die Männer in einer Hand die abgehobene Penishülle, in Form eines Hörnchens. Vom umwickelten Penis hing dann meist ein Stofflappen bis gegen die Kniee herab; die Hoden blieben unbedeckt. An den Bildern von Pilutänzern in Bopope, die ich aufgenommen habe, Taf. 60, Fig. 1 u. 2, sieht man vom umhüllten Penis einen weißen Stoff- oder Baststofflappen bis zu den Knien herabhängen; außerdem umgibt ein Tuchstreifen den Hinteren, verschmälert sich nach vorne und ist an der Peniswurzel zusammengeknüpft. Diese Mode beschreibt auch MONCELON³.

Durch reichliche Stoffumwicklung konnte der Penis in ein langes und dickes Gebilde verwandelt werden, und um das Organ noch auffälliger zu gestalten, wurden gelegentlich noch Gräser und Farnblätter in großem Busche darum gewickelt. Ältere Autoren vergleichen öfters die Caledonier mit wandelnden Gestalten des Gottes Priap.

Zuweilen wurde das Gebilde mittelst der Lendenschnur gegen den Bauch hochgebunden. So sieht man es auf dem Bilde eines Caledoniers bei LABILLARDIÈRE⁴, auf welchem der umhüllte Penis an der die Schleudersteintasche tragenden Lendenschnur aufgebunden ist.

FORSTER⁵ beobachtete bald ein Aufbinden des mit einem kleinen Stück braunen Baststoffs umhüllten Penis an die Gürtelschnur, bald freies Herabhängen. Das Zeugstück sei bisweilen so lang, daß es von seiner Befestigung an der Gürtelschnur noch bis zur Halsschnur aufgebunden werden könne.

Nach MONCELON⁶ sollen früher auch Penishüllen aus Bambus üblich gewesen sein; ich finde das sonst nicht erwähnt.

Folgens LAMBERT⁷ hatten die verschiedenen Formen der Penisumhüllung besondere Namen. So gab es besondere Moden für festliche Anlässe. MONCELON⁸ berichtet, bei Festen werde die Rute in einem speziellen Hörnchen getragen, zart gelb bemalt, dessen Spitze graziös an den Gürtel hochgebunden sei; darunter seien die Hoden sichtbar. Nach BOURGEY⁹ wird bei Festen der durch farbige Lappen vergrößerte Penis bewegt, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, und MONTROUZIER¹⁰ berichtet als eine von Missionaren beobachtete Tatsache, daß bei großen Gelegenheiten, wie Friedensschluß oder Allianz, die beiden Parteien nach gehaltenen Reden ihre Peniswickel tauschen. Nach RIVIÈRE¹¹ sollen dies Grandchefs tun, wenn sie sich begegnen.

Der Caledonier zeigte sich früher nie ohne Umhüllung der Rute. Auch heute noch trägt er unter dem Hüfttuch, ja unter der Hose, den Penis von Stoff umhüllt, aber nur in der Form eines dünnen Wickels. Wie das aussieht, kann man an dem Bild eines Mannes aus dem Negropo-Tal, Taf. 49, Fig. 1, sehen, der zur Feldarbeit seine Kleidung abgelegt hatte. Kurze Zeit nach der Aufnahme präsentierte er sich in Hosen. In ähnlicher Weise hat sich im Nambas-Gebiet der Neuen-Hebriden die Sitte erhalten, auch unter den Hosen den Penis mit einer Binde an den Leib zu pressen (SPEISER¹²).

¹ OPIGEZ, 131, p. 433; ² BOURGAREL, 24, p. 401; ³ MONCELON, 122, p. 351; ⁴ LABILLARDIÈRE, 97, Taf. 35; ⁵ FORSTER, 51, p. 202—203; ⁶ MONCELON, 122, p. 352; ⁷ LAMBERT, 99, p. 141; ⁸ MONCELON, 122, p. 352; ⁹ BOURGEY, 26, p. 352; ¹⁰ MONTROUZIER, 123, p. 369; ¹¹ RIVIÈRE, 139, p. 20; ¹² SPEISER, 165, p. 198.

Es ist nun ungemein auffallend, daß während der Caledonier so zähe an dieser Umhüllung festhält, die Loyalty-Insulaner den Penis unverhüllt trugen, wie das schon LABILLARDIÈRE¹ von Ouvéa-Männern beschrieben hat. Diese hatten das Ende der Vorhaut am Unterbauch fixiert mittelst einer zweimal um die Lenden geschlungenen Kokosschnur. JOUAN² erwähnt gleichfalls, daß bei den Loyalty-Männern der Penis unter der Lendenschnur auf den Bauch hochgebunden werde. Die völlige Nacktheit der Männer von Ouvéa, Lifou und Maré bestätigen CHEYNE³, ERSKINE⁴, TURNER⁵ und MURRAY⁶.

Der Unterschied in der Penisbehandlung bei so nahe verwandten und benachbarten Stämmen, wie Caledonier und Loyalty-Insulaner es sind, macht es ohne weiteres klar, daß die von OPIGEZ⁷ und PATOUILLET⁸ angegebene Ursache für die caledonische Umhüllung, nämlich Schutz des Organs gegen schneidende Gräser, nicht die maßgebende sein kann. Der Grund dieser Verschiedenheit ist vielmehr ohne Zweifel darin zu suchen, daß bei den Caledoniern Beschneidung Sitte ist, dagegen auf den Loyalty-Inseln fehlt.

Auf den Banks- und Torres-Inseln, wo früher völlige Nacktheit herrschte, fehlt, wie auf den Loyalty-Inseln, die Beschneidung (SPEISER⁹), und wo in den Neuen-Hebriden der Peniswickel in irgendeiner Form (Nambas) sich findet, Malekula, Ambrym, Süd-Pentecôte, Erromanga, Tanna, ist auch Beschneidung üblich. Ein Zusammenhang der beiden Erscheinungen ist somit unverkennbar. Vielleicht hat sich die Penisumhüllung entwickelt aus dem notwendigen Verbinden der Beschneidungswunde; vielleicht wurde auch der verletzte Penis als besonders gefährdet durch verderbliche Einflüsse, bösen Blick und anderen Zauber, angesehen und deswegen dauernd verhüllt. Schon DEPLANCHE¹⁰ hat die Vermutung ausgesprochen, daß die Penisumhüllung in Neu-Caledonien eine natürliche Folge der Operation sei. Auch KOPPERS¹¹ läßt das Penisfutteral hervorgewachsen sein aus einer die Beschneidungswunde schützenden Umhüllung. Von einer Schamhaftigkeit als Ursache der Umhüllung kann keine Rede sein, denn man suchte im Gegenteil das Glied besonders auffallend hervorzuheben als ein Symbol der Männlichkeit.

Schon COOK und FORSTER¹² ist die Ähnlichkeit der caledonischen Tracht mit der von Malekula und Tanna aufgefallen. Auf Tanna wurden lange Grasstengel parallel um den Penis gelegt, darum in Spiralen eine Binde angebracht, umwickelt von einem Seil aus menschlichen Haaren und das Ganze unter dem Gürtel gegen den Bauch hochgebunden (SPEISER¹³).

Kleidung der Frauen. Wie der Mann, so trägt auch die caledonische Frau die Geschlechtsteile nie unverhüllt. Schon COOK¹⁴ berichtet von der kurzen Faserschürze der Frauen, die in mehrfachen Windungen um die Hüfte gelegt wird. FORSTER¹⁵ vergleicht die übereinander liegenden Schichten nicht unzutreffend mit einem Strohdach. Wenn COOK von einer Dekoration der Faserschürze meist auf der rechten Seite mit Perlmutter spricht, so kann es sich dabei nur um das von Frauen am Gürtel getragene Messer aus Meleagrina-Schale gehandelt haben.

Die französische Literatur bezeichnet diese Frauenschürzen häufig mit dem Ausdruck „Tapa“, einem nicht caledonischen Worte, das schon darum nicht angewandt werden sollte, weil die allerwenigsten Schürzen aus Strähnen geklopften Baumbasts bestehen. Die Frau verfertigt dieses ihr Kleid selbst. Es besteht aus einer Schnur von sehr verschiedener Länge, an welcher in dichter Reihe nebeneinander Fransen von 10 bis 20 oder auch mehr Zentimeter Länge angeflochten sind. VINCENT¹⁶ vermerkt, daß bei einzelnen Stämmen der hintere Teil länger sei als der vordere. Man sieht das auch an den Frauenbildern auf dem gravierten Bambus der Fig. 8, Taf. 64. Es ist das

¹ LABILLARDIÈRE, 97, p. 237; ² JOUAN, 91, p. 371; ³ CHEYNE, 33, p. 15 und 24; ⁴ ERSKINE, 45, p. 339, 363, 378; ⁵ TURNER, 167, p. 398, 500; ⁶ MURRAY, 126, p. 346; ⁷ OPIGEZ, 131, p. 434; ⁸ PATOUILLET, 132, p. 72; ⁹ SPEISER, 165, p. 197; ¹⁰ DEPLANCHE, 41, p. 198; ¹¹ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 489; ¹² COOK und FORSTER, 38, p. 256; ¹³ SPEISER, 165, p. 198; ¹⁴ COOK, 38, p. 295; ¹⁵ FORSTER, 51, p. 207; ¹⁶ VINCENT, 172, p. 38.

eine Hinterschürze, die über das andere Kleid festgebunden wird. Es erwähnen eine solche MONTROUZIER¹ als bis zu den Knien reichend, BOURGAREL² als bei einigen Nordstämmen gebräuchlich und etwa 40 cm lang, weiter DE ROCHAS³, PATOUILLET⁴, FOLEY⁵, SCHREINER⁶, LAMBERT⁷, der beifügt, sie bestehe aus sehr breiten Fransen, nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁸ Kokosblättern oder ausgefaserten Binsen. Der Gebrauch einer Hinterschürze deutet auf eine Verlegung des Schamgefühls auf die Rückseite des Körpers, was mit der ursprünglichen Art der Begattung (s. bei Sexuelles) zusammenhängen mag. Ähnliches kommt auf den Neuen-Hebriden vor (SPEISER⁹).

Als Materialien zur Herstellung der Frauenschürzen werden in der Literatur genannt Bananenfaser, Kokosfaser, Ficusbast, Hibiscusrindenfasern, Pandanusfasern, Urticaceen (Pipturus)- und Pachyrrhizus-Fasern, somit sehr verschiedene Textilpflanzen. VINCENT¹⁰ spricht auch von Algen und bei sehr Begüterten von Flederhundwollschnüren. Die Farbe der Frauenschürze ist meist die braungelbe Naturfarbe der Fasern, weiß oder grau, wenn sie aus Strähnen von Bast besteht. Nicht selten werden die Schürzen schwarz gefärbt, nach OPIGEZ¹¹ mit verkohlten Aleurites-Nüssen, was nicht wahrscheinlich ist, nach anderen Autoren mit dem Saft der Labiate Coleus. VINCENT¹² gibt an, man kaue die violetten Stengel von Coleus Blumei Benth. und koche sie nachher zusammen mit anderen Pflanzen, DE ROCHAS¹³, man zerkaue die Pflanze, spucke den farbigen Speichel in ein Gefäß und lasse das zu färbende Material 3 bis 4 Tage darin mazerieren. Nach COOK¹⁴ hat es auch Gürtel gegeben, an denen nur die äußeren Filamente schwarz gefärbt waren. Schwarze Färbung soll nach LAMBERT¹⁵ sehr geschätzt sein, aber den Ausschlag für den Wert einer Schürze geben Qualität und Feinheit der Fasern.

Im nicht getragenen Zustand wird die Schürze zu einem großen Kegel aufgerollt, in welcher Form sie sich zu Geschenken eignet und auch eine Art Geldwert hat.

Eine zu einem 42 cm hohen Kegel aufgerollte Faserschürze aus Hienghène zeigt Fig. 1 auf Taf. 44. Dieser Kegel besteht aus 82 Windungen einer kräftigen Schnur, an der als Fransen 14 bis 15 cm lange Schnürchen von gelbbrauner Farbe befestigt sind, bestehend aus sehr feinen, zusammengedrehten Fasern. Als Schmuck ist oben in den Kegel eine Flederhundwollschnur eingesteckt; an anderen Stücken sind es bunte Wollwickel. Einen etwa 50 cm hohen Kegel habe ich aufgelöst und die Länge der Faserschürze gemessen; sie betrug 22 m; die Schürze, um den Leib gelegt, muß somit einen sehr dicken Wulst bilden. VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁶ geben als Längenmaß nur 6 bis 8 m an. Aus Kanala stammt ein sehr breit gewickelter Kegel, 38 cm hoch mit 17 cm langen Fransen an einer dicken Schnur, aus Houailou ein 35 cm hoher und schwarz gefärbter mit 14 bis 15 cm langen Schnurfransen; Fig. 2.

Aus anderem Material, nämlich aus derben, weißen Bastfasern von 14½ cm Länge, an dicker Schnur befestigt, besteht eine in etwas anderer Weise aufgerollte Schürze aus Hienghène, Fig. 3. Der untere Teil des 29 cm hohen Gebildes ist zylindrisch, der obere kegelförmig. Diesem sitzt oben ein harter, von rot und blauen Wollschnüren umflochtener, eiförmiger Knopf auf, von freien Schnurenden gekrönt. Aus Oubatche stammt eine aus sehr groben, grauen, um eine Schnur geschlungenen Baststrähnen von 22 cm Länge bestehende Frauenschürze, die nur eine Länge von 3,50 m hat. Die sehr langen Schürzen werden wohl vornehmlich bei Festen getragen. VINCENT¹⁷ beobachtete, wie zu Beginn eines Pilus Frauen ihre Gürtel aus Bananenblättern vertauschten mit einem Festgewand aus braunen Fasern.

¹ MONTROUZIER, 123, p. 369; ² BOURGAREL, 24, p. 402; ³ DE ROCHAS, 145, p. 150; ⁴ PATOUILLET, 132, p. 71; ⁵ FOLEY, 50, p. 676; ⁶ SCHREINER, 159, p. 19; ⁷ LAMBERT, 99, p. 141; ⁸ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 205; ⁹ SPEISER, 165, p. 199; ¹⁰ VINCENT, 172, p. 38; ¹¹ OPIGEZ, 131, p. 434; ¹² VINCENT, 172, p. 38; ¹³ DE ROCHAS, 145, p. 43–44; ¹⁴ COOK, 38, p. 295; ¹⁵ LAMBERT, 99, p. 141; ¹⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 205; ¹⁷ VINCENT, 172, p. 57.

Faserschürzen kommen auch auf den Neuen-Hebriden vor, speziell in Zentral-Malekula, Ambrym, Süd-Pentecôte, Erromanga und Tanna (SPEISER¹), also in Gebieten, die auch durch die Penisbinde charakterisiert sind. Indessen sind die hebridischen Faserschürzen nicht so künstlich hergestellt und nicht von der großen Länge wie die beschriebenen caledonischen; sie gleichen mehr den jetzt noch zu beschreibenden einfachen Formen.

Eine Frauenschürze aus Kanala, Fig. 4, ist nur 70 cm lang, kann also nur einmal um den Körper gelegt werden; sie besteht aus etwa 40 cm langen und bis 1 cm breiten Baststreifen, angeflochten an eine aus mehreren Einzelschnüren zusammengedrehte Schnur. Ich habe in diesem Gewand nur noch eine einzige alte Frau aus der Umgegend von Kanala gesehen, Taf. 49, Fig. 5. Ein ganz kleines Faserschürzchen, Taf. 44, Fig. 5, erhielt ich in Oubatche; es ist nur 35 cm lang, mit 25 cm langen Fasern, die oben um eine Schnur geschlungen sind.

VIEILLARD und DEPLANCHE² sprechen von zerschlissenen Bananenblättern als Frauenkleid bei der Arbeit und beim Fischfang.

Die Faserschürze ist heute völlig durch europäischen Stoff verdrängt. Bilder von Faserschürzen oder von Frauen mit solchen finden sich bei LABILLARDIÈRE³, GARNIER⁴, LENNIER⁵, LEENHARDT⁶ und an anderen Orten.

Die Frauen der Loyalty-Inseln trugen meist auch eine Faserschürze; doch scheint auch völlige Nacktheit vorgekommen zu sein. Jedenfalls muß die Faserschürze oft sehr schmal gewesen sein, was DE ROCHAS⁷ hervorhebt. ERSKINE⁸ gibt nur 1 Zoll als Breite an; CHEYNE⁹ spricht von etwa 3 Zoll auf Lifou, von 6 Zoll auf Maré und sagt, die Verheirateten trügen diesen Gürtel. HADFIELD¹⁰ erwähnt Schürzen aus 5 bis 15 Zoll langen Kokosfasern.

In Netché auf Maré erhielt ich ein Schürzchen, Fig. 6, nur 45 cm lang, hergestellt aus bräunlichen und grünlichen zerschlissenen Blattstreifchen von 24 cm Länge, eingeflochten in eine gedrehte Schnur, in Képénéé auf Lifou eine 50 cm lange Schürze aus breiten Kokosblättern von etwa 50 cm Länge, Fig. 7. Die Stiele dieser Blätter sind nach oben zu ausgefasert zu gelblichen Fäden, die um eine rote Wollschnur gewickelt als breiter, heller Kranz die Schürze oben umsäumen. Die kunstvollen, langen Schürzen der Caledonierinnen scheinen auf den Loyalty-Inseln gefehlt zu haben.

Mantel der Männer und Frauen. COOK¹¹ erwähnt ein grobes Kleid aus einer Art Matte, das aber, wie es scheine, nicht getragen werde. Das ist ohne Zweifel der von vielen späteren Autoren namhaft gemachte Strohmantel gegen Kälte und Regen. LAMBERT¹², der eine mit dem Mantel bekleidete Frau abbildet, sagt in der Tat, er werde selten getragen, sei mehr ein Luxus- oder Tauschobjekt. Ich habe ihn auch nie in Gebrauch gesehen, aber zwei Exemplare erhalten, in Kanala eines für Erwachsene, in Koindé eines für Kinder. Beide bestehen aus einer geflochtenen Matte, glatt auf der Innenseite, außen mit 50 bis 60 cm langen Filamenten bedeckt. Als Material zum Flechten dieser Matten dienen nicht Pandanus-Blattstreifen, wie das sonst bei Matten der Fall ist, sondern platt gedrückte Röhrchen, Grashalme. Die Filamente sind die unverflochtenen Enden, in Reihen stehend, die $3\frac{1}{2}$ bis 4 cm voneinander entfernt sind. Der Mantel für Adulte, Fig. 1, Taf. 18, mißt in der Längsachse 1,45 m; auf einer Querseite ist er 1,08 m breit und verschmälert sich gegen das andere Ende zu bis auf 20 cm; er hat somit eine unregelmäßig rechteckige Form. Wenn getragen, muß das schmale Ende nach unten gerichtet sein; dann decken sich die in Querreihen verlaufenden Filamente dachziegelartig, so daß der Regen ablaufen kann.

¹ SPEISER, 165, p. 203; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 631; ³ LABILLARDIÈRE, 97, Taf. 36; ⁴ GARNIER, 62, p. 261; ⁵ LENNIER, III, Taf. 7; ⁶ LEENHARDT, 103, p. 21; ⁷ DE ROCHAS, 145, p. 150; ⁸ ERSKINE, 45, p. 344; ⁹ CHEYNE, 33, p. 15; ¹⁰ HADFIELD, 82, p. 35; ¹¹ COOK, 38, p. 294; ¹² LAMBERT, 99, p. 105, 142.

Der kleine Kindermantel, Fig. 2, ist von rein dreieckiger Form, mit einer Basis von 78 cm Länge und zwei Schenkeln von 82 cm, im übrigen gleich gebaut wie der andere.

Es muß noch größere Mäntel geben als der hier für Erwachsene beschriebene. OPIGEZ¹ vermeldet eine Länge von 2,50 m, bei einer Breite von 2 m. LAMBERT, l. c., sagt, der gewöhnliche Mantel reiche bis zu den Fersen, ein anderer sei fast schleppend. Als Form wird meist die dreieckige, seltener die rechteckige angegeben. GARNIER² vergleicht den Mantel richtig mit einem Strohdach.

Solche Stroh-Regenmäntel fehlen den Hebriden und Sta. Cruz (SPEISER³), kommen aber in nahe verwandter Form in Ostasien vor; sie sind, wie aus der Erwähnung bei COOK hervorgeht, schon alter caledonischer Besitz. Von den Loyalty-Inseln finde ich den Mantel nicht angemeldet. Den caledonischen Flechtwerkmantel in Verbindung zu bringen mit altaustralischen Fell- und Rindenmänteln, wie dies GRÄBNER⁴ tut, halte ich nicht für richtig.

Kindertracht. Die caledonischen Kinder blieben früher nackt bis zum 5. oder 6. Jahr, so nach DE ROCHAS⁵, BOURGAREL⁶ und PATOUILLET⁷, bis zum 6. bis 7. oder 7. bis 8. Jahre nach GLAUMONT⁸ und GARNIER⁹, worauf man den Knaben ein Blatt an einer Liane umbinde. Die Mädchen erhielten dann nach GLAUMONT eine Schnur um die Lenden mit einem Stofflappen von der Größe eines Fünffrankenstücks und erst mit der Heirat den Faserschurz. Dagegen wurde nach VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁰ dieses Kleid oft schon vor der Reife angezogen. Auf der Ile des Pins sollen folgens DE ROCHAS, l. c., die Töchter bis zur Hochzeit nackt geblieben sein. Die caledonischen Knaben erhielten mit der Beschneidung, deren Zeitpunkt ziemlich großen Schwankungen unterlag (s. bei Beschneidung), die eigentliche Penishülle.

Auf den Loyalty-Inseln blieb, wie oben gesagt, das männliche Geschlechtsorgan und zuweilen auch das weibliche dauernd unverhüllt. Die Annahme eines Fasergürtels durch die Frauen wird vermutlich mit der Heirat in Zusammenhang gestanden haben.

Heute ist fast überall durch europäischen Einfluß eine frühe Bekleidung der Kinder Sitte geworden.

Haartrachten. Über die Beschaffenheit des Kopfhaars der Caledonier und Loyalty-Insulaner habe ich ausführlich in meiner Anthropologie¹¹ gehandelt. Dort wurden auch die heute gebräuchlichen Moden der Behandlung geschildert, das Kurzschneiden, die verschiedene Länge der Haare einzelner Kopfparten, das Aussparen einiger langer Büschel, die Herstellung korkzieherartiger Strähnen, die Gelb- oder Braunfärbung mit Kalkbrei, was alles ich hier nicht wiederholen will. Ich beschränke mich darauf, früher vorhandene, heute verschwundene Moden zu erwähnen. Im allgemeinen wurde das Männerhaar früher viel länger getragen, als es heute der Fall ist und zu einem mächtigen Busch auf dem Kopfe aufgekämmt; indessen gab es schon zu COOKS Zeiten¹² Männer, die es kurz trugen, und BOURGAREL¹³ sagt 1865, im Süden werde das Haar meist kurz geschnitten, bei den Edlen nur an der Schläfe und oben an der Stirne, während der Rest eine hohe Touffe bilde. Nach LAMBERT¹⁴ formierten einzelne Männer lange, bis auf die Schultern herabfallende Strähnen, die bei Festen oben auf dem Kopfe zu einem hohen helmartigen Bündel zusammengebunden wurden. VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁵ berichten, das Haar werde manchmal durch ein Bambusrohr gezogen, darüber einen enormen Schopf bildend. In gleicher Weise quoll das Haar aus den beim Kopfschmuck zu beschreibenden, geflochtenen Zylindern heraus. ERSKINE¹⁶ bildet

¹ OPIGEZ, 131, p. 435; ² GARNIER, 62, p. 331; ³ SPEISER, 164b, p. 41; ⁴ GRÄBNER, 210, p. 450; ⁵ DE ROCHAS, 145, p. 153; ⁶ BOURGAREL, 24, p. 402; ⁷ PATOUILLET, 132, p. 94; ⁸ GLAUMONT, 70, p. 81 u. 101; ⁹ GARNIER, 180, p. 185; ¹⁰ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 204; ¹¹ SARASIN, 148, p. 42 ff.; ¹² COOK, 38, p. 294; ¹³ BOURGAREL, 24, p. 381; ¹⁴ LAMBERT, 99, p. 143; ¹⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 204; ¹⁶ ERSKINE, 45, p. 373.

einen caledonischen Chef ab, dessen Haar eine freie Kugel bildet, mit dem Hinterkopf durch einen umwickelten Stiel verbunden. LABILLARDIÈRE ¹ hat die merkwürdige Angabe, daß viele, um ihr Haar zu verlängern, zwei bis drei Tressen aus Gramineenblättern, bedeckt mit Flederhundschnur, am Hinterkopf festbänden, bis gegen die Rückenmitte herabfallend. Ob diese Sitte ein Leidgebrauch war, wie der unten zu erwähnende Frauenzopf, berichtet er nicht; jedenfalls erinnert sie an die bei den Marind-Anim im südlichen Holländisch-Neu-Guinea üblichen Haarverlängerungen (s. P. WIRZ ²). Unbegrenztes Wachsenlassen der Haare kommt heute nur noch in Leidfällen vor (s. bei Trauergebräuchen). Schwarzfärbung der Haare mit gebranntem Kokosswarz, Hellfärbung mit Kalk und Einölen mit Kokosöl sind heute noch vielfach gebräuchlich.

Die Frauen trugen nach übereinstimmenden Angaben früher das Kopfhaar ganz kurz oder sogar rasiert. Daß das Frauenhaar oft kurz geschnitten werde, erwähnt schon FORSTER ³. Ich habe nur noch eine einzige alte Frau bei Kanala mit rasiertem Kopf gesehen, Taf. 49, Fig. 5, ein sehr unschöner Anblick. Rasierte Frauen trugen nach VIEILLARD und DEPLANCHE ⁴ zuweilen noch ein kleines Büschel auf der Kopfseite.

Eine junge Frau mit einem Leidzopf (s. bei Trauergebräuchen), von Pteropus-Wolle umwunden und bis auf die Rückenmitte herabhängend, ist auf Taf. 68, Fig. 4, abgebildet. Solche Zöpfe bei Frauen erwähnen auch VIEILLARD und DEPLANCHE, l. c., ohne sie mit Leid in Beziehung zu bringen.

In der protestantischen Missionsstation DoNéva bei Houailou wird heute viel auf Haarpflege der Frauen gehalten; das Haar wird lang gelassen, sorgfältig ausgekämmt und in einen Knoten geschlungen, wodurch es viel von seiner krausen Beschaffenheit verliert.

Auf den Loyalty-Inseln scheint Gelb- oder Braunfärbung der Haare von jeher gebräuchlicher gewesen zu sein als in Caledonien, denn während die ältesten caledonischen Autoren, COOK und LABILLARDIÈRE sie nicht erwähnen, wird sie für die Loyalty-Inseln als allgemeine Sitte schon von CHEYNE ⁵, ERSKINE ⁶ und JOUAN ⁷ angemerkt. Tressenbildung der Haare erwähnt für Lifou BOURGAREL ⁸ und neuerdings HADFIELD ⁹, als eine aus der Mode gekommene Tracht. Nach letzterer Autorin wurde das Haar zu langen, dünnen Locken gedreht, diese am Ende geknüpft mittelst Baststoff, um den Kopf gebunden und erst nach ungefähr zwei Monaten frei gelassen, worauf man sie bis auf die Schultern und über das Gesicht herabhängen ließ. Andere Männer trugen das Haar bis zur Schulter fallend, ausgekämmt oder als mächtigen Busch auf dem Kopfe.

Das Frauenhaar ist auf den Loyalty-Inseln früher, wie in Caledonien, häufig abrasiert (JOUAN ¹⁰) oder doch kurz gehalten worden (ERSKINE ¹¹). Nur CHEYNE ¹² spricht von langem Haar bei beiden Geschlechtern auf Lifou. Heute ist langes und wohlgepflegtes Haar bei den Frauen ziemlich häufig.

Bart. Vollbärte, aber meist ziemlich kurz geschnitten, sind heute in Caledonien und auf den Loyalty-Inseln nicht selten; andererseits werden vielfach europäische Moden kopiert, wie das ausschließliche Tragen eines Schnurrbarts, manchmal auch eines Kinnbartes. Schon zu COOKS Zeiten ¹³ wurde der Bart meist kurz geschnitten. Nach RIETMANN ¹⁴ und BRENCHLEY ¹⁵ wurde in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts meist nur ein Backenbart getragen und war der Schnurrbart sehr selten. Einen alten Eingeborenen, der seinen Bart in einen spitzen Tuchwickel eingebunden hatte, traf ich im Tiouaka-Tal.

¹ LABILLARDIÈRE, 97, p. 186; ² WIRZ, 176 a; ³ FORSTER, 51, p. 208; ⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 205; ⁵ CHEYNE, 33, p. 15; ⁶ ERSKINE, 45, p. 367 u. 378; ⁷ JOUAN, 91, p. 370; ⁸ BOURGAREL, 24, p. 381; ⁹ HADFIELD, 82, p. 137—138; ¹⁰ JOUAN, 91, p. 370; ¹¹ ERSKINE, 45, p. 367; ¹² CHEYNE, 33, p. 15; ¹³ COOK, 38, p. 294; ¹⁴ RIETMANN, 136, p. 132; ¹⁵ BRENCHLEY, 30, p. 346.

Kopfschmuck. Kämme. Die Sitte, Kämme zu tragen, beginnt zu verschwinden. Von 120 caledonischen Männern meiner photographischen Aufnahmen sind nur 9 mit einem solchen versehen. Von diesen trugen zwei beidseitig Kämme, zwei nur auf der linken, vier auf der rechten Seite, einer vorne oben. Von 38 caledonischen Frauen hatte nur eine einen Kamm. Sämtliche aufgenommene Loyalty-Leute beider Geschlechter waren ohne Kamm.

Es gibt zwei Sorten caledonischer Kämme, aus Stäbchen zusammengesetzte und aus einem Stück Bambus, seltener Hartholz, geschnittene. Vier Stäbchenkämme meiner Sammlung aus verschiedenen Teilen der Insel bestehen aus 12 bis 22 zugespitzten Holzstäbchen von hellgelber, brauner oder rotbrauner Farbe, an einem Exemplar abwechselnd aus schwarzen und hellen. Ihre Länge schwankt bei den 4 Stücken von $16\frac{1}{2}$ bis 20 cm, ihre größte Dicke von $1\frac{1}{2}$ bis 4 mm. An einem Stück aus der Sammlung LAMBERTS in Bordeaux sind die Stäbchen $25\frac{1}{2}$ cm lang. Oben enden sie stets mit einem kleinen Köpfchen, um das die Stäbchen verbindende Schnurgeflecht festzuhalten. Dieses Flechtwerkbändchen ist meist etwa $\frac{1}{2}$ cm breit, und je nach Zahl und Dicke der Stäbchen mißt die umflochtene Strecke 2 bis 6 cm.

Fig. 1 auf Taf. 45 zeigt einen Stäbchenkamm aus der Gegend von Oubatche mit abwechselnd schwarzen und hellen, ziemlich dicken Stäbchen, Fig. 2 einen aus Hienghène mit feinen, braunen Stäbchen; ein ähnlicher stammt aus Oubatche. Fig. 3 gibt einen aus 7 braunen Stäbchen bestehenden Kamm aus dem Museum in Bordeaux wieder; von dem die Stäbchen oben verbindenden Schnurgeflecht gehen zwei geflochtene Bänder aus Flederhundwolle aus. Aus derselben Sammlung stammt der Kamm der Fig. 4, dessen vier 23 cm lange Stäbchen oben je zwei Paare von gerippten Flügelchen tragen, welches Motiv, wie schon früher bemerkt, sich von den Tritonschnecken der Dachaufsätze ableiten läßt. An diesem Stück sind die runden Köpfchen der Stäbchen durchbohrt für die Verbindungsschnüre.

Während bei allen bisher beschriebenen Formen die Stäbchen, da nur oben verbunden, beweglich sind, ist das bei dem aus 17 Stäbchen (einige abgebrochen) von 22 cm Länge bestehenden Kamm des Bordeaux-Museums, Fig. 5, nicht der Fall, indem sie hier durch eine $10\frac{1}{2}$ cm lange und 7 cm breite Platte aus Schnurgeflecht fest miteinander verbunden sind.

Die Art des Tragens der beweglichen Stäbchenkämme wird durch den Kopf eines Eingeborenen aus dem Gebiet des Tchingou-Massivs illustriert, Fig. 6; man sieht daran das fächerförmige Auseinanderspreizen der Stäbchen. Diese Kämme dienen vornehmlich zum Kratzen und Stochern in den Haaren und zum Lockern der dichten Spiralflocken.

LAMBERT¹ bildet zwei Stäbchenkämme ab, die nur aus 2 und 3 Stäbchen bestehen, oben durch eine Flechtwerkkappe verbunden. Von Ouvéa erwähnt CHEYNE² einen Kamm aus 2 langen und schlanken Nadeln, der diesen entsprechen dürfte. Dagegen kenne ich die aus vielen Stäbchen zusammengesetzten Formen von den Loyalty-Inseln nicht.

Für Neu-Caledonien hat schon COOK³ den aus 20 oder auch weniger Stäbchen bestehenden Kamm angemeldet. Nach einer Mitteilung des Herrn BOUGE benützen beide Geschlechter diese Kammform; solche Kämme sollen nach ihm auch als Schmuck am Hals hängend getragen werden.

Bambuskämme. Von diesen sind mehrere Formen unterscheidbar.

a) Flache Formen mit schmaler, parallelrandiger Platte. Bei einem Kamm dieser Art aus Bopope, Taf. 46, Fig. 1, gehen von einer $16\frac{1}{2}$ cm breiten, 5 cm hohen und 3 mm dicken Platte 32 Zähne von 10 cm Länge aus, bei einem aus der Oubatche-Gegend mit gleich breiter Platte 38 Zähne von $8\frac{1}{2}$ cm Länge. Die Platten dieser Kämme zeigen an den Rändern eingeritzte Ornamente auf schwarzem Grunde.

¹ LAMBERT, 99, p. 142; ² CHEYNE, 33, p. 24; ³ COOK, 38, p. 294.

b) Gewölbte Formen mit parallelrandiger Platte. Die Wölbungshöhe von drei Kämmen dieser Art beträgt $1\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ cm; die Plattenbreite variiert von nur $6\frac{1}{2}$ cm bei einem Kamm aus Kanala, Fig. 2, bis 10 cm bei einem zweiten ebendaher, Fig. 3, und $14\frac{1}{2}$ cm bei einem aus Oubatche, Fig. 4, die Höhe von $1\frac{1}{2}$ bis 3 cm, die Zahl der Zähne von 19 bis 38, ihre Länge von 8 bis 11 cm. Bei den beiden Kanala-Kämmen sind die Zähne viel dünner als die $\frac{1}{2}$ bis 1 cm dicke Platte. Alle drei Platten haben eingegrabene Randornamente auf schwarzem oder rotem Grund. Auf Taf. 45, Fig. 7, ist ein Mann aus Kanala, auf Fig. 8 eine Frau aus der Gegend von Lafoa an der Westküste, dargestellt mit je einem solchen Kamm auf der rechten Kopfseite. Etwas abweichend ist der Kamm, den der Pamboa-Mann, Fig. 9, links im Haar trägt, indem die gewölbte Platte sehr hoch ist und nur 11 Zähne trägt.

Zu den gewölbten Kämmen mit parallelen Plattenrändern gehört auch das aberrante Stück von Ouauoué, Westküste, Taf. 46, Fig. 5. Die rechteckige, reich ornamentierte Platte von $7\frac{1}{2}$ cm Breite und 2,7 cm Höhe trägt 15 Zähne von $10\frac{1}{2}$ cm Länge. Der Platte ist ein eiförmiges Stück aufgesetzt, von dem ein gerades Stäbchen ausgeht, mit schräger Spitze endend. Die Ornamente sind nicht mit Farbe eingerieben, sondern nur durch Entfernung des gelben Oberhäutchens hergestellt.

c) Bambuskämme mit nach oben zu sich verjüngender Platte, mit oder ohne Fortsatz. Zwei solche aus Bopope, Fig. 6, und Hienghène zeigen eine leicht gewölbte, 5 cm breite und 7 cm hohe Platte, die erstere mit 12 Zähnen von 9 cm Länge, die letztere mit nur 7, aber sehr breiten und 13 cm langen. Beide Platten tragen Ornamente, schlecht ausgeführte Zeichnungen von Gewehren und dergleichen. Bei zwei Kämmen aus Bopope, Fig. 7 und 8, geht die nach oben zu sich verjüngende Platte in einen dünnen, nach rückwärts gekrümmten, 7 mm breiten, 13 und $16\frac{1}{2}$ cm langen Fortsatz über. Die 4 bis 5 Zähne sind oben 5 mm breit; ihre Länge beträgt $10\frac{1}{2}$ und $13\frac{1}{2}$ cm. Neben geometrischen Ornamenten sind Gewehre und ein menschliches Gesicht zu erkennen.

d) Bambuskämme mit durchbrochener Platte. Beide Stücke dieser Art habe ich in der Gegend von Koné erhalten. Beim einen, Fig. 10, zeigt die unten 7 cm breite, nach oben zu schmaler werdende Platte zwei Reihen von je zwei Durchbrüchen; sie endet oben mit zwei Zacken, kleine Halbmonde tragend. Die 15 Zähne sind 10 cm lang. Die ganze Fläche ist mit Punktreihen dekoriert. Als Schmuck dient außerdem eine Querreihe kleiner Höcker, abgeschnittene Sprosse. Beim anderen Stück, Fig. 11, ist der 5 cm breiten und ziemlich dicken Platte ein in drei Reihen durchbrochenes Gebilde aufgesetzt, dessen ausgeschnittene Stücke halbkreisförmig oder sechseckig sind. Die 8 Zähne sind 13 cm lang.

Eine seltene Form des Bambuskammes befindet sich im Frankfurter Museum, Fig. 9, ausgezeichnet durch seine große Länge von $44\frac{1}{2}$ cm, bei einer größten Breite von nur $3\frac{1}{2}$ cm. Die nach oben spitz zulaufende Platte ist fein graviert und trägt 5 Zacken.

Es gibt ohne Zweifel noch andere Bambuskammformen als die hier beschriebenen, da manche derselben in gewissen Distrikten lokalisiert zu sein scheinen. Das Gravieren der Bambuskämme geschieht nach OPIGEZ¹ mit Orangedornen. Eine Abbildung eines Bambuskammes findet sich bei LAMBERT², zwei bei LUQUET³ mit gravierten menschlichen Köpfen und Gewehren. Daß der aus Bambus geschnittene Kamm ein typisches Merkmal einer bestimmten Kulturschicht, der Bogenkultur, sein soll, wie GRÄBNER⁴ annimmt, scheint mir wenig plausibel, ist er doch nur eine Variante des weitverbreiteten Holzkammes und überdies vom Vorkommen des Bambus abhängig.

¹ OPIGEZ, 131, p. 435; ² LAMBERT, 99, p. 142; ³ LUQUET, 115, Taf. 12; ⁴ GRÄBNER, 76, p. 765.

Hartholzkämme. Ich kenne nur ein einziges caledonisches Exemplar dieser Art, Fig. 12, Taf. 46, aus der Sammlung LAMBERT in Bordeaux. Seine 7 Zacken gehen von einer leicht gewölbten, $8\frac{1}{2}$ cm breiten und etwas über 4 cm hohen Platte aus, die in ihrer Form an die gewisser Bambuskämme erinnert. Gesamtlänge $17\frac{1}{2}$ cm.

Sehr viel roher als die caledonischen sind die Kämme der Loyalty-Inseln; auch sind alle, die ich gesammelt habe, aus Hartholz gearbeitet. HADFIELD¹ erwähnt zwar von Lifou grobe Holz- und Bambuskämme; seine Abbildung gibt aber auch einen Holzkamm wieder. Drei Kämme von Képénéé auf Lifou habe ich auf Fig. 13—15, Taf. 46, abgebildet, alle aus braunem Holze mit sehr dicker (5 bis 8 mm) und vollkommen flacher Platte. Beim ersten Stück überwiegt die Breite der Platte mit 10 cm die Höhe von 6 cm; bei den beiden anderen ist die Höhe mit $6\frac{1}{2}$ und $4\frac{1}{2}$ cm größer als die Breite mit 5 und $3\frac{1}{2}$ cm. Nur eine der Platten zeigt rohe Ornamente. Die Zahl der runden und sehr dicken (5 bis 7 mm) Zähne beträgt bei den drei Kämmen 9, 6 und 4, ihre Länge $9\frac{1}{2}$ und $10\frac{1}{2}$ cm.

Etwas anders sehen Holzkämme aus Maré aus. Beim Kamm der Fig. 16 aus Médou-Eni ist die 7 cm breite und $5\frac{1}{2}$ cm hohe Platte nach oben zu abgeschrägt und trägt einen 4 cm hohen Fortsatz, der durch Einschnitte in zwei rautenförmige Teile und einen fünfeckigen Kopf gegliedert ist, ähnlich wie an Griffen von Holzmessern; die 8 Zähne sind etwa 7 cm lang. Bei einem zweiten Kamm ebendaher, Fig. 17, trägt die etwa 6 cm breite und 5 cm hohe Platte ein exzentrisch angebrachtes Stäbchen mit Kopfeinschnitt; die 6 Zähne sind etwa 8 cm lang. Die Platten dieser beiden Kämme tragen europäische Schriftzeichen und Zahlen. Sehr roh gearbeitet ist ein vierzackiger Kamm aus Pénélo, Fig. 18. Seine dicke, unten etwas über 4 cm breite Platte verjüngt sich gegen oben zu und endet quer abgestutzt; die groben Zähne sind etwa $11\frac{1}{2}$ cm lang. Während bei den Lifou-Kämmen die Zähne bereits schön gerundet von der Platte abgehen, setzt sich bei denen aus Maré die flache Platte in die Zähne fort, die erst allmählich runde Form annehmen.

Weiterer Kopfschmuck. Sehr beliebt ist ein Verzieren des Kopfhaares mit Blumen, zierlichen Farnblättern oder mit anderen Pflanzen und mit eingesteckten Federn. Die Federbüschel an Stäbchen werden im Abschnitt über das Festkostüm beschrieben werden. Heute wird das Haar meist ohne Umwicklung, mit Ausnahme etwa der Schleuder oder eines europäischen Nastuchs, getragen. Früher aber war es vielfach Sitte, ein Baststoffband um die Stirne zu legen, zuweilen nach VIEILLARD und DEPLANCHE² mit blauen Punkten dekoriert, oder mit einem solchen Band ein hohes, turbanartiges Gebilde herzustellen. Nach LAMBERT³ werden die ersten Falten eines breiten Baststoffbandes um einige Haarbüschel gelegt und dann durch Rollen ein mehr oder weniger hoher, domförmiger oder oben abgestutzter Turm aufgebaut. Gerne wurde die Schleuderschur darum gewunden und Federschmuck angebracht. Bei GARNIER⁴ ist eine Gruppe caledonischer Männer mit verschiedenen hohen Kopfwickeln abgebildet, bei LAMBERT⁵ ein einzelner Mann mit einem solchen. Baststoffumwicklung der Haare wird von mehreren Autoren auch für die Loyalty-Inseln angegeben. Eine etwas verwandte Umhüllung der Haare mit Baststoff findet sich auch in der Sta. Cruz-Gruppe (SPEISER⁶). Heute sieht man hohe Kopfsylinder aus Baststoff nur noch an abgelegenen Orten als Leidzeichen (s. den Abschnitt über Leidgebräuche). Männer aus dem Dörfchen Bopope mit solchen sind auf Taf. 60, Fig. 1, zur Darstellung gekommen.

Etwas anders sehen hohe, zylindrische Mützen aus, wie sie ERSKINE⁷ von caledonischen Chefs abbildet und von einem auf Ouvéa erwähnt. Diese bestehen nach ihm aus einem Stück papierdünnen, weißen Stoffs, sicher Baumbaststoff.

¹ HADFIELD, 82, p. 138—139; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 203; ³ LAMBERT, 99, p. 143; ⁴ GARNIER, 62, p. 226; ⁵ LAMBERT, 99, p. 47; ⁶ SPEISER, 164b, p. 15; ⁷ ERSKINE, 45, p. 343, 352, 373.

Ganz aus der Mode gekommen ist auch der aus Flechtwerk bestehende, beiderseits offene Zylinder, den schon COOK und FORSTER erwähnen; er wurde vornehmlich von Chefs und von Alten getragen. Ich habe nur noch ein einziges Mal einen Mann mit diesem Zylinder gesehen, und zwar den auf Taf. 68, Fig. 5, abgebildeten Pamboa in Leidtracht. Nicht selten begegnet man dem Zylinderrohr als Aufsatz alter Holzmasken (s. Taf. 65, Fig. 2). Wie an diesen Masken eine Haarkugel oben aus dem Zylinder herausquillt, war dies auch beim Lebenden der Fall, indem der Haarschopf zuweilen 10 bis 30 cm hoch darüber hinausragte.

Vier von mir gemessene Zylinderrohre variieren in der Höhe von 7 bis 14 cm, im Durchmesser von 17 bis 19 cm; im Museum von Toulouse liegt ein Stück von 17 cm Höhe. Sie sind hergestellt aus horizontal verlaufenden Stäbchen von $2\frac{1}{2}$ bis 3 mm Breite, welche senkrecht von starken, gedrehten Schnüren umflochten sind, so daß ein dichtes und starres Flechtwerk zustande kommt. Um aus der Flechtwerkplatte einen Zylinder zu bilden, werden die Enden übereinander gelegt und durch Schnüre verbunden. Diese Kopfbedeckung ist immer schwarz gefärbt.

Ein Exemplar aus der Gegend von Oubatche, Taf. 47, Fig. 1, trägt als Schmuck an der Basis einen dicken Wulst aus schwarzen Farnstengeln mit anhaftenden Blättchen, eines aus Kanala, Fig. 2, zwei durch ein rotes Stoffband getrennte Kränze aus gelben Zweigchen oder Würzelchen und daran ein Büschel weißer Hahnenfedern, deren Kiele mit Bastbändchen umwickelt sind. Um den Zylinder wird gerne die Schleuderschnur geschlungen. Als Schmuck des Zylinders werden von COOK und FORSTER ¹ kleine rote Federn, lange Hahnen- und Eulenfedern genannt, von LABILLARDIÈRE ² auch Muscheln, von VIEILLARD und DEPLANCHE ³ Lycopodium-Guirlanden.

* Ein eigentümliches, um den Zylinder getragenes Schmuckband bilden LABILLARDIÈRE ⁴ und später EDGE-PARTINGTON ⁵ ab; ich gebe das Bild nach letzterem Autor wieder, Fig. 3. Das Stück besteht aus zwei ovalen Platten, mit aufgenähten, gezackten Stäbchen vermutlich aus Perlmutter, verbunden durch ein Band mit Perlen, deren Natur ich nicht zu erkennen vermag.

Bilder von Kopfzylindern finden sich bei COOK ⁶, FORSTER ⁷, LABILLARDIÈRE ⁸, LAMBERT ⁹ und an anderen Orten. GRÄBNER ¹⁰ vergleicht den caledonischen Zylinder mit Kopfringen von Sta. Cruz, Maty, den Admiralitätsinseln und dem Finschhafengebiet Neu-Guineas, wobei es sich aber um teilweise sehr heterogene Dinge handeln dürfte. Eine von LAMBERT ¹¹ abgebildete, völlig abweichende Kriegsmütze findet sich im Abschnitt über den Kriegsschmuck beschrieben.

Von GLAUMONT ¹² wird berichtet, daß die Häuptlinge im Norden Caledoniens und auf den Loyalty-Inseln als Zeremonial- und Kriegsschmuck auf dem Kopf eine große Dolium-Schale tragen mit zwei Löchern an der Columella und zwei am Peristom, durch welche Flederhunderwollschnüre gezogen und unterhalb des Kinns befestigt werden, wonach die Schale sich wie ein Helm präsentierte. HADFIELD ¹³ bestätigt für Lifou das Tragen von Dolium-Schalen auf der Stirne durch Chefs bei Zeremonien.

Im Museum von Nouméa befinden sich zwei Stücke dieser Art ohne Herkunftsnachweis. Die eine dieser 18 cm langen Schalen, Taf. 47, Fig. 5, zeigt zwei Löcher am Columellarrand und drei am Peristom, durch welche Pteropus-Wollschnüre gezogen sind, endend mit Troddeln, besetzt mit Oliva-Schalen. Das andere ist mit sehr langen, gleichfalls mit Oliva-Schalen endenden, an nur drei Löchern befestigten Schnüren versehen. In Netché auf Maré erhielt ich eine Schale von *Dolium perdix* L. mit zwei Löchern, aber ohne Schnüre, ebenfalls mit der Angabe, es sei ein Stirn-

¹ COOK und FORSTER, 38, p. 257 u. 270; ² LABILLARDIÈRE, 97, p. 199; ³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 204; ⁴ LABILLARDIÈRE, 97, Taf. 37; ⁵ EDGE-PARTINGTON, 43, I, Taf. 133; ⁶ COOK, 38, Taf. 52 u. 54; ⁷ FORSTER, 51, Taf. bei S. 204; ⁸ LABILLARDIÈRE, 97, Taf. 37; ⁹ LAMBERT, 99, p. 33; ¹⁰ GRÄBNER, 77, p. 163; ¹¹ LAMBERT, 99, p. 144; ¹² GLAUMONT, 70, p. 104; ¹³ HADFIELD, 82, p. 35.

schmuck. Nach einer Mitteilung des Herrn BOUGE soll dies indessen nicht richtig sein; Dolium-Schalen seien nur ein wertvolles Geld. Das eine schließt aber das andere nicht aus.

HADFIELD¹ beschreibt noch einen anderen Häuptlings-Kopfschmuck von Lifou. Es sind dies zwei lange Flügelknochen eines Seevogels, welche fast senkrecht ins Haar gesteckt werden und an den Spitzen zwei schöne Troddeln tragen.

Als Stirnband eines Häuptlings oder Zauberers wurde mir in Kanala das auf Taf. 47, Fig. 4, dargestellte Stück gebracht, bestehend aus sechs durchbohrten Schalen von *Ovula ovum* L., aufgereiht an starker Kokosschnur. Es könnte aber auch ein Hals- oder Gürtelschmuck gewesen sein.

Obschon nicht zum Kopfschmuck gehörig, mag hier erwähnt sein, daß gegen starke Sonnenbestrahlung gerne ein Bananen- oder Taroblatt über den Kopf gehalten wird; auf Maré sah ich Frauen sich mit Büscheln von Adlerfarn gegen die Sonne schützen.

Ohrschmuck. Ganz allgemein wurde früher bei Männern und Frauen das Ohrläppchen durchbohrt und die Öffnung erweitert durch Einlage elastischer Rollen aus Kokos- oder Bananenblatt oder Baumrinde oder auch durch Holzpflöcke. Die Blattrollen wurden nach BOURGAREL² täglich gewechselt. Auf diese Weise wurde eine Öffnung von 3, 4 oder mehr Zentimeter Weite erzielt und das Ohrläppchen zuweilen bis auf die Schulter herabgezogen (LABILLARDIÈRE³, BOURGEY⁴). Die großen Ohrlöcher dienten, wie viele Autoren angeben, als Aufbewahrungsort für alles Mögliche, die Tabakspfeife, Tabakstangen, Streichholzschachteln, die Speerschleuder und anderes mehr. Ich habe nur noch eine alte Frau in Kanala mit der Pfeife im Ohr gesehen. War die Öffnung so groß, daß die Pfeife durchfiel, so drehten sie nach LORTSCH⁵ das verlängerte Läppchen zu einer Art Schlinge um den Pfeifenstiel zusammen. In Leidfällen wurde oft das Läppchen zerrissen (s. bei Leidgebräuchen). Nur bei VIEILLARD und DEPLANCHE⁶ finde ich die Notiz, daß durch Annäherung der Enden wieder Heilung des zerrissenen Ohres eintreten könne.

Heute sieht man so starke Erweiterungen des Ohres selten mehr. Von 109 Männern verschiedener Stämme hatten 52 undurchbohrte Ohren, 38 ein enges, 14, lauter ältere Leute, ein ziemlich weites Loch von 1 bis 2 cm oder etwas mehr Durchmesser, und bei 5 war das Läppchen zerrissen.

Unter 32 Frauen waren nur 4 mit undurchbohrten Ohrläppchen; 19 zeigten eine enge, 6 eine weite Öffnung, und 3 hatten zerrissene Ohren. Nur 6 Männer und 5 Frauen trugen Schmuck im Ohr und als solchen nur kleine europäische Ringe oder Gehänge aus Metall.

Auch die Loyalty-Insulaner durchbohrten und erweiterten früher allgemein das Ohrläppchen, wie wir aus allen älteren Berichten erfahren. Auch hier diente das erweiterte, zuweilen fast bis auf die Schultern herabreichende Ohr zur Aufbewahrung verschiedener Gegenstände und wurde bei Trauerfällen zerrissen. Heute sah ich unter 43 Männern der drei Inseln nur 9, die eine kleine Öffnung im Ohrläppchen aufwiesen, unter 28 Frauen 18 mit einer engen und nur 1 mit weiter Durchbohrung. Als Schmuck traf ich bei 11 Frauen und 3 Männern kleine, oft nur einseitig getragene Metallringe.

Von früher gebräuchlichem Ohrschmuck wissen wir durch FORSTER⁷, daß es Ohrringe aus Schildpatt, wie in Tanna, gab von 1 Zoll Durchmesser und $\frac{1}{4}$ Zoll Breite, die oft in erstaunlicher Zahl — er sah einen Mann mit 20 solchen — an den prodigiös ausgezogenen Ohren getragen wurden. COOK⁸ bemerkt, daß beide Geschlechter solche Schildpattringe trugen. Auch MURRAY⁹ erwähnt Ohrringe aus Schildkrötenschale, RIVIÈRE¹⁰ und LEMIRE¹¹ einen runden Ohrpflock aus Holz,

¹ HADFIELD, 82, p. 36; ² BOURGAREL, 24, p. 387; ³ LABILLARDIÈRE, 97, p. 186; ⁴ BOURGEY, 26, p. 352; ⁵ LORTSCH, 114, p. 107; ⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 206; ⁷ FORSTER, 51, p. 204 u. 218; ⁸ COOK, 38, p. 295; ⁹ MURRAY, 126, p. 277; ¹⁰ RIVIÈRE, 139, p. 19; ¹¹ LEMIRE, 110, p. 95.

groß wie ein Zapfen, VIEILLARD und DEPLANCHE¹ als Ohrornamente von Frauen drei kleine, rote Schneckenschalen aus der Gattung Triton, HADFIELD² für Lifou Ohrschmuck aus kleinen Korallenstücken.

Nasenschmuck. Eine Durchbohrung des Nasenseptums kommt heute nicht mehr vor, muß aber früher, wenn auch in beschränktem Maße, ausgeführt worden sein. DE ROCHAS³ spricht von kleinen Zweigen im Septum bei einigen wenigen Männern in Caledonien; MONCELON⁴ sagt, die Nasenscheidewand werde sehr selten durchbohrt, und VIEILLARD und DEPLANCHE⁵ berichten, Durchbohrung des Septums finde nur bei einigen Stämmen statt und besonders auf den Loyalty-Inseln; in der Öffnung werde ein Holzstück getragen.

Für Lifou bezeugt außerdem HADFIELD⁶ das frühere Vorkommen dieser Sitte, für Ouvéa ERSKINE⁷, welcher erzählt, nur ein einziger Mann habe einen Stab durch den Nasenknorpel gesteckt gehabt. Als Nasenschmuck wurde nach HADFIELD, l. c. früher auf Lifou ein Stück Sepiaschulp getragen von länglicher Form mit verschmälerten Enden.

Halsschmuck. Auch dieser ist heutzutage sehr zurückgegangen. Von 113 darauf untersuchten caledonischen Männern meiner Photographiensammlung sind 81 ohne jeden Halsschmuck, 27 mit einem Band aus Flederhundwolle oder einer anderen Schnur versehen, 5 mit Glasperlenbändchen. Von 38 Frauen sind 16 ohne Halsschmuck, 15 tragen Schnurbändchen, 7 Glasperlenbänder. Noch seltener ist Halsschmuck heute auf den Loyalty-Inseln. Von 58 Männern waren 42 halsbandlos, 16 mit Schnürchen oder Bändchen versehen, zuweilen mit angehängten Münzchen; von 33 Frauen trugen nur 2 Glasperlenbändchen, 9 Schnürchen, teilweise mit kleinen Münzen.

Halsbänder aus Flederhundwollschnur waren früher sehr beliebt und sind es teilweise heute noch, entweder einfach oder in zahlreichen Windungen um den Hals geschlungen, die Enden zuweilen herabhängend. Ein solches Halsband, einem Mann vom Stamm der Pamboa abgenommen, war 4,30 m lang, bei einer Schnurdicke von 4 mm. Solche Wollschnur-Halsbänder erwähnen viele Autoren. An ihrer Stelle können auch einfache Faserschnürchen getragen werden.

Das Halsband diente früher — heute sieht man das nicht mehr — zum Anhängen sehr verschiedener Schmuckgegenstände. LABILLARDIÈRE⁸ erwähnt kleine, ziemlich schlecht skulptierte Knochenstücke; er bildet ein Halsband mit einem menschlichen Köpfchen ab. Bei EDGE-PARTINGTON⁹ findet sich ein gezacktes Halsgehänge aus Perlmutter dargestellt, entsprechend den an Münzköpfen (s. bei Geld) angebrachten. Nach LAMBERT¹⁰ hängt an der Wollschnur zuweilen ein ziemlich großes, durchbohrtes Jadestück von verschiedener Form; das von ihm abgebildete zeigt eine ovale Gestalt. In der Sammlung zu Rom liegt eine kleine, 7 $\frac{1}{2}$ cm lange, durchbohrte Steinbeilklinge, Taf. 50, Fig. 12, die wohl als Gehänge gedient hatte. Ich habe ein solches Steinanhängsel auch auf Lifou erhalten. Es ist, Taf. 50, Fig. 13, eine grüne Nephritplatte in der Form einer Steinbeilklinge, aber ohne scharfen Rand, sondern ringsum quer durchschnitten und poliert. Das Plättchen mißt 5,7 cm in der Länge, 3,9 cm in seiner größten Breite und 6 mm in der Dicke. Vom breiten Ende 2 cm weit entfernt, befindet sich eine feine, runde Durchbohrung von 1 $\frac{1}{2}$ mm Durchmesser, auf einer Seite mit roh eingehacktem Umkreis, auf der anderen glatt auslaufend.

Durchbohrte Platten aus Nephrit und Jadeit sind in den Neuen-Hebriden nur von Tanna bekannt. SPEISER¹¹ vermutet, daß es sich um aus Caledonien importierte Steinbeilklingen handle, die, bis zur Unbrauchbarkeit abgeschliffen, zu Amuletten geworden seien. Steinbohrung sei in den Hebriden unbekannt, und die Art der Durchbohrung der Tanna-Steine erinnere an die caledonische.

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 205; ² HADFIELD, 82, p. 36; ³ DE ROCHAS, 145, p. 151; ⁴ MONCELON, 122, p. 350; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 206; ⁶ HADFIELD, 82, p. 36; ⁷ ERSKINE, 45, p. 339; ⁸ LABILLARDIÈRE, 97, p. 245 u. Taf. 37; ⁹ EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 68; ¹⁰ LAMBERT, 99, p. 127 u. 145; ¹¹ SPEISER, 165, p. 184.

Die Pteropus-Wollschnur kann auch zum Träger von Schneckenschalen werden. Ein sehr schönes Stück dieser Art aus Neu-Caledonien, aber ohne Lokalprovenienz, zeigt Fig. 6, Taf. 47. Aus mehreren rotbraunen Schnüren ist ein dicker Strick von 1,10 m Länge zusammengedreht worden. An der Verbindungsstelle sind die Schnüre zu einer 2 cm breiten und 10 cm langen Troddel mit freien Enden verflochten. Der ganze Strick ist dicht besetzt mit kleinen Oliva-Schalen, deren Oberende abgeschlagen wurde, um eine Befestigung zu ermöglichen. Ein ganz ähnliches Stück befindet sich im Museum von Nouméa aus Hienghène; ein ebensolches erwähnt GIGLIOLI¹.

BUSCHAN² bildet eine Flederhundwollschnur mit Triton-Schalen ab; auch Ovula kommt an solchen Schnüren vor. Ein Halsband aus Bopope, Taf. 48, Fig. 4, besteht aus einer 14 cm langen Triton-Schale, an deren Oberrand der ersten Windung ein großes Loch angebracht ist. Durch dieses sind fünf Paare aus je drei Schnürchen lose geflochtener, violett gefärbter Bändchen gezogen, jederseits mit einer Schlinge endend. Die Schnüre sind jedenfalls früher mit Flederhundwolle bekleidet gewesen. Die Schneckenschale wird nicht vorne, sondern hinten am Nacken getragen. Namentlich kleine Schneckenschalen, Oliva, Natica, Terebellum und andere werden häufig auf gewöhnlichen Schnüren aufgereiht.

Seltener werden Glasperlen mit einer Flederhundwollschnur verbunden. Die gewöhnlichen Glasperlen werden vielmehr meist an dünnen Faserschnürchen aufgereiht. Eine kostbarere Sorte, angeflochten an einen 1 cm dicken, aus Flederhundschnüren zusammengedrehten Strick von 90 cm Länge aus Kanala zeigt Fig. 8, Taf. 47. Es sind tonnenförmige, 9 bis 9½ mm lange Perlen mit flachen Enden, aus einem weißen Glasfluß bestehend, mit blauen und roten Linien und Punkten. Am zusammengebundenen Ende des Halsbands hängt eine ganze Troddel von solchen.

Früchtchen und Samen werden stets auf gewöhnlichen, dünnen Schnüren aufgereiht. Beliebte sind bei den Frauen Halsbänder aus den perlgrauen Samen von *Coix lacryma* L., manchmal an den Enden mit einigen Flederhundwollschleifen verziert. Zwei solche Schnüre aus Kanala, Taf. 48, Fig. 5, und Hienghène messen 4,20 m und 5,75 m in der Länge, müssen also in vielen Windungen um den Hals und auf die Brust herabhängend getragen werden. VINCENT³ erwähnt auch Colliers aus den roten Samen von *Abrus precatorius* L. Neben Samen kommen auch Fischwirbel vor (EDGE-PARTINGTON⁴).

LEGRAND⁵ führt auch Geldschnüre als Halsschmuck von Frauen an. Es kann sich da nur um einen Ausnahmefall handeln, denn die Geldschnüre werden in Caledonien nicht als Schmuck getragen.

Einen sehr eigentümlichen Halsschmuck beider Geschlechter machen VIEILLARD und DE-PLANCHE⁶ namhaft, nämlich einen jungen Kürbis, den man durch Bindung mit einer Liane gezwungen hat, zu einer korkzieherartigen Spirale auszuwachsen.

Ein sonderbares Halsband beobachtete auch GARNIER⁷ an einer Ouvéa-Frau, nämlich die aufgeblasene Haut einer Seeschlange, *Pelamis bicolor*.

Am verschlossenen Eingang der Hütte eines Verstorbenen in Tchambouenne bei Oubatche fand ich zwei ungewöhnliche Halsbänder, die niemand zu berühren wagte; sie müssen mit dem Toten in irgendeiner Beziehung gestanden haben. Das eine, Taf. 48, Fig. 8, ist eine 1½ cm, gegen die Verbindungsstelle zu bis 3 cm dicke Wurst von 87 cm Länge, bestehend aus einem Faserbündel, dicht umwickelt mit etwa 3 mm breiten Streifchen von Pteropus-Haut, teilweise noch mit anhaftenden Haaren. Das zweite, kleinere, Fig. 9, ist ähnlich gebaut; nur kreuzen sich die Hautstreifchen spiralig, was beim anderen nicht der Fall, und das ganze Band ist mit einer dicken und harten, schwarzen Masse, vermutlich einem Harz, überzogen.

¹ GIGLIOLI, 66, p. 82; ² BUSCHAN, 32, p. 56; ³ VINCENT, 172, p. 96; ⁴ EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 68; ⁵ LEGRAND, 108, p. 28; ⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 206; ⁷ GARNIER, 180, p. 309.

Nur mit Zweifel erwähne ich ein Halsband, welches das Basler Museum vom Züricher geschenkt erhielt, weil ich dasselbe, obschon sicher in Nouméa gesammelt, für eine Fälschung, vermutlich durch einen Zuchthäusler, ansehen möchte. Es besteht aus 80 aufgereihten, menschlichen Molaren, unterhalb der Krone durchbohrt. Daran hängt eine Troddel, die unzweifelhaft von den Marquesas-Inseln stammt, obschon daran zwei caledonische grüne Steinperlen befestigt sind. Diese 14 cm lange Troddel besteht aus 21 Büscheln gebleichter, menschlicher Haare, an der Basis sehr fein mit Rotangstreifchen umwunden und zusammengefaßt durch einen Schnurwickel.

Das berühmteste und für unser Gebiet am meisten charakteristische, da anderwärts fehlende Halsband ist das aus grünen Steinperlen bestehende, ein vornehmer Schmuck der caledonischen Frau. Der Ausdruck „Steinperlen“ ist nicht wörtlich zu nehmen, denn es sind nur ausnahmsweise kugelförmige Gebilde, sondern gewölbte Zylinderchen, Tönnchen oder auch nur Ringchen mit planer Vorder- und Hinterseite, weit durchbohrt, und zwar von beiden Seiten aus. Manche sind unregelmäßig geformt, so zwar, daß Vorder- und Hinterfläche miteinander einen Winkel bilden.

Das grüne Gestein stammt sicher aus der Serpentinformation und wird in der Literatur bald als Serpentin, bald als Jade oder Nephrit bezeichnet. Herr Prof. H. PREISWERK hat die Güte gehabt, im Basler Mineralogischen Institut eine Analyse auszuführen. Er fand:

SiO ₂	47,79%
Al ₂ O ₃ + Fe ₂ O ₃	18,01%
FeO	0,83%
CaO	15,81%
MgO	15,10%
K ₂ O	0,02%
Na ₂ O	0,90%
H ₂ O(+ 110°)	1,39%
	<hr/> 99,85%

Das Material besteht etwa zu gleichen Teilen aus hellgrünem Amphibol (Hornblende) und basischem Plagioklas und kann als „Gabbroïder Amphibolit“ bezeichnet werden. Es hat eine körnige, nicht eine filzige Struktur wie die Nephrite und ist leicht zu pulverisieren. Es setzt daher auch einer Durchbohrung nicht die enorme Schwierigkeit entgegen, welche z. B. GLAUMONT (s. bei GIGLIOLI¹) annimmt, wenn er sagt, daß die Herstellung von 100 Perlen die Arbeit von mehreren Generationen darstelle, Davon kann gar keine Rede sein; schon die große Häufigkeit dieser Art von Halsbändern spricht gegen eine solche Arbeitsleistung.

Drei Halsbänder dieser Art erhielt ich in Hienghène. Das eine davon, Taf. 48, Fig. 1, ist auf eine Strecke von 93 cm mit 222 auf starker Faserschnur aufgereihter Zylinderchen besetzt, und zwar bilden größere, grüne den oberen Umkreis, worauf gegen die Enden zu viel zahlreichere und kleinere, schwarze und grüngefleckte weiße folgen. Von den 71 grünen haben die größten eine Länge von 5 bis 8 mm, bei einem Durchmesser von 13 mm, die kleinsten eine Länge von 4 bis 5 mm, bei einer Dicke von 9 bis 9½ mm. Durchschnittlich viel kleiner und sehr unregelmäßig gearbeitet sind die 151 andersfarbigen Zylinderchen; die meisten sind nur 3 bis 4 mm lang und 6½ bis 7 mm dick. In der Mitte des Halsbandes, zwischen den Enden der dunklen Steine, sind um die Schnur rotbraune Flederhundwollschnüre umgebunden, welche, durch einen Wickel zusammengehalten, in 9 Schlingen von etwa 36 cm Länge herabfallen.

Ein zweites Halsband, Fig. 2, ebendaher, trägt 110 einfarbig grüne oder mit weißen Wolken durchsetzte, ungefähr gleich große Zylinderchen von einer Länge von 6 bis 8 mm und einem

¹ GIGLIOLI, 65, p. 306.
Sarasin, Ethnologie.

Durchmesser von 10 bis 11 mm. An der Schnur hängen 8 violettrote Schlingen aus Pteropus-Wolle von etwa 30 cm Länge.

Am dritten Halsband fehlt der Schmuck aus Flederhundwollschnur. Es besteht aus 93, und zwar lauter grünen Zylinderchen, die größten in der Mitte, kleinere nach den Enden zu. Die größten sind 8 bis 10 mm lang und 10 mm dick, die kleinsten 4 bis 5 mm lang, 8 bis 9 mm dick.

Es gibt auch noch längere Halsbänder dieser Art als die hier beschriebenen. GLAUMONT¹ erwähnt eines von der enormen Länge von 2,50 m. Die in der Literatur vorhandenen Angaben über die Größe der Steinperlen sind sehr variabel. GIGLIOLI² spricht von Erbsen- bis Kirschgröße, PATOUILLET³ von Maiskorn- bis Nußgröße. Im Züricher Museum befindet sich ein Halsband, an welchem 6 etwa kirschgroße Stücke je durch 10 kleinere voneinander getrennt sind. Im Museum von Toulouse liegt ein aus vielen Schlingen von Flederhundwollschnüren bestehendes Halsband mit einer großen, grünen, kugelrunden Perle von 3 cm Durchmesser, eingefast von je drei kleineren, scheibenförmigen von etwa 1½ cm Durchmesser, Taf. 48, Fig. 3. Ein weiteres Stück derselben Sammlung zeigt eine zylindrische Perle von 4,02 cm Länge.

Nach GIGLIOLI⁴ auf GLAUMONT fussender Angabe gab es eine ältere Sorte von Halsbändern, die nicht aus grünen Perlen, sondern aus durchbohrten, länglichen Steatitkegeln, ähnlich gewissen Schleudersteinen, bestand. Ein Halsgehänge in seiner Sammlung zu Rom, Taf. 48, Fig. 7, besteht aus einer Flederhundwollschnur, an der ein an einem Ende durchbohrter, 11½ cm langer Schleuderstein aus Steatit hängt. Jederseits davon befinden sich vier grüne Perlen, getrennt durch Olivaschalen, zu unterst die größten von 2½ cm Durchmesser und 1½ cm Dicke, dann drei kleinere. Das Stück gehörte einem Chef von Balade und ist von GLAUMONT gesammelt worden. GIGLIOLI⁵ hat es schon beschrieben.

Auf welche Weise die Steinperlen und Zylinderchen hergestellt werden, ist nicht bekannt; man weiß nur, daß die Durchbohrung mit dem Drillbohrer ausgeführt wird. HADFIELD⁶ spricht von einem Rollen von Steinfragmenten zwischen zwei Steinen. Rollen und Schleifen wird wohl in der Tat die Herstellungsmethode sein.

Dieselben Halsbänder wie in Caledonien finden sich auch auf den Loyalty-Inseln. Sie müssen sogar dort ziemlich häufig gewesen sein, denn GARNIER⁷ sagt, die meisten Ouvéa-Frauen trügen solche. Das Material hierfür wurde aus Caledonien importiert und an Ort und Stelle bearbeitet. Daß auf Maré ein Mann in Ouabao das Monopol der Fabrikation besaß, ist im Abschnitt über den Drillbohrer erwähnt worden. Für Fabrikation auf Lifou haben wir Frau HADFIELDs Zeugnis, l. c. Sicherlich sind auch schon fertige Halsbänder eingeführt worden.

Ein Halsband aus Lifou der Basler Sammlung besteht aus 104 Zylinderchen von grüner Farbe, öfters mit hellen Wolken. Die größten messen 6½ bis 8 mm in der Länge, bei einem Durchmesser von 7½ bis 8½ mm, die kleinsten 3½ bis 4 mm, bei einer Dicke von 6 bis 6½ mm. Da, wo die Perlen enden, sind zwei nebeneinander liegende Wickel von rotbraunen Pteropus-Wollschnüren angebracht; die Schnüre der beiden Wickel werden 4½ cm weiter unten zu einem Bündel vereinigt und fallen dann in 16 Schlingen herab. Die Gesamtlänge dieses Schnurschmucks beträgt etw 45 cm.

Bilder solcher Halsbänder finden sich bei LAMBERT⁸, HADFIELD⁹ und an anderen Orten.

Eine runde Perle aus Seifenstein von 4 cm Durchmesser bildet EDGE-PARTINGTON¹⁰ ab.

Brustplatten, wie sie in vielen melanesischen Kulturen vorkommen, fehlen unserem Gebiete. Ein heute beliebter Hals- und Brustschmuck bildet ein zerschlissenes Bananenblatt. Einen

¹ GLAUMONT, 70, p. 105; ² GIGLIOLI, 65, p. 306; ³ PATOUILLET, 132, p. 224; ⁴ GIGLIOLI, 65, p. 305; ⁵ GIGLIOLI, 66, p. 82; ⁶ HADFIELD, 82, p. 135; ⁷ GARNIER, 180, p. 312; ⁸ LAMBERT, 99, p. 117; ⁹ HADFIELD, 82, p. 141; ¹⁰ EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 65.

Mann vom Stamme der Koulua mit diesem nicht uneleganten Gehänge zeigt Fig. 11 auf Taf. 49. Auch Frauen tragen gelegentlich einen Brustschmuck aus Blättern.

Armschmuck. Auch dieser ist völlig zurückgegangen. Das Conus-Armband, früher so hochgeschätzt, findet sich in meiner Photographienserie nur noch bei einem einzigen caledonischen Mann und einer Frau, bei beiden nach alter Sitte oberhalb des linken Ellbogens getragen, ferner bei zwei Männern am linken, bei einem dritten am rechten Handgelenk eine weiße Ovula-Schale, befestigt an einem Baststoffwickel oder einer roten Schnur. Man sieht solche an den beiden Ganzbildern von Männern aus Bopope und Kanala (Taf. 49, Fig. 2 u. 3). Etwas häufiger sieht man bei Männern an den Oberarmen aus Rotang geflochtene Bändchen oder eine Schnur aus Bast oder Flederhundwolle, am Handgelenk einen europäischen Lederriemen mit Schnalle. Ein Armband aus Kokosschale bildet EDGE-PARTINGTON¹ ab. Auf den Loyalty-Inseln ist jeglicher Armschmuck sozusagen verschwunden.

Die weißen Conus-Bracelets werden seit COOKS² Zeiten vielfach in der Literatur erwähnt. Wie schon gesagt, werden sie bei beiden Geschlechtern am linken Oberarm oberhalb des Ellbogens getragen, nach einer Mitteilung des Herrn BOUGE von Linkern am rechten Oberarm. Bilder von solchen Armbändern finden sich bei LAMBERT³, PIONNIER⁴, LEENHARDT⁵ usw.

Das Material liefert der obere Teil der letzten Windung von *Conus millepunctatus* Lam., einer Varietät des *Conus literatus* L. Die beiden Enden der Schale werden abgeschlagen und das Innere mit einem Steingerät ausgehöhlt, das oben, S. 126—127, beschrieben worden ist, Taf. 50, Fig. 9 und 10. Dann folgt eine sorgfältige Politur der Ränder und Flächen. Die Armbänder sind stets am breitesten gegen den Mündungsrand zu und nehmen gegen die Ansatzstelle der ersten Windung zu an Breite beträchtlich ab. Um die schmalste Stelle herum wird dann ein Schmuckwickel aus Flederhundwollschnur angebracht. Breite der Bracelets und Feinheit der Politur wechseln beträchtlich. Zwei Stücke aus Kanala haben größte Breiten von 3,5 und 3,8 cm, andere, die ich in Totengrotten fand und offenbar den Leichen belassen worden sind, nur solche von 2,5 bis 3,3 cm. Auch die Weite der Lichtung variiert stark. An dem sehr schön polierten Bracelet von Kanala, Fig. 4, Taf. 50, hat die obere Öffnung einen Diameter von 6,7 cm, an dem aus einem Totenfels bei Hienghène, Fig. 5, nur 4,3 cm, an einem weiteren aus einer Totengrotte bei Yaté sogar nur 3,4 cm. Diese müssen somit für Kinderarme berechnet gewesen sein. Das Kanala-Bracelet trägt vier dicke, aus rotbraunen *Pteropus*-Wollschnüren geflochtene Quasten mit freien Enden, etwa 17 cm lang.

Große, schön polierte Stücke haben einen beträchtlichen Wert. Nach OPIGEZ⁶ werden sie zuweilen für 100 Fr. nicht abgegeben; mir wurde einmal eines für 50 Fr. angeboten. Wenn ein Bracelet zerbricht, und sie sind sehr fragil, wie ich leider selbst erfuhr, als mir eines auf die Erde fiel, werden nach PATOUILLET⁷ die Teilstücke durch kreuzweise verlaufende Faserschnüre, die durch Löcher gezogen werden, zusammengeflochten, was ihren Wert sehr herabsetzt, aber nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁸ den Vorteil bietet, daß solche durch Scharniere verbundene Armbänder leichter an- und auszuziehen sind. Ich habe ein in dieser Art geflicktes Stück im Museum von Dresden gesehen; die Bruchstücke waren an den Rändern von je 2 Löchern durchbohrt. Genau dieselben Conus-Bracelets kommen auch auf den Loyalty-Inseln vor, wohin sie wahrscheinlich schon als fertige Stücke von Caledonien her importiert wurden. Eine Frau mit einem solchen Armband oberhalb des linken Ellbogens bildet HADFIELD⁹ ab.

¹ EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 65; ² COOK, 38, p. 295; ³ LAMBERT, 99, p. 147; ⁴ PIONNIER, 133, p. 20; ⁵ LEENHARDT, 103, p. 26; ⁶ OPIGEZ, 131, p. 434; ⁷ PATOUILLET, 132, p. 225; ⁸ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 206; ⁹ HADFIELD, 82, p. 142.

Aus Pénélo auf Maré stammt das Bracelet der Fig. 6, mit einer größten Breite von 5,5 cm und einer Lichtungsweite von 7,2, aus Képénéé auf Lifou ein Stück, 5,1 cm breit und 7,6 cm weit. Die Politur hat bei beiden die braune Längsfleckung des Conus nicht ganz zum Verschwinden gebracht. Die am letzteren Stück angebrachte, aus Flederhundwollschnüren geflochtene Troddel ist 27 cm lang. An einem anderen Exemplar aus Lifou besteht der Schmuck aus blauer Wollschnur.

Conus-Bracelets fehlen den Neuen-Hebriden und Sta. Cruz (SPEISER¹), wo dafür Armringe aus Trochus-Schale gebräuchlich sind. Solche werden für Neu-Caledonien nur von GLAUMONT² erwähnt. Sie sind jedenfalls sehr selten, wenn es sich nicht um aus den Hebriden verschlagene Stücke handelt. Ich habe nur ein Exemplar aus dem Museum UMLAUFF in Hamburg erhalten. Es ist ein leicht ovaler Ring von etwa 9 auf 8 cm Durchmesser, nicht ganz 1 cm breit und etwa 5 mm dick, Fig. 15, Taf. 50. Ein zweites Stück aus derselben Quelle befindet sich in Dresden.

Nach PATOUILLET³ fertigen die Nénéma auf den nordcaledonischen Inseln Bracelets aus Alabaster an, die wenig Wert haben sollen. Vermutlich handelt es sich um Tridacna-Material. Das gilt wohl auch für die von COOK⁴ erwähnten Armbänder aus Stein und die nach LABILLARDIÈRE⁵ aus Quarz und anderen harten Steinen hergestellten, von denen er einige abbildet. Auf Taf. 50, Fig. 14, ist ein Armband aus Tridacna-Schale aus dem Museum in Bordeaux dargestellt; es hat einen Durchmesser von 9 cm und eine innere Lichtungsweite von 7,5 cm. Die Innenseite ist flach.

Beinschmuck sieht man heute nicht mehr. Er bestand früher in Caledonien sowohl, als auf den Loyalty-Inseln, aus einer Pteropus-Wollschnur, an der ein oder zwei durchbohrte Ovula-Schalen aufgereiht waren. Solche Bändchen wurden unterhalb des Knies oder um die Knöchel befestigt und waren hochwertige Objekte. Nach GLAUMONT⁶ und LAMBERT⁷ wurden sie nur von Männern getragen und von Häuptlingstöchtern, von den letzteren aber nur bei gewissen Anlässen und nur bis zu einem bestimmten Lebensalter. Sie scheinen überhaupt ein Vorrecht Vornehmer gewesen zu sein.

Aus Nakéty stammt das Wadenband der Fig. 6, Taf. 48, eine 5,80 m lange, rotbraune Flederhundwollschnur, an der gegen das eine ihrer Enden zu zwei weiße Schalen von Ovula tortilis Martyn von 3,6 cm Länge aufgereiht sind mittelst eines in der Nähe des Mundrandes gebohrten runden Loches. Ein ähnliches Stück aus Kanala, Taf. 47, Fig. 7, trägt an vierfacher, etwas über 1 m langer Schnur, aus der die Flederhundhaare verschwunden sind, nur eine einzige größere Schale von Ovula ovum L. Ebenso ist eine nur 40 cm lange Wollschnur aus Kanala, Fig. 7, Taf. 50, nur mit einer kleinen Ovula versehen. Aus der Gegend von Oubatche stammen drei dünne Bändchen aus rötlichen Fasern; an jedem derselben sind in Abständen von 5 bis 10 cm drei kleine, weiße Schalen der Ovula verrucosa L. aufgereiht. Das basale Bohrloch derselben befindet sich oft auf einer angeschliffenen Fläche. Alle diese Bänder können auch am Arm getragen werden. Auf Lifou erhielt ich die lose, weiße, 4,2 cm lange Schale von Ovula tortilis Martyn, Taf. 50, Fig. 8, deren basal gelegenes Loch lediglich durch Anschleifen hergestellt worden ist.

Hüftschmuck. Eine Lendenschnur war, bevor durch europäischen Einfluß das Hüfttuch eingeführt wurde, notwendig, um die Penisumhüllung festzuhalten oder, wie es auf den Loyalty-Inseln der Fall war, den unbedeckten Penis darunter zu stecken. Um die Lenden gebunden wurde auch die Tasche mit den Schleudersteinen. Neben der Lendenschnur, die oft in vielen Windungen umgelegt wurde und mit Vorliebe aus Flederhundwolle bestand, sind noch andere Gürtel ledig-

¹ SPEISER, 164b, p. 39; ² GLAUMONT, 70, p. 105; ³ PATOUILLET, 132, p. 225; ⁴ COOK, 38, p. 295; ⁵ LABILLARDIÈRE, 97, p. 245, Taf. 37; ⁶ GLAUMONT, 70, p. 105; ⁷ LAMBERT, 99, p. 146.

lich zum Schmuck getragen worden. LEENHARDT¹ bildet als solchen ein mehrfaches Flederhundwollband ab mit sechs daran aufgereihten Schalen von *Ovula ovum* L. Auch einzelne *Ovula*-Schalen wurden in dieser Weise getragen. Solche sieht man an von DURAND² abgebildeten Ouébia-Männern vorne an der Wurzel des Penis. Mehrere dieser Männer tragen außerdem um den Bauch einen oder zwei dicke Wickel aus weißem oder dunklem Baumbaststoff. Etwas zweifelhaft, da vermutlich für den Verkauf zurechtgemacht, ist ein Gürtel, den man mir in Ouaoué brachte, bestehend aus fünf durchbohrten Triton-Schalen und drei Schleuderstricken, aufgereiht auf dicker Pteropus-Wollschnur.

Heute sieht man vielfach europäische Lederriemen als Gürtel getragen, daneben aber auch anderes, auf alter Tradition beruhendes, lediglich als Schmuck dienendes, da meist ohne etwas festzuhalten, um die Hüfte gebunden, so geflochtene Rotangbänder, dicke Rotangriffe, Wickel aus Baststoff oder europäischem Tuch und Pandanus-Blattstreifen mit Ornamenten geometrischer oder pflanzlicher Natur, mittelst eines Orangedorns eingeritzt. Auch Frauen tragen gelegentlich solche dekorierte Blattstreifen.

Was die Loyalty-Inseln angeht, so werden außer der Lendenschnur von ERSKINE³ als Gürtel angegeben für Lifou ein Holzreif oder ein Weidenband mit zusammengeknüpften Enden, von HADFIELD⁴ einige Windungen von Rohr oder Liane.

Gerne wird ferner in Caledonien sowohl, als auf Lifou über dem europäischen Hüfttuch eine Schürze aus zerschlissenen Bananenblättern getragen, zuweilen durch eine Liane festgehalten oder auch eine beblätterte Ranke der Strandwinde *Ipomoea* oder ein anderer Blätterkranz.

Steife Rindengürtel, wie sie in anderen Teilen Melanesiens vorkommen, fehlen unserem Gebiete. Über Tanzgürtel s. bei Festschmuck.

Bemalung. Solche ist hauptsächlich in Caledonien im Kriege, bei Leidfällen und bei Festen üblich und wird im Abschnitt über diese Dinge besprochen werden. Sie kommt aber auch als Schmuck im gewöhnlichen Leben vor. Schon COOK⁵ fiel schwarze Gesichtsbemalung auf, LABILLARDIÈRE⁶ Bemalung der Brust mit breiten, schrägen Streifen. Nach MONCELON⁷ malt sich der verliebte Eingeborene, um seinem Mädchen zu gefallen, Gesicht und Brust schwarz. Hiezu Einölen des Körpers mit Kokosöl.

Während in Caledonien vorwiegend schwarze Farbe zur Verwendung kam und noch kommt, scheint auf den Loyalty-Inseln eine Vorliebe für die weiße bestanden zu haben. Der alte Missionar BEAULIEU in La Roche auf Maré erzählte mir, daß bei seiner Ankunft in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Leute alle von oben bis unten weiß beschmiert gewesen seien mit der Asche eines Baumes. Das erwähnt von Maré auch TURNER⁸. Weiße Beschmierung mit Kalk von Kopf zu Fuß berichtet ERSKINE⁹, von Männern auf Lifou, weiße Linien im Gesicht von Männern auf Maré. Partielle, weiße Gesichtsbemalung sieht man gelegentlich heute noch auf Maré und Lifou. In einem Fall hatte ein Maré-Mann auf den weißen Wangen rote Farbflecke angebracht. Daneben wird auf den Loyalty-Inseln auch schwarze Gesichts- und Körperbemalung erwähnt (JOUAN¹⁰). Über schwarze Bemalung bei Festen auf Lifou s. im betreffenden Abschnitt.

Von einem eigentümlichen Schmuck, nämlich weißem Sand oder Kalk unter den Augen, spricht RAY¹¹. Weißer Sand um die Augen, auf Brust und Rücken, sah ich mehrfach bei Maré-Männern, auch bei Kindern. Sie bestreuen sich damit beim Baden und finden es schön.

RAY, l. c., hat die Notiz, daß Frauen und Mädchen ihr Gesicht gelegentlich färben mit dem blauen Staub eines Schmetterlings, und daß der Körper eingerieben werde mit färbenden Pflanzen-

¹ LEENHARDT, 103, p. 59; ² DURAND, 42, p. 508; ³ ERSKINE, 45, p. 363; ⁴ HADFIELD, 82, p. 35; ⁵ COOK, 38, p. 293; ⁶ LABILLARDIÈRE, 97, p. 245; ⁷ MONCELON, 122, p. 348; ⁸ TURNER, 167, p. 500; ⁹ ERSKINE, 45, p. 365, 378; ¹⁰ JOUAN, 91, p. 371; ¹¹ RAY, 135, p. 254.

säften. Bei Képénéé auf Lifou erhielt ich einmal nachts Besuch von einigen Männern, die grünleuchtende Pilzhüte von der Größe eines Pfennigstücks mit ihrem Schleim auf die Backen geklebt hatten, was sich sehr auffallend ausnahm. Nach SPEISER¹ steckt man auf den Neuen-Hebriden Leuchtkäfer oder ein Stück eines leuchtenden Pilzes ins Haar, um nachts auf dem Marsch den Vordermann sehen zu können. GARNIER² beobachtete bei einem nächtlichen Pilu in Caledonien in den Haaren junger Mädchen etwas wie phosphoreszierende Blumen, die sich bei näherer Betrachtung als Leuchtpilze erwiesen.

HADFIELD³ spricht noch von Einölen des Körpers mit Kokos- oder anderem Öl und von Parfümieren des Körpers mit der gekauten Rinde eines wohlriechenden Baumes.

Stichtatauierung. Tatauierung wird heute in Neu-Caledonien wenig mehr ausgeübt und war auch nach den Berichten der älteren Autoren nie allgemeine Sitte. Die dunkle Haut läßt die blauen Linien nur wenig hervortreten. Unter 189 untersuchten caledonischen Männern habe ich nur bei 8 Tatauierung angemerkt; in welcher Zahl einige Leute, die ihren oder einen anderen Namen in europäischen Lettern auf Brust oder Armen hatten anbringen lassen, nicht eingeschlossen sind. Häufiger ist Tatauierung noch bei Frauen, wie dies auch für die frühere Zeit angegeben wird. Von 52 Frauen wiesen nicht weniger als 24 eine solche auf. Sehr selten ist sie heute auf den Loyalty-Inseln. Von 88 Männern der drei Inseln zeigte nur 1 von Lifou, von 39 Frauen 2 von Lifou und 1 von Ouvéa Tatauierung.

In der Gegend von Oubatche, beim Stamm der Pamboa inlands von letzterem Orte und in Hienghène ist bei Frauen, nie bei Männern, ein Tatauiermuster in Übung, das sie Fregattvogel nennen. Ich sah es bei 13 Frauen. Es besteht (s. Taf. 49, Fig. 8) aus Reihen von blauen, gebogenen Linien, zusammengesetzt aus zwei nach unten konkaven Bogen, verbunden durch einen kürzeren, nach unten konvexen. Bei vollkommener Ausbildung beginnt die Reihe auf einem Fingerrücken, läuft am Arm hinauf, biegt auf die Brust hinab und läuft entweder auf den Brüsten selbst oder zwischen denselben hinunter, um sich unterhalb des Nabels mit der der anderen Seite zu verbinden; unter und über dem Nabel sind zur Seltenheit noch vertikale Parallellinien angebracht, Fig. 7. In einem Falle war die Vogelreihe auf einem Arme doppelt, in einem anderen auf einem Arm die Vögel durch Kreuze oder eine kleine Sonne unterbrochen. Selten beschränkt sich die Reihe bloß auf einen Arm oder zieht auch über den Rücken. Im Gesicht waren alle diese Frauen nicht tatauiert. Außerhalb der genannten Gebiete habe ich das Vogelmuster nur noch auf den Armen einer Frau von Bako an der Nordwestküste gesehen, die auch im Gesicht blaue, von den Augenwinkeln ausstrahlende Linien besaß.

Hufeisenförmige Figuren auf Brust und Armen sah ich bei 2 Koulua-Männern, 5 bis 6 blaue, horizontale Parallellinien auf dem rechten Oberarm oder der rechten Schulter bei je 1 Mann aus Kanala und Bopope, ebenso auf den Armen von 2 Frauen aus der Gegend von Oubatche und auf dem rechten Oberarm einer auch im Gesicht tatauierten Frau von Kanala, auf dem unteren Rücken jederseits 3 starke blaue und dazwischen 2 schwache blaue Vertikalstriche bei einem Mann von Kanala, blaue Längslinien auf dem Rücken eines auch im Gesicht tatauierten Mannes von Lafoa, 29 senkrechte Linien, von der Mitte aus an Länge abnehmend, auf dem unteren Teil des Rückens bei einer auch im Gesicht tatauierten Frau von Ouaooué. Tatauierlinien auf den Beinen wurden nur bei einer Frau von Yambé bei Oubatche notiert.

Im Gesicht tatauiert waren 5 Männer und 9 Frauen. Bei den Männern bemerkte ich blaue, horizontale Linien auf beiden Wangen bei Männern von Bopope und Ouaooué, beim letzteren begleitet von einigen blauen Punkten, blaue Punktreihen auf den Wangen bei 2 Männern von

¹ SPEISER, 165, p. 169; ² GARNIER, 180, p. 140; ³ HADFIELD, 82, p. 140.

Bako und Koné, Horizontallinien grüner Punkte zwischen Nase und Ohren bei einem Manne von Lafoa.

Bei den Frauen sah ich je 2 blaue Parallellinien von den Augen gegen die Ohren und von der Mundgegend zu den Ohren ziehend und 1 bis 2 weitere quer über die Nasenwurzel laufende bei Frauen von Kanala, von Koindé, Lafoa und Ouaoué; letztere hatte noch 2 senkrechte Linien unterhalb jedes Mundwinkels (Fig. 6, Taf. 49). Bei einer Frau von Ni waren diese Linien in Punkte aufgelöst; bei den übrigen waren nur Teile dieser Dekoration ausgebildet.

Ein Mann von Lifou hatte einseitig auf der Brust eine blaue Linie, begleitet von Punkten, eine Lifou-Frau beiderseits zwei blaue Linien zwischen Mundwinkel und Ohr, eine andere einen Strich vom Aug zum Ohr und zwei weitere vom Mund zu den Ohren, eine von Ouvéa einen blauen Strich von der Nase zu den Ohren.

Als Tatauierungsgerät wurde mir der Orangendorn genannt. Das bestätigt auch LAMBERT¹, welcher angibt, man steche, einer Zeichnung folgend, mit dem Dorn in die Haut bis aufs Blut und reibe die Stiche nachher ein mit einer Rußmischung. VIEILLARD und DEPLANCHE² berichten, Tatauierung sei Arbeit der Frauen; man verwende hiefür feine Fischgräten, häufiger entrindete Dorne von *Ximenia*, einer Olacacee. Das Gerät bestehe aus zwei Dornen, fixiert zwischen zwei kleinen Holzstücken; hiezu ein leichtes Hämmerchen aus Bananenstamm, mit dem man kurze Schläge auf das Gerät gebe, wobei etwas Blut austrete; es werde mehrmals in die gleichen Löcher geschlagen, die Heilung erfolge rasch und die dunkelblauen Linien seien unzerstörbar. Nach den genannten Autoren werden die Dorne getaucht in zerlassenes Rauchscharz oder auch in den Milchsaft von *Batatas edulis* oder in Bananensaft. VINCENT³ sagt, mit Holzkohlenpulver bereite man eine Paste und zeichne damit mittelst eines Spatels die Linien auf die Haut; mit einem Orangendorn steche man diesen Linien nach, reibe den Saft zerquetschter Blätter der Kanakenbohne ein, wiederhole das am folgenden Tag und erhalte so bläuliche Linien. GLAUMONT⁴ berichtet, die Farbmasse bestehe aus verkohlten Nüssen, PIROUTET⁵ aus Ruß von Kochtöpfen. Mir wurden auch Pflanzensäfte als Färbemittel angegeben, doch ist vermutlich Ruß die Hauptsache und die Pflanzensäfte sind wohl nur ein Auflösungsmittel desselben. Für Lifou meldet HADFIELD⁶ als Tatauierfarbe an verbrannte Bananen und Kokosnüsse, sowie Baumsäfte; am dauerhaftesten sei Holzruß. Das Gerät besteht auch auf Lifou aus einem Dorn.

DURAND⁷ gibt an, die Tatauiermuster seien in Caledonien nach den Stämmen verschieden. Ich habe in der Tat das Vogelmotiv auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt gefunden. Dagegen ist die Mitteilung GLAUMONTs⁸ grundlos, nach welcher bloß die Mischlinge mit polynesischem Blut Stichtatauierung üben sollen.

Als caledonische Tatauiermuster erwähnt FORSTER⁹ bei Frauen drei schwarze Linien zwischen Unterlippe und Kinn, DE ROCHAS¹⁰ kleine Linien auf Gesicht und Schenkeln, VIEILLARD und DEPLANCHE¹¹ Linien bei Männern innen längs der Schenkel und Waden und auf dem Bauch, bei Frauen am Kinn, auf den Backen und an den Fingern Punktlinien in Rauten angeordnet, ferner gerade oder gebogene Linien; BOURGAREL¹² dünne Linien auf Schenkeln und Waden, LEGRAND¹³ Querlinien auf den Wangen und ausgehend von den Lippenwinkeln; MONCELON¹⁴ sagt, Tatauierung beschränke sich fast nur auf Gesicht und Hals; 2 bis 3 longitudinale Linien auf den Beinen fänden sich bei Männern und Frauen in der ganzen Kolonie. Ich habe Tatauierung von Linien auf den Beinen nur ein einziges Mal notiert. Es scheint diese somit aus der Mode gekommen zu sein. Von recht komplizierten Mustern berichtet PIROUTET¹⁵, Kreuzen mit mul-

¹ LAMBERT, 99, p. 147; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 207; ³ VINCENT, 172, p. 37–38; ⁴ GLAUMONT, 70, p. 86; ⁵ PIROUTET, 132, p. 608; ⁶ HADFIELD, 82, p. 136; ⁷ DURAND, 42, p. 513; ⁸ GLAUMONT, 70, p. 87; ⁹ FORSTER, 51, p. 207; ¹⁰ DE ROCHAS, 145, p. 151; ¹¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 207; ¹² BOURGAREL, 24, p. 380–381; ¹³ LEGRAND, 108, p. 56; ¹⁴ MONCELON, 122, p. 349; ¹⁵ PIROUTET, 134, p. 608.

tiplen Querästen von gleicher oder verschiedener Länge auf der Schulter und dem Vorderarm zweier Eingeborener; auch glaubte er, Kreise und Strahlen auf der Brust einer Frau in Hienghène gesehen zu haben. Kreuze bemerkte ich nur einmal zwischen den Vogellinien einer Frau von Yambé bei Oubatche, eine kleine sonnenartige Figur bei einer aus Hienghène. LUQUET¹ macht darauf aufmerksam, daß verwandte Figuren auf den Petroglyphen wiederkehren.

Die Loyalty-Tatauierung besteht nach GLAUMONT² aus regelmäßigen Linien auf Brust, Schultern, Beinen, an den Lippenwinkeln usw.; ERSKINE³ hatte bei einigen Lifou-Männern blaue Figuren von Vögeln notiert.

Auf den nördlichen Neuen-Hebriden und den Banks-Inseln kommen viel kompliziertere Tatauermuster vor als in Neu-Caledonien und den Loyalty-Inseln. Das Gerät besteht aus Orangedornen oder Pteropus-Knöchelchen. Dagegen kennen die südlichen Inseln, Tanna, Futuna, Aniwa und Aneityum Stichtatauierung nicht (SPEISER⁴). Vogelmotive als Tatauermuster kommen auf der Sta. Cruz-Gruppe vor, aber ganz anders stilisiert als in Caledonien (SPEISER⁵).

Nach GLAUMONT⁶ und BERNARD⁷ ist Stichtatauierung als eine von Polynesianen her importierte Methode anzusehen. Auch nach GRÄBNER⁸ gehört sie der polynesischen Kulturschicht zu; in Melanesien sei sie weniger allgemein verbreitet.

Relieftatauierung. Diese auch im Verschwinden begriffene Mode ist wie die vorige häufiger bei Frauen als bei Männern. Die Lieblingsstellen sind die Oberarme, ein- oder beidseitig, bei Frauen auch die Brüste. Am häufigsten traf ich sie noch bei Frauen im Norden der Insel. Auf Taf. 49, Fig. 9, ist eine junge Frau aus der Gegend von Oubatche dargestellt mit starker Relieftatauierung auf beiden Oberarmen; eine von Hienghène zeigte Doppelreihen auf den Brüsten und Längsreihen auf den Oberarmen; auf Fig. 10 ist ein Junge aus der Gegend von Thio mit Reliefmarken auf dem linken Oberarm abgebildet.

Diese Tatauierung wird sowohl zum Schmuck, als auch beim Tode eines Chefs oder der Eltern als Leidzeichen angebracht. Es sind rundliche, vorspringende, leicht glänzende Narbenbildungen von 5, 10 oder mehr Millimeter Durchmesser; zuweilen fließen mehrere zu einem Längswulst zusammen.

Sie werden hergestellt, indem man einen Strohhalm oder auch heutzutage ein Streichholz in die Haut steckt und herunterbrennen läßt (GLAUMONT⁹, LEMIRE¹⁰, LEGRAND¹¹ usw.); oder man erzielt Brandwunden durch Auflegen erhitzter Topfscherben (Mitteilung des Chefs von Bondé), glühender Kohlen oder heißer Steine (VIEILLARD und DEPLANCHE¹²), oder indem man Strohhalm oder Nerven von Kokosblättern auf der Haut verbrennt und darauf bläst (BOURGAREL¹³).

Um aber eine schöne, vorspringende und glänzende Narbe zu erzielen, darf man die Wunde nicht sofort abheilen lassen. Man entfernt vielmehr täglich die sich bildende Kruste oder man unterhält die Eiterung durch Auflegen zerstampfter oder gekauter, reizender Blätter oder anderer Substanzen. VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁴ machen hiefür Aralia-Blätter namhaft, GLAUMONT¹⁵ Harz von Rhus atra, bis das gewünschte Resultat erzielt ist. LAMBERT¹⁶ erwähnt noch eine Tatauierung durch Auflegen blasenziehender Pflanzen, wodurch im Gesicht und auf anderen Körperteilen dunklere Zonen entstehen sollen.

Auf den Loyalty-Inseln habe ich Relieftatauierung nicht bemerkt. JOUAN¹⁷ erwähnt 1861 von dort Tatauierung durch Skarifikation, womit wohl dasselbe gemeint sein dürfte.

¹ LUQUET, 115, p. 153; ² GLAUMONT, 70, p. 87; ³ ERSKINE, 45, p. 368; ⁴ SPEISER, 165, p. 191 ff.; ⁵ SPEISER, 163, p. 168; ⁶ GLAUMONT, 70, p. 86; 69, p. 340; ⁷ BERNARD, 17, p. 284; ⁸ GRÄBNER, 76, p. 747; ⁹ GLAUMONT, 70, p. 86—87; ¹⁰ LEMIRE, 110, p. 97; ¹¹ LEGRAND, 108, p. 56; ¹² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 206; ¹³ BOURGAREL, 24, p. 380; ¹⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 207; ¹⁵ GLAUMONT, 70, p. 87; ¹⁶ LAMBERT, 99, p. 148; ¹⁷ JOUAN, 91, p. 370.

Der europäische Einfluß auf die Bekleidung der Eingeborenen. Die Männer tragen heute vielfach ein europäisches Trikot um den Oberkörper, sehr oft in völlig zerrissenem Zustand, hiezu ein Lendentuch, Manou, aus buntem Baumwollstoff. Dieses Hüfttuch kann so fest geknüpft werden, daß es ohne Gürtel festhält und wie eine Art Badehose aussieht, wie es auf Taf. 49, Fig. 2 und 3, zwei Männer aus Bopope und Kanala zeigen. Andere tragen es lose bis gegen die Kniee oder auch weiter herabhängend, nach Art des malayischen Sarongs. Es wird dann oft festgehalten durch einen Ledergürtel mit Schnalle. Unter dem Manou wird, wie schon gesagt, noch die Penisumwicklung mit einem Stofflappen beibehalten.

In größeren Orten, Minenzentren und Missionsstationen, vertauscht der Eingeborene nicht selten das Trikot mit einer Jacke und das Manou mit der Hose, Kleidungsstücke, die ihm sehr schlecht stehen. Das sieht man auch vielfach auf den Loyalty-Inseln.

Bei den Frauen ist die alte Faserschürze ganz außer Gebrauch gekommen. Sie tragen nun meist ein Jäckchen und stets einen bis über die Kniee herabfallenden Hüftrock, Fig. 4, den letzteren gerne aus zweierleifarbigem Tuche gearbeitet, all das häufig in sehr unordentlichem Zustand. Bei der Feldarbeit bleibt bei beiden Geschlechtern der Oberkörper unbedeckt. Lange, bis zu den Knöcheln herabreichende Röcke mit Ärmeln verhüllen die meisten Frauen der Loyalty-Inseln.

Die von den Europäern, speziell den Missionen, eingeführte Kleidung wurde am Anfang nur widerwillig angenommen, wie alles, was von den fremden Eindringlingen herstammte. Wahre Männer haben das nicht nötig, sagten die Eingeborenen; Kleidung sei nur für Frauen gut (MONTROUZIER¹). Sie haben Recht gehabt, denn die Bekleidung, ohne Kenntnis, wie sie zu tragen und zu behandeln ist, hat sich als gesundheitsschädlich erwiesen.

Geld.

Geldschnüre. Es gibt in Neu-Caledonien verschiedene Arten von Schneckengeld. Ich wähle diesen Namen statt der gebräuchlichen Bezeichnung Muschelgeld, weil hier niemals Muscheln, sondern ausschließlich Schnecken das Material liefern. Die gemeinste Sorte besteht aus einer dünnen, aber zähen Schnur, auf der die weißen Schneckenperlen aufgereiht sind. Wenn ich Perlen sage, so bemerke ich gleich, daß dies nicht der richtige Ausdruck ist, denn es sind nicht Kügelchen, sondern Scheibchen oder Zylinderchen von 1 bis 3 mm Länge und einem Durchmesser von 2 bis 3 mm. Die Scheibchen dieser gemeinen Geldsorte liegen nicht aneinander, sondern sind durch Abstände von 5 bis 20 mm und mehr voneinander getrennt; am häufigsten sind solche von 10 bis 12 mm. Jede Perle ist festgehalten zwischen zwei Knoten des Fadens, und die Strecken zwischen den Perlen weisen ebenfalls Knoten auf, deren Zahl je nach der Länge des Abstandes von 1 bis 5 und mehr schwankt. Nur an einem meiner Stücke war nur eine Seite der Perlen durch einen Knoten gehalten und Zwischenknoten fehlten. Größe der Perlen und Abstände können an einer und derselben Schnur mehrfach wechseln, da sie fast immer aus verschiedenen Stücken zusammengeknüpft ist. Ich habe Geldschnüre von 1,20 m bis 3,70 m Länge; sie lassen sich beliebig verlängern und verkürzen durch Anknüpfen und Abschneiden von Stücken. Eine solche gemeine Geldschnur mit Abständen zwischen den Perlen zeigt Fig. 1 auf Taf. 51. Geldschnüre dieser Art sind außerhalb Caledoniens nicht bekannt. Vom europäischen Kaufmann wurden zu meiner Zeit in Oubatche diese Geldschnüre in Zahlung genommen, wobei ein Meter Schnur den Wert eines Frankens repräsentierte. 5 Meter = 5 Fr. werden so gemessen, daß ein Mann mit aufgehobenen Armen die Schnur so hält, daß sie jederseits abfallend den Boden berührt.

¹ MONTROUZIER, 123, p. 370.

Sehr viel wertvoller sind andere Geldschnüre, bei denen die Scheibchen oder Zylinderchen nicht durch Abstände voneinander getrennt und auch sorgfältiger und regelmäßiger gearbeitet sind. Ein solches Stück von Tchambouenne bei Oubatche, Fig. 2, ist auf eine Strecke von 22 cm mit feinen, dicht nebeneinander liegenden, weißen Zylinderchen von 2 mm Durchmesser und $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ mm Länge besetzt. Am einen Ende ist eine kleine, rote Wollquaste angebracht, am anderen eine Schnur von 6 cm Länge, auf der feine Teilchen von Grasstengeln aufgereiht sind, unterbrochen durch rote und blaue Wollwickel und endend mit einer 4 cm langen Troddel, aus rot gefärbten Flederhundhaaren geflochten. Etwa in der Mitte dieser Schnur ist ein aus starken, gelben Fasern geflochtenes Plättchen angebracht, an dem zwei aus Perlmutter gearbeitete Anhängsel baumeln. PATOUILLET¹ erwähnt als Dekoration solcher Geldschnüre Troddeln aus Flederhundwolle, Fischwirbel, Perlmutterstücke und Stickereien aus Kokosfasern. Der Wert einer Geldschnur, wie die eben beschriebene, ist sehr viel höher als der der rohen Sorte, etwa 30 Fr. betragend. Ein ganz ähnliches Stück findet sich bei LAMBERT² abgebildet.

Die wertvollste Geldschnur der Basler Sammlung findet sich an einem Münzkopf (s. über diese weiter unten), der aus einem Familienschatz im Houailou-Tal stammt und von Missionar E. BERGERET dem Museum geschenkt worden ist, am unteren Ende einer mit verschiedenen Dingen dekorierten Schnur befestigt (Fig. 3, rechts im Bilde). Es ist ein 7 cm langes, dünnes Schnürchen, besetzt mit Perlen von grauer Farbe und unglaublicher Feinheit, 1 mm und weniger in Länge und Breite messend. Es ist das die von OPIGEZ³ als Leidgeld bezeichnete Sorte, von der nach ihm eine Schnur von 50 cm Länge den Wert von 500 Fr. repräsentieren soll; sie diene bloß zu Spezialgeschenken zwischen Grandchefs, und viele hätten nie ein solches Stück gesehen. Auch nach PATOUILLET⁴ wird diese Geldschnur aus schwarzgrauen Perlen und von der Dicke eines groben Nähzwirns niemals zu Handelszwecken gebraucht; sie komme nur bei sehr seltenen Anlässen aus dem Schatz einer Familie heraus. Auch LEENHARDT⁵ bezeichnet diese dunkle Sorte als die geschätzteste; sie soll nach der Legende so fein sein, daß bei einem Atemzug die Schnur sich bewege.

Der Wert der Geldschnüre variiert also beträchtlich, daher die verschiedenen Angaben in der Literatur. Nach OPIGEZ⁶ ist der Wert einer weißen Geldschnur von 40 cm Länge, wenn alle Perlen gleich groß sind und sich berühren, etwa 30 Fr., sehr viel weniger, wenn jede Perle von der nächsten durch einen Schnurknoten getrennt sei. Nach PATOUILLET⁷ wird eine Geldschnur, wie die in Fig. 2 abgebildete, von den Kolonisten mit 30 bis 40 Fr. per 10 cm bezahlt, wenn gröber gearbeitet, nur mit 40 bis 50 Fr. per Klafter, noch viel weniger, wenn die Perlen durch Schnurknoten getrennt seien. LEMIRE⁸ gibt den Wert eines Meters Schneckengeld zu etwa 50 Fr. an. LAMBERT⁹ sagt, es gebe im Handel zwei Sorten, die nur ein Kenner unterscheiden könne; die Geldschnur werde nach Brasses (Klafter) und Teilen davon gemessen; für einen halben Klafter sei eine Piroge erhältlich. PIONNIER¹⁰ spricht auch von zwei Sorten, von denen die eine weiß und perlmutterglänzend, die andere braun, fast schwarz sei. LEENHARDT¹¹ sagt, die gewöhnliche Sorte sei grob und weiß; der Wert steige mit Feinheit und dunkler Farbe; der Händler nehme das Geld zu 40 Fr. per Meter an. An anderer Stelle¹² gibt er an, eine Coudé (Elle) sei eine Frau wert. DE ROCHAS¹³ läßt eine fingerlange Schnur den Wert einer Piroge oder des Baues von zwei bis drei Hütten haben. Alle diese Wertangaben der Autoren können sich nur auf die mehr oder weniger feinen Geldsorten beziehen und nicht auf die oben in erster Linie beschriebenen Schnüre, auf denen die Scheibchen in Abständen aufgereiht sind.

¹ PATOUILLET, 132, p. 219; ² LAMBERT, 99, p. 167; ³ OPIGEZ, 131, p. 449; ⁴ PATOUILLET, 132, p. 218—219; ⁵ LEENHARDT, 104, p. 326; ⁶ OPIGEZ, 131, p. 449; ⁷ PATOUILLET, 132, p. 219 u. 222; ⁸ LEMIRE, 110, p. 110; ⁹ LAMBERT, 99, p. 168; ¹⁰ PIONNIER, 133, p. 96; ¹¹ LEENHARDT, 104, p. 326; ¹² LEENHARDT, 103, p. 56; ¹³ DE ROCHAS, 145, p. 187.

Das Material für die Geldperlen liefern ohne Zweifel kleine Conus-Schnecken, deren Gehäuse-ende quer zur Längsachse abgeschlagen wurde. Durch Abschleifen desselben entsteht von selbst ein ins Innere führendes Loch. Die durchgehende Öffnung, durch welche der Faden gezogen wird, ist somit keine künstlich gebohrte, sondern die angeschliffene Höhlung des Gehäuses selbst. Die Angabe von DE ROCHAS ¹, die Perlen würden mit Geduld perforiert, ist nicht richtig. Die Schnecken-scheibchen präsentieren auf einer Seite eine in der Mitte durch Anschleifen durchbohrte Fläche; auf der anderen, oft unebenen, wo die zentrale Öffnung größer ist, sieht man in die Windungen des Gehäuses hinein. An anderen Orten werden bekanntlich Muschelscheibchen mit dem Drillbohrer oder mit scharfer Steinspitze durchbohrt.

Auf welche Weise die Caledonier das Schleifen ausführen, ist unbekannt, und es wäre sehr zu wünschen, daß dies noch erforscht würde, bevor es hiefür zu spät ist. Ein Schleifen aus freier Hand ist jedenfalls bei der Kleinheit der Objekte ausgeschlossen. Ob sie Reibhölzer mit flacher Unterseite anwenden, in deren Vertiefungen die Schneckenspitzen zum Schleifen eingefügt werden, wie SCHNEIDER ² solche von den Salomons-Inseln und anderen Orten erwähnt, oder ob sie sich damit begnügen, wie er es nach CODRINGTON von den Banks-Inseln angibt, ein spitzes Stäbchen in das angeschlagene Conus-Ende einzustecken und damit das Schleifen auf einem Stein auszuführen, weiß man nicht. RIVERS ³ beschreibt von denselben Banks-Inseln noch eine andere Methode, nach welcher in das Unterende eines fingerdicken, etwa 4 Fuß langen Stabes ein Conus-Endchen mit der Spitze nach außen eingedrückt wird, wonach es auf einem Stein zu einem Scheibchen abgeschliffen wird. In die so entstandene Höhlung des Stabes werden dann nacheinander weitere Conus-Spitzen eingelegt. Eine Frau soll so in einem Tage eine Geldschnur von einem Faden Länge herstellen können. Conus-Scheibchen aus abgebrochenen Gehäuseenden zur Herstellung von Geldschnüren kennt man von Neu-Irland, den Admiralitätsinseln, den Salomonen und Neuen-Hebriden (vgl. die erwähnte Arbeit O. SCHNEIDERS).

Über die Herstellung der caledonischen Schneckenscheibchen und die Art der hiefür verwendeten Molluskenschalen findet sich wenig in der Literatur. LEENHARDT ⁴ sagt bloß, die Perlen seien Schneckenspitzen, die auf einem Stein geschliffen würden. LEGRAND ⁵ nennt Oliva als einen Lieferanten der Gehäuse spitzen, was sicher unkorrekt ist; GIGLIOLI ⁶ dagegen spricht richtig von Scheibchen aus kleinen Conus-Schnecken, GLAUMONT ⁷ von Conus-Spitzen oder Kalkfragmenten. Wenn Kalkfragmente verwendet werden, kann es sich nur um Fälschungen handeln. Daß solche tatsächlich vorkommen, bezeugt LAMBERT ⁸ durch die Mitteilung, daß ein Fälscher Geld aus Fischzähnen hergestellt habe durch Abbrechen der Spitze und Verwendung der hohlen Wurzel als Geldperle. LEENHARDT, l. c., spricht von Fälschungen durch Sträflinge. PATOUILLET ⁹ gibt neben Schleifen der Conus-Spitzen auf Stein noch die Methode an, Perlen, vermischt mit Steinfragmenten, im Mund durch langes Kauen zu polieren, was kaum richtig sein dürfte. In Oubatche wurde mir mitgeteilt, die Schneckenperlen würden in Tiaoué angefertigt, an der Küste zwischen Oubatche und Hienghène. LAMBERT, l. c., sagt, er habe die Herkunft der Perlen nicht herausgebracht. Es ist kein Zweifel, daß ihre Herstellung von Geheimnissen umgeben ist; sie soll früher nach PATOUILLET ¹⁰ ein Privileg von Zauberern gewesen sein. Von solchen erhielt er die Mitteilung, daß die Fundstelle der Mollusken an einer Flußmündung bei Koné gelegen sei; das Sammeln sei aber gefährlich, da die Schnecken unter Obhut von Geistern ständen, die das Opfer einer 11 bis 12jährigen Jungfrau verlangten. Diese müsse die ganze Nacht in der Strömung des Flusses stehen, nur mit einem Hüftrock aus Bananenblättern bekleidet und werde meist von den Geistern getötet.

¹ DE ROCHAS, 145, p. 187; ² SCHNEIDER, 158, p. 47–49; ³ RIVERS, 137, I, p. 166 ff.; ⁴ LEENHARDT, 104, p. 326; ⁵ LEGRAND, 108, p. 63; ⁶ GIGLIOLI, 65, p. 306; ⁷ GLAUMONT, 70, p. 103; ⁸ LAMBERT, 99, p. 168; ⁹ PATOUILLET, 132, p. 222; ¹⁰ PATOUILLET, 132, p. 219–221.

Geldschnüre aus Muschel- oder Schneckenmaterial fehlen Polynesien; sie gehören Melanesien und Mikronesien an (FOY¹).

Geldbehälter. Zur Aufbewahrung der im Handel gebräuchlichen Geldschnüre dient eine Art von Portemonnaie. Das eine Stück meiner Sammlung, Taf. 51, Fig. 6, ist ein rechteckiges Stück (17½ auf 11 cm), groben, rotbraunen Baumbaststoffs, innen gefüttert mit Palmblattscheide und an den Rändern eingefast mit roten Stoffbändern; eine Schnur aus europäischem Tuch dient zum Zubinden. Ein zweites Exemplar ist kleiner, 13½ auf 9 cm messend, außen mit europäischem Stoff belegt, innen mit Palmblattscheide und an den Rändern mit gelber Wollschnur eingefast. PATOUILLET² spricht von einem Portemonnaie aus Baumbaststoff, verschlossen mittelst einer Schnur aus Pteropus-Wolle und einer Nadel aus Menschenknochen. Nach LEENHARDT³ sind die älteren Geldtäschchen aus Kokosfasern gefertigt und mit einer Schnur aus Flederhundwolle geschlossen worden, endend mit einer Nadel aus Menschen- oder Tierknochen; die modernen bestanden aus europäischem Stoff mit Wollschnur. GLAUMONT⁴ spricht von Börsen aus eingeborenem Stoff oder einem Etui aus Pandanus-Stroh.

Münzköpfe (Têtes de monnaie). LEENHARDT⁵ ist wohl der erste gewesen, der auf das spezifisch caledonische Gebilde des Münzkopfes aufmerksam gemacht und einen solchen abgebildet hat aus dem Houailou-Tal; auch alle von mir gesammelten Stücke stammen aus dieser Talschaft. Das auf Taf. 51, Fig. 7, abgebildete Exemplar besteht aus einem 16 cm langen, in der Mitte 3½ cm breiten und nach beiden Enden zu sich verjüngenden Holzstück, dicht umspinnen von einem Geflecht aus dicken, hell- und dunkelbraunrot gefärbten Flederhundwollschnüren, welche nur ein schwarz gefärbtes Gesicht unbedeckt lassen. Dessen scharf vorspringende Nase trägt seitlich röhrenförmige Narinen; die Augen sind kurze Stielaugen unter einem vorragenden Schirm; der breite, offene Mund ist ringsum besetzt mit Zähnen des Flederhunds, festgeklebt mittelst einer schwarzen Harzmasse; das Kinn springt spitz vor. Eine Schnurschleife am unteren Ende des Gebildes dient zur Befestigung der Geldschnur.

Ähnlich, aber kleiner ist ein zweites Stück, Fig. 8, dessen Holzteil nur etwas über 9 cm lang und 2 cm breit ist. Auch dieses ist mit Flederhundwollschnüren überzogen, mit Ausnahme des Gesichts und auf der Rückseite eines dem Kopf entsprechenden, viereckigen Ausschnitts, der von einem aus feinen, gelben Streifen gebildeten Flechtwerk eingenommen wird. Obschon das Stück aus derselben Gegend wie das vorige stammt, ist das viel sorgfältiger gearbeitete Gesicht ganz anders stilisiert. Die Augen sind keine Stielaugen und von einem den Oberaugenschirm markierenden Doppelbogen überragt; die Nase hat nach abwärts schauende Narinen, der Mund ist geschlossen, und am Kinn ist durch Kerben ein Bart angedeutet.

Das von LEENHARDT abgebildete Stück weicht von den eben beschriebenen beträchtlich ab. Der Kopf zeigt ein nur roh angedeutetes Gesicht; eine Umwicklung mit Schnurgeflecht fehlt.

Hier reiht sich ein sehr sonderbares Stück an, das ich im Museum von Nouméa photographiert habe, Fig. 9. Es ist eine kleine, menschliche Puppe von 15 cm Länge, deren Körper, Arme und Beine aus Flederhundwollschnüren und gelben Rotangstreifen geflochten sind; das Gesicht ist aus Holz gearbeitet und trägt einen hohen Aufsatz von Menschenhaaren, an dessen Basis vorne eine weiße Schnecke befestigt ist, wie sie etwa als Stirnschmuck getragen wurde. Finger- und Zehennägel, sowie die Eichel, sind durch Stückchen weißer Meerschnecken markiert. Nach Angabe soll dieser Münzkopf wahrscheinlich aus dem Houailou-Tal stammen.

Die übrigen vier Münzköpfe der Basler Sammlung, Fig. 3—5, zeigen weder menschliche Gestalt, noch ein menschliches Gesicht; vielleicht sind sie als abgeleitete Formen zu betrachten. Sie

¹ FOY, 57, p. 134—135; ² PATOUILLET, 132, p. 219; ³ LEENHARDT, 104, p. 327; ⁴ GLAUMONT, 70, p. 103; ⁵ LEENHARDT, 103, p. 74.

bestehen aus einem flachen Holzkegel mit abgerundetem Basalteil, 11 bis 18 cm lang, umspinnen mit roten Flederhundwollschnüren, über welche ein feines Maschenwerk von gelben Streifen gelegt ist; überdies tragen alle, außer einem, als Schmuck in zwei Reihen angebrachte, weiße Conus-Scheibchen. Die Flechtwerk- und Perlen-Verzierung beschränkt sich auf den langen, kegelförmigen Teil des Münzkopfs; nach unten zu wird dieser durch einen Wulst aus Schnurgeflecht abgegrenzt gegen den halbovalen Basalteil, der zwar ebenfalls mit roter Flederhundwolle überzogen ist, aber einen Schmuck ganz anderer Art zeigt, nämlich aus Perlmutter geschnittene Stäbchen von $1\frac{1}{2}$ bis 3 cm Länge. Oben haben diese Stäbchen einen rundlichen, von feiner Öffnung durchsetzten Kopf; seitlich sind sie mit zahlreichen Zacken versehen, und unten laufen sie meist in eine Gabel aus. Es kommen auch Formen vor mit nur zwei starken, seitlichen Zackenpaaren oder auch rechteckige Plättchen, oben mit durchlochtem Fortsatz, seitlich gezähnt und unten quer abgestutzt.

LUQUET¹ hat auf Grund der Abbildungen von solchen Stäbchen in meinem Reisebuch darauf aufmerksam gemacht, daß ganz ähnliche Figuren auf den Petroglyphen vorkommen, wo sie nach ihm Menschen mit vermehrter Extremitätenzahl darstellen; die häufig vorhandenen Gabelenden würden dann die Beine repräsentieren. Auch die aus LUQUETS „Ligne frontale“ (Nase plus Oberaugenbogen) abgeleiteten Formen mit zwei oder mehr Seitenzacken (s. seine Fig. 231 auf S. 133) gleichen stark unseren Stäbchen.

Die Perlmutterstäbchen erinnern etwas an aus Knochenplättchen geschnittene Ornamente, wie ein solches von ETHERIDGE² an einem caledonischen Wurfstrick aus COOKS Sammlung sich befindet. Ein caledonisches Gehänge aus einem Perlmutterstäbchen mit seitlichen Einschnitten ist bei EDGE-PARTINGTON³ abgebildet, ebendort den caledonischen nicht unähnliche, gezackte Perlmutterplättchen von den Inseln der Torres-Straße. Verwandt erscheinen auch von SPEISER⁴ abgebildete, etwa 6 cm lange, fischförmige Perlmutterplättchen von Fate, vielleicht von Futuna stammend, nach ihm möglicherweise ein polynesischer Einschlag, was ich für die caledonischen nicht annehmen möchte. Während alle die bisher beschriebenen Münzköpfe aus dem Houailou-Tal stammen, hat Dr. A. U. DÄNIKER einen solchen aus der Gegend von Koné (Pandji) dem Züricher Museum gebracht. Es ist ein flaches, fischförmiges Gebilde, 12 cm lang, mit größter Breite von 27 mm und 8 mm dick, ganz überzogen mit Flederhundwollschnur und mit Längsreihen gelber Faserstickerei. Daran hängen einige Perlmutterstäbchen und eine feine, weiße, 41 cm lange Geldschnur.

Ein von allen bisher besprochenen völlig abweichenden Münzkopf — wenigstens halte ich das Gerät für einen solchen — befindet sich in zwei Exemplaren ohne nähere Bezeichnung im Nouméa-Museum, Fig. 10. Er besteht aus zwei Fregattvogelknochen von 35 cm Länge, oben mit einem langen Fortsatz aus Flederhundwollschnur und Flechtwerk, unten mit Schnurschlinge, vermutlich zum Anhängen einer Geldschnur. Das ganze Gebilde ist 60 cm lang. Ein ganz ähnliches Stück, 28 cm lang, Fig. 11, findet sich in Rom in GIGLIOLIS Sammlung, von der Südostküste Caledoniens stammend. Der Chef der Poyes bezeichnete nach einer Mitteilung des Herrn BOUGE ein solches Exemplar als Geld, womit er wohl den Münzkopf meinte. Ein entsprechendes Exemplar wurde mir von einem Eingeborenen in Kanala gezeigt, angeblich von der Ile des Pins her stammend und von ihm als Kamm ausgegeben. Auch GIGLIOLIS Stück ist als Haarornament bezeichnet. Als Kamm eignet sich das Gerät aber in keiner Weise, wenn auch auf den Loyalty-Inseln (s. den Abschnitt über Tracht und Schmuck) lange Meervogelknochen mit Quasten als Haarschmuck vorkommen. Ein den beschriebenen ähnliches Exemplar findet sich bei EDGE-PARTINGTON⁵

¹ LUQUET, 115, p. 118; ² ETHERIDGE, 46, Taf. 17 u. p. 277; ³ EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 68, I, Taf. 335;

⁴ SPEISER, 165, Taf. 39 u. p. 183; ⁵ EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 66.

abgebildet; es besteht aus zwei Vogelknochen, oben und unten durch Geflecht aus Flederhundwolle verbunden und mit einer Schleife zum Anhängen; Länge 17 Zoll.

Drei meiner Münzköpfe sind mit Anhängseln von 20 bis 30 cm Länge versehen. An diesen Schnüren sind sehr verschiedene Dinge befestigt. Zwei davon, Fig. 4 und 5, sind zusammengesetzt aus Reihen dicht nebeneinander liegender, an der Spitze durchbohrter, kleiner Marginella-Schalen und dazwischen aus Strecken mit weißen Geldperlen. In Abständen sind größere Schneckenschalen eingefügt, dem Subgenus *Epidromus* der Gattung *Triton* angehörig, mittelst einer Durchbohrung in der Nähe des Mundrandes, an der einen Schnur 4 gleich große Stücke, an der anderen 5 größere und 3 kleinere.

Beim Exemplar der Fig. 3 findet sich die oben beschriebene, 7 cm lange, außerordentlich feine, graue Geldschnur angefügt an das untere Ende einer 22 cm langen Schnur, welche selber keine Geldperlen enthält, sondern streckenweise zusammengesetzt ist aus gelben, feinen Zylinderchen aus *Equisetum*-Stengeln, aus durchbohrten *Marginella*-Schalen und aus Röhrchen, die mir aus Fischknorpelstücken zu bestehen scheinen und durch ringförmige Einschnitte in rosenkranzartig aufeinanderfolgende, aber zusammenhängende Perlenreihen umgestaltet sind. Von Strecke zu Strecke sind 6 größere Triton-Schnecken eingereiht.

Geldschiffchen. Zur Aufbewahrung der Münzköpfe und ihrer Anhängsel dienen aus Holz geschnittene Schiffchen. Das größte meiner Sammlung, Taf. 50, Fig. 1, ist 28 cm lang, aus hellgelbem Holz gearbeitet und an beiden Enden in eine Spitze auslaufend. Die Höhlung ist etwa 3 cm tief. Längs der Oberränder sind runde Löcher eingebrannt, durch welche rotbraune Schnüre aus Flederhundwolle gezogen sind; solche liegen auch auf den Oberkanten des Schiffchens, und sie umgeben, je drei nebeneinander und sich kreuzend, die ganze Wölbung des Schiffskörpers. Ein zweites Stück, Fig. 2, ist viel kleiner, nur 14½ cm lang, an einem Ende mit einem schwarz gefärbten Gesicht versehen und von einem Geflecht dicker Flederhundwollschnüre umspannen. Bei einem dritten Stück aus dunklem Holz, 24 cm lang und nur etwa 1½ cm tief, besteht das Geflecht außer aus Schnüren aus Flederhundwolle, auch aus solchen gelber Fasern. Auf das kleine Schiffchen der Fig. 3 mit dem Blutleck im Inneren soll an anderer Stelle eingegangen werden.

Die Münzköpfe und die daran befestigten Geldschnüre gehören nach LEENHARDT¹ zum Erbgut der caledonischen Familiengruppen. Der Geldkopf in seinem Schiffchen, eingewickelt in Rinde und Blätter bestimmter Bedeutung, die gegen Feuersgefahr schützen sollen, wird im heiligen Korb der Familie aufbewahrt. Dieser Korb steht unter der speziellen Obhut des Familienhauptes und ruht in dessen Schlafhütte, die durch eine Banderole aus Baststoff ausgezeichnet ist (LEENHARDT²). Nach demselben Autor³ wird der künstlerisch ausgeführte Münzkopf höher gewertet als das daran hängende Geld. Ich vermute, daß die menschlichen Darstellungen an den Münzköpfen Ahnenbilder bedeuten, und daß auch die nicht menschlich gestalteten Münzköpfe etwas mit dem Ahnenkult zu tun haben. Die großen Triton-Schnecken an den Gehängen, welche in ihrer Form den mächtigen Tritons-Hörnern der Dachaufsätze gleichen, repräsentieren nach LEENHARDT⁴ die verschiedenen Familien einer Gruppe. In Caledonien hat eben alles, auch das scheinbar unbedeutendste Detail, seine mystische Bedeutung. Ob, wie FOY⁵, der meine Sammlung gesehen hat, vermutet, die menschlichen Köpfe an den Münzköpfen Beziehungen haben zu den kleinen Masken und Figuren an Brustschmuck und an Taschen des Nordküstenbezirks des ehemals Deutsch-Neu-Guineas, zu dem figürlichen Rückenschmuck der Admiralitätsinseln und den Heitiki der Neu-Seeländer, wage ich nicht zu entscheiden. Die gemeinsame Wurzel aller dieser Erscheinungen dürfte im Ahnenkult zu suchen sein.

¹ LEENHARDT, 104, p. 326; ² LEENHARDT, 107, p. 46; ³ LEENHARDT, 103, p. 74; ⁴ LEENHARDT, 105, p. 231; ⁵ FOY, 57, p. 145.

Gebrauch der Geldschnüre. Der Handel in Neu-Caledonien zwischen den Eingeborenen war und ist zum Teil noch heute im wesentlichen ein Tauschhandel, wobei das Geld kaum eine Rolle spielt. Wohl kann man damit wertvolle Dinge, wie Pirogen, Armbänder und dergleichen erwerben, wobei das Geld auf einer Matte ausgebreitet wird, weiter das Schweigen eines Zeugen erkaufen oder die Geheimnisse eines Zauberers und magische Steine. Aber das caledonische Geld geht nach den vortrefflichen Ausführungen LEENHARDTS¹ weit über unseren engen Begriff eines Wertmessers hinaus. Viel wichtiger ist dessen symbolische und mystische Bedeutung, wie aus den folgenden Angaben des genannten Autors hervorgeht. Bei der Geburt eines Kindes erhält der mütterliche Onkel eine gewisse Länge Geld, bedeutend den Atem des Kindes, den ihm dieser einbläst; bei Todesfällen erhält derselbe Onkel eine Geldschnur als Symbol des zurückgegebenen Atems des Verstorbenen. Als Ausdruck des Beileids bringt man den väterlichen Verwandten Geschenke und Geld, das an den Münzkopf im heiligen Korb befestigt wird. Der Eid bei Verlobung von Kindern besteht im Tausch gleich langer Geldschnüre. Bei Eröffnung eines Pilu-Festes erhalten die eingeladenen, mütterlichen Gruppen Buketts mit Geldschnüren, und am Pilu-Ende überreicht jede Familie den mütterlichen Onkeln neben anderen Geschenken eine lange Geldschnur als Dank für ihre Gegenwart, die für sie eine Garantie ihrer Sicherheit bedeutet. Geld begleitet alle Kriegvereinbarungen, Allianz und Friedensschluß. Nach dem Krieg werden Geldschnüre ausgetauscht für die Gefallenen jeder Partei als Ausdruck des wiederhergestellten Gleichgewichts. Der Vollzug eines durch einen Chef befohlenen Mordes wird durch Übersendung der Schlinge, mit der der Betreffende erdrosselt wurde, begleitet von einer gleich langen Geldschnur, wie sie der mit dem Morde Beauftragte zugleich mit der Schlinge erhalten hatte, besiegelt. Flüchtlinge, die ein Chef beherbergen will, werden von ihm eingeladen durch Sendung einer Baststoffschleife, welche die Liane zum Tragen von Feldfrüchten repräsentiert, begleitet von einer Geldschnur. Der Flüchtling nimmt die Einladung an durch Übergabe einer gleich langen Geldschnur, womit seine Sicherheit gewährleistet ist. Gefangene, die adoptiert werden sollen, überreichen eine Geldschnur als Eidschwur für ihre Adoption. Eine gesandte Geldschnur garantiert einem in feindliche Gegend gerufenen seine Sicherheit. Mit Geldschnüren werden Beleidigungen ausgeglichen. Beleidiger offerieren Geld, auch Ehebrecher, wobei die Sache aber erst erledigt ist, wenn der Beleidigte ein Gegengeld gibt. Das Geld, dem Beleidigten gegeben, stellt nicht den Wert der Beleidigung dar, sondern ist ein Schritt zu einem Reparationskontrakt. Ebenso ist nach LEENHARDT das Geld, das im Tausch für eine Frau gegeben wird, nicht ein Kauf, sondern eine Besiegelung des Zessionskontraktes. Auf viele dieser Dinge wird in den betreffenden Abschnitten zurückzukommen sein.

Wie in Caledonien, ist nach RIVERS² in Melanesien überhaupt der Gebrauch des Geldes in seinen verschiedenen Formen in erster Linie ein zeremonieller, religiöser oder magischer, seine ökonomische Bedeutung eine sekundäre.

Geldschnüre werden in Caledonien nicht als Körperschmuck getragen. An vielen anderen Orten ist dies bekanntlich der Fall, so auf den Neuen-Hebriden (SPEISER³), den Salomonen (CODRINGTON⁴) und anderwärts.

Surrogate für Geld. (Nutzgeld, s. die Arbeit von THILENIUS, 206.) Obschon im Tauschhandel gewissermaßen alles zu einer Art von Wertmesser werden kann, gilt dies doch vor allem für solche Dinge, die in großer Zahl gleichartig hergestellt werden (SPEISER⁵). Hieher gehören in Caledonien die sogenannten Frauentapas, die zu einem Kegel aufgerollte, viele Meter lange Faserschürze der Frauen, gehören Steinbeilklingen, Armbänder aus Conus, Flederhundwollschnüre,

¹ LEENHARDT, 104, p. 327 ff.; ² RIVERS, 138, p. 295; ³ SPEISER, 165, p. 272; ⁴ CODRINGTON, 34, p. 325; ⁵ SPEISER, 164b, p. 45.

Matten und anderes mehr. Nach GARNIER¹ dienen bestimmte Längen von Flederhundwollschnur als Geld; ebenso tun es weiße Porzellanschnecken, die nach PATOUILLET² 5 bis 10 Fr. gelten, je kleiner, um so teurer. Ferner können in neuerer Zeit Tabakstangen als eine Art Kleingeld betrachtet werden (BOURGAREL³). Ich habe viele kleine Dienstleistungen oder gebrachte Tiere und Ethnographica mit Tabakstangen bezahlt.

Steingeld, Federgeld, Mattengeld, Schweine als Geld, wie auf den Neuen-Hebriden und Nachbarinseln, sind in Neu-Caledonien nicht in Gebrauch.

Loyalty-Inseln. Geldschnüre von den genannten Inseln kenne ich keine, finde auch in der Literatur keine Spur davon. Auf Lifou galten, wie mir dort gesagt wurde, Kniebänder aus Pteropus-Wollschnur, besetzt mit einer oder zwei Ovula-Schalen, als Geld im Wert von etwa 25 Fr. (s. über diese bei Körperschmuck). Nach Frau HADFIELD⁴ dienten dicke Pteropus-Wollschnüre für Arme, Beine und Hüften, oft mit kleinen Kauris (Ovula) besetzt, als Münze des Landes. Die Schnüre sowohl, als die Schnecken hatten Geldwert. Sehr kleine Schalen „Wasisis“ galten auf Lifou nach ihrer Angabe noch unlängst etwa 2 £ das Paar.

CODRINGTON⁵ berichtet im Anschluß an die Federschnüre der Banks-Inseln, hergestellt aus gefärbten Federn aus der Augenumrahmung von Hühnern, die dort als Schmuck sowohl, als auch als Geld dienen, von den Loyalty-Inseln das Folgende: „Eine Flechte (braid) diesem nicht unähnlich, war früher in Gebrauch auf den Loyalty-Inseln als ein Tauschmittel, indem der rote Pelz unter den Ohren des fliegenden Hundes in derselben Weise verwendet wurde wie die Federn.“ Diese Angabe findet sich wiederholt bei RAY⁶ und ebenso bei FOY⁷, welch' letzterer von aufgereihten Fellstückchen des Pteropus spricht. Die Federschnüre der Banks-Inseln bestehen aber nicht aus Hautstückchen, sondern aus Federn, deren Kiele zwischen zwei spiralig gedrehte Schnüre festgeklemmt werden (SPEISER⁸), ganz ähnlich wie die Pteropus-Haare bei der Schnurfabrikation zwischen solchen befestigt sind. Ich glaube daher, daß die CODRINGTON'sche Beschreibung sich auf nichts anderes als auf die gewöhnliche Schnur aus Flederhundwolle bezieht.

Waffen.

Es fehlen sonderbarerweise in unserem Gebiet die Schutzwaffen, Schilde und Panzer, auch der als Schutz dienende, steife Rindengürtel, obschon ihr Nutzen gegen Wurflanzens und Schleudersteine nicht gering anzuschlagen wäre. Die Notiz bei RAY⁹, auf den Loyalty-Inseln würden Schilde gebraucht, ist sicher irrtümlich. Die Frage, ob ein Verlust vorliegt, oder ob diese Kulturgüter nie nach Neu-Caledonien und den Loyalty-Inseln gelangt seien, ist eine offene. Beim Schilde würde ich geneigt sein, das erstere anzunehmen, angesichts der großen Rolle, die dieses Gerät in Australien spielt. Ohne Schild und Panzer sind auch die nahen Neuen-Hebriden. Ob der Schild dort, wie GRÄBNER¹⁰ es vermutet, unter polynesischem Einfluß verschwunden ist, wird heute nicht mehr entschieden werden können.

Keulen. Die Keule ist neben Lanze und Schleuder die Hauptwaffe der Caledonier und Loyalty-Insulaner. Sie kommt in sehr verschiedenen Formen vor, von denen jede ihren eigenen Namen hat. Es ist vornehmlich eine Schlagwaffe, aber einzelne stark gekrümmte Keulen dürften auch als Wurfgeschosse, wie Bumerangs, gebraucht worden sein. Berichte hierüber fehlen. Im Gegensatz zu den Steinbeilen, werden Keulen immer noch hergestellt, obschon sie heute selten noch als Waffen gebraucht werden, sondern mehr nur bei Festen dienen. Bei der Besteigung des

¹ GARNIER, 62, p. 194; ² PATOUILLET, 132, p. 229; ³ BOURGAREL, 24, p. 403; ⁴ HADFIELD, 82, p. 36; ⁵ CODRINGTON, 34, p. 324—325; ⁶ RAY, 135, p. 271; ⁷ FOY, 57, p. 140; ⁸ SPEISER, 165, p. 269; ⁹ RAY, 135, p. 263; ¹⁰ GRÄBNER, 76, p. 743.

Mt. Panié schnitzten unsere Träger in ihrer Mußezeit Keulen, und zwar teilweise recht gut nach den alt-üblichen Formen. Um sie zu glätten, verwandten sie Glasscherben, zur Politur trockene, kieselreiche Adlerfarnblätter.

In früheren Zeiten dienten statt Glasscherben Muscheln und Quarzsplitter. Nach LAMBERT¹ kamen zunächst rugose Muscheln zur Verwendung; dann wurde an einem Bach mit nassem Sand gerieben, zuletzt mit einem Kraut, jedenfalls einem an Kieselsäure reichen. Es wird wohl auch, wie bei den Steinklingen, zur Politur Bimsstein gebraucht worden sein. VINCENT² läßt die Politur durch monate-, ja jahrelanges Reiben auf den Schenkeln hervorbringen.

Die Keulen sind stets aus hartem Holze gearbeitet, meist aus sogenanntem Eisenholz von einer Casuarina-Art. Ein Charakteristikum der meisten, nicht aller caledonischen Keulen, ist der vom Schaft durch eine mehr oder weniger tiefe Ringfurche abgesetzte, zylindrische Handgriff, dessen Länge nicht unbeträchtlichen Schwankungen unterworfen ist. Ob ein ähnlicher Handgriff an neu-irländischen Stabkeulen (FOY³) auf verwandtschaftlichen Beziehungen oder auf zufälliger Ähnlichkeit beruht, lasse ich dahingestellt.

Die Griffe, wie auch das untere Schaftende, sind häufig mit Baststoff oder Tuch umhüllt, zierlich umwickelt mit sich kreuzenden Kokosschnüren. Auch Flederhundwollschnüre dienen oft als Schmuck; auch ist Umhüllung des Schaftes mit Farn- und Lycopodienzweigen üblich.

Keulen mit Steinknauf sind aus unserem Gebiete nicht bekannt und dürften immer gefehlt haben. Es erwähnt zwar GIGLIOLI⁴ aus den prähistorischen Funden GLAUMONTS einen ovoïden, in der Mitte durchbohrten Kiesel, den er für einen rohen Keulenkopf halten möchte. Ich habe das Stück in Rom gesehen. Es ist ein ovaler Rollstein, 11½ cm lang, 8 cm breit und etwa 3 cm dick, grob von beiden Seiten aus durchbohrt. Ich halte es für einen Zauberstein; sicher ist es kein Keulenkopf. Ganz unverständlich ist die Angabe von DURAND⁵, daß ausnahmsweise Keulen vorkämen „avec masse pointue en pierre“.

Die Notiz von SOULINGRAS⁶, nach welcher es zur Seltenheit in Caledonien kleine Wurfkeulen aus menschlichen Femora und Tibiae von Feinden mit abgebrochenem Unterende gegeben haben soll, steht ganz vereinzelt da und klingt unwahrscheinlich.

Primitive Keulenformen. Hierher gehören in gewissem Sinne die bei den Jagdgeräten beschriebenen und auf Taf. 9, Fig. 9 und 10, abgebildeten Baumäste von bestimmter Länge, die auf Flederhunde geworfen werden. Weiter gibt es eigentliche Keulen aus Ästen oder Wurzelstöcken hergestellt. Sie sind in Caledonien heute selten. Ein solches Stück aus der Gegend von Oubatche ist auf Taf. 52, Fig. 1, abgebildet. Es besteht aus schwerem, dunkelrotbraunem und wohl poliertem Holze und zeigt am verdickten Ende, offenbar dem Wurzelende, einige vortretende Zacken; Länge 1,03 cm. Einen abgesetzten Handgriff besitzt diese Keule nicht. Wurzelstockkeulen sind auch die beiden Exemplare der Sammlungen in Wien und München, Fig. 2 und 3, aber von einem fortgeschrittenen Typus, indem sie bereits abgesetzte, zylindrische Handgriffe von 9½ und 12½ cm Länge aufweisen. Der Kopf der ersteren, 69 cm langen Keule zeigt 6 abgehauene Sprosse. Ebenso sind am Kopf der anderen, sehr schweren, aus dunkelrotbraunem Holz bestehenden, 68 cm langen Keule zahlreiche abgehauene Sprosse erkennbar. Der Kopfumfang dieser letzteren Keule beträgt 39 cm, der größte Schaftumfang 22 cm. In diese Kategorie gehört auch die Keule der Fig. 4 aus dem Museum in Cambridge. Auch PATOUILLET⁷ erwähnt als ursprüngliche Keulenformen in Caledonien solche aus Ästen und Wurzelstöcken.

Primitive Keulen dieser Art kommen oder kamen auch den Loyalty-Inseln zu. ERSKINE⁸ sah auf Lifou starke, rohe Keulen aus natürlichen Wurzelstöcken; ebenso erwähnt JOUAN⁹ von

¹ LAMBERT, 99, p. 172; ² VINCENT, 172, p. 84; ³ FOY, 53, p. 256; ⁴ GIGLIOLI, 66, p. 78–79; ⁵ DURAND, 42, p. 514; ⁶ SOULINGRAS, 162, p. 3; ⁷ PATOUILLET, 132, p. 141; ⁸ ERSKINE, 45, p. 364; ⁹ JOUAN, 91, p. 371.

den Inseln Keulen aus entrindeten, knotigen Ästen. SPEISER¹ bildet eine Wurzelstockkeule aus Nord-Malo in den Hebriden ab und bezeichnet mit Recht² solche Keulen als Urform aus frühester Kulturstufe. Die Wurzelstockkeulen bilden den Übergang zu den eigentlichen Kopfkeulen der folgenden Kategorie, die teilweise wohl auch aus Wurzelstöcken gearbeitet sind, dies aber nicht mehr erkennen lassen.

Kopfkeulen. Unter diesem Namen kann man eine ganze Reihe von Formen vereinigen, welche alle durch Übergänge miteinander verbunden sind.

1. Gerade Keulen mit rundlichem, gelapptem, sternförmigem oder halbkugeligem, geripptem Kopf. Fünf caledonische Stücke dieser Art, Taf. 52, Fig. 5—9, schwanken in der Länge von 66 bis 72 cm; ihr Material ist rotbraunes oder schwarzes, schweres Holz, zum Teil außerordentlich fein und glänzend poliert. An zwei Keulen zeigt der Stiel einen durch eine Furche deutlich abgesetzten, zylindrischen Handgriff von 11 und 13½ cm Länge; bei den anderen läßt sich ein solcher nicht erkennen, da der untere Stielteil mit Stoff und sich kreuzenden Kokos-schnüren umwickelt ist.

Die Keule der Fig. 5 zeigt unterhalb der Kante, die den 8 cm dicken, halbkugeligen Kopf vom Schaft scheidet, als Dekoration Kreislinien feiner, kurzer, eingeritzter Striche, wie sie an manchen Stücken wiederkehren. Die Keule der Fig. 6 stammt von den Pamboa. Die Kante zwischen Kopf und Stiel trägt einige buckelförmige Vorsprünge, Durchmesser 7 cm. Die Keule der Fig. 7 ist eine Ouébia-Keule; ihr 11 cm dicker Kopf zeigt sechs derbe, nach abwärts schauende Lappen. Bei der Keule aus der Gegend von Oubatche, Fig. 8, ist der Kopf in fünf wagrecht stehende Lappen ausgeschnitten, eine sternförmige Figur bildend, Diameter 9½ cm. Oberhalb des Handgriffs ist eine Umwicklung aus Flederhundwollschnur und roter, europäischer Wolle angebracht. Der halbkugelige Kopf der Keule, Fig. 9, aus derselben Gegend, 9 cm im Durchmesser haltend, ist durch tief eingeschnittene Rippen gefurcht, so daß der Rand in zahlreiche feine Zacken aufgelöst erscheint. Einen ähnlich, wenn auch etwas gröber gerippten Kopf zeigt die Keule, Fig. 15, aus dem Cambridge-Museum. Aus demselben Museum stammen die beiden mit sternförmigen Köpfen versehenen Keulen der Fig. 10 und 11, von denen die erstere feine und spitze, die andere viel gröbere, an Frauenbrüste erinnernde Zacken trägt. Der letzteren ähnlich ist die 75 cm lange Keule der Wiener Sammlung, Fig. 12. Ihr Kopf zeigt fünf Zacken von 4½ bis 5½ cm Länge, unterseits flach; drei davon laufen in einen zitzenförmig verdünnten Spitzenteil aus. An Frauenbrüste erinnern auch die Lappen des Keulenkopfs, Fig. 14, aus dem Cambridge-Museum. Einen Keulenkopf aus nebeneinander gestellten Frauenbrüsten erwähnen VIEILLARD und DEPLANCHE³. Aus der Stuttgarter Sammlung bilde ich noch in Fig. 13 eine Keule ab, 57 cm lang, mit auffallend kurzem Griff und einem halbkugeligen, unterseits flachen, 12 cm im Durchmesser haltenden Kopf.

Ähnliche Kopfkeulen kehren auf den Loyalty-Inseln wieder. Drei solcher Keulen aus Maré variieren in der Länge von 67 bis 78 cm; eine von Ouvéa mißt nur 58½ cm. Das Material ist entweder hellbraunes oder dunkelrotbraunes, stets sehr schweres Holz, öfters mit schöner Politur. Alle haben einen abgesetzten, zylindrischen Handgriff von 7 bis 11 cm Länge. Bei der Keule aus Maré, Taf. 55, Fig. 1, geht der Schaft allmählich mit kaum merklicher Kante in den spitz eiförmigen, 6 cm dicken Kopf über; ähnlich bei der ebendaher stammenden, schweren und dicken Keule der Fig. 2, bei welcher eine abgerundete Kante den Schaft von dem 9 cm dicken, halbovalen Kopf scheidet. Ihr Handgriff ist von vier Löchern durchbohrt, offenbar zur Aufnahme von Schmuckschnüren, da Tragbänder nicht üblich sind. Die Kopfkante der sehr schweren Maré-Keule, Fig. 3, ist in vier breite Lappen aufgelöst, Durchmesser 10 cm. Etwas abweichend

¹ SPEISER, 165, Taf. 57, Fig. 7; ² SPEISER, 164b, p. 41; ³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 220—221.

ist die kurze Keule aus Ouvéa; Fig. 4, indem ihr mit scharfer Kante in den Schaft übergehender, 12 cm im Durchmesser haltender, kegelförmiger Kopf 9 an der Spitze sich vereinigende Längsrippen aufweist, ebene Flächen voneinander trennend. Am Stiel ist ein Wickel von Pteropus-Wollschnur angebracht.

Die kleine und dünne Keule von Maré, Fig. 5, wurde mir als Kinderkeule bezeichnet; ihre Länge beträgt nur 54 cm, die des durchbohrten Handgriffs 7 cm; ihr halbeiförmiger Kopf geht mit stumpfer Kante in den Schaft über. Kleine Kinderkeulen ähnlicher Form, die bis zum 13. Jahre getragen werden sollen, bildet SOULINGRAS¹ auch von Neu-Caledonien ab.

2. Keulen mit Eichel- oder Pilzkopf. Die Keule mit einem Kopf in der Form der menschlichen Eichel ist in Neu-Caledonien sehr beliebt und findet sich nach GLAUMONT² vom Norden bis zum Süden der Insel. Wenn der Unterrand mehr und mehr vortritt, geht die Eichel allmählich in ein champignonförmiges Gebilde über.

a) Gerade Keulen. Von den drei abgebildeten, caledonischen Stücken dieser Reihe, Taf. 53, Fig. 1—3, haben zwei einen abgesetzten Handgriff von 10 cm Länge, das dritte nicht. Die Gesamtlänge schwankt von 67 bis 73 cm. Die Keule der Fig. 1 stammt von den Pamboa; sie besteht aus grauem Holz; ihr Eichelkopf ist abgeflacht, 7 cm breit und $4\frac{1}{2}$ cm dick. Die Keule von Hienghène, Fig. 2, zeigt eine sehr lange Eichel mit scharfem Rand von 7 cm Diameter; am Schaft ist ein Büschel Farnblätter mit Gras festgebunden. Bei der Keule der Fig. 3, ohne genauen Fundort, geht infolge des breit vorspringenden Randes von 10 cm Durchmesser die Eichel- in die Pilzform über; seine Unterseite und der oberste Teil des Schafts zeigen als Dekoration Reihen feiner, eingeritzter, schräger, kurzer Striche, miteinander Dreieckfiguren bildend. Einen monströsen Pilzkopf von 16 bis 17 cm Durchmesser trägt die Keule der Fig. 4 aus dem Museum in Cambridge. Champignon-Keulen mit einem Durchmesser von mehr als 16 cm erwähnt auch PATOUILLET³). Bilder von Eichel- und Pilzkeulen finden sich bei LAMBERT⁴ und an anderen Orten.

b) Gebogene Keulen. Sehr viele Eichelkopfeulen haben einen mehr oder weniger stark gekrümmten Schaft. Die Biegung geht von sehr leichten Graden, die sich bloß im oberen Drittel des Schaftes bemerkbar macht, bis zu sehr stark gekrümmten Formen; es kann auch nur das oberste Ende mit der Eichel vom Schaft abgeknickt sein. Die stark gebogenen Formen werden vermutlich als Wurfkeulen zu betrachten sein, da sie zum Schlagen kaum geeignet sein dürften.

Die Länge von fünf Stücken der Basler Sammlung, Taf. 53, Fig. 5—9, schwankt von 45 bis 88 cm. Eine dieser Keulen ist ohne abgesetzten Handgriff; bei den anderen variiert dessen Länge zwischen 7 und 11 cm. Die drei Keulen der Fig. 5, 6 und 9 zeigen einen nur wenig gebogenen Schaft mit einer Krümmungshöhe von bloß 5 bis $5\frac{1}{2}$ cm. Die Keule der Fig. 6 stammt aus dem Negropo-Tal; ihr Schaft ist schwarz berußt, der Griff mit Flederhundwollschnur und mit Rotangbändchen umwickelt; der schwach vortretende Eichelrand hat bloß 5 cm Durchmesser; darunter folgen auf eine Strecke von $5\frac{1}{2}$ cm die bereits erwähnten Ritzornamente. Bei der fundortslosen Keule der Fig. 9 zeigt der Schaft in der Mitte eine Knickung; die schwach berandete Eichel hat einen Durchmesser von 7 cm; die Keule ist aus hellbraunem Holz hergestellt. Die dunkelrotbraune, prächtig polierte Keule der Fig. 5 stammt von den Pamboa; sie ist fast auf ihrer ganzen Länge umhüllt mit Gleicheniafarn-Blättern, festgehalten durch ein blaues Band und einen Wickel von Baststoff; ihre kleine Eichel hat bloß 5 cm Durchmesser. Die Umhüllung der Keulen mit Blättern, meist solchen von Farnen, geschieht nach VINCENT⁵, wenn man friedlich durch das Gebiet eines fremden Stammes zieht, wäre somit ein Friedenszeichen.

¹ SOULINGRAS, 162, Fig. 1, a und b; ² GLAUMONT, 70, p. 110; ³ PATOUILLET, 132, p. 141; ⁴ LAMBERT, 99, p. 157; ⁵ VINCENT, 172, p. 85.

Eine sehr starke Biegung (Krümmungshöhe 18 cm) zeigt die hellbraune Keule aus dem Negropo-Tal, Fig. 7. Ihr Griff ist mit Stoff und Kokosschnüren umwickelt; am Schaft ist ein Büschel von Lycopodien mit einem europäischen Lappen festgebunden. Die große Eichel hat einen stark vortretenden, scharfen Rand von $8\frac{1}{2}$ cm Durchmesser; darunter sind einige Dreiecksmarken eingeritzt. An der kurzen, nur 45 cm langen Keule aus Kanala, Fig. 8, ist nur der oberste Teil mit seiner langen Eichel vom Schaft abgebogen; der wenig vortretende Eichelrand hat einen Durchmesser von $5\frac{1}{2}$ cm. Der geschwollene Teil unterhalb desselben weist eingeritzte Dreieckslinien auf, die durch Einreiben mit Kalk hervorgehoben sind. Die aus hellgelbem, gut poliertem Holz hergestellte, 75 cm lange Eichelkeule des Wiener Museums, Fig. 10, zeigt das obere, 19 cm lange, die Eichel tragende Ende in etwas mehr als in rechtem Winkel vom übrigen Schaft abgelenkt. Zwei Rotanggeflechtringe mit Schleifen umgeben den Schaft; der Griff ist mit Stoff und Kokosschnüren umwickelt. Eine Keule mit rechtwinklig abgelenktem Eichelende hat LOPPÉ¹ abgebildet, eine mit bogenförmig abgelenktem, kurzem, die Eichel tragendem Ende EDGE-PARTINGTON², eine, bei der die Eichel unmittelbar schräg einem geraden Schaft aufgesetzt erscheint, LAMBERT³.

Loyalty-Inseln. a) Gerade Keulen mit Eichel oder Pilzkopf. Alle sechs Stücke dieser Art, die ich gesammelt habe, Taf. 55, Fig. 6—10, stammen von Maré; Länge 65 bis 85 cm; sie haben sämtlich einen abgesetzten, zylindrischen Handgriff von 8 bis $12\frac{1}{2}$ cm Länge. Die sehr lange Eichel der Keule, Fig. 6, hat einen nur wenig vortretenden Rand von 6 cm Durchmesser. An der sehr schön polierten Keule der Fig. 7 ist dagegen die Eichel mit einem viel stärker vorspringenden Rand von $8\frac{1}{2}$ cm Durchmesser versehen, an dessen Unterseite und am oberen Schaftende die von Caledonien her bekannten Strichmuster eingeritzt sind; der Handgriff ist mit Stoff und mit Rotangbändchen umwickelt. Bei der Keule der Fig. 8 tritt der $10\frac{1}{2}$ cm im Durchmesser haltende Rand bereits so stark vor, daß die Eichel in die Champignonform übergeht; sie zeigt an seiner Unterseite und am oberen Schaftende dieselbe Dekoration mit feinen Strichen, wie die vorige und die folgenden Keulen, mit Kalk weiß eingerieben; ihr Handgriff ist ebenfalls mit Stoff und mit aus Rotang geflochtenen Bändchen umhüllt. Eine Pilzkopfkeule ist auch die fein polierte der Fig. 9, deren Randdurchmesser $12\frac{1}{2}$ cm beträgt. Ihr Handgriff ist mit Stoff und darüber mit Bändern aus Rotangflechtwerk, sowie mit Flederhundwollschnüren umwickelt; daran sind eine durchlochte Cypraea-Schale und ein europäischer Perlmutterknopf befestigt; nahe dem oberen Schaftende ist ein dicker Wickel aus Stoff und Flederhundschnur angebracht. Einen sehr mächtigen Pilzkopf mit einem Randdurchmesser von $14\frac{1}{2}$ cm trägt die Keule der Fig. 10.

Eine gerade Eichelkeule von Lifou oder Ouvéa bildet Frau HADFIELD⁴ ab. Die Kerben am Rande von Pilzkeulen sollen nach ihr erlegte Feinde bedeuten, was wenig wahrscheinlich ist. Die an meinen Keulen vorhandenen Auskerbungen sind alle durch Schlagen entstanden.

b) Gebogene Formen. Wie in Caledonien, haben die gekrümmten Loyalty-Keulen stets einen Eichelknäuf, während die mit den breiten Pilzhüten alle gerade sind. Die Länge einer gekrümmten Keule von Maré, Taf. 55, Fig. 13 und zweier von Lifou, Fig. 11 und 12, schwankt von 66 bis 76 cm. Zwei davon haben einen Handgriff von 8 bis 9 cm Länge; eine von Lifou ist ohne solchen. Alle zeigen nur eine geringe Schaftkrümmung mit einer Krümmungshöhe von bloß 3 bis $4\frac{1}{2}$ cm. Der Durchmesser des Eichelrandes variiert von $4\frac{1}{2}$ bis $7\frac{1}{2}$ cm. Die Lifou-Keule der Fig. 12 ist am oberen Schaftende mit einem Wickel aus Pteropus-Wollschnur und einer weißen Ovula-Schale geschmückt; die beiden anderen haben als Dekoration an dieser Stelle Reihen kurzer Striche oder Punkte, eingerieben mit Kalk.

¹ LOPPÉ, 113, Taf. 5; ² EDGE-PARTINGTON, 43, I, Taf. 131, Fig. 7; ³ LAMBERT, 99, p. 157; ⁴ HADFIELD, 82, p. 172.

Gebogene Wurfkeulen mit einer mir unverständlichen Kopfform bildet SOULINGRAS¹ von Maré ab.

Die Kolben- oder Kopfkeulenform, zu der die beschriebenen caledonischen und Loyalty-Keulen gehören, gilt nach GRÄBNER² und³ und FOY⁴ als für die mutterrechtlich exogame Zweiklassenkultur charakteristisch. Sie ist aber zweifellos schon viel älter, da die natürliche Entwicklung der Wurzelstockkeule zu solchen Gebilden mit verdicktem Schlagende führen mußte. Kolbenkeulen finden sich schon reichlich in Australien, wie denn auch von KOPPERS⁵ die Keule als eine Urwaffe bezeichnet wird. Einige caledonische Keulen sind nach SPEISER⁶ mit solchen des neuhebridischen Nambas-Gebietes verwandt, aber nur insofern, als sie gleichfalls zylindrische Kopfkeulen sind. Auf Tanna kommt eine gerade, schwere Keule vor, deren Kopf an die Eichelkeulen erinnert. Das bei SPEISER⁷ abgebildete Stück zeigt als Kopf ein langelförmiges Gebilde, unten begrenzt von einem scharf vortretenden Rand. Da Tanna auch andere Beziehungen zu Neu-Caledonien besitzt, ist wohl möglich, daß hier eine wahre Verwandtschaft vorliegt.

Schildkrötenkopf- und Sichelkeulen. Die gewöhnlich von den Europäern Vogel- oder Kagu-kopfkeule genannte, für Neu-Caledonien so außerordentlich charakteristische Keulenform wird von den Eingeborenen nach einer Mitteilung von LEENHARDT Schildkrötenkopf genannt, was mir darüber Befragte bestätigt haben. Daraus dürfte hervorgehen, daß diejenige Kopfform, welche in ihrer Kürze und Gedrungenheit einigermaßen an einen Schildkrötenkopf erinnert, die ursprüngliche ist und daß die langgeschnäbelten Formen abgeleitete sind. Die eigentliche Urform dieser ganzen Keulengruppe scheint mir durch eine im Stuttgarter Museum aufbewahrte, caledonische Keule, Taf. 54, Fig. 7, repräsentiert zu sein. Diese 71 cm lange, aus gelbem Holz gearbeitete, mit einem abgesetzten Handgriff von 5 cm Länge versehene Keule besitzt einen nur 9 cm langen, rechtwinklig abgeknickten, schnabelartigen Spitzenteil, der aus Wurzelholz zu bestehen scheint. Diese Keulenform ist, abgesehen vom Handgriff, typisch australisch.

Zwei Keulen mit kurzem, dickem Kopf, beide aus dem Tiouaka-Tal stammend, sind in Fig. 11 und 12 auf Taf. 53 dargestellt; ihre Länge beträgt 75 und 70 cm. Bei der einen ist der Schaft leicht gebogen und besitzt einen zylindrischen Handgriff von 10½ cm Länge, über dem einige Flederhundwollschnüre angebracht sind. Bei der anderen mit geradem Schaft ist dessen unterer Teil 35 cm weit dicht umwickelt mit Pteropus-Wollschnur und darüber mit einigen europäischen Stoffbändern. Die Keulenköpfe sind aus Wurzelstöcken hergestellt. Sie zeigen einen scharfen, medianen Kamm und einen nach hinten und unten frei vorstehenden Nackenschirm, welche beiden Teile in einem ungefähr rechten Winkel zusammenstoßen. Unterhalb der bis zur Spitze verlaufenden, vorspringenden Schirmkante deuten zwei rundliche Anschwellungen die Augen an. Die Kopflänge beträgt bei den beiden Keulen 10 und 16 cm, die größte Dicke des Kopfes 6 und 7½ cm, die Kopfhöhe von der Stelle, wo der Kopf vorne in den Schaft übergeht bis zum höchsten Punkte des Kammes 8 cm bei beiden. Ein drittes Exemplar derselben Art, Fig. 13, stammt aus dem Cambridge-Museum, ebendaher die beiden abweichenden Stücke der Fig. 14 und 15. Bei diesen hat der Kopf eine mehr ovale Form; der Schirm bildet eine flache, gewölbte Kappe; Augenhöcker sind kaum angedeutet.

Es folgen nun Formen, bei denen die Schnabelspitze immer länger wird, wonach der Kopf in keiner Weise mehr mit dem einer Schildkröte Ähnlichkeit hat, sondern durchaus dem eines langgeschnäbelten Vogels gleicht. Bei der provenienzlosen Keule der Fig. 5 auf Taf. 54, von 70 cm Länge, aus braunem, schön poliertem Holze gearbeitet, mit Griff von 10 cm Länge, erreicht der Kopf mit seinem lang ausgezogenen, mit Mittelkante versehenen Schnabel bereits

¹ SOULINGRAS, 162, Fig. 1, ω ; ² GRÄBNER, 76, p. 742; ³ GRÄBNER, 74, p. 32; ⁴ FOY, 53, p. 249;

⁵ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 447; ⁶ SPEISER, 164b, p. 41 u. 52; ⁷ SPEISER, 165, Taf. 59, Fig. 5.

eine Länge von $26\frac{1}{2}$ cm, bei einer größten Dicke von 6 cm und Höhe von $7\frac{1}{2}$ cm; die Augen sind halbkugelige Beulen. Bei der 66 cm langen Keule aus dem Negropo-Tal, Fig. 4, und der daneben stehenden, 70 cm langen ohne genaue Herkunft, Fig. 3, beträgt die Kopflänge 32 und $32\frac{1}{2}$ cm, die Dicke 6 und 8 cm, die Höhe 10 und 13 cm. Der Handgriff der ersteren ist versteckt unter einer dicken Umhüllung mit schwarzen Gräsern; ein Pteropus-Wollwickel umgibt die Schaftmitte. Der Nackenschirm ist zum größten Teil mit dem Schaft verwachsen. Von der Ecke zwischen Schirm und Schnabelkante läuft eine Kante eine Strecke weit am runden Schaft abwärts, eine ebensolche vorne von der Schnabelbasis aus; an dieser letzteren markieren drei Kerben (auf dem Bilde nicht sichtbar) irgendwelche Ereignisse. Die Augen erscheinen spitzkonisch. An der sehr kräftigen Keule der Fig. 3 ist der 15 cm lange Handgriff nur durch eine eingeritzte Linie angedeutet; die Augen sind große Halbkugeln; am vorderen Schaftteil zieht eine Kante abwärts. Eine ganz extreme Form repräsentiert die 77 cm lange Keule aus Kanala, Fig. 1, bei welcher der Kopf eine Länge von 42 cm erreicht, bei einer größten Dicke von 4 cm und Höhe von 8 cm. Der dünne, zu langer und feiner Spitze ausgezogene Schnabel zeigt nur eine schwache Mittelkante; die Augen sind flache Halbkugeln; der Nackenschirm ist mit dem Schaft verschmolzen. Ich bilde in Fig. 6 noch ein sehr mächtiges Stück aus dem Museum von Cambridge ab wegen der abweichenden Stilisierung der Augen, die hier durch eine Längsrinne zwischen zwei Wülsten dargestellt sind. Die Keule der Fig. 2 ist eine Kinderkeule aus dem Negropo-Tal, 57 cm lang, mit 7 cm langem Griff. Der 12 cm lange Kopfteil ist schlecht gearbeitet. Die Angabe von SOULINGRAS¹, daß die Schnabellänge der Keulen in Caledonien von Nord nach Süd zunehme, da der als Modell dienende Vogel im Süden einen längeren Schnabel besitze, ist natürlich ein Märchen.

Die langschnäbelige Kopfkeule kann zu einer rein sichelartigen Form degenerieren, wie in Fig. 8 und 9 zwei Exemplare aus dem Cambridge-Museum dargestellt sind. Diese Sichelkeulen haben immer noch einen abgesetzten Handgriff (bei Fig. 9 ist das untere Ende abgeschnitten wegen Raummangels), aber alle Attribute des Kopfes, die Augen und der Nackenschirm, sind verschwunden; der letztere ist nur noch durch ein Höckerchen am Übergang des Sichelteils in den Schaft angedeutet. Es gibt aber auch Sichelkeulen, welche nicht so weit degeneriert sind, sondern noch Augen und Nackenschirm aufweisen; eine solche liegt im Berliner Museum. Eine Sichelkeule bildet COOK² als Feldhacke ab, und FORSTER³ sagt, daß er ein solches Gerät in Verwendung gesehen habe beim Umgraben und Reinigen eines Stückes Pflanzland; es diene aber auch als Waffe. Die erstere Verwendung ist wohl eine rein zufällige eines abgenützten Stückes gewesen.

Die caledonische Vogelkopfkeule findet in der Literatur vielfach Erwähnung und Abbildung, so schon von COOK, l. c. Sie kehrt in gleicher Weise auf den Loyalty-Inseln wieder. Auf Taf. 55, Fig. 15, ist ein solches von mir auf Lifou gesammeltes Exemplar von 62 cm Länge abgebildet. Der Schaft ist auf seiner ganzen Länge mit weißem Stoff, sowie mit roten und blauen europäischen Bändern umhüllt. Etwas abweichend von der caledonischen Form erscheint die gebogene, obere Kammlinie; die Augen sind nur flache Buckel, die Schnabelkante schwach, Kopflänge 28 cm, Dicke 5 cm, Höhe 8 cm. Eine hieher gehörige Keule mit sehr hohem und ziemlich kurzem Kopf und großen Kugelaugen bildet HADFIELD⁴ als von Lifou oder Ouvéa stammend ab.

Diese spitzschnäbeligen Keulen müssen eine furchtbare Waffe sein. GLAUMONT⁵ sagt, man spalte damit den Schädel, wie mit einer Axt. PATOUILLET⁶ hat 1867 einen Toten gesehen, der mit einer solchen Keule einen so heftigen Schlag auf die linke Schläfe erhalten hatte, daß die

¹ SOULINGRAS, 162, p. 4; ² COOK, 38, Taf. 54; ³ FORSTER, 51, p. 243 u. Taf. 12; ⁴ HADFIELD, 82, p. 172; ⁵ GLAUMONT, 70, p. 110; ⁶ PATOUILLET, 132, p. 142.

Spitze, alles zerschmetternd, unter dem rechten Jochbogen zum Vorschein kam, und HADFIELD¹ erzählt, daß einer damit einen Körper vom Rücken bis vorne durchschlagen habe.

Die Keule mit kurzem Schildkrötenkopf und die noch primitivere mit einfacher, kurzer Spitze, wie auf Taf. 54, Fig. 7, eine abgebildet ist, sind vermutlich aus Wurfkeulen hervorgegangen. Ähnliche Formen finden sich in Australien. Durch Verlängerung der Spitze entstand dann eine flache Sichelkeule, wie sie in der altaustralischen Kultur gleichfalls Vorbilder besitzt. So faßt auch GRÄBNER² die Sichelkeulen, deren Vorkommen er für Neu-Caledonien, Südost-Neu-Britannien, Südost-Salomonen und Niue angibt, als der letztgenannten Kultur angehörig auf. Das Verbreitungsareal der flachen Sichelkeulen umfaßt nach FOY³ in der Südsee fast nur Gebiete, die auch sonst als typische Reservationen älterer Kulturgüter gelten können. Den Neuen-Hebriden fehlt diese caledonische Keulenform. Schon ANDERSON⁴, basierend auf LANE FOX, hat von der möglichen Entwicklung der caledonischen Vogelkopfkeule von der australischen „Malga“ gesprochen, die ihrerseits aus dem Bumerang hervorgegangen sei.

Aberrante Keulenformen. Als eine solche ist die caledonische Keule der Fig. 10 auf Taf. 54 aus Kanala zu bezeichnen, 58 cm lang, mit vierkantigem Schlagteil, dessen Seitenflächen $3\frac{1}{2}$ bis 4 cm in der Breite messen. Der vierkantige Teil geht nach unten in einen runden Stiel über mit einem 8 cm langen, abgesetzten Handgriff. Das Material ist hellbraunes Holz; Spuren roter Bemalung sind erkennbar. Eine zweite Keule derselben Art wurde ebenfalls in Kanala erworben. Keulen mit vierkantigem Schlagteil kommen auch in Australien vor.

Eine sehr sonderbare Keulenform ist die auf Taf. 54, Fig. 11, abgebildete, im Wiener Museum befindliche. Ihr Kopf ist in zwei lange Spitzen ausgezogen, zusammen 45 cm messend. Die Oberseite dieses Doppelkopfs ist gebogen, die untere flach, durch eine deutliche Kante voneinander getrennt. Die Keule besteht aus rötlichgelbem Holz, ist 62 cm lang, ihr Handgriff 13 cm. Der Schaft ist umwickelt mit Kokosschnüren und einem Geflechtband aus Rotang und Flederhundwolle. Zwei Ringe aus denselben Materialien umgeben den Einschnitt des Handgriffs. Ein ganz ähnliches Stück mit doppelspitzigem Kopfteil ist bei EDGE-PARTINGTON⁵ abgebildet, wonach somit das Wiener Exemplar nicht allein steht. Möglicherweise ist diese Form aus einer spielerischen Verdoppelung des einseitigen Schnabels der oben beschriebenen Keulen hervorgegangen. Im Dresdener Museum liegt eine caledonische Keule von einer ganz ungewöhnlichen Form, Fig. 12. Sie zeigt einen flachen, runden Kopf, durch tiefe Einschnitte vom leicht gebogenen Schaft getrennt. Länge 52 cm. Der Handgriff ist mit blauem Stoff und Kokosschnüren umwickelt.

Eine Keule, die ich in Lifou erhielt, Taf. 55, Fig. 14, dunkelrotbraun und wohl poliert, entspricht so genau gewissen Hebridenkeulen, daß sie als von dort importiert angesehen werden muß. Sie endet unten mit einem Knauf; ihr Kopf ist von umgekehrt konischer Form, oben mit flacher Scheibe, unten mit vier vorspringenden Buckeln versehen, Länge 74 cm.

VINCENT⁶ berichtet im Jahre 1895, daß sehr viele an Reisende in Nouméa verkaufte Keulen Fälschungen von Sträflingen seien.

Lanzen und Schleuderstrick. Die caledonischen Lanzen sind teils Kriegs-, teils Festgeräte. Sie sind ausnahmslos aus einem einzigen Stück Hartholz gearbeitet. Zusammengesetzte Lanzen aus einem Bambusschaft mit eingesetzter Holzspitze kommen nicht vor, im Gegensatz zu den Pfeilen, die alle aus zwei Stücken bestehen. Eine von EDGE-PARTINGTON⁷ abgebildete und als caledonisch bezeichnete Lanze mit Bambusschaft und Holzspitze ist durchaus atypisch und stammt vermutlich von den Neuen-Hebriden, wo solche Formen reichlich zu Hause sind.

¹ HADFIELD, 82, p. 173; ² GRÄBNER, 76, p. 733; ³ FOY, 53, p. 254; ⁴ ANDERSON, 1, p. 275; ⁵ EDGE-PARTINGTON, 43, I, Taf. 131, Fig. 4; ⁶ VINCENT, 172, p. 84; ⁷ EDGE-PARTINGTON, 43, I, Taf. 127, Fig. 7.

Die caledonischen Lanzen werden aus verschiedenen Hölzern hergestellt, die leichten aus jungen, entrindeten Trieben. Unsere Träger sammelten am Mt. Humboldt ganze Bündel solcher Ruten, um daraus Lanzen zu verfertigen. VIEILLARD und DEPLANCHE¹ erwähnen schwere Lanzen aus Eisenholz (Casuarina nach PATOUILLET²), deren brüchige Spitze gerne in der Wunde zurückbleibe, ferner solche aus Mangrovenholz. Zugespitzt wird die Lanze mit Quarz, geglättet mit Hobelschnecken; Quarzsplittern und Muschelschalen, endlich poliert, wie die Keulen, mit Muscheln, nassem Sand und kieselhaltigen Blättern.

Die meisten Lanzen werden geschwärzt, teils einfach im Hüttenrauch, wodurch sie aber eine raue Oberfläche erhalten oder im Rauch verbrannten Kaori-Harzes (PATOUILLET, l. c.), teils durch Reiben mit Niaulirinde, die mit nasser Kokosnußkohle oder verkohlten Bancoulier-(Aleurites)Nüssen bestreut ist. Manche Lanzen werden nur an bestimmten Teilen geschwärzt; einige bleiben ganz ungeschwärzt und zeigen dann eine rötliche oder bräunliche Farbe.

Im allgemeinen ist die Lanze eine weit weniger gefährliche Waffe als Keule oder Schleuder, zumal die Eingeborenen sie sehr geschickt zu vermeiden wissen. Fleischwunden heilen leicht, da kein Gift zur Verwendung kommt. Geworfen wird die Lanze teils aus freier Hand, indem man sie zwischen Daumen und den zwei nächsten Fingern in der Mitte oder etwas näher der Spitze anfaßt, teils mittelst des unten zu beschreibenden Schleuderstricks, der ihre Durchschlagskraft erhöht. Die Wurfweite beträgt nach VIEILLARD und DEPLANCHE³ selten mehr als 60 m, was wohl die äußerste Grenze von Treffmöglichkeit sein dürfte; BOURGAREL⁴ gibt etwa 50 m an. Nach PATOUILLET⁵ kann zwar eine Lanze auf 50 m noch ein Ziel erreichen, aber die gute Treffweite geschickter Krieger betrage bloß 25 bis 30 m. So sagt auch OPIGEZ⁶, sie träfen auf 25 bis 30 m Distanz einen Baum von 20 cm Dicke. Nach SCHREINER⁷ ist präzises Treffen kaum auf mehr als 40 m möglich. BOURGAREL, l. c., berichtet, daß manchmal die Lanze 1 bis 2 Zoll weit hinter der Spitze halb durchschnitten werde, damit sie in der Wunde abbreche. Bei PATOUILLET, l. c., finde ich die Notiz, daß es Wurflanzen gebe mit einem Loch in der Nähe der Spitze, in welches brennende Niaulirinde gesteckt werde, um Hütten in Brand zu setzen. Im Nahkampf kann selbstverständlich die Wurflanze auch als Stoßspeer verwendet werden, was namentlich für die langen und schweren Formen gilt.

a) Leichte, einspitzige, glatte Wurflanzen. Auf Taf. 56, Fig. 1, ist eine solche aus Oubatche, a, eine aus Hienghène, b, und eine dritte unbekannter Provenienz, c, abgebildet. Es sind dünne, runde Ruten, 1,90 m bis 2,20 m lang, nach dem vorderen Ende hin zu einer feinen Spitze, nach dem hinteren zu einem dünnen Stabe sich verjüngend. Die größte Dicke, 11 bis 15 mm, selten mehr, liegt etwa 60 cm von der Spitze entfernt. Die meisten sind in ihrer ganzen Länge schwarz gefärbt. Zuweilen ist eine 30 bis 50 cm lange Strecke ungefärbt. In dieser Zone liegt dann zuweilen ein etwa 6 cm langes, schwarzes Band mit eingeritzten Ringfurchen, welche Bändchen aus Wellen- oder Zickzacklinien oder auch einfachen, schrägen Strichen zwischen sich fassen. Diese Dekorationsweise kommt auch an vielen der folgenden Lanzenformen vor. In Fig. 10, Taf. 56, ist eine solche Ornamentierung in natürlicher Größe dargestellt. Nach GRÄBNER⁸ soll die Ornamentierungsart, bei welcher Bänder von Dreiecken und ähnlichem durch Querleisten voneinander getrennt werden, charakteristisch sein für seine Totemkultur. Er erwähnt das Vorkommen typischer Formen von Victoria, dem Nordterritorium Australiens, vom Papuagolf, den Admiralitätsinseln, San Christoval, Palau, Sta. Cruz und Neu-Caledonien.

Die beschriebenen, leichten Lanzen werden bündelweise mitgeführt.

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 222; ² PATOUILLET, 132, p. 149; ³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 222; ⁴ BOURGAREL, 22, p. 284; ⁵ PATOUILLET, 132, p. 151–152; ⁶ OPIGEZ, 131, p. 430; ⁷ SCHREINER, 159, p. 21; ⁸ GRÄBNER, 76, p. 738.

b) Leichte, glatte Wurflanzten mit skulptierten Gesichtern. Diese Lanzen unterscheiden sich von den vorigen nur dadurch, daß sie an ihrem Schaft ein oder auch zwei vortretende Gesichtsskulpturen aufweisen; sie sind stets schwarz gefärbt. Die Länge der von mir gesammelten Stücke schwankt von 1,95 m bis 2,75 m. Bei drei Exemplaren aus Oubatche und Hienghène, Taf. 56, Fig. 4, a—d, ist in der Entfernung von 60 bis 95 cm von der Spitze dem Schaft seitlich ein Gesicht von 34 bis 57 mm Länge angeschnitten, das in ziemlich sorgfältiger Ausführung Bart, Mund, Nase, Auge, Oberaugenschirm und Haarschopf erkennen läßt. Die große Nase zeigt an einem Stück Durchbohrung. Einen janusartigen Doppelkopf von 4 cm Länge zeigt eine Lanze aus Hienghène, Fig. 4, d. Des Janus bifrons an Lanzen gedenkt auch LUQUET¹. Das Berliner Museum besitzt eine glatte Lanze mit vier Gesichtern in Wirtelstellung, Taf. 57, Fig. 6. Die Gesichter schauen stets nach der Spitze der Lanze hin; zuweilen sind sie von Ornamentbändern begleitet. Zwei dieser Köpfe sind auf Taf. 56, Fig. 5, etwas größer als in Fig. 4 dargestellt und einer in Fig. 6 in natürlicher Größe gezeichnet, an welcher letzterem Stücke man auch die den Kopf begleitenden Ornamentbänder erkennen kann.

Schon COOK² hat eine Lanze mit menschlichem Gesicht abgebildet. Erwähnt werden ferner Lanzen mit Gesichtsmasken von FORSTER³, OPIGEZ⁴, GLAUMONT⁵, PATOUILLET⁶, LAMBERT⁷, DURAND⁸ und anderen.

Menschliche Gesichter, aber von anderer Stilisierung als in Neu-Caledonien, finden sich an vielen melanesischen Speeren angebracht, beispielsweise auf den Neuen-Hebriden; sie dürften überall mit dem Ahnenkult in Beziehung stehen.

c) Glatte Lanzen mit skulptiertem Basalteil. Diese entsprechen in ihrer Form den bereits beschriebenen, sind aber durchschnittlich länger und schwerer und zeigen, statt einfach verdünnt auszulaufen, ein skulptiertes, sehr verschieden gestaltetes Unterende. Fig. 2 auf Taf. 56, a—f gibt die Spitzenteile, Fig. 3, die entsprechenden Basalenden von sechs solcher Lanzen wieder. Die Länge dieser Lanzen schwankt von 2,20 m bis 2,80 m, die größte Dicke von 13,5 m bis 22 mm. Der Spitzenteil ist gelegentlich durch eine seichte Ringfurche vom Schaft abgetrennt, Fig. 2, d. In Fig. 3, a, ist das nur 28 mm lange Basalstück, wie es zwei Lanzen aus Oubatche zeigen, abgebildet; es besteht aus einer von je zwei Ringwülsten eingerahmten, kleinen Kugel; an zwei Lanzen aus Hienghène, b, ist statt einer Kugel ein eiförmiges Gebilde von Ringwülsten eingeschlossen. An zwei Lanzen aus Oubatche und Kanala, c, ist das Unterende zu einem 18 bis 20 mm dicken Knoten angeschwollen, umgeben von lappenartigen Gebilden. An einer Lanze von Koindé, d, hat das 6 cm lange Basalende eine an einen Fisch erinnernde Gestalt, bestehend aus einer flachen, runden Platte mit schwanzartigem Anhang; beide Teile sind mit Wellen- und Zickzackbändern dekoriert. Zwei Lanzen von Oubatche, e, tragen an ihrem Unterende eine gegen 60 cm lange, flache, mit leichter Mittelkante versehene, bis 17 mm breite Platte, die mit feiner Spitze endet; diese Platte ist auf beiden Seiten mit ungefähr 30 Gruppen von je 4 leicht erhabenen Querleisten geschmückt; an einer dieser Lanzen ist darauf beiderseits ein menschliches Gesicht eingeritzt. Eine Lanze aus Hienghène, f, hat an ihrem Unterende eine flache, fischartige Platte, 31 cm lang und in der Mitte 38 mm breit; sie ist mit erhabenen Querrippen dekoriert, in Gruppen von vierten in der Mitte, von dreien und zweien gegen die Enden zu; an der Basis der Platte ist eine Schnurbindung angebracht. Wir werden solchen skulptierten Basalstücken wieder begegnen an den Lanzen mit Rochenstacheln und auch an solchen der Loyalty-Inseln.

Es fragt sich nun, ob diese verschieden gestalteten Basalstücke einen praktischen Zweck haben. Bei manchen scheint dies ausgeschlossen, so bei den Formen a und b; doch haben diese

¹ LUQUET, 115, p. 21; ² COOK, 38, Taf. 54; ³ FORSTER, 51, p. 205; ⁴ OPIGEZ, 131, p. 431; ⁵ GLAUMONT, 70, p. 112; ⁶ PATOUILLET, 132, p. 152; ⁷ LAMBERT, 99, p. 172; ⁸ DURAND, 42, p. 508.

vielleicht eine mystische Bedeutung, da dieses Ornament, wie bereits mehrmals gesagt, auf den menschlichen Kopf zurückzugehen scheint. Das verdickte Unterende der Lanze c dient vielleicht dazu, die Lanze als Stock zu benützen. Die abgeflachten Hinterenden, wie sie die Stücke d bis f zeigen, können vielleicht von Vorteil sein für eine Stabilisierung der Flugbahn, ähnlich wie Befiederung der Pfeile. PATOUILLET¹ und GIGLIOLI², die einzigen Autoren, die meines Wissens eine Abplattung des Lanzenendes erwähnen, vermuten eine dadurch bewirkte Regularisierung des Flugs und eine leichtere Zerteilung der Luft.

d) Glatte Lanzen mit einer zweiten Spitze aus Rochenstachel (Taf. 56, Fig. 7, a—f, Oberenden, Fig. 8, Unterenden, Fig. 9 zwei Spitzen vergrößert). Es sind dies Lanzen von sehr verschiedener Länge und Schwere. Die erstere schwankt an meinen Stücken von 1,50 m bis 2,75 m, die größte Dicke von 12 bis 18 mm. Alle diese Lanzen besitzen eine Schaftumwicklung mit rotbrauner Flederhundwollschnur, bei einem modernen Stück mit bunten, europäischen Wollschnüren, welche 22 bis 33 cm weit unterhalb der Spitze beginnt und sich über eine Strecke von 25 bis 35 cm, selten mehr, ausdehnt. In dieser Schaftumwicklung ist bei einigen Lanzen ein längs verlaufender, heller Baststreifen oder ein heller Bambusspahn von 4 bis 6 mm Breite eingeflochten, der an 3 bis 5 Stellen aus der Umflechtung vortritt. So ist es bei einer Lanze aus Thio, Fig. 7a und 9a und einigen aus Kanala. Bei anderen ebendaher ist kein Streifchen eingeflochten, sondern es findet sich als Schmuck an drei Stellen eine Durchflechtung mit glänzenden, hellgelben Streifchen, vermutlich Rotang, angebracht, Fig. 7d und 9b. Der oberste Wickel der Wollumflechtung umgibt die Basis des Rochenstachels, welche in einer sehr soliden, kleinen Tasche aus Rotangstreifchen, oft noch von anderen Schnüren umwunden, fest sitzt. An einem Stück ließ sich konstatieren, daß ein Streifchen durch ein Loch der Stachelbasis gezogen war. Ein zweiter Wollwickel vereinigt weiter oben den Stachel mit dem Schaft. Die zur Verwendung kommenden Rochenstachel sind von sehr verschiedener Größe. An der Lanze von Thio, Fig. 9a, ist ein enormer Stachel, über 18 cm lang, an seiner Basis 14 mm breit, angebracht; er ragt 16 cm weit aus seiner Tasche vor. Andere Stachel sind nur 16 bis 17 cm lang und an der Basis 8 bis 10 mm breit. An zwei Kanala-Lanzen, Fig. 7, b und c, sind bloß sehr feine und kurze Stachel angebracht, die nur 5½ bis 7 cm weit vortreten und an ihrer Basis bloß 4 bis 5 mm breit sind. Die Spitze des Rochenstachels ist von der der Lanzen bei den verschiedenen Exemplaren 12 bis 17 cm weit entfernt. So weit muß also die Lanze eindringen, bis die Stachelspitze den Körper berührt.

Es ist nicht richtig, wenn PATOUILLET³ schreibt, der Rochenstachel sei nur leicht mit Flederhundschnur befestigt, so daß er beim Herausziehen der Lanze aus seiner Bindung herausgleite und in der Wunde verbleibe. Im Gegenteil sitzt der Stachel fest und unablösbar an der Lanze. Auch kann er unmöglich in der Wunde abbrechen, wie TURNER⁴ glaubt. Dagegen wird er infolge seiner zahlreichen, feinen Widerhaken beim Herausziehen Schwierigkeiten bereiten, böse Rißwunden verursachen, gelegentlich wohl auch durch anhaftende Unreinigkeiten eine Blutvergiftung zur Folge haben.

Alle meine Rochenstachellanzen haben ein skulptiertes Basalstück. Die Lanze von Thio, Fig. 8a, besitzt ein abgeflachtes Unterende von 12½ cm Länge, bestehend aus zwei langovalen Platten, getrennt durch zwei Ringwülste; je ein Ringwulst befindet sich auch an den Enden. Die Platten sind durchbohrt, und durch das Loch ist eine Flederhundwollschnur gezogen. Mehrere Lanzen aus Kanala, b—e, zeigen am Unterende entweder ein kleines Sanduhrornament oder ein Kügelchen, begrenzt von Ringwülsten. Endlich bildet an der Lanze f ohne sichere Provenienz das Unterende eine fischförmige Platte, 22 cm lang, in der Mitte 3½ cm breit, dekoriert mit vier Gruppen leicht erhabener Querleisten.

¹ PATOUILLET, 132, p. 152; ² GIGLIOLI, 66, p. 82; ³ PATOUILLET, 132, p. 151—152; ⁴ TURNER, 167, p. 276.

Auf den Neuen-Hebriden fehlt Bewehrung der Lanzen mit Rochenstacheln völlig (SPEISER¹).

e) Lanzen mit gekerbten Spitzen. Diese sind viel seltener als die glatten Lanzen. Zwei Stücke unbekannten Fundortes, Taf. 57, Fig. 1a, 2,25 m lang, zeigen an ihrer 45 cm langen Spitze Längsreihen feiner, dreieckiger, sehr wenig vortretender, mit ihrer Spitze nach abwärts schauender Knötchen, eine andere aus Oubatche, b, 2,37 m lang, vier Reihen dreieckiger Zacken, von denen je zwei auf gleichem Niveau stehen. Eine weitere ohne Provenienz, c, 2,30 m lange hat ihre 48 cm messende Spitze aufgelöst in drei Reihen sehr derber Zacken. Der untere Durchmesser der Spitze übertrifft mit 25 mm ganz beträchtlich den des angrenzenden Schaftes von 13 mm. Dieser letztere ist an mehreren Stellen umwickelt mit europäischem Stoff und feinen roten und braunen Schnüren.

EDGE-PARTINGTON² bildet eine schöne Spitze mit in Wirteln stehenden Widerhaken ab, an deren Basis zwei Gesichter angeschnitzt sind. Lanzen mit Widerhaken werden mehrfach in der Literatur erwähnt.

f) Dekorierter Feslanzen. Diese Lanzen sind meist glatte Lanzen, seltener mit Widerhaken versehen und ohne skulptierten Basalteil. Sie besitzen sämtlich eine Schaftumwicklung mit weißem oder gelblichem Baststoff und Knoten von Flederhundwollschnur, welche Umwicklung etwa 40 bis 60 cm weit unterhalb der Spitze beginnt und sich über eine Strecke von 40 bis 65 cm oder noch mehr erstreckt. In der Mitte dieser Umwicklung ist dem Schaft eine Schmuckplatte aus Holz oder Bambus aufgebunden; an dieser Stelle ist der Schaft oft mit eingeritzten Ringfurchen und Zickzackbändern versehen. Bei den beiden Lanzen der Fig. 2, a und b, Taf. 57, ohne sichere Provenienz, 2,25 m und 1,80 m lang und nur 14 mm dick, sind die Holzbrettchen 12 cm lang, bei der einen nur 13 mm breit ohne wesentliche Schwankung, bei der anderen oval und in der Mitte 4 cm breit. Diese Brettchen sind beidseitig überzogen mit querverlaufenden, feinen, dunklen Schnüren und auf der Außenseite bestickt mit einem Maschenwerk glänzender, heller Streifen. In der Mitte des Brettchens und an seinen Enden befindet sich je eine dicke Umwicklung mit Pteropus-Wollschnur und Baststoff, die dasselbe am Schaft befestigt. Bei der sehr starken, 3,10 m langen und bis 2 cm dicken Lanze, Fig. 2c, ebenfalls ohne Provenienz, ist die Schmuckplatte 18 cm lang und 37 mm breit, gleichfalls mit Schnur umspinnen und mit hellen, queren Zickzacklinien bestickt, die eine mittlere Längslinie kreuzen. An der kräftigen, 2,45 m langen Lanze aus Oubatche, Fig. 2, d, ist die ovale Platte 15 cm lang und 46 mm breit. Abweichend von den vorigen Lanzen, ist sie mit Einschluß des Schaftes umwickelt mit 2 mm breiten, aus schwarzen Fasern geflochtenen Bändchen, denen auf der Außenseite ein helles Maschenwerk aufgestickt ist. Zwei dicke Wickel aus rotbrauner Flederhundwollschnur umgeben die Mitte der Platte, je einer ihre Enden.

Auch die Feslanzen zeigen zuweilen Skulptur. An einer solchen, 2,80 m langen und mit Widerhakenspitze versehenen Lanze im Berliner Museum ist der Schaft auf eine Strecke von 20 cm ausgeschnitten in zwei roh ausgeführte, gegeneinander gestellte Kopfpaaire mit langer Nase und rot bemalter Zunge, Taf. 57, Fig. 5. Zu beiden Seiten dieses skulptierten Teils ist ein 18 cm langes und 3 cm breites Schmuckplättchen mit Schnurstickerei festgebunden. Eine andere Lanze derselben Sammlung, Fig. 4, zeigt in der Mitte des mit Stickerei bedeckten und mit Wickeln aus Flederhundwollschnur umgebenen Plättchens ein kleines, schwarzes Holzgesicht. In diese Kategorie gehört auch die sehr seltene Lanze des Museums von Bordeaux, Fig. 3, welche an Stelle des Schmuckplättchens eine frei aus dem Schaft herausgearbeitete, 17 $\frac{1}{2}$ cm hohe, männliche Figur zeigt. Ober- und unterhalb derselben ist der Schaft mit Baststoff und Flederhundwollschnüren umwickelt. PATOUILLET³ spricht von Lanzen mit Statuen eines Mannes und einer Frau von 13 cm Höhe; diese sollen zum Werfen auf die Hütte eines verstorbenen Chefs bei der

SPEISER, 164b, p. 42; ² EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 63, Fig. 1; ³ PATOUILLET, 132, p. 152—153.

Bestattungszeremonie gedient haben. Es legen diese skulptierten Festlanzen den Gedanken nahe, daß die Schmuckplättchen irgendwie aus menschlichen Darstellungen hervorgegangen sein könnten.

Schmuckplatten aus Bambus, ornamentiert mit Stroh oder Kokosfibern, erwähnen VIEILLARD und DEPLANCHE¹, Rohrplättchen mit Stickerei von Pteropus-Wolle PATOUILLET², mit solcher von Magnania (Pachyrrhizus)-Schnüren und Flederhundwolle VINCENT³. OPIGEZ⁴ sagt, die mit Flederhundwolle und Baststoff dekorierten Festlanzen seien 2,50 m bis 3 m, selbst 4 bis 5 m lang; VINCENT gibt 3 m bis 3,50 m an. Meine längste überschreitet 3 m nur wenig. LUQUET⁵ bildet mehrere Lanzen mit Schmuckplättchen ab. Es ist klar, daß solche Lanzen, wenn sie auch vornehmlich für Feste bestimmt sind, doch auch gelegentlich im Kriege verwendet werden können.

Loyalty-Inseln. Die Lanzenformen der Loyalty-Inseln entsprechen im allgemeinen den caledonischen; manche erscheinen wie minderwertige Kopien caledonischer Vorbilder. Auch die Schwärzung ist vielfach üblich. Es ist heutzutage schon schwer, gute Stücke auf den Inseln zu erhalten.

Die Länge einer Reihe von Lanzen aus Maré, Taf. 57, Fig. 7, a—h, mit glatter Spitze und verjüngtem Hinterende schwankt von 1,80 m bis 3,20 m, ihre größte Dicke von 15 bis 28 mm. Sie zeigen häufig an der Basis der Spitze eingeritzte Ornamentbänder, wie in Caledonien bestehend aus Ringfurchen und dazwischen eingeschlossenen Zackenbändern (auf den kleinen Bildern nicht erkennbar). Eine sehr schwere Lanze von Ménakou auf Maré zeigt den Spitzenteil 80 cm weit umzogen von vier tief eingegrabenen Spirallinien, die sich kreuzend, Rauten einschließen, Fig. 7h. Eine Lanze aus Netché, f, weist unterhalb der Spitze zwei erhabene Ringwülste, 10 und 13 mm breit, auf, mit darauf eingegrabenen, sich kreuzenden Linien, wie solche, von Ringfurchen unterbrochen, auch beiderseits die Wülste begleiten. An einer zweiten Lanze ebendaher, g, ist nur ein vortretender Wulst von 25 mm Länge vorhanden, dessen vier Seiten je drei sich kreuzende Linien aufweisen. Spiral- und Kreuzlinien sind mir an caledonischen Lanzen nicht begegnet. Die Ornamente werden, wie man mir in Maré mitteilte, im Krieg mit Kalk weiß eingerieben. Die glatten Lanzen zeigen nicht selten einen skulptierten Basalteil, aber weniger sorgfältig ausgeführt als in Caledonien. Eine aus Netché endet unten mit einer 17 mm dicken, halbkugeligen Anschwellung, deren flache Basis von feinen Läppchen ingefaßt ist; eine zweite gleicher Herkunft hat am Unterende ein flaches, ovales Plättchen von 24 mm Länge, beidseitig von einem Ringband begleitet; eine dritte ebendaher läuft unten in einen dünnen Stiel aus, endend mit zwei flachen, rundlichen Scheiben.

Von Lanzen mit Kerbenspitzen habe ich ein sehr rohes Stück aus Fayaoué auf Ouvéa mitgebracht, Fig. 8a, 2,55 m lang und bis 29 mm dick; die Spitze zeigt fünf Kränze von je fünf anliegenden, nach abwärts schauenden Zacken, unterhalb des untersten dieser Kränze folgt einer mit spitzwärts gerichteten Zacken; Eine Kerbenspitze zeigt auch die unten zu beschreibende Festlanze, d. HADFIELD⁶ stellt das Vorkommen mit Widerhaken bewehrter Lanzen auf den Loyalty-Inseln ganz in Abrede. Wie in Caledonien, treten sie offenbar gegenüber den glatten Lanzen sehr zurück.

Lanzen mit angeschnitzten Menschenköpfen sind meines Wissens von den Inseln nicht bekannt geworden. Eine Dachnadel mit angeschnitztem Januskopf, Taf. 28, Fig. 9, die ich in Lifou erhielt, scheint mir aber ein Stück einer alten Lanze zu sein und das frühere Vorkommen von Gesichtslanzen zu erweisen.

Bewehrung der Lanzenspitzen mit einem Rochenstachel war, wie in Caledonien, üblich. Die beiden Lanzen dieser Art, Taf. 57, Fig. 8, b und c, stammen von Médou-Eni auf Maré; sie sind

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 222; ² PATOUILLET, 132, p. 153; ³ VINCENT, 172, p. 86; ⁴ OPIGEZ, 131, p. 430; ⁵ LUQUET, 115, Taf. 8; ⁶ HADFIELD, 82, p. 173.

aus dunklem, poliertem Holz gearbeitet, 2,90 m und 3,10 m lang, mit größter Dicke von 24 mm. Bei der einen, b, beginnt 25 cm unterhalb der Spitze eine nur etwa 20 cm lange Umwicklung des Schaftes mit Flederhundwollschnur; in diese sind drei helle Blattstreifen der Länge nach eingeflochten. Der maximal 1 cm breite Rochenstachel ragt $14\frac{1}{2}$ cm weit aus einer mit Harz bestrichenen Bindung aus Schnüren und Rotangstreifen hervor; seine Spitze liegt $8\frac{1}{2}$ cm unter der der Lanze. Bei der anderen Lanze, c, besteht die 16 cm lange und 20 cm unterhalb der Spitze beginnende Schaftumwicklung nicht, wie sonst üblich, aus Flederhundwolle, sondern aus feingedrehten Bastschnüren, von Längsschnüren durchflochten. An ihrem vorderen Ende legt sich ein starker Schnurwickel um die Basis des Rochenstachels, aus der er 15 cm weit vorragt; seine größte Breite beträgt 14 mm, die Entfernung seiner Spitze von der der Lanze nur 5 cm. An meinen caledonischen Lanzen ist diese Distanz stets eine größere, 12 bis 17 cm. HADFIELD¹ erwähnt gleichfalls mit Stacheln bewehrte Lanzen von den Loyalty-Inseln; die Angabe, daß die kleinste Verletzung damit tödlich sei, ist sicher eine Übertreibung der Eingeborenen.

Von geschmückten Festlanzen habe ich nur ein Stück in Mouli auf Ouvéa erhalten, Fig. 8, d, eine schlechte Kopie caledonischer Vorbilder; sie ist 2,40 m lang, an der Basis der Spitze 17 mm dick. Diese ist auf eine Strecke von etwa 30 cm besetzt mit 13 Wirteln anliegender, nach abwärts schauender Lappen, worauf unten ein entgegengesetzt gerichteter folgt. Der mit europäischem Stoff und Flederhundschnur dekorierte Schaftteil ist 42 cm lang; in seiner Mitte ist dem an dieser Stelle mit Ritzornamenten versehenen Schaft ein Bambusbrettchen von 15 cm Länge und gegen 4 cm Breite mittelst europäischem Tuch und Flederhundwollschnur aufgebunden. Das Brettchen trägt 3 cm breite Bänder aus Schnüren mit Maschenstickerei.

Aus Lifou habe ich nur eine Lanze primitivster Art mitgebracht, einen ungeglätteten, teilweise gekrümmten Ast, 2,10 m lang, mit einer im Feuer gehärteten Spitze.

Der Schleuderstrick. Über den Schleuderstrick (Doigtier) gibt es eine sehr gute Arbeit von R. ETHERIDGE. In dieser befindet sich auch eine sehr lehrreiche Zeichnung von HEDLEY, die den Gebrauch illustriert und die ich auf Taf. 58, Fig. 7, wiedergebe. Ein gutes Bild dieser Art ist auch in einer Arbeit von DE VAUX² enthalten. LABILLARDIÈRE³ gibt einen Caledonier wieder, die Lanze mittelst des Strickes schleudernd. Abbildungen caledonischer Schleuderstricke finden sich bei COOK⁴, FORSTER⁵, LAMBERT⁶, KRAUSE⁷, LEENHARDT⁸ und vor allem bei ETHERIDGE⁹. Der Schleuderstrick erhöht die Flug- und Durchschlagskraft der Lanze und soll ihr nach einigen Autoren auch eine Rotation verleihen.

Alle caledonischen und loyaltischen Schleuderstricke sind nach demselben Prinzip gebaut. Sie haben am einen Ende einen Ring, der um den Zeigefinger der rechten Hand gesteckt wird und am anderen Ende, das ungefähr um den Gleichgewichtspunkt der Lanze geschlungen wird, einen Knoten, wobei die Lanze zwischen Daumen und den drei letzten Fingern gehalten wird, um ihr die Richtung zu geben.

Das Material, aus dem die Schleuderstricke geflochten sind, ist zuweilen bloß Rotang, so an drei Stücken aus der Gegend von Oubatche und Hienghène, sonst Fibern verschiedener Art, deren Natur nachträglich kaum bestimmbar ist. PATOUILLET¹⁰ erwähnt solche von Hibiscus, von einer Urticacee und von Pachyrrhizus, ETHERIDGE¹¹ Binsen, Gras oder gedrehte Bastschnur, zuweilen vielleicht mit Beimischung von etwas Kokosfaser. FORSTER¹² läßt den Schleuderstrick aus Flederhundwolle hergestellt sein, wobei es sich aber nur um Verzierung desselben gehandelt haben kann.

¹ HADFIELD, 82, p. 173; ² DE VAUX, 169, p. 332; ³ LABILLARDIÈRE, 97, Taf. 35; ⁴ COOK, 38, Taf. 54;

⁵ FORSTER, 51, Taf. bei p. 204; ⁶ LAMBERT, 99, p. 157; ⁷ KRAUSE, 200, Taf. 12, Fig. 49; ⁸ LEENHARDT, 103, p. 15;

⁹ ETHERIDGE, 46, Taf. 16 u. 17; ¹⁰ PATOUILLET, 132, p. 150; ¹¹ ETHERIDGE, 46, p. 275; ¹² FORSTER, 51, p. 205.

Die Schleuderstricke sind bald drehrund, bald mehr abgeflacht, zuweilen selbst vierkantig und von verschiedener Länge. Meine aus Rotang geflochtenen sind verhältnismäßig kurz, 15 bis 18 cm lang; die aus Fibern verschiedener Art hergestellten caledonischen messen 19 bis 26 cm, vier Exemplare aus Maré sogar 22 bis 31 cm. Diese letzteren sind meist schlechter gearbeitet als die caledonischen und dünner. Bei dreien derselben beträgt der Durchmesser nur 4 bis 6 mm, bei einem vierten 11 mm, während bei den caledonischen, aus Fibern hergestellten, derselbe 9 bis 17 mm mißt. Von den anderen Loyalty-Inseln habe ich leider keine Proben.

Der Ringteil für den Finger ist entweder einfach hergestellt durch Umbiegung des abgeflachten Strickendes, oder es ist der Ring nach einer anderen Flechtwerkmanier als der Strick gearbeitet. Festgehalten wird der Ring durch einen Wulst von Flechtwerk, meist überflochten mit Flederhundwollschnur; aus diesem Wulst treten 3 bis 10 kurze Troddeln heraus, die in der Regel mit hellen Streifen überstickt sind. Diese Troddeln können die aufgelösten Enden des zum Ring umgebogenen Strickes sein oder auch dem Flechtwerk wulst entspringen. Zuweilen folgt noch ein zweiter, lediglich als Schmuck angebrachter Schnurwickel, mit Maschenstickerei überzogen.

Der Endknoten kann einfach durch Verschlingung des Stricks gebildet sein, so bei Exemplaren aus der Gegend von Oubatche, Hienghène, Kanala, Koindé und allen von Maré, oder er stellt eine eigene, runde Flechtwerk kugel dar, was ich nur bei Stücken aus Oubatche konstatiert habe. Am Endknoten ist in der Regel eine kleine Schleife angeflochten zum Aufhängen des Stricks am Gürtel oder sonstwo. Meist ist der Endknoten überzogen mit einem Geflecht aus Flederhundwollschnur, roter europäischer Wolle oder auch Stoff.

Auf Taf. 57, Fig. 9, a—e, sind eine Anzahl von Schleuderstricken abgebildet; a ist ein aus braunen Rotangstreifen geflochtener aus Hienghène, b bis d aus Fibern hergestellte aus Koindé und der Gegend von Oubatche, e eine lange und dünne Form aus Maré, die teilweise mit roter Wolle umwickelt ist.

Für die Loyalty-Inseln erwähnen den Schleuderstrick RAY¹ und HADFIELD².

Schon COOK³ fiel die weitgehende Übereinstimmung des caledonischen Schleuderstricks mit solchen aus Tanna auf. In den Neuen-Hebriden findet sich das Gerät auf Erromanga, Tanna und Aneityum; früher ist es auch in Malekula und in der Banks-Gruppe vorgekommen (SPEISER⁴). Die Speerschleuder soll nach GRÄBNER⁵ und seinen Nachfolgern typisch sein für ihre totemistische Kultur. Außer für Neu-Caledonien und die südlichen Hebriden meldet er ein vereinzelt Vorkommen des Schleuderstricks an im Zentralgebiet von British Neu-Guinea und im nordwestlichen Queensland, während KOPPERS⁶ nur das östliche Melanesien als heutige Heimat des Schleuderstricks angibt.

Das Prinzip, die Wurfkraft einer Lanze mit Hilfe einer Vorrichtung zu verstärken, ist jedenfalls eine alte Erfindung, wobei es aber zweifelhaft ist, ob die verschiedenen Formen derselben auf eine einzige Quelle zurückgehen. Möglicherweise verwandt mit dem caledonischen Schleuderstrick sind die neuseeländische Vorrichtung eines Hundsfellriemens am Ende eines Stocks und vielleicht auch die am Speerschaft befestigten Lederschleifen von Togo und Indien, sowie die Rollriemen der Griechen, Römer und nördlicher Jägervölker (s. KRAUSE⁷). Dagegen ist der Schleuderstock in männlicher und weiblicher Ausbildung sicher eine Erfindung für sich und nicht ohne weiteres mit dem Schleuderstrick homologisierbar.

Steinschleuder. Die Schleuder, früher die gefährlichste Fernkampfwaffe, ist heute wesentlich zum Spielzeug geworden, aber als solches sehr beliebt bei Knaben und Erwachsenen. Unsere Träger vergnügten sich am Diahot-Fluß bei Bondé stundenlang damit, auf fliegende Vögel mit

¹ RAY, 135, p. 263; ² HADFIELD, 82, p. 174; ³ COOK, 38, p. 296; ⁴ SPEISER, 165, p. 210; ⁵ GRÄBNER, 76, p. 736; ⁶ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 494; ⁷ KRAUSE, 200, p. 149.

der Schleuder zu zielen, freilich ohne Trefferfolg, oder Steine damit auf dem Wasser rikoschettieren zu machen. Verletzungen durch Schleudersteine waren in den früheren, kriegerischen Zeiten häufig, trotz der Geschicklichkeit der Eingeborenen, ihnen auszuweichen. LABILLARDIÈRE¹ berichtet von mehreren Individuen, die ein Auge durch einen Schleuderstein eingeblüßt hatten. Schädelfrakturen führten oft den Tod herbei oder gaben zu Trepanation Anlaß (s. bei Trepanation). Getragen wird die Schleuder um den Haarbusch oder um das Kopftuch gewickelt. So hat man sie stets zur Hand.

Die vier Schleudern, die ich vor mir habe, zwei aus der Gegend von Oubatche, eine von Kanala und eine ohne Herkunftsnachweis, stimmen im Prinzip alle miteinander überein; sie schwanken in der Länge von 1,76 m bis 2,44 m, was von der Armlänge ihrer Besitzer abhängen mag. Sie bestehen sämtlich (s. Taf. 58, Fig. 1) aus einem Mittelstück, dem Steinlager, an welchem jederseits eine Schnur festgeknüpft ist. Das erstere wird gebildet aus zwei geflochtenen Schnurbändern von 3 mm Breite und 9 bis 13 cm Länge. Die daran befestigten Kokosschnüre sind dünner, nur 1 bis 1½ mm dick. Die eine endet mit Schleifen oder Schlingen, deren Zahl von 2 bis zu 5 variieren kann, bei einer Länge von 9 bis 10 cm. Das Ende der anderen Schnur bildet eine fuchsschwanzartige Fasertrödel von 10 bis 15 cm Länge. Die beiden ans Mittelstück sich ansetzenden Schnüre sind annähernd gleich lang. Die Schleuder ist auch auf Lifou und Ouvéa nachgewiesen; auf Maré wurde mir ihre Existenz in Abrede gestellt; sie war aber früher jedenfalls auch dort zu Hause.

Beim Gebrauch kommen die Schlingen des einen Endes um den Mittelfinger oder auch den Zeigefinger der rechten Hand zu liegen, das andere Ende mit der Trödel zwischen Daumen und Zeigefinger. Die linke Hand hält mit horizontal ausgestrecktem Arm das Steinlager mit dem Stein zum Visieren in Augenhöhe. Die rechte Hand hebt sich nach links, beschreibt hinter dem Kopfe einen Halbkreis nach rechts und gibt dann einen kraftvollen Ruck nach vorne. Die linke Hand hat den Stein losgelassen, sobald er durch die Zentrifugalkraft dem Lager angepreßt wird; das Ende mit der Trödel gleitet zwischen Daumen und Zeigefinger hinaus, und der Stein verfolgt seine Bahn.

Ganz ähnlich wird nach SPEISER² die Schleuder auf den Neuen-Hebriden gehandhabt. LABILLARDIÈRE³ hat beobachtet, daß der Stein vor dem Gebrauch mit Speichel benetzt wird, damit er besser im Lager hafte. Das Bspucken des Steins hat aber auch eine mystische Bedeutung (s. hierüber im Abschnitt über Religion).

Nach SCHREINER⁴ sollen von geschickter Hand Schleudersteine bis 400 m weit geworfen werden können. Das ist gewiß übertrieben. BOURGAREL⁵ gibt denn auch höchstens 200 m an, und VIEILLARD und DEPLANCHE⁶ sagen, der geschleuderte Stein könne wohl bis 200 m weit fliegen, wobei er aber kraftlos werde. Dagegen will PATOUILLET⁷ noch in einer Entfernung von über 300 m Äste haben splittern sehen; als gute Treffweite gibt er aber 50 bis 60 m an; auch nach OPIGEZ⁸ treffen sie oft auf 60 bis 70 m einen Mann.

Schleudersteine. Der ursprüngliche Schleuderstein (s. den Abschnitt über Prähistorie) war ohne Zweifel ein gerollter Kiesel aus Quarz oder anderem Gestein. Es ist das auch GIGLIOLIS⁹ Ansicht. Solche werden auch heute noch gelegentlich gebraucht. Ich habe in der Gegend von Ouauoué einige Schleudersteine erhalten, die nichts anderes sind als länglich ovale Rollsteine. EDGE-PARTINGTON¹⁰ bildet einen ovalen Rollstein aus Maré von etwas über 5 cm Länge als Schleuderstein ab. In einem Felsloch mit menschlichen Knochen auf Lifou fand ich zwei gerollte,

¹ LABILLARDIÈRE, 97, p. 203; ² SPEISER, 165, p. 232; ³ LABILLARDIÈRE, 97, p. 203; ⁴ SCHREINER, 159, p. 21; ⁵ BOURGAREL, 22, p. 284; ⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 223; ⁷ PATOUILLET, 132, p. 155; ⁸ OPIGEZ, 131, p. 431; ⁹ GIGLIOLI, 65, p. 303—304; ¹⁰ EDGE-PARTINGTON, 43, II, Taf. 68, Fig. 9.

ovale Kalkstücke von 62 und 80 mm Länge, die mir die Eingeborenen als Schleudersteine bezeichneten.

Unter den absichtlich geformten Schleudersteinen sind drei Haupttypen zu unterscheiden: 1. Spindelförmige mit größter Dicke in der Mitte und nach beiden Enden zu sich verjüngend zu einer oft sehr scharfen Spitze. Wenn die verschmälerten Enden nicht spitz, sondern abgerundet sind, entstehen länglich ovale Formen. Die Länge schwankt von 45 bis 78 mm, die Dicke von 21 bis 27 mm; die kürzeren Formen wiegen vor. Diese spindelförmigen, seltener ovoïden Schleudersteine sind weitaus die häufigsten. Von 97 untersuchten Steinen gehören 73 hieher; sie finden sich in den verschiedensten Inselteilen. 2. Einspitzige, kegelartige Formen, hinten quer abgestutzt. Alle meine 12 Stücke dieser Art stammen von Kanala. Sie sind meist über 7 cm lang; der längste Stein mißt 83 mm, bei einer Dicke von 26 mm, der kürzeste 64 auf 27 mm. Die größte Dicke liegt etwa an der Grenze des hinteren Drittels. 3. Einspitzige Formen mit hinterem, gerundetem Ende; Länge 59 bis 76 mm, Dicke 23 bis 26 mm. Ich habe solche aus Kanala, Bopope und Ouaué. GIGLIOLI¹ gibt diese Form für den Stamm der Ni, landeinwärts von Bourail an.

Das Gewicht meiner Schleudersteine schwankt von 25 und 30 g bis 75 und 80 g. PATOUILLET² sagt, das Gewicht betrage oft bis zu 200 g. GIGLIOLI, l. c., hat die Angabe, Schleudersteine der Chefs seien bis 18 cm lang, was ich bezweifeln möchte. In seiner Sammlung in Rom liegt ein Schleuderstein von 12 cm Länge mit der Notiz, er sei in einer Chefhütte des Dorfes Ménéfou gefunden worden. Auf Taf. 58, Fig. 1, habe ich eine Reihe von Schleudersteinen der oben beschriebenen Formen wiedergegeben, in der oberen Reihe spindelförmige und ovoïde, in der unteren links zwei hinten quer abgestutzte, einspitzige, rechts zwei einspitzige und hinten abgerundete. Auf Fig. 2 ist der erwähnte Schleuderstein der Römer-Sammlung abgebildet; er ist von doppel-spitziger Form.

Die Loyalty-Insulaner bezogen ihre Schleudersteine, wenn sie nicht Rollsteine des Meeres benützten, aus Neu-Caledonien (HADFIELD³) und sammelten sie nach dem Kampfe wieder. Ich habe auf Lifou und Ouvéa einige spindelförmige Steine erhalten, die nach Material und Gestalt durchaus den caledonischen entsprechen.

Das Material für die caledonischen Schleudersteine ist sehr häufig Steatit, der mit einem scharfen Gerät leicht bearbeitbar ist, weißlich, bräunlich, grünlich oder schwärzlich gefärbt, aber auch harte Gesteine verschiedener Art kommen zur Verwendung. Quarz, wie VINCENT⁴ und GIGLIOLI⁵ erwähnen, habe ich nie zu Schleudersteinen verarbeitet gesehen, auch nicht getrockneten Ton, wie der letztere Autor nach GLAUMONT berichtet. Das Zurechtschleifen und Polieren — viele Steine sind sorgfältig poliert — geschieht, wie man mir sagte, auf Felsen in Bachbetten oder sonst auf irgendeinem rauhen Stein. Recht unwahrscheinlich klingt die von GLAUMONT⁶ angegebene Methode, nach welcher die Steine lange Zeit in ein tiefes Loch gelegt werden sollen, das von jeder Flut bedeckt werde, so daß die Rotation der Wellen den Stein poliere, nicht minder so die Mitteilung von VIEILLARD und DEPLANCHE⁷, daß man im Munde 2 bis 3 Steine durch beständiges Reiben poliere. Es handelt sich dabei wohl um das Benetzen der Steine mit Speichel vor dem Gebrauch.

Schon COOK⁸ machte auf die merkwürdige Übereinstimmung in der Form caledonischer Schleudersteine mit den Glandes plumbeae der Römer aufmerksam. Es wäre interessant, wenn ein Zusammenhang konstatiert werden könnte. Besonders geformte Schleudersteine fehlen den Neuen-Hebriden (SPEISER⁹) und wohl überhaupt sonst in Melanesien; man wählt einfach geeignete

¹ GIGLIOLI, 65, p. 304; ² PATOUILLET, 132, p. 154; ³ HADFIELD, 82, p. 173; ⁴ VINCENT, 172, p. 88; ⁵ GIGLIOLI, 65, p. 304; ⁶ GLAUMONT, 70, p. 111; ⁷ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 223; ⁸ COOK, 38, p. 296; ⁹ SPEISER, 165, p. 232.

Rollsteine. Dagegen kommen im polynesischen Gebiete spindelförmig zugearbeitete Schleudersteine vor. Das Basler Museum besitzt den caledonischen sehr ähnliche aus Nauru und aus Hawaii. Wir werden wohl annehmen dürfen, daß Caledonien von der polynesischen Seite her diese Schleudersteinform erhalten habe, und zwar in verhältnismäßig junger Zeit, da sie in den prähistorischen Funden nicht nachweisbar war.

Das Prinzip der Steinschleuder ist auf der ganzen Welt dasselbe. Abweichungen betreffen vornehmlich die Konstruktion des Steinlagers. Auf den südlichen Neu-Hebriden und den Banks-Inseln findet sich zum Beispiel eine transversale Überflechtung der beiden Schnüre des Steinlagers, in anderen melanesischen Gebieten Steinlager aus Palmblattscheide oder einem anderen Material.

Die **Tasche** für den Transport der Schleudersteine im Krieg ist von rechteckiger Form; ihre Breite schwankt in der Regel um 20 cm herum, die Höhe von $6\frac{1}{2}$ bis $10\frac{1}{2}$ cm, so bei drei Steintaschen aus Bopope und Oubatche. Ich habe aber noch ein Täschchen unbekannter Herkunft, das nur 11 cm breit und 3 cm hoch ist. Es bestehen diese Taschen aus einem sehr dichten Geflecht dünner Schnüre vom Aussehen eines dicken, gelblichen Stoffes. Das Geflecht ist ein so enges, daß es kaum analysierbar ist. Die Tasche von Bopope, Taf. 58, Fig. 3, ist an ihrem Oberrand sehr schön mit rotbrauner Flederhundwollschnur eingefäßt. Von den beiden oberen Ecken der Taschen gehen unten geschlossene Röhren aus Netzgeflecht aus, 45 bis 60 cm lang und in nicht ausgedehntem Zustand 5 bis 7 cm breit. Bei der Bopope-Tasche ist das sich etwas trichterförmig erweiternde, offene Ende mit einem breiten, aus Flederhundwollschnur geflochtenen Band umsäumt; bei den anderen Taschen fehlt ein solcher Schmuck. Die Röhre dient zur Aufnahme von Reservesteinen. Mittelst der beiden Röhren wird die mit Steinen gefüllte Tasche um den Leib gebunden. Um zu den Reservesteinen zu gelangen, muß die Tasche abgenommen werden, was nicht gerade praktisch erscheint. Tasche und Röhren mögen wohl 50 und mehr Schleudersteine fassen. Ein Schema des Netzgeflechts der Röhren, von Prof. F. SPEISER gezeichnet, ist in Fig. 5 wiedergegeben; der Knoten ist natürlich zugezogen zu denken.

Eine Schleudersteintasche aus Kanala entbehrt der Röhren und ist dafür mit einem geflochtenen Aufhängeband versehen, Fig. 4. Sie ist etwa 19 cm breit und 13 cm hoch, oben mit Flederhundwollschnur eingefäßt. Fig. 6 gibt ein Schema ihres Geflechts. Um horizontal verlaufende Schnüre legen sich Schleifen einer anderen Schnur, durch welche wieder die um die nächstfolgende Horizontalschnur gelegten Schleifen hindurchziehen, eine Technik, die sich schon in Tasmanien und Australien findet (GRÄBNER¹). Die um die Lenden gebundene Steintasche war auch in Ouvéa in Gebrauch, wo sie schon CHEYNE² bemerkte, ebenso nach HADFIELD³ auf Lifou. Auf den Neuen-Hebriden kommt sie nicht vor (SPEISER⁴).

Bilder von Schleudersteintaschen finden sich beispielsweise bei LAMBERT⁵ und LEENHARDT⁶.

Bogen. Der Bogen spielt in Neu-Caledonien und auf den Loyalty-Inseln nur eine ganz untergeordnete Rolle und ist im Verschwinden begriffen. Schon zu COOKS und LABILLARDIÈRES Zeiten muß er wenig gebraucht worden sein, denn sowohl FORSTER⁷, als LABILLARDIÈRE⁸ lassen ihn überhaupt fehlen, bekamen also keinen zu Gesicht. MONTROUZIER⁹, wie auch VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁰ sagen, der Bogen werde im Kriege nicht verwendet, und auch für Fischerei soll er nach den letzteren Autoren eine rezente Einführung sein. Nach DE ROCHAS¹¹ dient er

¹ GRÄBNER, 210, p. 449 u. Taf. 22; ² CHEYNE, 33, p. 23; ³ HADFIELD, 82, p. 173; ⁴ SPEISER, 165, p. 232;

⁵ LAMBERT, 99, p. 185; ⁶ LEENHARDT, 103, p. 48; ⁷ FORSTER, 51, p. 205; ⁸ LABILLARDIÈRE, 97, p. 245;

⁹ MONTROUZIER, 123, p. 377; ¹⁰ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 220; ¹¹ DE ROCHAS, 141, p. 402.

nur für Fischerei; nach GLAUMONT¹ ist er ein Kinderspielzeug, das von Erwachsenen kaum je gebraucht werde: - VINCENT² sagt, der Bogen fehle; nur an der Ostküste gebe es einige schlechte Nachahmungen von Bogen der Neuen-Hebriden. Drei Bogenschützen auf einem gravierten Bambus im Trocadéro-Museum bildet LUQUET³ ab; es ist das die einzige Darstellung des Bogens auf den vielen von diesem Autor wiedergegebenen Bambusgravierungen. Was die Loyalty-Inseln angeht, berichtet RAY⁴, Bogen und Pfeil seien bekannt, würden aber nicht benützt für Jagd oder Krieg. Nur HADFIELD⁵ führt den Bogen, aber gewiß mit Unrecht, unter den Kampf-
waffen auf.

Bögen zu bekommen, ist in Caledonien nicht schwer, woraus zu schließen, daß er noch unlängst ziemlich viel in Gebrauch muß gewesen sein. Zum Kriege hat er in Neu-Caledonien und auf den Loyalty-Inseln, seitdem wir Kenntnis von diesen Gebieten haben, sicher nicht gedient. Ob dies in früheren Perioden der Fall gewesen, wissen wir nicht. Heute wird er noch gebraucht, wenn auch nicht häufig, zur Jagd auf Flederhunde, Tauben und vor allem auf Fische. Wann der Bogen in unser Gebiet eingeführt worden ist, läßt sich nicht sagen. Angesichts des hohen Alters dieses Geräts, haben es vielleicht schon die ersten Einwanderer besessen. Andererseits vermutet GRÄBNER⁶, es habe sich eine der Hebriden-Formen anscheinend sekundär nach Neu-Caledonien verbreitet. Für eine relativ späte Einführung des Bogens scheint seine Bezeichnung zu sprechen; sie lautet nach GLAUMONT⁷ in Caledonien „Pata“, auf Lifou und Maré „Panna“ (nach HUMPHREYS⁸ auf Maré „Pehna“), auf Ouvéa „Fauna“; es ist das die malayisch-polynesisische Bezeichnung. In Polynesien findet man nach RIVERS⁹ oft „Pana, Fana, Ana“. Die Form des caledonischen Bogens ist eine typisch melanesische von primitiver Konstruktion.

Der einfachste Bogen meiner Sammlung ist der in Fig. 1, Taf. 59, abgebildete aus Hienghène; er besteht aus einem runden, annähernd geraden Stab von 1,67 m Länge, an dem noch Astknoten vorragen. Sein Durchmesser in der Mitte (auf Fig. 7, a, ist er in halber Größe dargestellt) beträgt in der Richtung gegen die Sehne 19 mm, in der queren 18 mm; gegen die Enden zu verjüngt er sich. Die aus Baststreifen gedrehte Sehne ist am oberen Ende mit einer Schleife um den zugespitzten Schaft ohne Kerbe gestülpt; am anderen Ende findet sich eine umlaufende Sehnenkerbe 7 cm vom verdünnten Bogenende entfernt, um das die Sehne in einem großen Knoten geschlungen ist.

Während dieser Bogen mit seinem runden Bogenstab als Stabbogen charakterisiert ist, sind alle anderen Stücke meiner Sammlung Flachbögen.

Der Bogen von Yambé bei Oubatche, Fig. 2, ist aus braunem, wohlgeglättetem Holz gearbeitet; er zeigt eine einfache Krümmung; seine gerade gemessene Länge beträgt 1,45 m, auf der gekrümmten Außenseite 1,48 m. Der Querschnitt ist ein flaches Oval, beidseitig ungefähr gleichmäßig gewölbt, also konvex-konvex, in der Mitte des Bogens 27¹/₂ auf 14 mm messend (Fig. 7, b). Ober- und Unterende des Bogens besitzen runde Sehnenkerben, das erstere an der Basis einer kurzen Spitze, das letztere 7 cm vom verdünnten Schaftende entfernt. Um die obere Spitze legt sich eine Schleife der aus Fasern gedrehten, starken Sehne, um das untere eine Verknötung derselben.

Recht sorgfältig gearbeitet ist der Bogen der Fig. 3 aus der Gegend von Oubatche, aus braunem, poliertem Holz; in der Mitte ist die Politur durch vielen Gebrauch abgenützt. Der Bogen zeigt eine einfache, ziemlich starke Biegung und mißt in gerader Linie 1,41 m, auf der Außenseite 1,48 m. Der Schaft ist beim Gebrauch an einem Ende zersprungen und durch eine sorgfältige

¹ GLAUMONT, 70, p. 112; ² VINCENT, 172, p. 88; ³ LUQUET, 115, p. 21; ⁴ RAY, 135, p. 262; ⁵ HADFIELD, 82, p. 172; ⁶ GRÄBNER, 76, p. 753; ⁷ GLAUMONT, 70, p. 112—113; ⁸ HUMPHREYS, 209, p. 104; ⁹ RIVERS, 138, p. 195.

Drahtwicklung repariert worden. Der Querschnitt zeigt eine fast flache Innenseite und eine gewölbte Außenseite, ist also plan-konvex (Fig. 7, c) und mißt in der Mitte $26\frac{1}{2}$ auf 15 mm. Beide Bogenenden haben Sehnenkerben, das obere an der Basis einer 2 cm langen Spitze, das untere 5 cm vom Ende entfernt. Die aus Bast gedrehte Sehne ist um das letztere Ende sehr sorgfältig geknotet, um das erstere mit Schleife eingehängt.

Der Bogen aus Kanala, Fig. 4, aus braunem, wohl geglättetem Holz ist, gerade gemessen 1,63 m lang, an der Außenseite 1,73 m, der Querschnitt plan-konvex (Fig. 7, d), in der Mitte 35 mm auf 16 mm messend; der äußere, gewölbte und der innere, flache Teil begegnen sich in einer scharfen Kante. Sehnenkerben finden sich an beiden Bogenenden; die Sehne ist aus Fasern gedreht und kunstvoll um das Unterende gewickelt.

Während die caledonischen Bögen in der Regel eine sorgfältige Ausführung zeigen, ist dies bei den heutigen der Loyalty-Inseln weit weniger der Fall. In Maré wurde mir gesagt, daß der Bogen nicht mehr vorkomme. Ein Bogen aus Ouvéa, Fig. 5, aus geglättetem Holz ist in gerader Linie nur 1,19 m lang, längs der Außenseite 1,22 m. Der Querschnitt der Mitte ist innen flach, außen leicht konvex, 40 mm auf 13 mm messend (Fig. 7, e). Stellenweise ist der Bogen noch flacher, mit einem Querschnitt von $34\frac{1}{2}$ mm auf 9 mm. Sehnenkerben fehlen; als Halt für die aus Fasersträngen gedrehte Sehne dienen die verschmälerten Bogenenden. Auf einer Seitenkante des Bogens sind 28 Kerben eingeschnitten, wohl Jagdbeute bezeichnend. Ähnlich ist ein Bogen aus Lifou, Fig. 6, aus hellbraunem Holze, mit rauher Oberfläche, infolge unausgeglichener Schnitte und Astknoten, gerade gemessen 1,46 m lang, an der Außenseite 1,49 m. Der Querschnitt der Mitte ist gleichfalls plan-konvex, Fig. 7, f, 34 mm auf 16 mm. Am oberen Ende befindet sich eine rohe Sehnenkerbe, 3 cm vom Ende entfernt; unten ist die dünne Sehne bloß in vielfachen Windungen um das verschmälerte Bogenende gewickelt. Die Loyalty-Bögen werden heute wesentlich nur von Knaben zur Kleinjagd benützt.

Einer der beschriebenen, caledonischen Bögen ist, wie bereits gesagt, wegen seines runden Querschnitts als Stabbogen zu bezeichnen. Nach SCHMIDT¹ ist dies die älteste Bogenform, wie sie afrikanische Pygmäen und die Wedda besitzen. Die Singhalesen haben ebenfalls Stabbögen gehabt, ob von den Wedda entlehnt, ist fraglich. Primitiv sind nach SCHMIDT² und KOPPERS³ auch Flachbögen, wie die caledonischen, deren Querschnitt nach außen konvex und nach innen flach ist, während beim Bogen der sogenannten Bogenkultur das Gegenteil die Regel bilden soll.

Die caledonischen Bögen entsprechen im allgemeinen solchen der Neuen-Hebriden, wo aber der Bogen eine viel bedeutendere Rolle spielt und außer Jagd- auch Kriegswaffe ist. Dagegen fehlen in Neu-Caledonien die asymmetrischen, reflexen Bögen, wie sich solche in Malekula, Epi, zum Teil in Ambrym und in der Banks-Gruppe finden. Die Mehrzahl der neuhebridischen Bögen sind Flachbögen mit plan-konvexem Querschnitt, mit Übergängen zu konvex-konkaven und doppelt konvexen Formen. Es kommen aber auch fast kreisrunde Querschnitte vor, so auf Maevo und Gaua. Am meisten scheinen die Bögen von Tanna den caledonischen zu entsprechen, wo sie, wie auch in Erromanga, nur eine untergeordnete Rolle spielen, während sie auf den übrigen Inseln die Hauptkriegswaffe sind. Die Sehnenkerben der Hebriden-Bögen sind den caledonischen nahe verwandt. Dagegen habe ich nie Schnurwickel als Widerlager an Stelle von Sehnenkerben an caledonischen Bögen beobachtet. Man vergleiche für die Bögen der Neuen-Hebriden die Arbeit von SPEISER⁴.

Schutzvorrichtungen gegen den Schlag der Bogensehne sind in Caledonien unbekannt.

¹ SCHMIDT, 157, p. 66—67; ² SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 92; ³ Ibid., p. 449; ⁴ SPEISER, 165, p. 210 ff.

Pfeile. Von Pfeilen kommen in unserem Gebiet bloß solche für Jagd auf Flederhunde und Tauben und solche für Fischerei vor. Eine Unterscheidung läßt sich nicht durchführen, denn, wenn auch die mehrspitzigen Pfeile vornehmlich für Fische berechnet sind, so können sie doch auch auf dem Lande gebraucht werden, wie auch die einspitzigen für Fische. Alle caledonischen Pfeile bestehen aus einem Rohrschaft mit eingesetzter Spitze. Sechs Pfeile mit einer einzigen Holzspitze aus der Gegend von Oubatche, Fig. 8 u. 9, und Hienghène, Fig. 10, sind von einer außerordentlichen Länge, 1,80 m bis 2,37 m. Der Schaft besteht aus Rohr, in seinem Verlauf von unten gegen die Spitze zu sich etwas verdickend; bei einem Stück beträgt beispielsweise der obere Durchmesser 14 mm, der untere nur 9 mm. In dieses dickere Ende ist die Holzspitze zugespitzt eingelassen und der Schaft durch eine Bastbindung, bei einem Stück durch eine sehr solide aus feiner Schnur, verstärkt. Die 16 bis 20 cm, in einem Falle 30 cm aus dem Schaft vorragende, aus dunklem oder rötlichem Hartholz gearbeitete, rundliche oder etwas abgeflachte Spitze ist mit Widerhaken versehen. Die Spitze der Fig. 8 trägt vier Reihen ziemlich stumpfer Lappen, die der Fig. 9 zwei Reihen feiner, die der Fig. 10 zwei Reihen grober und weit voneinander entfernter Widerhaken. Eine Kerbe für die Sehne fehlt allen diesen Pfeilen. Dafür trägt das quer an einem Internodium abgeschnittene Unterende meist einen rundlichen Ballen aus drahtartig feinen Schnüren, die transversal und longitudinal verlaufen. Dieser Ballen hat einen Durchmesser von 13 bis 15 mm und einen flachen Boden, der bequem der Sehne aufgelegt werden kann. An einem Stück ließ sich konstatieren, daß dieser Schnurwickel ein Kämpchen bildet, das über das Unterende des Schaftes gestülpt und mittelst eines Schnürchens, das durch ein feines Loch des Schaftes zieht, in seiner Lage festgehalten wird. Fig. 16 zeigt zwei solcher Schnurkappen des unteren Schaftendes.

Die Länge von drei Pfeilen mit doppelten Holzspitzen schwankt von 1,88 m bis 2,04 m. Auch bei diesen verdickt sich der Rohrschaft gegen oben zu; bei zwei Exemplaren beträgt der Durchmesser am oberen Ende 17 und 13 mm, am unteren nur 9 und 8 mm. Wie die einfachen, sind auch die doppelten Holzspitzen in das Rohr hineingesteckt, das durch eine Bindung vor dem Zerspringen geschützt wird. Bei einem Pfeil aus Hienghène, Fig. 11, sind die beiden, 14 cm weit vorragenden und parallel gerichteten Spitzen wie Rochenstachel gestaltet und offenbar Kopien eines solchen, flach, mit einer Längskante in der Mitte und einer Doppelreihe scharfer, kleiner Spitzen versehen. Bei einem zweiten aus Yambé bei Oubatche, Fig. 12, divergieren die 17½ cm weit aus dem Rohr vortretenden Holzspitzen, von denen jede mit einer Reihe nach außen gerichteter Widerhaken bewehrt ist. Bei einem dritten aus Hienghène, Fig. 13, sind die 18 cm weit vorragenden, dicht nebeneinander liegenden Spitzen flache Stäbe, die auf eine Strecke von 11 cm von der Spitze mit zwei Reihen von Widerhaken versehen sind. Eine Sehnenkerbe fehlt. Das Unterende der drei Pfeile ist quer abgeschnitten und mag vielleicht früher einen Schnurwickel getragen haben.

Zwei Pfeile mit drei Spitzen von Oubatche, Fig. 14, und Kanala, Fig. 15, sind nur 1,27 m und 1,54 m lang. In den Rohrschaft sind drei starke und divergierende Eisendrahtspitzen eingelassen, die gegen 20 cm weit vorragen. An ihrer Basis sind sie beim einen durch eine Bindung aus Schnur, beim anderen aus Draht zusammengehalten, damit sie nicht auseinanderspreizen können, und ebenso ist das obere Schaftende umwickelt. Einer dieser Pfeile besitzt eine untiefe Sehnenkerbe, dicht an einem Internodium angebracht; beim anderen ist das Rohr unten quer abgeschnitten.

Pfeile mit Spitzen aus Knochen, Muschel oder Stein fehlen im heutigen Caledonien völlig. Es liegen zwar in der Sammlung des Erzherzogs Franz Ferdinand in Wien sowohl lose Steinspitzen, als mit solchen bewehrte Pfeile, die als aus Neu-Caledonien stammend katalogisiert sind.

Die 4 bis $5\frac{1}{2}$ cm langen, aus ritzbarem Steatit, eine auch aus grüner Jade gearbeiteten und fein polierten Spitzen sind mit zwei Flügeln versehen, zwischen denen eine Furche angebracht ist. Die mit solchen Steinspitzen bewehrten Rohrpfeile sind 72 bis 98 cm lang und am Unterende mit einer tiefen Kerbe für die Sehne versehen; einer derselben trägt eine Längsbefiederung aus zwei Federn. Die Steinspitze sitzt festgebunden in der Gabel eines Holzes, das in den Rohrschaft eingelassen ist. Im ganzen melanesischen und polynesischen Gebiet sind Pfeile dieser Art unbekannt. Ich halte daher diese Pfeile mit Steinspitzen für Fälschungen eines geschickten caledonischen Sträflings.

Befiederung der Pfeile und Anwendung von Pfeilgift kommen in Caledonien nicht vor; auch sind die Schäfte ohne jede Ornamentierung. Nach LEGRAND¹ soll es früher Bambuspfeile mit Spitzen aus Fischgräten gegeben haben. Vielleicht waren dies Rohrpfeile mit Rochenstacheln, an welche heute noch gewisse Holzspitzen gemahnen. Die große Länge mancher caledonischer Pfeile erinnert an die der Neuen-Hebriden, wo nach SPEISER² Jagdpfeile von fast 2 m Länge vorkommen. Auch auf den Hebriden fehlt oft die Sehnenkerbe und findet sich an ihrer Stelle eine Kokosschnurbinding mit genügend großer Fläche, um bequem der Sehne aufzuliegen.

Von den Loyalty-Inseln besitze ich nur einige wenige und mit geringer Sorgfalt gearbeitete Pfeile, zwei aus Lifou und zwei aus Ouvéa. Es sind gleichfalls Rohrpfeile, aber kürzer als die meisten caledonischen, 88 cm bis 1,42 m lang. Sehnenkerben und Schnurwülste fehlen; das untere Ende ist ein querer und rauher Durchschnitt eines Internodiums. Der Lifou-Pfeil der Fig. 17 hat als Spitze ein dünnes, rundes, $10\frac{1}{2}$ cm weit vorragendes Holzstäbchen eingesetzt und zwar ohne jede Bindung des Schaftes. Die drei anderen Pfeile haben hölzerne Kolbenenden, wodurch sie sich als Vogelpfeile charakterisieren. Der Lifou-Pfeil der Fig. 18 trägt als Spitze einen Holzkolben mit sehr dünnem Stiel, 5 cm weit aus dem Schaft vorragend; der Durchmesser der runden Endfläche beträgt 14 mm. Bei den beiden Ouvéa-Pfeilen, Fig. 19 und 20, besteht der Holzkolben aus einem runden Kopf von 21 bis 22 mm Durchmesser. Dieser sitzt auf einem kegelförmigen Teil, dessen verjüngtes Ende im Schaft steckt. Die Kolben ragen $3\frac{1}{2}$ und $4\frac{1}{2}$ cm weit aus dem Schaft heraus, welcher letzterer durch eine Bindung aus Eisendraht verstärkt ist. Aus Neu-Caledonien sind mir Pfeile mit Holzkolben nicht bekannt; auf den Neuen-Hebriden kommen dagegen stumpfe Vogelpfeile auf allen Inseln vor (SPEISER³), daneben auch solche mit Korallenzy lindern oder Conus-Schnecken. Der stumpfe Vogelpfeil findet sich auch auf Sta. Cruz (GRÄBNER⁴) und in Neu-Guinea (WIRZ⁵), um nur die nächstliegenden Gebiete zu nennen. Der Vorteil des Kolbenpfeils soll der sein, daß er nicht im Geäst stecken bleibt.

Auf Ouvéa sollen nach Angabe nicht nur Fische, sondern auch Vögel und Flederhunde mit Pfeilen erlegt werden, die mit drei Eisenspitzen bewehrt sind. Ich habe keinen solchen erhalten.

Krieg.

Es gab und gibt zur Seltenheit noch heute Kriege zwischen den verschiedenen Stämmen und zwischen Dörfern eines und desselben Stammes. Die letzteren sind meist ziemlich harmloser Natur, Prügeleien mit gelegentlicher Zerstörung von Hütten und Pflanzungen, während die Stammesfehden, wie wir sehen werden, recht verderblicher Art sein konnten. Bei den Dorfhändeln etwa Gefallene werden nach MONTROUZIER⁶ mit Ehren bestattet und von beiden Parteien beklagt.

¹ LEGRAND, 108, p. 99; ² SPEISER, 165, p. 215; ³ SPEISER, 165, p. 214; ⁴ GRÄBNER, 77, p. 101;

⁵ WIRZ, 176 a, p. 107; ⁶ MONTROUZIER, 123, p. 377.

In früheren Zeiten waren Stammeskriege ungemein häufig. Kriegführen war ein Lebensreiz der Caledonier sowohl, als der Loyalty-Leute, und der Wegfall dieser körperlichen Anstrengungen heutzutage, wo die Gendarmerie jeden Streit im Keime zu ersticken sucht, ist jedenfalls für die Gesundheit und Tüchtigkeit der Eingeborenen kein Vorteil. Anlaß zu einer Fehde war fast immer vorhanden. Sehr häufig waren es Raub oder Vergewaltigung einer Frau, die zum Kriege führten, oder ein Mord, ein beleidigendes Wort, ein Diebstahl oder auch bloßer Neid oder endlich einfach Gier nach Menschenfleisch. Blutrache konnte dann solche Fehden ins Endlose weiter-spinnen. Ebenso verlangte es die Stammeshere, daß wenn ein großes Stammeshaupt gefallen war, der Krieg so lange fortgesetzt werden mußte, bis auch der feindliche Chef getötet oder einer der beiden Stämme völlig zugrunde gerichtet war (PATOUILLET¹).

Nach MONTROUZIER² und LAMBERT³ gab es im nördlichen Neu-Caledonien zwei Konföderationen von Stämmen, die Ot und die Ouaouap, welche zu gegenseitiger Kriegshilfe verpflichtet waren. LEENHARDT⁴ nennt sie Oote und Wafaf, VIEILLARD und DEPLANCHE⁵ Hot und Wape. Zu den ersteren gehörten die Bondé, Pouébo- und Belep-Leute, zu den letzteren die von Hienghène, Balade, Arama und Koumac. Zwischen diesen beiden Konföderationen kam es beinahe nie zur Ruhe. So sollen die Leute von Pouébo, welche Glieder der Ot waren, alle fünf Jahre die des nahen Balade, welche den Ouaouap zugehörten, überfallen haben.

Auf Lifou waren die beiden Stämme, die den Norden und den Süden der Insel bewohnten, in beständigem Krieg miteinander verwickelt (CHEYNE⁶, ERSKINE⁷). Nicht anders war es auf Maré zwischen der westlichen und östlichen Inselhälfte. Diese beiden Inselteile haben dann auch in der Folge, wie oben schon gesagt, aus gegenseitiger Antipathie, der erstere die protestantische, der letztere die katholische Konfession angenommen.

Refugien und Festungen. Wenn ein Krieg drohte, wurden zunächst Frauen, Kinder, Greise und Kostbarkeiten an einen sicheren Ort verbracht und von Kriegern bewacht. Ein solches Refugium, das ich oberhalb von Oubatche sah, war ein großer, gespaltenen Felsblock in einer halbkreisförmigen Vertiefung, in dichtem Gestrüpp verborgen. Eine Höhle bei Ouaoué, Westküste, diente während der Insurrektion von 1878 Männern und Frauen als Zufluchtsort. Bei Képénéé auf Lifou wurde mir eine 10 bis 15 m tiefe, steilwandige Grube im Kalkplateau, auf deren flachem Grunde einige Bananen und Kokospalmen wachsen, als gelegentliches Refugium gezeigt. Auf Maré bildete der allseitig steil abfallende Felsblock bei La Roche, von den Eingeborenen „Tété“ genannt, sowohl ein Refugium, als auch eine, solange die Lebensmittel ausreichten, uneinnehmbare Festung. Meerwärts fällt er etwa 90 m, landwärts etwa 50 m ab. Der Aufstieg geschieht auf der Landseite durch eine kleine Schlucht zwischen Felswänden; an leichter zugänglichen Stellen ist der steile Pfad durch Trockenmauern gesperrt. Oben befindet sich ein kleines Plateau von 100 bis 200 m Durchmesser, umzogen von einer teilweise bewaldeten Felsmauer aus rauhem Kalkstein von 5 bis 10 m Höhe, die den Ringwall des kleinen, fossilen Atolls bildet (s. mein Reisebuch⁸ und meine tiergeographische Arbeit⁹). Früher war das Plateau mit Kulturpflanzen bestanden gewesen; heute trägt es nur Gestrüpp. Der alte katholische Priester BEAULIEU, der 1866 nach Maré kam, erzählte mir, daß er selber drei Wochen mit 1600 Leuten auf dem Blocke zugebracht habe, belagert von den Protestanten unter dem alten Chef Naisseline.

Auch in Caledonien bilden Felsen natürliche Festungen. Trockenmauern auf Berggipfeln dürften zum Schutz angebracht worden sein. Auf Reste einer Trockenmauer zwischen Balade und Pouébo, vielleicht eine Verteidigungsvorrichtung bedeutend, machen MONTROUZIER¹⁰ und

¹ PATOUILLET, 132, p. 165; ² MONTROUZIER, 124, p. 30—31; ³ LAMBERT, 99, p. 173; ⁴ LEENHARDT, 107, p. 45; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 72; ⁶ CHEYNE, 33, p. 16; ⁷ ERSKINE, 45, p. 368; ⁸ SARASIN, 147, p. 224—225, 147 a, p. 231—233; ⁹ SARASIN, 148, p. 139; ¹⁰ MONTROUZIER, 123, p. 222.

PATOUILLET¹ aufmerksam. Palissaden um Dörfer kamen gleichfalls vor (s. bei Dorfanlagen). LAMBERT² bildet starke Palissaden um Höfe einer Festung in Gadji auf der Ile des Pins ab. GLAUMONT³ schildert Steinhaufen in Kreuz- oder Rechtwinkelform auf alten Schlachtfeldern, wie in der Yaté-Ebene, die sowohl als Schutzwehren, als auch als Vorratsmaterial von Wurfsteinen sollen gedient haben. GARNIER⁴ berichtet, daß auf der Insel Ouen, wie auch auf den Gipfeln des Mt. Dore und des Mt. Mou Eisenblöcke, wie sie sich massenhaft in der Serpentinformation finden, von Menschenhand in Haufen von einigen Kubikmetern Volum nahe beieinander aufgeschichtet waren. Besiegte und Verfolgte sollen sich auf diese erhöhten Plattformen geflüchtet haben, von wo aus sie auf die Feinde Eisensteine konnten herabrollen lassen.

Allianz. Wenn ein Chef im Sinne hat, einen Krieg zu beginnen, sucht er Allianzen mit befreundeten Stämmen einzugehen. Es geschieht dies durch Sendung des sogenannten „Mouaran“, bestehend aus einer Geldschnur, eingehüllt in ein auf besondere Weise geknüpftcs Grasbündel oder Baststoff. Geld begleitet alle Kriegskonventionen, die durch die Art der Knüpfung des Baststoffs oder durch Buketts bestimmter Gräser symbolisch angedeutet werden (LEENHARDT⁵). Wenn einem Bündel leicht entzündliche Farnblätter beigegeben werden, bedeutet das Verbrennung von Hütten und Verwüstung, wenn ein scharfer Bambussplitter, Vernichtungskrieg und Verspeisen der Feinde (LAMBERT⁶). Der Chef, der das Mouaran erhält, wird, bevor er die Allianz eingeht und dies durch Rücksendung einer gleichen Geldschnur bekräftigt, den Rat der Alten versammeln und deren Meinung einholen. Wenn die Allianz geschlossen ist, wird dies durch in die Dörfer gesandte Boten oder auch durch Feuerzeichen kundgegeben. PIONNIER⁷ erzählt, daß im Jahre 1857 das Mouaran des Stammes der Touaourou im äußersten Süden der Insel nordwärts bis Bourail und Kanala gesandt wurde und Tausende von Kriegeru zum Angriff auf das neu gegründete Port de France, heute Nouméa, zusammenbrachte. Jeder kräftige Mann ist Krieger; eine besondere Kriegerkaste gab es weder in Neu-Caledonien, noch auf den Loyalty-Inseln.

Wahl des Anführers und andere Vorbereitungen. Nach LEENHARDT⁸ hat jeder Stamm einen Kriegsmeister zur Besorgung militärischer Dinge, eine Art Kriegsminister. Zur Leitung der Aktion selbst wird aber von den Kriegeru oder vom Chef mit seinem Rat der Alten ein besonders tapferer Mann erwählt, der Autorität und taktisches Verständnis besitzt (PATOUILLET⁹). Das ist der „Chef de guerre“ der caledonischen Literatur. Dieser erhält vom Stammeshaupt eine Geldschnur mit begleitender Rede und damit sein Ansehen. Die Stammeshäupter treten im Krieg vor dem Kriegschef zurück; im Kampf halten sie sich meist im hintersten Rang auf, da ihr Leben zu kostbar ist, um aufs Spiel gesetzt zu werden und ihr Tod oder gar Verspeisung durch den Feind für den Stamm eine große Schande bedeuten würde (DE ROCHAS¹⁰). Beim Fallen eines solchen im Gefecht wird ein besonderer Todesruf, einem Frauenschrei ähnlich, ausgestoßen (ANONYMUS¹¹). Zu den Kriegsvorbereitungen gehört auch etwa eine Konsultation des Kriegssteins, der den Verlauf verkünden soll (PATOUILLET, l. c.) und Anrufung der Ahnengeister zum Schutz.

Von einer eigentümlichen Zeremonie, der sich die Krieger vor dem Auszug zu unterziehen haben, berichtet LAMBERT¹². Ein Priester oder Zauberer entzündet aus gewissen Hölzern ein heiliges Feuer. Die Krieger reinigen sich durch ein Bad im Meer, rennen durch das Feuer und lassen sich räuchern. Der Priester schlägt dann die vor ihm defilierenden Krieger mit Baumzweigen. Fließt dabei Blut, so gilt das für den Betreffenden als ein schlechtes Vorzeichen; er

¹ PATOUILLET, 132, p. 74; ² LAMBERT, 99, p. 266 u. 269; ³ GLAUMONT, 70, p. 109; ⁴ GARNIER, 180, p. 49; ⁵ LEENHARDT, 104, p. 329; ⁶ LAMBERT, 99, p. 174; ⁷ PIONNIER, 133, p. 99; ⁸ LEENHARDT, 107, p. 46; ⁹ PATOUILLET, 132, p. 158; ¹⁰ DE ROCHAS, 145, p. 207; ¹¹ ANONYMUS, 88, p. 82; ¹² LAMBERT, 99, p. 175—176.

wird im Kampfe verwundet werden. Er erhält dann zum Schutz ein Zauberholz, das er während der Aktion kauen muß.

Zu Hilfe gerufene Nachbarstämme werden mit Reden empfangen. Tänze, Essen und kriegsrische Gesänge dürfen dabei nicht fehlen.

Kriegserklärung. Es scheint, daß in der Regel eine förmliche Kriegserklärung an den zu befehrenden Stamm durch einen oder mehrere Boten gesandt wurde. Ein solcher wirft nach PATOUILLET¹ vor dem feindlichen Stamm eine Geldschnur auf den Boden und eine Lanze gegen einen Gegner. Nach VIEILLARD und DEPLANCHE² soll ein Bote ungesehen in der Nacht eine Lanze mit den Stammesemblemen auf der Hütte des feindlichen Chefs fixieren, was wenig wahrscheinlich klingt. Daß die Kriegserklärung durch einen Mann in der caledonischen Maske erfolgen soll, wie einige Autoren angeben (s. den Abschnitt über Masken), halte ich für ein Märchen. Das Leben solcher Boten ist nach MONTROUZIER³ stets respektiert worden. Nach demselben Autor, ebenso wie nach VIEILLARD und DEPLANCHE, l. c., sind auch Ort und Tag des Kampfes meist zuvor bestimmt worden. Andererseits kamen heimtückische Überfälle von Dörfern ohne vorherige Anzeige häufig genug vor, wie auch solche bei Festen. Kriegserklärung durch einen Boten war auch auf Lifou Sitte, wie CHEYNE⁴ und HADFIELD⁵ berichten.

Kriegskostüm. Schwarze Körper- und Gesichtsbemalung der Krieger wird von vielen Autoren erwähnt, hiezu eine Baststoffschärpe am linken Handgelenk, häufig mit darin eingebundenen Schutzamuletten (s. das Kapitel über Amulette). Gemalte Kreise um die Augen sollen nach MONTROUZIER⁶ angeblich dazu dienen, die Schleudersteine besser erkennen zu können. Um das Haar binden Krieger hohe Baststoff- oder rote Tuchwickel, mit eingesteckten Federbüscheln. Einen eigentümlichen Kriegerkopfschmuck bildet LAMBERT⁷ ab; es ist eine zylinderförmige Mütze, zusammengenäht aus geflochtenen Grastressen; an dieser ist hinten ein fächerförmiges Flechtwerkgebilde, senkrecht stehend, befestigt, im Halbkreis mit Federn besteckt und mit einem auf den Rücken herabfallenden Schwanz endend; vorne trägt die Mütze eine Schneckenschale.

Kampf. Beim Auszug marschiert nach LEENHARDT⁸ ein Priester voraus, der mit seiner Lanzen spitze einen heiligen Stein (s. bei Phallische Steine) berührt hat. Wenn die feindlichen Truppen auf offenem Gelände aufeinanderstoßen — ihre Zahl ist in der Regel nicht groß, selten mehr als einige hundert Mann, meist weniger — so beginnt das Gefecht nicht gleich. Zunächst verhöhnt man sich mit beleidigenden Worten und Gesten; die Krieger fordern einander heraus, wie zu den Zeiten Homers. Dann folgt ein Hagel von Schleudersteinen und Lanzen, später Nahkampf zwischen Einzelnen, wobei dann auch die Keule zur Anwendung kommt. Am heftigsten tobt der Streit um einen Schwerverwundeten oder Toten, den beide Parteien dem Gemenge zu entreißen suchen, die eine, um ihn zu retten, die andere, um ihn später zu verspeisen. Alte, die nicht mehr kämpfen können, ermuntern die Krieger durch Zurufe; Priester beten abseits um Erfolg; Frauen unterstützen etwa die Kämpfenden durch Zutragen von Lanzen und Schleudersteinen (OPIGEZ⁹). Ihr Geschäft ist aber vornehmlich, nach dem Sieg beim Plündern zu helfen.

Sehr blutig sind, wie alle Autoren übereinstimmend berichten, diese Kämpfe nicht. Nach Verlust von einigen wenigen Toten erkennt sich eine Partei als geschlagen und zieht sich zurück. Schlimmer für die Besiegten als der Verlust einiger Toter können die Verwüstungen sein, die der Sieger anrichtet, die Zerstörung von Hütten, Pflanzungen und Fruchtbäumen, was große Not zur Folge haben kann. Fortgesetzte Kriege können aber doch Distrikte entvölkern. So berichtet

¹ PATOUILLET, 132, p. 159; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 218; ³ MONTROUZIER, 123, p. 376; ⁴ CHEYNE, 33, p. 17; ⁵ HADFIELD, 82, p. 169; ⁶ MONTROUZIER, 123, p. 377; ⁷ LAMBERT, 99, p. 143—144; ⁸ LEENHARDT, 101, p. 295; ⁹ OPIGEZ, 131, p. 431.

ERSKINE¹, daß die Leute der Ile des Pins die caledonischen Nachbardistrikte fast entvölkert hätten, namentlich seit sie durch die europäischen Sandalhändler in den Besitz von Feuerwaffen gekommen seien. Ähnliches erzählt PIONNIER² von der früher dicht bewohnten Bucht von Boulari, die durch den Stamm der Touaourou ausgemordet worden sei.

Über die kannibalischen Akte, denen sich der Sieger hingibt, siehe den Abschnitt über Kannibalismus, ebenso über das Aufstecken der feindlichen Schädel auf der Hüttenspitze und die Befestigung von Knochen an den Umzäunungen.

GARNIER³ hat uns die Schilderung eines Kampfes hinterlassen, dem er als Zuschauer beigewohnt hat. Es war dies in Houindo an der Ostküste, halbwegs zwischen Kanala und Ouagap. Es wurde dort ein großes Fest gefeiert, trotz der Ansage des nördlich benachbarten Stammes der Ponérihouen, daß sie das Fest zu einem Überfall benützen werden. Auf den umgebenden Bergen waren daher Wachtposten aufgestellt. Als das Fest bereits im Gange war, verkündeten plötzlich scharfe Schreie dieser Posten das Herannahen des Feindes. Der Houindo-Chef hielt eine kriegerische Rede und befahl, dem Feind entgegen zu rücken. Den Kriegern folgte eine Menge von Zuschauern, so auch GARNIER, bis zu einem Fluß, der das Gebiet der beiden Stämme scheidet; auf einer Sandbank in dessen Mitte entwickelte sich dann der Kampf. Die Krieger schwenkten ihre Waffen, springend, heulend und ihre Gegner beleidigend. Greise auf erhöhten Punkten ermunterten die Jungen durch Zurufe und verhöhnsten den Gegner als zukünftige Festspeise, ohne auf die an ihnen vorbeipfeifenden Schleudersteine zu achten. Jede Partei bestand nur aus etwa 30 Kriegern. Der Kampf begann mit einem Hagel von Schleudersteinen, geschickt vermieden durch rasches zur Seite springen oder sich zu Boden werfen. Mehrere wurden trotzdem verwundet. Einer der Houindo-Leute, an der Stirne getroffen, sank tot nieder; Triumphgeheul auf der einen, Schmerzgeheul auf der anderen Seite. Beide Parteien rückten nun bis auf etwa 15 Schritte gegeneinander los, Lanzen werfend. Man sah mehrere mit eigenen Händen die Lanzen aus ihren Wunden herausreißen und wieder nach dem Gegner schleudern. Nun stürmte der junge Chef von Houindo mit einer langen Lanze in der rechten Hand und einer Axt in der linken, ungeachtet der Menge auf ihn gerichteter Projektile, gegen die feindliche Schar vor und trieb sie zurück, hinter ihm seine Truppe. Der Feind wurde ins Wasser gedrängt; sein Chef sank mit durchbohrter Brust. Um seine Leiche erhob sich ein fürchterlicher Nahkampf. Noch fielen zwei oder drei der Ponérihouen-Krieger, bis sie sich zurückzogen unter Wut- und Schmerzgeheul, die Leichen den Siegern überlassend. Ein Alter, der Vater des gefallenen Houindo-Kriegers, hieb dem toten Häuptling der Gegenpartei einen Arm ab, schwang ihn über seinem Kopf und riß mit den Zähnen ein Stück Fleisch daraus. Die ganze Episode hatte etwa drei Stunden gedauert, worauf das Fest seinen Fortgang nahm mit Triumphgeschrei, Reden, Tänzen und Schmausereien. Die in der Nacht folgenden kannibalischen Akte werden im folgenden Kapitel beschrieben werden.

Ein Herr MATHIEU hat sogar zwei Szenen aus einem Kriege der Poyes 1900 zwischen Katholiken und Heiden photographisch aufgenommen; die Bilder sind bei LEENHARDT⁴ wiedergegeben. Man sieht darauf zwei kleine Trupps mit Lanzen um die Leiche eines Gefallenen kämpfen.

Neben offenen Gefechten spielten aber gelegte Hinterhalte und unvermutete Überfälle eine große Rolle. PATOUILLET⁵, der mit eingeborenen Hilfstruppen gegen Frankreich feindliche Stämme kämpfte, weiß davon zu erzählen. Nach ihm wird ein Dorf am liebsten gegen 4 Uhr morgens überfallen, wenn alles in tiefem Schläfe liegt. Man schleicht sich auf selten betretenen Pfaden stille an, gerne bei Regenwetter, an offenen Stellen sich mit Baumzweigen deckend; Krieger, vor und zu den Seiten der Hauptmacht marschierend, schützen vor Überraschung. Im

¹ ERSKINE, 45, p. 397; ² PIONNIER, 133, p. 81; ³ GARNIER, 62, p. 338 ff; ⁴ LEENHARDT, 103, p. 10 u. 11; ⁵ PATOUILLET, 132, p. 160 ff.

überfallenen Dorf wird alles massakriert, oft sogar Frauen und Kinder; die Hütten werden angezündet, so daß viele in den Flammen umkommen, weil der enge Ausgang vom Feind versperrt wird. PATOUILLET erzählt von einem Fall, in dem 27 Menschen in einer Hütte verbrannten und weiß auch von anderen Barbareien zu berichten, die er nicht verhindern konnte. Er sah Kinder ins Feuer werfen. Er sah auch die Sieger Ignamen auf den Feldern ausgraben und sie durch kleine Leichenteile ersetzen, wobei man den Besiegten zurief: „Wir bedauern, Euch Leute getötet zu haben, aber wir säen neue, damit Ihr uns später wieder angreifen könnt.“ Einem Kadaver, dem man Kopf, Glieder und Leber zum Mitnehmen und späterem Verspeisen abgehauen hatte, wurde der Leib an Stelle der Eingeweide mit rohen Ignamen gefüllt und der Kopf zum Hohn durch einen Kochtopf ersetzt. Die eingeborenen Hilfstruppen zur Zeit der Insurrektion 1878 brachten als Beweise ihrer Taten abgeschnittene Köpfe und Nasen an die französischen Posten (ANONYMUS ¹).

Lebend in die Hände des Feindes Gefallene werden bei den caledonischen Kriegen nicht immer getötet, sondern nicht selten adoptiert und als Glieder in den Stamm aufgenommen. Die Aufnahmezeremonie besteht in Zuteilung von Feld und Hütte, wofür der Gefangene als Besiegelung seiner Adoption eine Geldschnur gibt. Hat er keine, so leiht ihm eine solche der, der ihn gefangen hat und bei sich behalten will (LEENHARDT ²). Ebenso werden Frauen oft mitgenommen und kleine Kinder adoptiert, die dann den eigenen Kindern rechtlich völlig gleichgestellt werden.

Die siegreich heimkehrenden Truppen werden mit Jubel empfangen. Das Stammeshaupt beglückwünscht den Anführer und belohnt ihn mit Geldschnüren; die Krieger erhalten reichliche Lebensmittel, und ein Barde komponiert ein Siegeslied (PATOUILLET ³).

Die Tapferkeit und Kühnheit der Eingeborenen im Kampfe sind höchst bemerkenswert, nicht minder so ihre außerordentliche Behendigkeit im Vermeiden von Lanzen und Schleudersteinen durch zur Seite oder hinter Bäume springen, sich bücken oder zu Boden werfen. Dieselbe Taktik befolgen sie auch gegen Gewehr- und Kanonenkugeln, indem sie den Moment des Abfeuerns beobachten. Zur Zeit der Vorderladergewehre pflegten sie gedeckt den Schuß abzuwarten und vor vollendetem Wiederladen sich auf den Feind zu stürzen. Mit Gewehren wissen sie sehr gut umzugehen. Viele europäische Soldaten sind durch Gewehrschüsse aus dem Dickicht oder durch nachts zum Lager sich Hinschleichende getötet worden. Als Beweis von Treffsicherheit erzählt DE ROCHAS⁴, daß Ouvéa-Leute vom schwankenden Boot aus auf Kokosnüsse in 100 bis 200 m Distanz schossen, wobei wenigstens die Hälfte der Schüsse Treffer gewesen seien.

Was wir von den Kriegssitten der Loyalty-Insulaner wissen, stimmt im allgemeinen mit den caledonischen Erfahrungen überein (RAY ⁵).

Friedensschluß. Der überwundene Stamm sendet an den Sieger durch eine mit dem letzteren befreundete oder auch eine neutrale Person Geldschnüre und andere Geschenke, so auch auf den Loyalty-Inseln. Nach MONTROUZIER ⁶ sind oft Frauen des Siegerstammes, die in den der Besiegten hineingeheiratet haben, die Friedensparlamentäre. Auf Lifou und Ouvéa hat es nach HADFIELD ⁷ eine besondere Klasse von Leuten gegeben, die Frieden und Harmonie zwischen den Dörfern zu stiften hatten. Nicht nur der Besiegte, auch der Sieger kann nach LEENHARDT ⁸ Frieden anbieten, da es ihm nicht um Eroberung von Land, sondern nur um Hegemonie zu tun ist. Er lädt dann die Besiegten ein, ihre Hütten wieder zu bauen und sendet ein geknüpftes Baststoffband mit Geld. Der Besiegte erklärt die Annahme des Friedensangebots durch Rücksendung einer gleichen Geldschnur. Geldschnüre werden, wie schon erwähnt, auch ausgetauscht für die Gefallenen jeder Partei, als Ausdruck des wieder hergestellten Gleichgewichts und Gleichheit der Gesinnung.

¹ ANONYMUS, 88, p. 82 u. III; ² LEENHARDT, 104, p. 330; ³ PATOUILLET, 132, p. 165; ⁴ DE ROCHAS, 145, p. 210; ⁵ RAY, 135, p. 293; ⁶ MONTROUZIER, 123, p. 376; ⁷ HADFIELD, 82, p. 153—154; ⁸ LEENHARDT, 104, p. 330—331.

Auf Lifou schickt nach Friedensschluß der Sieger dem besiegten Chef Geschenke als Trost und als Zeichen, daß alle Feindschaft nun zu Ende sei. Das Rachegefühl der Besiegten ist aber trotz allen diesen Zeremonien nicht besänftigt.

Krieg mit fremden Eindringlingen. Nun noch ein Wort über Einfälle von auswärts, die natürlich möglichst abgewehrt wurden. Solche fremde Invasionen waren in Caledonien, wie bereits in der Einleitung gesagt, jedenfalls selten, schon wegen des Schutzes, den das Außenriff der Insel gewährt. Was wir von solchen sicher wissen, ist ebendort erwähnt worden.

Als fremde Eindringlinge und Feinde wurden früher auch vielfach europäische Schiffe behandelt. Sehr lebhaft schildert CHEYNE ¹, der im Jahre 1842 in Balade eine Trepangstation errichten wollte, den Überfall auf sein Schiff, dem er nur mit Mühe entging. Zunächst näherte sich seinem Schiff ein Doppelkanu mit Leuten, die als Friedenszeichen Baumbaststoffe schwangen, Geschenke brachten und auch solche erhielten. So kamen etwa 200 auf Deck, die an Bord zu schlafen beehrten, was nur mit Gewalt verhindert werden konnte. Nachts erschienen am Ufer und auf den Bergen Feuerzeichen, und am Morgen schwammen Hunderte zum Schiff, begleitet von vier Krieksbooten mit etwa 160 Mann an Bord, während fünfzehn weitere Boote in der Ferne sichtbar wurden und am Ufer zahlreiche Bewaffnete sich sammelten. Etwa 200 bis 300 Eingeborene kletterten auf Deck und erhielten vom Wasser aus Lanzen und Keulen. Nun begannen sie, alles über Bord zu werfen und einen Kriegstanz zu tanzen. Mit größter Mühe räumten CHEYNES Leute das Schiff mit Bajonetten und Schüssen unter einem Hagel von Steinen und Lanzen, wobei es viele Verwundete und Tote gab. Endlich gelang es, die Segel zu hissen und abzufahren. Viele andere europäische Schiffe entkamen nicht so glücklich wie CHEYNE, sowohl an den caledonischen Küsten, als auf den Loyalty-Inseln und erlitten teils nur starke Verluste an Mannschaft, teils fielen sie ganz in Feindeshand. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß sehr oft der gerechte Zorn der Eingeborenen durch rohe Behandlung und brutale Schießereien von seite der europäischen Sandal- und Trepanghändler erweckt worden war. Auch der in Balade überfallene CHEYNE war, wie wir aus SEMPERS Palau-Reisen wissen, durchaus keine harmlose Natur, und seine Schilderung der Ereignisse ist vielleicht nicht ganz der Wahrheit entsprechend.

Über die Kriege und Überfälle der Eingeborenen nach der Okkupation der Insel durch Frankreich ist im Abschnitt über Kolonisation gesprochen worden.

Kannibalismus.

Die Sitte der Menschenfresserei ist über die ganze Insel Neu-Caledonien, mit Einschluß der Nebeninseln, verbreitet gewesen. Heute kann sie dank dem Einfluß von Regierung und Mission als erloschen angesehen werden. Bei der Insurrektion der Eingeborenen im Jahre 1878/79 waren noch Fälle von Anthropophagie nicht selten. Die französischen Truppen stießen bei der Verfolgung der Aufständischen mehrfach auf abgehauene Arme und Beine und auf Körbe mit gekochtem Menschenfleisch ². LEGRAND ³ sagt 1893, daß immer noch Fälle bei isolierten Stämmen, namentlich im Norden der Insel, vorkämen, ebenso PIROUTET ⁴ noch im Jahre 1909. Die Poyes verzehrten noch 1902 einen Sträfling. Ob bei dem während des Weltkrieges ausgebrochenen Aufstand im nördlichen Bergland, der einer Reihe von Kolonisten das Leben kostete, Fälle von Kannibalismus vorgekommen sind, ist mir nicht bekannt; ich weiß nur aus einem Bericht einer Nouméa-Zeitung von dem herausgerissenen Herz eines europäischen Opfers.

Über die Motive, die den Menschen zum Verzehren seiner Mitmenschen geführt haben, ist schon sehr viel geschrieben worden, und auch die caledonische Literatur befaßt sich reichlich

¹ CHEYNE, 33, p. 44 ff.; ² 88, p. 94 u. 105; ³ LEGRAND, 108, p. 75; ⁴ PIROUTET, 134, p. 608:

mit dieser Frage. Für die einen ist es der Mangel an stickstoffhaltiger Nahrung in unserem Gebiete, das außer Flederhunden und Ratten kein anderes einheimisches Säugetier beherbergt, der die Caledonier zu Kannibalen gemacht hat, also der Fleischmangel, so z. B. für LEMIRE¹ und GLAUMONT². Gourmandise und Fleischmangel sind nach VIEILLARD und DEPLANCHE³ Ursache der Menschenfresserei, welche nach einer Tradition zur Zeit einer Hungersnot entstanden sein soll. Auch DE ROCHAS⁴ vertritt die Ansicht, daß die Anthropophagie eine reine Nahrungssache sei, oder daß doch im Fehlen der Säugetiere die cause première derselben gesucht werden müsse, wonach ein materielles Bedürfnis vorliege⁵. BALANSA⁶ sieht gleichfalls im Nahrungsmangel ihren Ursprung, und ERSKINE⁷ hält den Fleischmangel, wenn er nicht den Kannibalismus erzeuge, doch für ein ihn aufrecht erhaltendes Element. In diesem Sinne kann auch das nach LAMBERT⁸ von Caledoniern oft gehörte Wort: „Ich sterbe vor Begier, Fleisch zu essen“ verwertet werden. Die Meinung, daß Salzangel bei vorwiegender Pflanzenkost eine wesentliche Triebfeder zu kannibalischen Akten bilde, weshalb die pflanzenbauenden, mütterrechtlichen Kulturen die Heimstätten der Menschenfresserei bilden, gibt KOPPERS⁹ wieder. Daß Fleischmangel oder überhaupt Nahrungsmangel diesen Trieb in Caledonien mächtig befördern half, ist wohl zweifellos, aber wir kennen Beispiele genug von Kannibalismus in Ländern, in denen es an anderer Fleischnahrung durchaus nicht gebricht. Man denke nur an die an Schweinen so reichen Neuen-Hebriden, in denen gleichwohl, mit Ausnahme der Banks- und Sta. Cruz-Inseln, die Menschenfresserei in voller Blüte stand und teilweise noch steht; man denke ferner an viele Gegenden Afrikas.

Diese einfache Erklärung kann also nicht völlig befriedigen, und man wird noch nach anderen Motiven suchen müssen. Als ein solches werden Haß gegen Feinde und eine Rachgier, die in der völligen Vernichtung des Gegners ihre Befriedigung findet, namhaft gemacht, so von MONCELON¹⁰, GARNIER¹¹, LAMBERT¹², PIONNIER¹³ und anderen. Für die Hebriden tut CODRINGTON¹⁴ dieses Motivs Erwähnung.

Daß Haß und Rachsucht eine große Rolle spielen, scheint mir auch durchaus glaublich; dennoch halte ich sie nicht für das Primäre, sondern denke, wie viele Autoren, die sich mit der Frage beschäftigt haben, daß die Urwurzel des Kannibalismus in animistischen und manistischen Vorstellungskreisen zu suchen sei, Verstärkung des eigenen Seelenstoffs durch den des Opfers (KRUIJT¹⁵, RIVERS¹⁶, SPEISER¹⁷ etc.). Solche Begriffe schimmern in Neu-Caledonien deutlich durch, wenn auch, wie BERNARD¹⁸ sich ausdrückt, der in Caledonien stark obliterierte religiöse Sinn des Kannibalismus dem physiologischen Platz gemacht hat. Aber die Spuren der Anschauung, daß mit dem Genuß des Fleisches die Kraft und auch geistige Eigenschaften des Verspeisten auf den Speisenden übergehen, sind noch deutlich zu erkennen. LORTSCH¹⁹ hat dies schon betont und OPIGEZ²⁰ sagt, die Leichen gefallener Feinde würden gegessen, um einen Teil der Tapferkeit des Toten zu assimilieren. Daß das genossene Fleisch dem Speisenden Mut verleihe, berichtet nach Aussage von Eingeborenen LEGRAND²¹. Deutlich geht dies auch aus einer Mitteilung GARNIERS²² hervor, dem ein Chef das Bein eines gefallenen Kriegers mit den Worten übergab: „Hier ein Stück deines und meines Feindes . . .; sein Fleisch wird einen guten Braten für meine Krieger abgeben, die nachher tüchtiger und stärker sein werden.“ VIEILLARD und DEPLANCHE²³ geben die Aussage eines Chefs wieder: „Wenn ich Menschenfleisch gegessen habe, bin ich stärker.“

¹ LEMIRE, 110, p. 97; ² GLAUMONT, 70, p. 84–85; ³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 216; ⁴ DE ROCHAS, 141, p. 414; ⁵ DE ROCHAS, 145, p. 304–305; ⁶ BALANSA, 14, p. 125; ⁷ ERSKINE, 45, p. 356; ⁸ LAMBERT, 99, p. 204; ⁹ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 559; ¹⁰ MONCELON, 120, p. 362–363; ¹¹ GARNIER, 62, p. 254; ¹² LAMBERT, 99, p. 178; ¹³ PIONNIER, 133, p. 19; ¹⁴ CODRINGTON, 34, p. 342; ¹⁵ KRUIJT, 96, p. 53; ¹⁶ RIVERS, 138, p. 100; ¹⁷ SPEISER, 165, p. 240 ff.; ¹⁸ BERNARD, 17, p. 278; ¹⁹ LORTSCH, 114, p. 106; ²⁰ OPIGEZ, 131, p. 433; ²¹ LEGRAND, 108, p. 75; ²² GARNIER, 62, p. 347; ²³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 213.

LAMBERT¹ erzählt, daß nach der Ausmordung einer Schaluppe des Vermessungsschiffes *Alcmène*, nördlich von Balade, im Jahre 1850 der Chef der *Nénéma* in einem Korb das Herz und die Schulter des Befehlshabers mit sich nahm als Opfer an die Geister, um immer stark zu bleiben; das Herz wurde auf heiligem Holzstoß gekocht und dann verspeist. Bekanntlich verzehren auch die West-Australier das Herzfett großer Krieger, um deren Mut zu gewinnen (FOY²), und nach DE ROCHAS³ essen die Maori ein Feindesherz, um ihren Mut zu vermehren, wie auch in Zentral-Celebes die Vorflechter der Kailier ein Stück Feindesherz verspeisen, um tapfer zu werden (KRUIJT⁴).

In diesen Ideenkreis gehört auch der Umstand, daß in Neu-Caledonien die Geschlechtsteile des Gefallenen Anteil des Siegers waren, der zweifellos durch deren Genuß seine eigene sexuelle Kraft zu stärken glaubte (LABILLARDIÈRE⁵). Kopf und Geschlechtsorgane sind nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁶ Anteil des Chefs gewesen, sicherlich als besonders zauberkraft- oder seelenstoffreiche Teile des Körpers. Auch nach VINCENT⁷ und LEGRAND⁸ waren Kopf, Gehirn, Herz und Hände den Häuptlingen reserviert, die Hände nach TURNER⁹ ein Leckerbissen der Priester. Daß bei großen Gedächtnisfeiern der Genuß von Menschenfleisch zur eigentlichen Weihe erforderlich war, beweist auch die besondere Wertschätzung und Ausnahmestellung dieses Materials.

Diese mystischen Eigenschaften des Menschenfleisches sind aber in Caledonien ganz überwuchert worden durch seine Schätzung als Genußmittel. Ein Eingeborener sagte sehr naiv zu Missionar ROUGEYRON¹⁰: „Vater, es kann wohl sein, daß seine Mitmenschen zu essen, eine böse Handlung ist, aber sage nicht, daß es nicht gut sei, denn dann würdest du lügen.“ GARNIER¹¹ erhielt auf seine Frage, warum sie ihre Feinde verspeisten, die Antwort: „Weil es schön und gut ist, ebensogut als Schwein und Kuh; Ihr habt viel Fleisch, könnt die Gefallenen verfaulen lassen.“ ATKINSON¹² gibt die Aussage eines alten Lifou-Mannes wieder: „Ich sage dir, daß weder Ochs, Huhn, Schwein und Schaf es an Güte mit Menschenfleisch aufnehmen können.“ Kinderfleisch wurde als besonders delikat geschätzt; ein Chef verglich es mit Kalbfleisch (VIEILLARD und DEPLANCHE¹³). Reine Wertschätzung menschlicher Leichen als Nahrungsmittel zeigt sich auch deutlich in der Art der Zählung der im Kriege Gefallenen: „Wieviel Männer unsere Nahrung, wieviel die ihre?“ (LAMBERT¹⁴). Im gleichen Sinne spricht die entrüstete Äußerung Eingeborener christlichen Lehrern gegenüber, die ihnen die Menschenfresserei untersagen wollten: „Wollt Ihr uns die Seefische verbieten? Das sind unsere Fische“ (TURNER, l. c.). Auch bei LEGRAND¹⁵ und PIONNIER¹⁶ findet sich die Notiz, daß Menschenfleisch sehr geschätzt sei und gut schmecke. Die Überzeugung, daß Menschenfleisch ein Leckerbissen sei, war sicher auch der Grund, daß öfters an befreundete Kolonisten und französische Postenchefs, selbst an Missionare, Stücke als Geschenk gesandt wurden (MONCELON¹⁷, GARNIER¹⁸, COLOMB¹⁹). Schon LABILLARDIÈRE²⁰ erzählt, daß seinen Leuten Menschenfleisch angeboten wurde. Bei LEGRAND²¹ findet sich die Geschichte, daß an einen Pflanzler bei Kanala eine Deputation seiner Arbeiter die Frage richtete, ob er zornig würde, wenn sie einen Kameraden, der vom Baum gefallen, aufessen würden; es sei so schade um das schöne Fleisch. All das zeigt auch die völlig naive Auffassung der Eingeborenen dieser vom Kulturmenschen so sehr verabscheuten Sitte, für welche mir der Satz TOUSSENELS das Richtige getroffen zu haben scheint: „Le mal est moins de manger son semblable une fois mort que de le tuer pour le manger“ (nach LEMIRE²²).

¹ LAMBERT, 99, p. 35 und 178; ² FOY, 55, p. 548; ³ DE ROCHAS, 145, p. 302; ⁴ KRUIJT, 96, p. 23; ⁵ LABILLARDIÈRE, 97, p. 216; ⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 213; ⁷ VINCENT, 172, p. 71; ⁸ LEGRAND, 108, p. 144; ⁹ TURNER, 167, p. 427; ¹⁰ Brief von 1845, bei BRAINNE, 29, p. 79; ¹¹ GARNIER, 180, p. 103—104; ¹² ATKINSON, 192, p. 253; ¹³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 216; ¹⁴ LAMBERT, 99, p. 177; ¹⁵ LEGRAND, 108, p. 75; ¹⁶ PIONNIER, 133, p. 18; ¹⁷ MONCELON, 120, p. 363; ¹⁸ GARNIER, 62, p. 348; ¹⁹ COLOMB, 193, p. 3; ²⁰ LABILLARDIÈRE, 97, p. 191 u. 194; ²¹ LEGRAND, 108, p. 76; ²² LEMIRE, 110, p. 97.

Gegessen wurden in erster Linie die im Kriege gefallenen Feinde, während die Toten der eigenen Partei nicht verspeist, sondern begraben wurden (LAMBERT ¹). Die Gier nach Menschenfleisch führte vielfach zu Kriegen, mit dem einzigen Zweck, solches zu erbeuten; sie machte aber nicht Halt bei gefallenen, feindlichen Kriegern und Kriegsgefangenen. Der Zauberei Angeklagte (MONTROUZIER ²) und andere wegen eines Vergehens Verurteilte konnte das gleiche Schicksal treffen. In einigen Stämmen sollen nach VIEILLARD und DEPLANCHE ³ sterile Frauen verspeist worden sein. Weiter aber kamen zahlreiche, kaltblütige Morde von Männern, Frauen und Kindern zum Zwecke der Gewinnung von Menschenfleisch vor. Chefs ließen Untertanen töten, um Gäste mit Glanz bewirten zu können, wie dies MONTROUZIER, l. c., von einem Pouébo-Häuptling bei Anlaß der Geburtsfeier eines Sohnes berichtet. Es waren namentlich gewisse Stammeshäupter, die dem Kannibalismus in unerhörter Weise fröhnten und ihre Macht mißbrauchten, indem sie von ihren eigenen Stammesangehörigen fraßen, freilich keine Angesehenen, sondern nur kleine Leute, wie VIEILLARD und DEPLANCHE ⁴ und LEENHARDT ⁵ bemerken. Berüchtigt war vor allen der Grandchef Bouarate von Hienghène, der wahre Orgien in Menschenfleisch feierte. Das muß in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts gewesen sein. Bouarate erschoss eigenhändig mit einem Gewehr Männer und Frauen und ließ andere ermorden (BRAINNE ⁶, MONTROUZIER ⁷). Als LECOMTE 1846 ihn besuchte, sah er fünf bis sechs Menschenköpfe und zahlreiche andere Reste an Bäumen um seine Hütte hängen. Andere Chefs waren nicht viel besser. Einer von Pouébo soll jede Woche wenigstens ein Opfer verspeist haben. In ähnlicher Weise hauste ein Chef von Bondé. Nach BOURGAREL ⁸ hielten solche Häuptlinge einen eigenen Exekutor für ihre Mordzwecke. Daß ein Chef im Norden Menschen soll eingesalzen haben, wie derselbe Autor nach Angabe eines Sandalhändlers berichtet, ist kaum wahrscheinlich. Indessen kam bei Überfluß Räuchern von Menschenfleisch vor; es sollen sogar ganze Körper auf diese Weise konserviert worden sein (VIEILLARD und DEPLANCHE ⁹).

Es muß aber zum Lob der Eingeborenen gesagt werden, daß sie das Betragen solcher Häuptlinge als etwas Unnatürliches verurteilten und sie als Monstra ansahen (LAMBERT ¹⁰). In der Tat scheint es sich um mehr oder weniger pathologische Fälle, um eine Art von Sadismus, gehandelt zu haben, wie dies auch SPEISER ¹¹ für ähnliche Erscheinungen bei alten Häuptlingen der Neuen-Hebriden auffaßt. PIROUTET ¹² erzählt, wie ein solcher Chef, der schon früher genannte Gondou, schließlich getötet und aus Rache selber verspeist worden sei, wobei die Legende berichtet, daß beim Öffnen seines Leibes zahlreiche schwarze und weiße Vögel herausgeflogen seien, die Seelen der von ihm verzehrten Eingeborenen und Weißen.

Der Kannibalismus ist keineswegs ein ausschließliches Vorrecht der Häuptlinge gewesen; sie erhielten bloß, wie oben schon gesagt, die besten und wertvollsten Stücke, nach ihnen die Notabeln und Krieger. Frauen bekamen nur etwas, wenn sehr viel zur Verfügung stand (MONTROUZIER ¹³). Doch gab es, wie es scheint, Fälle, wo selbst Kinder trotz ihrer Abneigung Fleisch genießen mußten. MONTROUZIER erzählt, daß bei einem Mord von fünf Europäern ein Kind bis zur Übelkeit Fleisch zu essen bekommen habe, und TURNER ¹⁴, daß wenn ein feindlicher Chef verspeist werde, alle, auch kleine Kinder, an der Mahlzeit teilnehmen müssen.

Dabei ist es merkwürdig, daß auch Frauen gelegentlich sich zu leidenschaftlichen Kannibalen entwickelt haben. Es wird von Bouarates Frau und anderen Häuptlingsfrauen berichtet, daß sie ihre Männer zu Kriegen aufgestachelt haben, um Menschenfleisch zu gewinnen (BRAINNE ¹⁵).

¹ LAMBERT, 99, p. 178; ² MONTROUZIER, 124, p. 31—32; ³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 216; ⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 213; ⁵ LEENHARDT, 103, p. 18; ⁶ BRAINNE, 29, p. 108, 109 u. 112; ⁷ MONTROUZIER, 124, p. 32—33; ⁸ BOURGAREL, 24, p. 405; ⁹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 216; ¹⁰ LAMBERT, 99, p. 76; ¹¹ SPEISER, 165, p. 241; ¹² PIROUTET, 134, p. 606; ¹³ MONTROUZIER, 124, p. 33; ¹⁴ TURNER, 167, p. 427; ¹⁵ BRAINNE, 29, p. 107.

Frau Bouarate soll nach PIROUTET¹ eine Vorliebe für Frauenbrüste gehabt haben. Solche werden auch von GLAUMONT² als beliebte Bissen erwähnt.

Während auf den Neuen-Hebriden Weiße nur selten verspeist werden (SPEISER³) und auf Neu-Guinea nach BUSCHAN⁴ nie, was vermutlich auf Furcht vor dem Geist des Weißen zurückzuführen ist, waren in Caledonien die Fälle von Verspeisen Weißer sehr häufig. Zahlreiche europäische Schiffsmannschaften sind im letzten Jahrhundert bis in die 60er Jahre hinein ermordet und verzehrt worden. Am bekanntesten darunter ist der oben schon erwähnte Überfall einer Schaluppe der *Alcmène*, welcher 2 Offizieren und 12 Matrosen das Leben gekostet hat. Landende Europäer wurden als Feinde angesehen und wie die eigenen Feinde behandelt. Aber nicht nur Schiffsmannschaften, auch Kolonisten, Militärposten und entlassene Sträflinge sind mehrfach umgebracht und verspeist worden. Solche Missetaten führten dann naturgemäß zu Strafexpeditionen, Zerstörung von Dörfern und Pflanzungen usw. Immerhin scheint Europäerfleisch weniger geschätzt gewesen zu sein als das der Eingeborenen. Nach verschiedenen Berichten erschien ihnen das Fleisch der Weißen zu stark gesalzen.

Als eine gute Eigenschaft der Caledonier muß hervorgehoben werden, daß sie ihre Opfer nicht quälten, sondern rasch töteten (MONCELON⁵, PIONNIER⁶). Raffinierte Grausamkeit ist auch nach MONTROUZIER⁷ dem Caledonier fremd; auch wurde nie ein Opfer gemästet. Die Erzählung TURNERS⁸, nach welcher Gefangene, an einen Baum gebunden, zusehen mußten, wie der Erdofen für sie hergerichtet wurde, klingt unwahrscheinlich.

Die im Kriege erbeuteten Leichen wurden, wenn das heimatliche Dorf nahe war, dorthin gebracht, sonst an Ort und Stelle zerstückt und gebraten (LAMBERT⁹). Das Fleisch wurde unter die Chefs und Krieger verteilt, die davon, in Blätter gewickelt, an ihre Familien sandten (DE ROCHAS¹⁰). Derselbe Autor erzählt an anderer Stelle¹¹, daß Chefs an ungewisse Freunde Fleischstücke senden, um sie zu gewinnen, da mit der Annahme des Geschenkes auch eine Solidaritätserklärung verbunden sei. LEENHARDT¹² berichtet, im Kriege entnehme ein Priester oder Wahrsager oder auch ein Stellvertreter dem ersten gefallenen Feind einen heiligen Teil und sende Stücke davon an alle Familien, damit sie sich über den Sieg freuen und für die Sache gewonnen werden.

Das Zubereiten der zerstückten Kadaver geschah entweder im Erdofen zwischen glühenden Steinen, oder man röstete auch kleinere Stücke über dem Feuer oder auf Kohlen. Nach TURNER, l. c., wurde zuweilen eine ganze Leiche in Hockerstellung im Erdofen gebraten. Zubereitung von Menschenfleisch war ausschließlich Sache der Männer (VIEILLARD und DEPLANCHE¹³).

LABILLARDIÈRE¹⁴ ließ sich den Prozeß des Zerteilens einer Leiche vordemonstrieren. Einer seiner Leute legte sich zu diesem Zwecke auf dem Rücken auf die Erde. Ein Eingeborener ahmte zunächst einen Kampf nach, tanzte mit dem großen Scheibenbeil in der Hand und zeigte, wie man damit den Bauch öffnet; dann demonstrierte er das Abschneiden der Geschlechtsteile und das Abhacken der Glieder an den Artikulationen. Das Fleisch der Arme und Beine werde dann in Tranchen von 7 bis 8 cm Dicke zerschnitten, die man auf Kohlen röste. Zum Herausholen der Eingeweide aus der Bauchhöhle zeigte er eine Art Gabel, gebildet aus zwei wohl polierten und geschärften Unterarmknochen des Menschen, fixiert in einem Geflecht sehr solider Tressen. LABILLARDIÈRE¹⁵ bildet sehr schematisch eine solche Eingeweidegabel ab. Dieses Gerät erwähnt auch LEGRAND¹⁶ bei Anlaß der Ermordung eines Korporals und fünf Soldaten durch die Ouébias im Norden der Insel. GIGLIOLI^{17 u. 18} besaß als große Rarität ein solches Stück in seiner Sammlung,

¹ PIROUTET, 134, p. 606; ² GLAUMONT, 69, p. 341; ³ SPEISER, 165, p. 240; ⁴ BUSCHAN, 32, p. 82; ⁵ MONCELON, 122, p. 347; ⁶ PIONNIER, 133, p. 26; ⁷ MONTROUZIER, 124, p. 33; ⁸ TURNER, 167, p. 426; ⁹ LAMBERT, 99, p. 177; ¹⁰ DE ROCHAS, 141, p. 414–415; ¹¹ DE ROCHAS, 145, p. 206; ¹² LEENHARDT, 107, p. 47; ¹³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 213; ¹⁴ LABILLARDIÈRE, 97, p. 216–217; ¹⁵ LABILLARDIÈRE, 97, Taf. 38, Fig. 20; ¹⁶ LEGRAND, 108, p. 144; ¹⁷ GIGLIOLI, 66, p. 81; ¹⁸ GIGLIOLI, 195, p. 162.

das aus dem Besitz des Ouébia-Chefs Cohima (1868) stammte. Es befindet sich jetzt im Ethnographischen Museum zu Rom, wo ich es habe untersuchen können und photographieren lassen, s. Tafel 63, Fig. 8. Es besteht aus einer Ulna und einem Radius des Menschen, scharf zugespitzt und an den Spitzen angekohlt. Diese Knochen schauen 19 cm weit aus einem die Gelenkköpfe umgebenden, dicken Knoten geflochtener Schnüre hervor, umspinnen von einem Maschenwerk aus Flederhundwollschnur. In die Spitze des Knotens ist ein Schleuderstrick eingelassen. Das neben dieser Eingeweidegabel in Fig. 9 abgebildete, dolchartige Gerät hat wohl auch zu kannibalischen Zwecken gedient. Ein 28 cm langer, polierter und zugespitzter Knochen, nach GIGLIOLI ein Radius eines kleinen Pferdes, ist oben mit Kokosschnüren umwickelt, an denen 6 grüne Steinperlen befestigt sind. Das Stück soll aus einer Häuptlingshütte stammen in der Kette zwischen Bourail und Ouarai.

Nach der oben beschriebenen Demonstration wurde es LABILLARDIÈRE klar, was das Betasten der muskulösen Arme und Beine seiner Matrosen durch die Eingeborenen für einen Sinn hatte. Dabei ließen sie ein leises Pfeifen hören, die Zähne aufeinander pressend und die Zungenspitze daran legend; dann öffneten sie den Mund, mehrere klappende Laute hervorruhend.

Der Chef der Poyes erzählte Herrn BOUGE, es habe Bambusmesser gegeben, die ausschließlich zum Zerschneiden von Menschenfleisch dienten. Man habe sie an die Schulter gehängt unter der Achselhöhle längs des Körpers getragen; ein Wulst aus Kokosfasern habe verhindert, daß bei der Arbeit das Blut die Hände berühre.

Nach VIEILLARD und DEPLANCHE¹ wird die zu verspeisende Leiche an einen Baum gehängt, der Bauch mit einem Bambusmesser oder einer Muschel geöffnet; dann werden die Eingeweide herausgeholt, die Glieder abgehackt und in Stücke geteilt.

Die Schädel verspeister Feinde wurden nicht zerbrochen, sondern als Trophäen aufbewahrt; sie kamen auf die Hütte oder auf Pfosten vor derselben, während Knochen am Hag der Wohnung festgebunden wurden (LAMBERT²). LEMIRE³ sah vor dem Chefhause in Watili an der Nordwestküste sechs Pfosten, an denen mit Stroh Knochen festgebunden waren; die Schädel steckten, um sie europäischen Blicken zu entziehen, auf Hagpfosten hinter der Hütte. Es waren, wie herumliegende Trümmer eines europäischen Schiffs erwiesen, die Reste einer im Jahre 1865 ermordeten Mannschaft. Auch von anderen Orten sind solche Schädel-trophäen signalisiert worden. Nach GARNIER⁴, der in Houindo an der Ostküste 4 oder 5 auf hohen Pfählen vor der Chefhütte aufgefllanzte Schädel sah, werden solche Trophäen von siegreichen Feinden mitgenommen; sie sind natürlich für den Stamm, dem die Toten angehörten, eine Beleidigung, und man sucht sie wieder zu gewinnen. Familienmitglieder der Erschlagenen sollen zu diesem Zwecke oft kühne Streiche ausführen (DE ROCHAS⁵).

Die Sitte, feindliche Schädel als Trophäen aufzubewahren, darf nicht mit Kopfjagd verwechselt werden. Von diesem Gebrauch fehlt in Caledonien jede Spur.

Heutzutage sieht man natürlich solche Trophäen nicht mehr. Als eine Erinnerung an diese Sitte darf vielleicht ein aus Holz roh und in nicht ganz halber Größe geschnitzter Menschenschädel, Taf. 62, Fig. 9, angesehen werden, den mir ein Mann vom Stamme der Pamboa brachte mit der Angabe, er sei auf oder im Hüttendach aufbewahrt gewesen; er hat hinten ein Loch zur Befestigung.

Vom Fressen ausgegrabener Leichen habe ich in der Literatur nur eine einzige Notiz bei MONTROUZIER⁶ gefunden, nach welcher ein Bondé-Mann in Balade einen Kadaver ausgegraben habe, um ihn zu verzehren. Daß indessen Fleisch, selbst schon in fortgeschrittener Zersetzung, nicht

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 216; ² LAMBERT, 99, p. 178; ³ LEMIRE, 110, p. 120; ⁴ GARNIER, 62, p. 338 u. 226; ⁵ DE ROCHAS, 145, p. 206; ⁶ MONTROUZIER, 124, p. 33.

verschmährt wurde, ist sicher. Auf Tanna und Fate ist nach SPEISER¹ Aasfresserei, Ausgraben von Leichen, üblich gewesen.

Das Töten und Verspeisen von Feinden galt in Caledonien als eine Ruhmestat. Daher wurde gerne die Zahl der Opfer eines Mannes zur Erinnerung markiert. Ich erhielt im unteren Houailou-Tal einen Pfahl mit 45 sorgfältig gearbeiteten, cupulaförmigen Marken, die getötete und verspeiste Feinde bedeuten sollen, Taf. 43, Fig. 7. Sein Besitzer, der Großvater des jetzigen Dorfhauptes von Neshakouja, war nach Angabe ein besonders hervorragender Kriegermann gewesen. Ebenso sah ich in Mia, oberhalb von Kanala, einen verwitterten, oben gegabelten Hüttenpfahl, an dem eine Reihe eingehauener Kerben die Zahl der getöteten Feinde markierte. Dieser Sitte tun auch MONCELON² und PIONNIER³ Erwähnung. Der letztere spricht von 76 Kerben an einem Baumstamm als Marken für die Opfer einer einzigen Person.

Zum Schlusse möge abgekürzt die packende Erzählung GARNIER⁴ hier Platz finden, der wohl als einziger gebildeter Europäer eine Kannibalenmahlzeit in Neu-Caledonien zu beobachten Gelegenheit hatte, und zwar in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts. Es war dies in Houindo an der Ostküste am Kap Bocage, nicht weit von Houailou. Dort sollte (siehe p. 209) ein Pilu gefeiert werden trotz der Drohung des nördlich benachbarten Stammes der Ponérihouen, diesen Anlaß zu einem Überfall zu benützen. GARNIER wünschte, das Fest zu sehen und begab sich, begleitet von einigen Soldaten und Eingeborenen, nach Houindo. Die Schilderung des Kampfes, bei dem die Leute von Houindo Sieger blieben, findet sich im Kapitel über Krieg. Daß GARNIER nach dem Siege das Bein eines gefallenen Kriegers angeboten wurde, ist oben, p. 212, erwähnt worden. In der Nacht schlich er sich mit seinen Leuten zur Hütte des Chefs, die in einem dichten Gehölz von Kokospalmen stand. Versteckt hinter einer Hecke von Zuckerrohr und Bananen, über-sah er das folgende Schauspiel. Ein Dutzend Männer saßen bei einem großen Feuer, das sie hell beleuchtete. In ihrer Mitte auf Bananenblättern lag ein Haufen dampfenden Fleisches, umgeben von Taros und Ignamen. Man sah noch die Erdgrube, in der die abgetrennten Glieder waren gebraten worden. Eine wilde Freude malte sich auf den Gesichtern aller dieser Dämonen, die mit beiden Händen Fleischstücke zum Munde führten. Gerade GARNIER gegenüber saß ein alter Häuptling mit weißem Barte. Statt wie seine jüngeren Genossen die dicke Fleischmasse eines Schenkels zu verzehren, begnügte er sich damit, einen Kopf zu benagen, dessen Haare abgesengt waren. Mit seinen Zähnen zerriß er die Weichteile, Nase und Backen. Mit spitzem Stocke fuhr er in die halboffenen Augen hinein, um den Schädel zu entleeren, den er dann gegen einen Stein stieß, um Gehirnteile herauszuholen, die er gierig verzehrte. Um das Gehirn völlig herauszubringen, legte er den Hinterkopf ans Feuer, damit durch die Hitze das Gehirn sich von seinen Hüllen löse. Das gelang auch, und in wenigen Minuten entleerte er den Schädel durch die verschiedenen Öffnungen. Schaudernd zog sich GARNIER von diesem gräßlichen Schauspiel und aus der gefährlichen Lage, in der er sich befand, zurück.

Loyalty-Inseln. Ganz gleich, wie in Neu-Caledonien, war der Kannibalismus auf den drei Loyalty-Inseln eingewurzelte Sitte, die erst durch die Mission zum Verschwinden gebracht wurde. In den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts wurden noch auf Maré Mannschaften europäischer Schiffe erschlagen und verspeist. Der alte katholische Priester BEAULIEU in La Roche, der 1866 nach Ost-Maré kam, erzählte mir, daß damals in diesem Inselteil Kannibalismus noch allgemeine Sitte war, während im westlichen Maré unter dem Einfluß der protestantischen Mission dieser Brauch seit mehr als einem Jahrzehnt bereits verschwunden war. Eingeborene von Maré berichteten mir, sie seien früher viel zahlreicher gewesen als heute und Nahrungsmangel habe zur Anthropophagie geführt. Das ist natürlich, wie in Caledonien, eine harmlose Umdeutung

¹ SPEISER, 165, p. 244; ² MONCELON, 122, p. 375; ³ PIONNIER, 133, p. 21; ⁴ GARNIER, 62, p. 338 ff.

von Epigonen, die sich der Taten ihrer Vorväter schämen. Dasselbe erzählen sie auf Lifou, und die Ouvéa sagen, sie hätten die Sitte von den Caledoniern übernommen (HADFIELD¹).

Wie in Neu-Caledonien, waren es auch auf den Loyalty-Inseln in erster Linie die im Kriege gefallenen Feinde, welche verspeist wurden. Sie sollen auf Lifou nach HADFIELD in Bananen- und Kokosblätter gewickelt ganz auf heißen Steinen gebraten worden sein. CHEYNE² berichtet, die Häuptlinge hätten als ihren Anteil die Augen, das Herz und einen Teil der Brust erhalten; Fleischstücke seien auch an Freunde gesandt worden, die sie, wenn auch schon in Fäulnis übergegangen, verzehrt hätten. Frauen nahmen an der Mahlzeit nicht teil, erhielten aber etwa ein Stückchen durch ihre Männer. Schädel und Knochen wurden als Trophäen aufbewahrt. Weiter sollen nach HADFIELD³ Diebe die Strafe des Verspeistwerdens erlitten haben.

Wie in Caledonien, artete auch auf den Loyalty-Inseln die Anthropophagie zu rohesten Formen aus, zu Morden von Frauen und Kindern, heimtückisch beim Fischfang oder auf dem Feld überfallen und zum Schlachten von Untergebenen auf Befehl der Chefs. Der Stammeshäuptling Bula auf Lifou, der später unter christlichem Einflusse die Menschenfresserei untersagte, soll früher 16 gebratene Kadaver zur Mahlzeit vor sich gehabt haben, wie ERSKINE⁴ angibt. Diese arge Übertreibung, denn selbst der eingefleischteste Kannibale kann solche Massen nicht vertilgen, ist von TURNER⁵ wiederholt worden. Häufiger als in Caledonien scheint auf den Inseln das Ausgraben und Verzehren bereits bestatteter Leichen gewesen zu sein. Solcher Leichenfraß aus Gräbern wird erwähnt von MURRAY⁶, MAC FARLANE⁷ und HADFIELD⁸).

Als Kuriosität mag erwähnt sein, daß auf Lifou um die Mitte des letzten Jahrhunderts ein Engländer gelebt hat, der die Gewohnheit des Menschenfressens angenommen hat und darum von den europäischen Händlern „Cannibal Charley“ genannt wurde. Es erzählen dies MURRAY und MAC FARLANE.

Auf Maré habe ich Reste einer Kannibalen-Mahlzeit am Eingang einer Grotte am Fuße des La Roche-Felsens gefunden, zerhackte Schädel und Knochen. Es sollen nach Angabe Überbleibsel von im nahen Dorfe Verspeisten sein.

Feste, Tänze und Tanzgeräte.

Tänze und Feste. Der Europäer bezeichnet die Feste und den Tanz der Eingeborenen als Pilu-Pilu, so auch die letzteren, aber nur, wenn sie mit Weißen sprechen. In mehreren Dialekten bedeutet nach LEENHARDT⁹ der Ausdruck „Piloi“ oder „Piloe“ die Idee der Wiederholung, des Rhythmus. Der Caledonier braucht diese Worte für seine Feste selber nicht, sondern Bezeichnungen, welche die Begriffe von „heilig“ oder von „Lebensmittelverteilung“ einschließen. Mit dem Tanz allein ist eben der Inhalt eines Pilus keineswegs erschöpft; dem Caledonier ist ein solches weit mehr, ein den Ahnenseelen wohlgefälliges Werk, eine Befestigung alter Freundschaftsbande, eine Verbrüderung der Stämme, wie dies einer mit den folgenden Worten ausdrückte: „Unsere Feste gleichen der Bewegung der Nadel, welche die Teile der Strohbedachung der Hütte verbindet, um daraus ein einziges Dach zu machen“ (LEENHARDT¹⁰). Der Eingeborene spricht gerne in Bildern.

Es gibt Pilus sehr verschiedener Art, kleine, die nur im Schoß der Familie und ihrer Freunde stattfinden bei irgend einem glücklichen oder unglücklichen Ereignis, Geburt, Hochzeit, Tod usw. und große, die den ganzen Stamm betreffen und zu denen befreundete Nachbarstämme eingeladen werden, wie die Ignamen-Erntefeste, die Gedächtnisfeiern für große verstorbene Häuptlinge, die

¹ HADFIELD, 82, p. 168; ² CHEYNE, 33, p. 15 u. 17; ³ HADFIELD, 82, p. 24; ⁴ ERSKINE, 45, p. 369;

⁵ TURNER, 167, p. 399; ⁶ MURRAY, 126, p. 346; ⁷ MAC FARLANE, 119, p. 6; ⁸ HADFIELD, 82, p. 216;

⁹ LEENHARDT, 105, p. 221; ¹⁰ LEENHARDT, 105, p. 263.

Feste zur Aufhebung des Leides um einen großen Toten, verbunden mit Beschneidungszeremonien und der Erhebung eines neuen Chefs.

Große Feste, an denen früher nicht selten 5000 bis 6000 Personen teilnahmen (DE VAUX ¹) finden heute nicht mehr statt. Die Abnahme der Bevölkerungszahl, der Zerfall der alten Sitten und das Erlöschen des Ahnenkults haben zerstörend eingewirkt. Was heute übrig geblieben ist, besteht hauptsächlich in Tanzvergnügen und reichlichen Mahlzeiten.

Betrachten wir zunächst die Tänze, für die der Caledonier eine wahre Leidenschaft besitzt und sie nächtelang bis zur Erschöpfung ausübt. Ich habe zweimal Gelegenheit gehabt, solche zu sehen, einmal des Abends in einem Dorfe bei Oubatche. Festgeber war ein alter Mann. Zwei sich gegenüberstehende, junge Männer ließen einen einförmigen Gesang hören; um sie herum standen Männer und Knaben, Rindenklappen (s. über diese bei Musik) aufeinander schlagend und scharfe Pfiffe ausstoßend; ein Junge schlug ein Bambusrohr im Takt gegen die Erde. Um dieses einen Heidenlärm verursachende Orchester herum bewegte sich der Tanz im Kreise. Einzeln oder in Reihen von zwei und drei trippelten Männer und Jünglinge, mit leicht gebogenen Knien etwas gespreizt gehend, die Hüften leicht schaukelnd und Zischlaute ausstoßend; Axt oder Keule trugen sie geschultert. Dazwischen hüpfen Kinder in Reihen bis zu fünf nebeneinander und sich an der Hand haltend; andere hatten Rindenklappen oder grüne Zweige in den Händen. Auch zwei alte Frauen liefen mit, Stöcke auf den Schultern. Zuweilen bildete das Ganze einen ungeordneten Knäuel. Mit einem allgemeinen Aufschrei, ausgehend von der Musik, aber von allen ausgestoßen, endete nach einigen Minuten plötzlich der Tanz, um kurz darauf, sobald die Musik wieder anhub, aufs neue zu beginnen. So geht es stundenlang weiter.

Schilderungen ähnlicher Kreistänze finden sich mehrfach in der Literatur. Sie erscheinen viel wilder, wenn sie, wie es die Regel ist, nachts stattfinden um ein Feuer oder bei Beleuchtung mit flammenden Scheitern und Kokosbränden, die um die tanzende Schar geschwungen werden. Zuweilen bewegt sich ein Teil der Tänzer in einer Richtung, ein anderer in entgegengesetzter um die zentrale Musik. Die inneren Kreise können sich nur mit kurzen, rhythmischen Schritten bewegen; je weiter entfernt von der Mitte, um so rascher muß sich der Wirbel drehen. Je länger der Tanz dauert, um so aufgeregter werden die Gesten und Körperverdrehungen der mit Lanzen und Keulen bewehrten, schwarz beschmierten Tänzer, um so wilder das Zischen und Pfeifen. LEGRAND ² vergleicht die von Feuer und von Fackeln bestrahlten, rasenden Gesellen mit einer Schar höllischer Geister.

Die Frauen und Mädchen tanzen manchmal mit den Männern zusammen; meist sind sie bloß Zuschauer oder schwingen Baumzweige um die tanzende Schar. Sie haben ihre Tänze für sich, die sie in einiger Entfernung von den Kriegern abhalten. GARNIER ³ sah einen solchen Tanz, ausgeführt von 400 bis 500 Frauen, bekleidet mit ihrem kurzen Faserrock; einige trugen Blätterkränze und Blumen im Haar, auch Hals- und Armbänder; Gesicht und Brust waren meist geschwärzt. Diese Frauen tanzten, wie die Männer, in einem großen Kreis, monoton singend, den Takt mit Bewegungen des Körpers begleitend, den Boden mit den Füßen stampfend und eine Hand gegen die andere schlagend. Um den Kreis herum bewegte sich eine kleine Gruppe mit langen, blühenden Zweigen. DE ROCHAS ⁴ erwähnt auch Guirlanden in den Händen der Tänzerinnen und sinnliche Bewegungen der Hüften von links nach rechts und umgekehrt. In der Mitte des Kreises befindet sich zuweilen ein Pfosten, an dessen Fuß singende und Rindenklappen schlagende Matronen sitzen (MONCELON ⁵).

¹ DE VAUX, 169, p. 345; ² LEGRAND, 108, p. 86; ³ GARNIER, 62, p. 348 ff.; ⁴ DE ROCHAS, 145, p. 273;

⁵ MONCELON, 122, p. 353.

Für die Tänze wählt man gerne die dunklen Nächte der Neumondzeit, die sich zu Liebesabenteuern im Busch eignen. Aus diesen und aus der allgemeinen Aufregung überhaupt resultieren nicht selten Händel, die zu Mord und Totschlag führen. Auch kommen vorbedachte Morde vor, indem ein Chef zu dem von ihm bestimmten Opfer einen Vertrauten gesellt, ein anderer eine Lanze oder einen Schleuderstein in die tanzende Menge wirft, wo es dann bei der hiedurch hervorgerufenen Panik und Verwirrung ein Leichtes ist, den Mord auszuführen (MONTROUZIER ¹). Daß die Tanzkonfusion günstig sei für Rache und Verrat, bestätigt auch LEENHARDT ², so daß ein Pilu zuweilen mit blutiger Schlacht und Flucht endet.

Etwas anders als der geschilderte Kreistanz verlief ein Pilu, das zu unserem Empfang in Bopope veranstaltet wurde. Aus dem Dorfe näherte sich unserer Hütte langsam ein Trupp von etwa 20 Männern und Jünglingen, etwa alle 10 m eine Pause machend. Ein Sänger, begleitet von Rindenklappen, sang die bekannte, monotone Melodie; die übrigen piffen und zischten. Ganz langsam tanzten sie spreizbeinig vorwärts, zuweilen an Ort und Stelle von einem Fuß auf den anderen hüpfend, in einer Hand die Axt, in der anderen Lanzenbündel schwingend. Gute Tänzer treten nicht mit der ganzen Fußsohle auf, sondern zuerst mit den Zehen, dann mit dem Ballen, wodurch ein eigentümlicher Takt zustande kommt. Mit einem allgemeinen Aufschrei machte der ungeordnete Schwarm halt, um bald darauf, sobald der Vorsänger wieder anhub, um weitere 10 m vorzurücken. Jeweilen am Ende einer Etappe sprang einer vor und legte ein Geschenk vor uns nieder, große Ignamen und ein Huhn. Als die Truppe nur noch etwa 12 m von uns entfernt war, lösten sich einige Männer daraus los, kamen mit geschwungener Axt auf uns zu und kehrten dann an ihren Ort zurück. Es folgte nun ein mimischer Kunsttanz, wie wir sie gleich kennen lernen werden. Daran anschließend, erschien aus dem Dorfe ein Maskenträger, Lanzen schwingend. Zwei Männer traten ihm entgegen und führten mit ihm ein Scheingefecht aus mit geschickt geworfenen und ebenso geschickt vermiedenen Lanzen. Über die Rolle des Maskenträgers bei Festen vergleiche man den Abschnitt über die Masken. Dann beschloß die von Reden begleitete Übergabe der Geschenke und unserer Gegengeschenke das Fest. Einen ganz ähnlichen Empfang, wie den beschriebenen, schildert LEMIRE ³.

Scheingefechte spielen neben den Tänzen bei allen Festen eine beliebte Rolle. Von einem Scheingefecht von zwei Parteien, die einander vor- und rückwärts trieben, berichten VIEILLARD und DEPLANCHE ⁴, von Scheinkämpfen zweier Abteilungen mit unschuldigen Lanzen, leichten, stumpfen Hölzern, die mit gymnastischer Kunst vermieden werden, (DE ROCHAS ⁵). Nicht immer sind aber diese Übungen so harmloser Natur. Bei dem von LEENHARDT ⁶ bei Gelegenheit eines großen Festes geschilderten Turbanspiel stellen sich Schleuderschützen am Rande eines Wassers auf und fordern die anderen mit Hohnreden heraus. Diese müssen nun durchs Wasser unter einem Hagel von Schleudersteinen gegen ihre Turbane, zuerst die Männer der väterlichen Seite in geschlossenen Gruppen, dann die mütterlichen in aufgelöster Ordnung. Ein vor der ersten Gruppe Marschierender trägt in einer Banderole am linken Handgelenk einen unverwundbar machenden Zauberstein, der den Trupp schützen soll. Es gehört sehr viel Mut und Geschick dazu, den Schleudersteinen auszuweichen. Allfällige Verwundete oder Tote werden nicht gerächt, ebensowenig wie bei den Spielen „Ti“ und „Cinyi“, Mutproben, welche die ankommenden Gäste durchzumachen haben. Bei dem letzteren wird ein Zweig in untiefes Wasser gepflanzt auf den Wegen, auf denen die Gäste heranrücken werden. Diese müssen nun unter einem Hagel von Schleudersteinen den Zweig auszureißen suchen (LEENHARDT ⁷).

¹ MONTROUZIER, 124, p. 31; ² LEENHARDT, 105, p. 254; ³ LEMIRE, 110, p. 116; ⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 210; ⁵ DE ROCHAS, 145, p. 274—275; ⁶ LEENHARDT, 105, p. 258—259; ⁷ LEENHARDT, 105, p. 243—244.

Eine Gruppe für sich bilden die Mimischen Tänze. Diese Kunsttänze pflegen am Schluß eines Totenfestes aufgeführt zu werden; sie verlangen eine sorgfältige Einübung. In Bopope wurde, um uns eine Freude zu machen, ein solcher Tanz von zehn jungen Männern vorgeführt. Er zerfiel in vier Figuren. Zu Beginn hockten sie in zwei Reihen auf der Erde, je fünf hintereinander, in jeder Hand ein Grasbüschel haltend. Mit diesen wischten sie abwechselnd den Boden, sprangen dann plötzlich auf, lebhaft die Büschel schwingend, bald alle nach vorn gekehrt, bald nach links, bald nach rechts sich drehend und neigend, die sämtlichen Bewegungen mit höchster Präzision ausführend. Plötzlich kehrten sie alle in die Hockstellung zurück, und die erste Figur war zu Ende. Einer der Tänzer amtierte als Tanzmeister und gab mit hohen Trillern die Zeichen für die verschiedenen Bewegungen an. Während der ganzen Dauer des Tanzes ließen alle heftige Zischlaute hören. Eine andere Figur bestand aus abwechselndem, raschem Aufspringen und Abhocken unter heftigem, aber stets graziösem Schwingen der Büschel. Zuletzt bildeten sie, tanzend und die Grasbüschel schwingend, im Gänsemarsch hintereinander eine Ellipse, warfen dann plötzlich alle zugleich erst das eine, dann das andere Büschel in elegantem, hohem Bogen fort.

Solche Kunsttänze werden von vielen Autoren erwähnt, und fast alle sprechen ihre Bewunderung über die Präzision der Ausführung aus, so von DE ROCHAS ¹, MONCELON ², OPIGEZ ³, GLAUMONT ⁴, PATOUILLET ⁵, LAMBERT ⁶, LEENHARDT ⁷.

Diese Tänze stellen Szenen des Lebens und der Natur dar, so die steigende, fallende und sich überstürzende Meereswooge, den Sturm, ausgedrückt durch Bewegungen, welche fallende Äste und Bäume nachahmen, das Pflanzen der Ignamen, den Fischfang, versinnbildlicht durch die Evolutionen der Fischer und der Fische, fliegende, schwebende und sich verfolgende Vögel, Kampfszenen, Gemetzel, Zerstörung und Sieg. LEENHARDT spricht von einem Tanz, bei dem alle Kampf-bewegungen mit der Keule, aber ohne Waffen, mimisch dargestellt werden und sagt, er sei von den Loyalty-Inseln her importiert worden, wo solche mimische Tänze gegenwärtig mehr entwickelt seien als in Caledonien. Auf Lifou hat Dr. A. U. DÄNIKER einen Tanz beobachtet, der symbolisch den Fang und die Zubereitung des Trepangs darstellen sollte.

Jedes caledonische Dorf oder Clan hat seinen eigenen mimischen Tanz, der ihm gehört und einen besonderen Namen trägt (LAMBERT, LEENHARDT). Die Frage liegt nahe, ob diesen Tänzen der verschiedenen Dörfer nicht totemistische Ideen zugrunde liegen, und ob sie nicht Darstellungen verschiedener Totems sind und auf diese einen günstigen Einfluß ausüben sollen. Zum mindesten könnte ihr Ursprung in solchen Gedankengängen zu suchen sein. Aufführungen von Mythen, wie bei den Marind-Anim (WIRZ ⁸) sind es entschieden nicht. Eher erinnern sie an Korrobori-Tänze der Australier, die ebenfalls Jagdszenen und dergleichen zur Darstellung bringen. Auch auf den Neuen-Hebriden kamen früher Gruppentänze mit theatralischem Charakter vor, die wochenlang eingeübt werden mußten, wobei durch Masken und Kostüme der Charakter der Tänzer zum Ausdruck gebracht wurde (SPEISER ⁹), was in Caledonien nicht der Fall ist. Wohl aber erscheint der Maskenträger häufig bei diesen Darstellungen.

Nach LEENHARDT¹⁰ schicken vor einem Feste, das eine väterliche Gruppe veranstaltet, die dieser angehörigen, jungen Männer als Einladung an ihre Cousins germains der mütterlichen Gruppe Strohbuketts oder kleine Besen aus geknüpftem Stroh „Poeti“, und diese antworten dann am Feste mit einem mimischen Tanz. Die Strohbindel gleichen den am Verbotstock des Totenortes angebrachten, und ihre Bedeutung ist: „Bereitet Tänze vor für die Ruhe der Toten“ (LEENHARDT ¹¹). Nach dem genannten Autor leitet der Tanzmeister die Bewegungen durch Zurufe.

¹ DE ROCHAS, 145, p. 274; ² MONCELON, 122, p. 354; ³ OPIGEZ, 131, p. 449; ⁴ GLAUMONT, 70, p. 99; ⁵ PATOUILLET, 132, p. 183—184; ⁶ LAMBERT, 99, p. 160—161; ⁷ LEENHARDT, 105, p. 257—258; ⁸ WIRZ, 177b, p. 27; ⁹ SPEISER, 165, p. 429; ¹⁰ LEENHARDT, 105, p. 257 ff.; ¹¹ LEENHARDT, 105, p. 228.

Ich habe als Befehle nur Triller gehört, so auch PATOUILLET¹. Auch habe ich am Feste in Bopope nichts von dem durch LEENHARDT erwähnten Verstecken der heranrückenden Tänzer unter Zweigen bemerkt. PATOUILLET spricht vom Bedecken des Gesichts mit einem Kokosblatt. Die Poetis werden nach LEENHARDT zum Schluß mit einer Anrede zu Füßen der einladenden, väterlichen Phratie deponiert.

Die großen Feste verlangen eine lange Vorbereitung, die ein bis zwei Jahre in Anspruch nehmen kann. Es werden besondere Pflanzungen angelegt, um Lebensmittel in Fülle zu haben; eine große Festhütte und Unterkunftsräume für die Gäste müssen erstellt werden. Alle diese Arbeiten geschehen unter Beteiligung aller Männer des festgebenden Ortes. Die Festhütte steht in der Regel am Ende eines länglichen, 10 bis 20 m breiten Grasplatzes, der von einer Allee von Kokospalmen eingerahmt ist; in Nebenalleen befinden sich von Palissaden umgebene Höfe mit Hütten für die Gäste. Die Zeit für große Feste ist der südliche Winter, wo Abundanz an Lebensmitteln herrscht. Einladungen an befreundete Dörfer und Stämme sind lange vor Beginn des Festes ergangen.

Das Vorbild großer Pilus ist der Totenbestattungszyklus von 20 Tagen, eingeteilt in vier Perioden von je fünf Tagen (LEENHARDT²). Dauer und Einteilung des Festes sollen dem Begräbnispilu entsprechen, wobei aber die fünftägigen Perioden meist in je einen Tag zusammengezogen werden. Wir verdanken LEENHARDT eine äußerst detaillierte Schilderung eines solchen Festes, wie es zur Aufhebung der Verbote, herstammend vom Begräbnis eines Chefs und zur Einsetzung eines neuen Oberhauptes früher gefeiert wurde. LEENHARDTs Text ist von außerordentlich lebenswahren Skizzen eines alten Kolonisten, namens MILLET, begleitet. Manches aus dieser Schilderung ist in die Kapitel über Bestattungs- und Leidgebräuche und über Beschneidung aufgenommen worden.

Einladende und Empfangende sind die Familie und die Verwandten väterlicher Seite, Eingeladene die verwandten Familien mütterlicher Seite. Die große Masse der nicht oder nur weitläufig verwandten Festgäste aus den Dörfern kommt erst zu Beginn der dritten Periode. Das muß bei diesem Anlaß so sein, weil der junge Chef „le grand fils“, der der väterlichen Gruppe angehört, den Mütterlichen vorgestellt werden muß, bevor ihn die Menge anerkennt. Bei anderen Anlässen fällt dieses Moment weg.

Jede Periode des Festes wird mit Opfern eingeleitet. Die erste spielt sich bloß im Kreise der väterlichen Gruppe ab. Am Rande der Allee werden Haufen von Lebensmitteln aufgetürmt, Reden gehalten von denen, die die Gaben gebracht haben an die Veranstalter des Festes und Gegenreden des Pilumeisters. Dieser spricht auf einer etwa 2 m hohen Stange als Tribüne, indem er sich oben mit der linken Hand festhält und den linken Fuß auf eine Kerbe oder einen Sproß der Stange stützt; sein Körper bleibt vom Pfosten entfernt frei in der Luft (VERMAST³). Die Zuhörer begleiten die Rede mit Stampfen und mit Zurufen am Schluß jeder Phrase. Für gutes Gelingen des Festes werden Ignamen geopfert. Essen, Tanz und Gesang in der Hütte bis in die Nacht hinein beschließen den Tag. Dies ist in aller Kürze der Inhalt der ersten Periode oder des ersten Tags (LEENHARDT⁴).

Die zweite Periode beginnt mit dem Einzug der mütterlichen Gruppe im Gänsemarsch; es werden Reden und Gegenreden gehalten, wobei die große Familie und ihre Ahnen in poetischer Sprache, meist mit ihren Totemnamen, angerufen und gefeiert werden. Einer der mütterlichen Gäste wirft den Wirten ein Bukett zu, zwei oder drei Geldschnüre enthaltend. Dann werden die Ignamenhaufen gezählt und am ersten derselben den Geistern geopfert. In archaischer Sprache

¹ PATOUILLET, 132, p. 184—185; ² LEENHARDT, 105, p. 225—226; ³ VERMAST, 170, p. 36; ⁴ LEENHARDT, 105, p. 230—234.

werden sie den Mütterlichen präsentiert. Nachts wieder Gesang und Tanz in der Hütte (LEENHARDT¹). In der Nacht werden neue Lebensmittelhaufen zugerüstet aus Zuckerrohr, Taros, Ignamen und Produkten der Jagd und Fischerei.

Die dritte Periode ist mit sehr wichtigen Dingen ausgefüllt. Sie bringt den Einzug und Tanz der Leichenhüter und der Beschnittenen, stürmisch empfangen im Festdorf; Lanzen werden geworfen, Schleudersteine pfeifen, das Bild einer Schlacht wird vorgetäuscht. Nun rückt auch die große Masse der Eingeladenen an, Freunde aus nahen und fernen Dörfern, Männer, Frauen und Kinder. Von der Mutprobe, die sie zu bestehen haben, ist oben die Rede gewesen. Einer ihrer Häuptlinge feuert sie mit kriegerischen Worten an, damit sie beim Einzug ein würdiges Wesen zur Schau tragen. Es folgt nun das Défilé der Krieger jedes Stammes im Gänsemarsch hinter ihrem Chef vor den in Reihe aufgestellten Wirten; dabei werden die mitgebrachten Geschenke vorgezeigt. Reden und Gegenreden dürfen natürlich nicht fehlen. Ein großer Moment dieser Periode ist die Vorstellung des neuen Oberhaupts. Dieser „Grand fils“ wird von einem Onkel mütterlicher Seite den beiden Gruppen, der väterlichen und der mütterlichen, präsentiert. Der neue Chef hält dann, während die Zuhörer sich rhythmisch bewegen, von seiner Stange herab mit entsetzlicher Zungenfertigkeit eine auswendig gelernte Rede, einen ganzen Band Chronologie hersagend, alle Stammesgeschichten und alle verwandten Familien aufzählend. Ein Väterlicher dankt den Mütterlichen dafür, daß sie ihnen diesen Mann gegeben und wünscht allen Frieden. Unterdessen tanzen die verheirateten Frauen der mütterlichen Seite einen wilden Tanz, hölzerne Tanzwirtel (s. weiter unten bei Tanzgeräten) schwingend; sie stürzen sich auf die Männer der väterlichen Seite, entreißen ihnen ihre Ornamente und jubeln über den Ruhm ihres Chef gewordenen Neffen. Nun geht es an die Verteilung der Lebensmittelhaufen an die Stämme und Familiengruppen, begleitet von Reden. Jeder Haufen ist vom nächsten getrennt durch einen skulptierten, in die Erde gesteckten Stock mit Baststoff-Banderole. Die mütterlichen Onkeln erhalten überdies neben anderen Geschenken eine lange Geldschnur zur Erinnerung an das Fest und als Garantie gegenseitiger Sicherheit, was sie durch Rückgabe einer kurzen Geldschnur quittieren. Nun folgen mimische Tänze und Spiele, wie das oben erwähnte Turbanspiel und andere. Die Nacht wird durchgetanzt. Viele gehen am Morgen nach Hause. Damit endet die dritte Periode (LEENHARDT²). Die vierte Periode bringt die Aufhebung der Leid-Interdikte und den Abzug der letzten Gäste.

Ein großes Pilu ruiniert einen Stamm für lange Zeit; die Lebensmittel sind zum guten Teil aufgezehrt; nicht selten tritt wirklicher Mangel ein, und erst nach Jahren kann an ein neues Fest gedacht werden.

Schilderungen von Pilus finden sich viele in der Literatur, aber meist sind es nur einzelne Szenen, die von den Autoren beschrieben werden, der majestätische Einzug der Krieger, Scheingefechte, Tänze und die Verteilung der Lebensmittel. Eine gute, wenn auch nicht so ausführliche Darstellung eines Pilu als diejenige LEENHARDTS gibt OPIGEZ³.

Nun sind freilich die meisten Pilus von viel weniger komplizierter Natur als das erwähnte. Der kleinen Familienfeste haben wir oben schon gedacht; sie bestehen wesentlich im Geben und Empfangen von Geschenken und in reichlichem Essen. Andere jährlich wiederkehrende Feste hängen mit der Kultur der Igame zusammen. Solche werden gefeiert bei der Pflanzung, vor der Ernte und nach eingebrachter Ernte. Das Moulim-Fest wird nach LAMBERT⁴ und GLAUMONT⁵ abgehalten, wenn die alte Igameernte erschöpft und die neue noch nicht reif ist. Ein Stock wird mit einer Guirlande aus Zweigen versehen und bei den Ahnenschädeln aufgepflanzt

¹ LEENHARDT, 105, p. 234—238; ² LEENHARDT, 105, p. 238—260; ³ OPIGEZ, 131, p. 446 ff.; ⁴ LAMBERT, 99, p. 224; ⁵ GLAUMONT, 70, p. 93.

mit Gebet um eine gute Ernte. Während dieser Tage muß man sich dann des Besuchs der Ignamenfelder und anderer Dinge enthalten; dann gehen auf ein bestimmtes Zeichen hin alle mit Fackeln zum Meeresstrand, führen ein Scheingefecht aus, werfen die Fackeln in die Luft und tauchen zur Reinigung ins Wasser. Die Zeremonie bedeutet, wie es scheint, eine Entsühnung des Stammes zum Gedeihen der Feldfrüchte. Zum Verspeisen der geernteten Ignamen werden die befreundeten Nachbardörfer eingeladen, wobei dann neben den Tänzen Schmausereien die Hauptrolle spielen.

Das Ignamenfest ist nach VINCENT¹ das wichtigste nach den Totenfesten; auch nach ihm findet es vor der Ernte statt, und erst in seinem Verlauf wird der Tag der Ernte bestimmt. An diesem Tag müssen die Frauen für einige Tage aus dem Dorf in den Wald sich entfernen; auch nach ihrer Rückkehr dürfen sie 5 bis 8 Tage lang keine Ignamen genießen. Dieses ist den Männern ohne Beisein der Frauen vorbehalten.

Auch vor dem Beginn von Kriegszügen werden gelegentlich Pilus abgehalten. VINCENT² erzählt, daß man den Feind darstelle durch alte Leute mit zerbrochenen Lanzen und wertlosen Keulen oder sonst auf lächerliche und verächtliche Weise, daß man sich auf diesen Feind stürze und ihn für besiegt erkläre. Das Symbol soll sich dann in die Wirklichkeit umsetzen. Es erinnert das an die Jagdzeremonien vieler Naturvölker, wobei ein dargestelltes Wild mit Pfeilen oder Lanzen beworfen wird. Der Analogiezauber soll den Erfolg bewirken.

Von einem Tanz um die Köpfe Erschlagener, ausgeführt von den den Franzosen treu gebliebenen Eingeborenen von Kanala, berichtet der anonyme Darsteller der Insurrektion des Jahres 1878³).

Der Zusammenfluß vieler Leute an einem Feste wird auch benützt zu einem lebhaften Tauschhandel der verschiedensten Objekte, was schon LEMIRE⁴ erwähnt und LEENHARDT⁵ bestätigt. Es gibt aber auch außerhalb von Festen einen eigens zu Tauschzwecken in einer Hütte arrangierten Tanz. Dieser von LAMBERT⁶ „Danse intéressée“ genannte Tanz ist im Kapitel über Verkehr und Handel besprochen worden.

Der Caledonier liebt es, etwa auch ganz allein zu tanzen, die Hände auf den Hüften, den Körper im Rhythmus wiegend und dabei eine monotone Weise singend (s. bei Musik und Gesang).

Sehr viel weniger wissen wir über die Tänze und Feste auf den Loyalty-Inseln. Ich selber habe nur ein trauriges Zerrbild eines nächtlichen Pilus bei Anlaß einer Hochzeit bei Netché auf Maré gesehen. Im Kreise standen Männer, Knaben und Frauen, alle wohlbekleidet, die letzteren in langen Röcken. Zwei Frauen mit weiß beschmiertem Gesicht traten vor, machten einige Bewegungen mit Armen und Beinen, faßten sich dann an und tanzten einen europäischen Rundtanz, ebenso nach ihnen Männer und Knaben. Die Musik bildeten Mundharmonika, Händeklatschen und Zischen, die Beleuchtung Kokosblattbrände und eine Petrollaterne.

In früheren Zeiten waren aber Stammesfeste sehr geschätzt (HADFIELD⁷). DE ROCHAS⁸ spricht von beliebten Scheingefechten mit leichten und stumpfen Lanzen. Ein nächtliches Pilu bei großem Feuer auf Lifou schildert RIVIÈRE⁹. Die Männer erschienen im Kriegsschmuck, schwarz bemalt im Gesicht und am Körper, mit Federn in den Haaren und Muscheln am Knie, Lanzen und Äxte schwingend. Sie trennten sich in zwei Parteien, von denen jede sich langsam im Kreise drehte, tiefe Kehllaute ausstoßend und rasch und wütend den Boden stampfend. Dann rückten sie mit Geheul aufeinander los und schlugen mit den Beilen aufeinander ein, geschickt mit dem Schlag anhaltend, bevor er den Körper berührte. Es folgte ein, wie der Autor sagt, sinnlicher Tanz der Frauen, die im Rhythmus langsam Arme und Hüften bewegten, während sie

¹ VINCENT, 172, p. 68; ² VINCENT, 172, p. 56; ³ 88, p. 88; ⁴ LEMIRE, 110, p. 110; ⁵ LEENHARDT, 105, p. 259; ⁶ LAMBERT, 99, p. 157—158; ⁷ HADFIELD, 82, p. 64; ⁸ DE ROCHAS, 142, p. 25; ⁹ RIVIÈRE, 139, p. 87—88.

fest auf dem Boden standen. Nach und nach wurde der Rhythmus rascher, um dann plötzlich zu enden, worauf die Frauen mit Lachen davonzuliefen.

Eine andere Schilderung verdanken wir MAC FARLANE ¹, der einem Pilu in Lifou beiwohnte. Er spricht von einem schönen Festplatz mit immensen Haufen von Ignamen, so wie es in Caledonien Sitte ist. Zunächst rannten zwei Männer mit schwarz bemalten Gesichtern, Speere schützelnd, gegen die Zuschauer an, warfen Gras und Erde in die Höhe und zogen sich wieder zurück; andere folgten in gleicher Weise. Unterdessen näherte sich langsam und singend das Gros der Männer, jeder mit einigen Nahrungsmitteln in der Hand; rund schreitend bildeten sie einen Kreis, legten die Speisen auf einen Haufen und zogen sich zurück. Junge, kräftige Männer — der Berichterstatter nennt sie Herolde — führten ein etwa zehn Fuß tiefes Viereck von Männern heran, an welchem die Größten die Außenseiten bildeten. Dieses Viereck hielt vor den Zuschauern einige Minuten still; die Herolde riefen die Namen ihrer Väter und Häuptlinge an. Dann stürmten einige Männer mit erhobenen Keulen gegen das Viereck an, worauf es sich in der Mitte teilte. Unter Bewunderungsrufen der Menge erschien nun ein Viereck von Frauen, auch etwa 10 Fuß tief, mit schwarz bemalten Gesichtern, geschmückt mit Blumen und Ornamenten und in der Hand ein weißes Faserbüschel haltend (s. darüber unten bei Tanzgeräten). Die Frauen standen unbeweglich, nur das Faserbüschel mit einem Finger erzittern lassend. Hierauf erhob sich aus der Mitte eine weibliche Stimme, erst leise, dann höher und höher steigend. Alle fielen plötzlich ein, worauf Stille erfolgte. Nun begann ein Stampfen der hinteren Linien mit einem Fuß und ein Tanzen der vorderen mit Bewegungen und Wendungen, beides immer rascher und stärker werdend und mit einem Aufschrei endend, um nach einiger Zeit wieder zu beginnen, wobei die zweite Linie vortanzte und so weiter etwa eine Stunde lang. Geschenke wurden ihnen zugeworfen. Die Herolde brachten nun ein zweites Viereck von Männern heran, wiederum von Großen umgeben. Als diese sich teilten, zeigte sich ein Viereck sitzender Männer, jeder mit einer kleinen Trommel (?) in der Hand. Wiederum begannen Singen und Tanzen, ähnlich wie bei den Frauen. Damit war es Abend geworden. Nachts folgte dann Tanz der Eingeborenen in Gruppen von etwa fünfzig, den der Autor nicht beschreibt. Von mimischen Darstellungen auf den Loyalty-Inseln ist oben, p. 221, die Rede gewesen.

Festschmuck, Bemalung. Eine Hauptrolle spielt bei den caledonischen Festen schwarze Bemalung des Körpers, wie sie auch im Kriege Sitte ist. Viele Autoren tun derselben Erwähnung. Beide Geschlechter können bei Festen solche anwenden. Es kann fast der ganze Körper beschmiert werden oder die Bemalung sich auf einzelne Teile beschränken. Bei einem Pilu in Bopope hatten sich einzelne nur die untere Gesichtshälfte und die Unterseite der Nase, sowie die Brust ganz oder in Flecken bemalt; das ölige Schwarz glänzte in der Sonne. Von phantastischen, schwarzen Linien um Augen, Nase, Kinn, Wangen, Nabel usw. oder auch Bemalung nur einer Körperseite reden VIEILLARD und DEPLANCHE ² und MONCELON ³.

Als schwarze Farbe kommen zur Anwendung Ruß verbrannter Kokosnußschalen, von Nüssen des Bancoulier-(Aleurites-)Baumes, deren Ölreichtum dem Schwarz einen besonderen Glanz verleiht, auch von Nüssen des Calophyllum inophyllum L., weiter eine schwarze Masse, gewonnen aus verkohlten Baumpilzen, Polyporus (VIEILLARD und DEPLANCHE ⁴). Pollen eines Pilzes zur Schwarzfärbung erwähnt LEENHARDT ⁵.

VINCENT ⁶ beobachtete, wie vor einem Pilu Frauen sich gegenseitig bemalten. Eine saß dabei auf der Erde; eine andere spuckte in die Hände, rieb damit der ersteren Gesicht und Körper

¹ M' FARLANE, 119, p. 9 ff.; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 207—208; ³ MONCELON, 122, p. 352;

⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 207—208, 616, 654; ⁵ LEENHARDT, 105, p. 241; ⁶ VINCENT, 172, p. 57—58.

ein, überschmierte die geriebenen Stellen dick mit Bancoulie-Schwarz und zeichnete auf diesem schwarzen Grund mit Kaolin lange, weiße Linien.

Von roten und blauen Ringen um die Augen und ebensolcher Bemalung der Backen berichten LEGRAND¹ und LEMIRE², von roten und blauen Zeichnungen auf Gesicht und Körper OPIGEZ³, von weißen und roten Streifen bei Frauen, wie in Australien, ANDERSON⁴. Als Farbstoffe werden angegeben gelber und roter Ocker, sowie Kalk von MONCELON⁵, Kaolin und eine blaue Farbe, gewonnen aus Blättern einer Desmodium-Art, behandelt mit Korallenkalk von VINCENT⁶. Ob die verschiedenen Gesichtsbemalungen besondere Bedeutungen und Namen haben, wie dies bei den Marind-Anim in Holländisch Neu-Guinea der Fall ist (WIRZ⁷), ist mir nicht bekannt.

Schwarze Bemalung bei Festen auf Lifou ist oben bereits erwähnt worden. Bei einer Hochzeitsfeier auf Maré sah ich, wie auch schon gesagt, Frauen mit weiß beschmierten Gesichtern. Auch zur Kirche in La Roche in Ost-Maré gingen Frauen, wie zu einem Fest, mit weiß beschmierten Backen; auch einige junge Männer waren teilweise weiß gepudert. Schon ERSKINE⁸ bemerkte auf Maré Männer mit regelmäßigen, weißen Linien im Gesicht.

Haarschmuck. Zur Bemalung kommt bei Festen der Schmuck der Haare mit Blumen, Farnblättern und Zweigen aller Art. Beim Feste in Bopope hatte einer einen Zweig ins Haar gesteckt, dessen Blätter glänzenschwarz bemalt waren. Sehr beliebt sind ferner Federn, besonders weiße, die sich schön vom dunklen Haar abheben. Federn können einzeln ins Haar gesteckt werden; meist sind sie aber büschelweise an dünne und spitze Holzstäbchen von 11 bis 24 cm Länge festgebunden. Häufig werden die Federn längs des Kieles halbiert, wodurch die Büschel ein viel weicherer und flaumigeres Aussehen gewinnen. Angewandt sah ich in Caledonien Schwanzfedern vom Hahn, weiß oder gelblich, so bei Stücken aus der Gegend von Oubatche, Taf. 62, Fig. 1, schneeweiße Reiherfedern, Fig. 2, ebendaher, seltener die weiß und schwarzen Armschwingefedern des Phaëthon.

In Médou auf Maré erhielt ich 14 Federstäbchen, zusammen in Baststoff gewickelt, alle aus zerschlissenen Federn der Schleiereule zusammengesetzt und am Stäbchenende zuweilen mit einem roten Bändchen geschmückt, Fig. 3. Diese Büschel werden reihenweise nebeneinander ins Haar gesteckt. Eines aus Netché bestand aus weißen, zerspaltenen Reiherfedern, Fig. 4.

Sehr hübsche Exemplare erhielt ich auf Lifou, Figg. 5 u. 6. Aus der Mitte eines Büschels zerschlissener, weißer oder silbergrauer Federn ragen 4 bis 20 der starren, roten Schwanzfedern des Phaëthon von 30 bis 40 cm Länge hervor. Den Vogel erbeuten sie, wie sie sagten, auf dem Inselchen Surprise.

Weißer Federbüschel im Haar sieht man auf dem Bilde zweier Pilotänzer von Bopope, Taf. 60, Fig. 2. Einen eigentümlichen Haarschmuck trug ein Mann in Bopope, nämlich einen ovalen Reif aus dünnem Rotang, 32 auf 24 cm messend, überzogen mit Spinnweb und mittelst eines Kammes im Haare befestigt, Taf. 60, Fig. 3. Der schwarze Hintergrund ist von mir angebracht worden; in Wirklichkeit ist das Gebilde durchscheinend. Man sieht diesen Reif auch an dem am weitesten rechts stehenden Manne der Fig. 1. Andere Bopope-Leute hatten das Haar in hohe Turbane aus Baststoff gehüllt, wie das im Leide üblich ist (s. bei Trauergebräuchen, p. 277), so drei Männer der Fig. 1. Vom Einhüllen der Haare in farbige Gewebe, bei den Chefs verziert mit Hahnenfedern, sprechen BOURGEY⁹ und DE VAUX¹⁰, ebendieselben von einem Muschelring als Haarschmuck bei Festen. Ein Haarschmuck ist wohl auch ein im Dresdener Museum befindliches Gebilde, das vermutlich

¹ LEGRAND, 108, p. 84; ² LEMIRE, 110, p. 116; ³ OPIGEZ, 131, p. 448; ⁴ ANDERSON, 1, p. 242; ⁵ MONCELON, 122, p. 349; ⁶ VINCENT, 172, p. 29; ⁷ WIRZ, 176 a, p. 56; ⁸ ERSKINE, 45, p. 378; ⁹ BOURGEY, 26, p. 351; ¹⁰ DE VAUX, 169, p. 347.

mittelst eines Kammes im Haare befestigt wurde. Es ist, Taf. 60, Fig. 7, eine halbovale Flechtwerkplatte aus Binsen, nach Art der Teller geflochten, 19 cm breit, 13 cm lang, dekoriert mit Flederhundwollschnur. Bündel von Binsenstengeln und eingesteckte Federn ragen über den Plattenrand vor.

Über die Behandlung des Penis bei Festen s. den Abschnitt über Männertracht, p. 156.

Die bei den Tänzen gebräuchlichen Musikgeräte finden sich im Kapitel über Musik und Gesang beschrieben.

Tanzgürtel. Bei den Tänzen kommen auch Tanzgürtel zur Verwendung. Einen solchen aus Bopope gibt Fig. 6 auf Taf. 61 wieder; er besteht aus einer gelblichen, 1 cm dicken, entrindeten Liane, in vier Windungen um den Leib geschlungen. Die zwei letzten Windungen sind unter sich verknotet, und die beiden freien Enden der Liane ragen etwa 40 cm weit in die Höhe, und zwar auf der Vorderseite des Körpers; sie sind oben in kleine Faserbüschel zersplittert. Ähnlich ist ein Tanzgürtel von Netché auf Maré, Fig. 7, eine 2 cm dicke Liane, einmal um den Leib gelegt, dann verknotet und mit einem Ende 70 cm weit aufragend, und zwar, wie man mir sagte, auf dem Rücken des Tänzers.

Von anderer Art sind die nun folgenden Tanzgürtel, indem sie nicht aus einer Liane bestehen, sondern aus Blatt- oder Stengelstreifen geflochten sind. Ein Exemplar aus Hienghène, Taf. 60, Fig. 4, aus derben Strähnen zerspaltener Stengel geflochten, ist etwa 5 cm breit, gegen die zu verknüpfenden Enden zu allmählich schmaler werdend. In der Mitte des Gürtels sind die Bündel zu sechs Knoten verflochten, aus denen je ein Büschel von vier bis sechs noch unzerspaltenen Wurzelenden der weiterhin in Streifen aufgelösten Stengel vorragen. Ähnlich ist ein Gürtel der Gegend von Oubatche, Fig. 5, etwa 3 cm breit, dessen Enden mit blauen Bändchen durchflochten sind. Ein weiterer Gürtel aus Hienghène, Fig. 6, besteht aus zwei dicken Bündeln von Blattstreifen, welche, mehrfach sich durchflechtend, eine Art Platte von etwa 40 cm Länge und 18 cm Breite bilden, die auf den Hinterteil des Körpers zu liegen kommt.

Frauen tragen beim Tanz den vielfach um den Körper geschlungenen Fasergürtel oder auch kleine Tanzschürzchen (s. das Kapitel über die Frauentracht, p. 157).

Tanzbüschel. Ein eigentümliches Tanzgerät erhielt ich auf Lifou. Es sind dies Büschel zerschnittener Gräser, die durch Umflechtung mit einer aus Grasstreifen bestehenden Schnur zu einem Stiel vereinigt werden, an dessen unterem Ende ein Ring angeflochten ist. Bei dem Exemplar der Fig. 7 auf Taf. 62 ist der 14 $\frac{1}{2}$ cm lange Stiel mit drei Wickeln aus violetter Wolle geschmückt; die Gesamtlänge beträgt 34 cm. Bei einem anderen Stück von nur 21 cm Länge fehlt ein eigentlicher Stiel, Fig. 8. Das Faserbüschel, dessen Enden rötlich gefärbt sind, ist hier einfach durch eine Schnurbinding zusammengehalten und zu einem basalen Ring verflochten. Dieses Tanzgerät kommt senkrecht auf die Handfläche zu stehen, festgehalten durch den von hinten durch den Ring gesteckten Zeigefinger und den anliegenden Daumen. Mittelst des Zeigefingers wird es in Vibration versetzt. Wie man mir mitteilte, wird es von Männern und Frauen gebraucht. In der oben wiedergegebenen Schilderung eines Festes auf Lifou durch MAC FARLANE wird es als Tanzgerät von Frauen namhaft gemacht, p. 225. Zwei solcher Tanzbüschel sind bei HADFIELD¹ abgebildet.

Einen Tanzwedel von Ouvéa gibt EDGE PARTINGTON² wieder. Er besteht aus einem 7 Zoll langen Stock, dessen ausgefaserte Fibern daran einen langen Wedel bilden. Diese beiden Geräte fehlen Neu-Caledonien und bedeuten einen polynesischen Einschlag auf den Loyalty-Inseln.

¹ HADFIELD, 82, p. 139; ² EDGE PARTINGTON, 43, II, Taf. 69.

Tanzbeile und Tanzwirtel. Neben wirklichen Waffen, Lanzen, Keulen und Äxten, die beim Tanz getragen werden, kommen spezielle, hölzerne Tanzbeile vor. Ob diese eingeführt worden sind, um bei der bei Tänzen entstehenden Erregung Verletzungen mit wirklichen Waffen zu vermeiden, wie dies VATTER¹ von den Hervey-Inseln vermeldet, ist mir nicht bekannt, erscheint aber wohl denkbar. Die Tanzbeile sind aus leichtem Holz gearbeitet. Zwei Stücke von Maringou bei Kanala, Fig. 2 und 3, Taf. 6I, 46 $\frac{1}{2}$ und 56 cm lang, haben einen dicken, runden Stiel mit dem an Kriegskeulen üblichen, abgesetzten Handgriff. Beim einen Exemplar ist der Stiel umwickelt mit *Gleichenia*-Farnblättern und einem Stoffband. An der Stelle, wo der Stiel in das flache, rechteckige Blatt übergeht, sind jederseits zwei dicke Wülste ausgeschnitten, die mit der Spitze nach oben schauende Dreiecke bilden; zwischen den Schenkeln des unteren ist ein weiteres, nur wenig erhabenes Dreieck angebracht. Ein anderes Tanzbeil zeigt drei bogenförmig verlaufende Wülste. Diese Wülste werden wohl eine Bindung bedeuten. Das flache, rechteckige Blatt des Beils, Fig. 3, ist 23 $\frac{1}{2}$ cm lang und etwa 17 cm breit; es zeigt einen scharfen Schlagrand, während der hintere, viel dickere, gerundet ist; das Blatt ist mit weißem Kalk bestrichen. Am anderen Stück, Fig. 2, ist das Blatt etwa 20 cm lang, vorne 10 $\frac{1}{2}$ cm, hinten gegen 13 cm breit und gerundet; die vordere Schneide ist unscharf. An einem Tanzbeil der Wiener Sammlung mißt die flache und dünne, mit Kalk bestrichene, rechteckige Klinge 35 cm in der Länge, bei einer vorderen Breite von 15 und einer hinteren von 28 cm; am Übergang in den Stiel sind fünf Dreieckswülste angebracht.

Es scheint mir, daß das europäische Eisenbeil das Vorbild zu dieser Tanzbeilform mit rechteckigem Blatt abgegeben hat, während FOY² sie mit den axtförmigen Keulen der Bumerang-Kultur in Zusammenhang bringen möchte.

Ganz anders gestaltet ist das aus demselben Orte bei Kanala stammende Tanzbeil der Fig. 1; seine Länge beträgt 57 cm. Der Handgriff geht allmählich in den Stiel über, nicht, wie bei den anderen, durch einen scharfen Einschnitt abgetrennt. Der runde Stiel flacht sich nach oben zu ab und verliert sich in ein breites, gebogenes, vogelkopfförmig gestaltetes Blatt mit vorderer, nach abwärts schauender Spitze. Die Länge dieses flachen Blattes beträgt 26 cm, seine größte Breite 18 cm; es ist ringsum mit scharfem Rand versehen. Am Stiel ist ein Blattbüschel mit Blüten mittelst eines europäischen Bandes befestigt.

Ein Stück ähnlicher Art mit breitem, gebogenem und vorne spitzem Blatt ist bei EDGE PARTINGTON³ abgebildet. Auch ein weiteres, von ihm abgebildetes Exemplar mit enormer, ovaler Holzscheibe dürfte ein Tanzgerät und nicht eine Kriegskeule sein. Auch bei LABILLARDIÈRE⁴ findet sich ein dem beschriebenen ganz entsprechendes Exemplar abgebildet. Die flache Vogelkopfform ist wahrscheinlich aus einer Umbildung der vogelkopfförmigen Kriegskeule hervorgegangen.

Ein Tanzgerät ganz eigenartiger Form, das speziell von Frauen gebraucht wird, gibt Fig. 4, Taf. 6I, wieder. Es ist ein Tanzwirtel. Der 66 cm lange Stiel zeigt unten einen abgesetzten Handgriff von 7 $\frac{1}{2}$ cm Länge, oben einen etwas verdickten, spitz zulaufenden Kopf. Von diesem gehen horizontal fünf Seitenäste von etwa 30 cm Länge aus; ein sechster fehlt. Die zwei einfachen Äste sind natürliche Seitenzweige; die drei gegabelten sind in Löcher des Kopfes eingelassen und teilweise mit Harz fixiert; für den fehlenden sechsten ist das runde Loch sichtbar. Das Stück stammt aus Koindé. Daneben ist in Fig. 5 ein kleineres Exemplar derselben Art dargestellt, nach Angabe für Kinder, aus der Gegend von Kanala. Der hellbraune, grifflose, 54 cm lange

¹ VATTER, 168, p. 39; ² FOY, 53, p. 258; ³ EDGE PARTINGTON, 43, II, Taf. 63 und 64; ⁴ LABILLARDIÈRE, 97, Taf. 37.

Stiel endet oben spitz. Vom Kopfende gehen sechs natürliche, im Wirtel stehende, nach aufwärts gebogene, dünne, 16 bis 17 cm lange Seitenzweige aus, an ihrer Basis mit rotem Stoffband umwickelt; ebenso ist die Schaftmitte mit etwas Stoff und einem Blattstreifen umhüllt. Zwei solche Tanzwirtel befinden sich auch in der Pariser Sammlung. VINCENT¹ sagt, daß zum Schmuck an den Seitenästen Flederhundwollschnüre angebracht werden.

LEENHARDT² bildet einige tanzende Frauen, dieses eigentümliche Gerät schwingend, ab. Ob dasselbe in Zusammenhang steht mit den wirtelförmigen Ästen auf Häuptlingshütten Neu-Caledoniens (s. das im Abschnitt über den Skulpturschmuck der Hütten über den sogenannten Vogel Gesagte, p. 147) und der Loyalty-Inseln und mit den ebendort besprochenen Bäumen mit Wurzelenden, die ein Symbol der Häuptlingsschaft darstellen, ist eine offene Frage, aber sehr wohl möglich, bezieht sich doch auch die von LEENHARDT wiedergegebene Szene auf eine Exaltation eines neuen Stammeshaupts durch die verheirateten Frauen des mütterlichen Clans. Baumstümpfe mit Wurzelstern werden auch in Australien bei Festen in der Hand getragen (FOY³). Es handelt sich somit sicher um ein altes und bedeutungsvolles Gerät.

Musik und Gesang.

Musik. An Musikinstrumenten ist Neu-Caledonien ganz außerordentlich arm. Es fehlt vor allem die in melanesischen Landen weit verbreitete Trommel. Sie fehlt auch auf den Loyalty-Inseln. Auf Ouvéa soll sie nach RAY⁴ erst durch Samoaner eingeführt worden sein. Eine Angabe von MAC FARLANE⁵, daß auf Lifou bei einem Pilu Männer kleine Trommeln in der Hand gehabt hätten, ist sicher irrtümlich. Heutzutage werden in Caledonien etwa Trommeln aus ausgehöhlten Stämmen an Stelle von Kirchenglocken verwendet.

Das Fehlen sowohl der Fell-, als der Schlitztrommel, welch' letztere auf den nahen Neuen-Hebriden in so kolossalen Formen vorkommt, ist schwer zu erklären. Ob Verlust eines Kultur-gutes vorliegt, oder ob die Besiedelung Neu-Caledoniens und der Loyalty-Inseln in einer Zeit stattfand, als die Erfindung der Trommel noch nicht in das Ursprungsgebiet der Einwanderer gedungen war, ist eine offene Frage, doch dürfte die letztere Annahme die wahrscheinlichere sein. Australien ist trommellos, und von melanesischen Gebieten sind es die Sta. Cruz-Gruppe (GRÄBNER⁶, SPEISER⁷) und Florida in den Salomonen (CODRINGTON⁸). In Neu-Guinea ist das holländische Zentralgebiet ohne Trommel (WIRZ⁹). Es fehlt die Trommel überhaupt nach GRÄBNER¹⁰ seiner ganzen totemistischen Kultur, wie auch allen früheren.

In Neu-Caledonien und den Loyalty-Inseln vermissen wir ferner jegliches Saiteninstrument, sowie die Pansflöte. Wenn die letztere gelegentlich, wie GLAUMONT¹¹ angibt, angetroffen wird, so handelt es sich um zufälligen Import. Es fehlen ferner Tanzrasseln, Rasselgürtel mit Nußschalen oder ähnlichem, sowie Schwirrhölzer, die beide auf den nahen Hebriden verbreitet sind. Eine sehr bescheidene Art von Rassel stellt das Scheibenbeil dar, indem am unteren Ende des Handgriffs eine halbe Kokoschale befestigt ist, welche einige Steinchen oder Körner enthält, die bei Bewegung des Beils ein leichtes Rasseln verursachen (siehe p. 124).

Das wichtigste, caledonische Musikinstrument ist die Flöte, die sowohl mit dem Mund, als mit der Nase geblasen werden kann. Wenn mit der Nase geblasen wird, schließt man mit dem Daumen das andere Nasenloch (DE ROCHAS¹²). Diese Flöten sind hergestellt aus dünnen, gebogenen, seltener fast geraden, braunen oder gelben, allmählich sich verzweigenden Bambusröhrchen oder

¹ VINCENT, 172, p. 86; ² LEENHARDT, 105, p. 249; ³ FOY, 58, p. 75; ⁴ RAY, 135, p. 273; ⁵ MAC FARLANE, 119, p. 11; ⁶ GRÄBNER, 77, p. 155; ⁷ SPEISER, 163, p. 211; ⁸ CODRINGTON, 34, p. 336; ⁹ WIRZ, 178, p. 118; ¹⁰ GRÄBNER, 76, p. 780; ¹¹ GLAUMONT, 70, p. 98; ¹² DE ROCHAS, 145, p. 189.

auch anderem Rohr (*Erianthus* nach VIEILLARD und DEPLANCHE¹). Länge und Krümmung variieren beträchtlich. Vier Stücke der Basler Sammlung messen:

	in gerader Linie 1,09 m,	im Bogen 1,48 m,
„ „ „	93 cm,	„ „ 1,09 „
„ „ „	88 „ „ „	1,04 „
„ „ „	1,00 m,	„ „ 1,01 „

wonach das letztere Stück annähernd gerade ist. Eine Flöte in der Züricher Sammlung hat nur eine gerade Länge von 67½ cm, im Bogen von 69 cm.

Die Durchmesser obiger vier Flöten betragen:

	am dickeren Ende 2 cm,	am dünneren 1,2 cm,
„ „ „	1,5 „ „ „	1,00 „
„ „ „	1,8 „ „ „	1,2 „
„ „ „	1,3 „ „ „	0,8 „

Das dickere Ende der Flöte, in dessen Nähe das Blasloch sich befindet, ist stets verschlossen mit Bast oder Harz; das entgegengesetzte ist bei 2 Stücken offen, bei den anderen ebenfalls mit Harz oder Bast zugestopft. Nach PATOUILLET² sollen stets beide Enden verschlossen sein.

Jede Flöte hat nur 2 eingebrannte Löcher, ein Blasloch, 5 bis 7 cm weit vom dickeren Ende entfernt, und ein Fingerloch, 2 bis 4 cm vom entgegengesetzten. Die Lochdistanz schwankt von 82 cm bis 1,03 m, die große Länge des caledonischen Armes anzeigend.

Als Schmuck ist etwa ein bunter Tuchwickel angebracht, oder die Internodien sind mit Harz, vermischt mit Kohle, beschmiert. Auch Dekoration mit roten Abrus-Kernen kommt vor. Das Bild eines mit solchen geschmückten Flötenendes findet sich bei EDGE PARTINGTON³. Auf Taf. 63, Fig. 1, sind vier Flöten abgebildet; sie stammen aus Yambé bei Oubatche, Bopope und Kanala.

Diese primitive Flöte liefert kaum mehr als zwei Töne (MONCELON⁴, LAMBERT⁵). Trotzdem liebt sie der Eingeborene und bläst sie stundenlang, namentlich auf seinen Ignamenfeldern, im Glauben, daß ihr Klang dem Wachstum der Pflanzen förderlich sei.

Dieselbe Flöte wird von HADFIELD⁶ auch für Lifou angeführt; die Angabe, daß die Löcher etwa einen Fuß weit von den Enden entfernt seien, dürfte kaum richtig sein. FOY⁷ erwähnt die Nasenflöte auch von Ouvéa. Sie soll nach ihm erst mit den Malayo-Polynesiern nach Ozeanien gekommen sein, was angesichts ihrer Primitivität kaum wahrscheinlich ist.

Eine Flöte ganz anderer Art erhielt ich in Nakéty, Fig. 2, bestehend aus einem geraden, 48 cm langen und 2,5 cm dicken Bambusrohr; das eine, ganz offene Ende zeigt einen zungenförmigen Ausschnitt zum Blasen, das andere ein durchlohtes Internodium. Zwei Fingerlöcher sind 4½ und 10 cm weit vom letzteren entfernt eingebrannt. Die Flöte ist zum Teil mit eingeritzten, geometrischen Ornamenten bedeckt, zum Teil mit Zeichnungen, eine Kegelhütte, einen Menschen und Gewehre darstellend. Die nahe Übereinstimmung mit Stücken aus den Neuen-Hebriden macht es wahrscheinlich, daß diese Flöte von dorthier in caledonische Hände gekommen ist.

HADFIELD⁸ erwähnt von Lifou noch eine andere Art von Flöten, kleine Rohrstücke, an einem Ende verschlossen und ganz oder teilweise mit Wasser gefüllt, je nach der Höhe des gewünschten Tones; dieser soll an den der Panspfeifen erinnern.

FORSTER⁹ beschreibt von Balade ein okarinaartiges Gerät, das sonst nirgends in der Literatur Erwähnung findet und offenbar in Vergessenheit geraten ist. Es sei ein kleines, etwa 2 Zoll langes, nicht hohles Holzstück von der Form einer Glocke, mit einem Loch nahe am schmalen Ende,

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 619; ² PATOUILLET, 132, p. 206; ³ EDGE PARTINGTON, 43, II, Taf. 68; ⁴ MONCELON, 122, p. 355; ⁵ LAMBERT, 99, p. 156; ⁶ HADFIELD, 82, p. 134; ⁷ FOY, 52, p. 240—241. ⁸ HADFIELD, 82, p. 134; ⁹ FORSTER, 51, p. 219.

an dem eine Schnur befestigt sei, und zwei Löchern dicht am platten Unterteil; diese Löcher müssen miteinander in Verbindung stehen, denn wenn man ins obere blase, komme aus den anderen ein durchdringender Ton hervor. Es sollte in Caledonien diesem Gerät weiter nachgeforscht werden. Als Kinderspielzeug erwähnen VIEILLARD und DEPLANCHE¹ die Nuß einer Cycadee, die als Pfeife benützt werde.

Ein anderes Blasinstrument ist das zu Signalen, nicht zu eigentlicher Musik, verwendete Tritonshorn (*Triton tritonis* L.). Die Muscheltrompete dient in Caledonien zum Zusammenrufen der Männer, wenn die ersten Ignamen verzehrt werden sollen oder auch zur Verkündung des Ablebens eines Häuptlings, in Lifou, um die Männer zum Rat oder Krieg zu versammeln, außerdem überall zu Schiffsignalen. Ich erhielt zwei Exemplare, das eine in Kanala, das andere in Ouvéa; das letztere ist auf Taf. 63, Fig. 5, abgebildet. Beide haben ein apikales Blasloch, durch Entfernen der Schalenspitze hergestellt. Caledonische Tritonshörner mit abgebrochener Spitze erwähnt auch PATOUILLET². Ein Exemplar dieser Art befindet sich auch im Stuttgarter Museum. Die Muscheltrompete mit Endloch soll nach FOY³ schon der Totemkultur angehören, die mit seitlichem Blasloch, ohne Zweifel eine höher entwickelte Form, der malayo-polynesischen, so auch nach GRÄBNER⁴. Bei LENNIER⁵ findet sich ein angeblich caledonisches Tritonshorn mit seitlichem Blasloch abgebildet; möglicherweise stammt es von den Neuen-Hebriden, wo, außer in Faté, diese Form auf den meisten Inseln vorkommt (SPEISER⁶). Indessen hat neuerdings Dr. DÄNIKER ein Tritonshorn mit seitlichem Blasloch vom Col de la Pirogue bei Nouméa mitgebracht (Museum Zürich), wodurch das Vorkommen beider Formen in Caledonien belegt ist. Ebenso befindet sich ein solches in der caledonischen Sammlung des Berliner Museums. Eine Kindertrompete aus dem hohlen Stengel eines Papaja-Blattes mit trompetenförmigem Ende aus grünem Kokosblatt erwähnt HADFIELD⁷ von Lifou, etwas Ähnliches PATOUILLET⁸ von Caledonien.

Ob die Maultrommel, welche nach DE ROCHAS⁹ in allen Frauenhänden sich befindet und die nach MONCELON¹⁰ das einzige Musikgerät der caledonischen Frau ist, alteinheimisch oder ein moderner Import ist, scheint ungewiß zu sein. Nach der Mitteilung von GARNIER¹¹, daß Maultrommeln massenhaft von Europäern an Eingeborene in Caledonien verkauft oder vertauscht würden, wie auch in Ouvéa, hat die letztere Alternative etwas mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Auch DE ROCHAS nimmt europäische Herkunft an. Ich habe leider vergessen, Erkundigungen einzuziehen. Dagegen habe ich eine Maultrommel aus Bambus mit der Angabe „Neu-Caledonien“ vom Museum UMLAUFF in Hamburg erhalten. Sie ist aus einem Bambusröhrchen von 18 cm Länge und 22 mm Durchmesser gearbeitet, an dem die eine Hälfte auf einer Strecke von 16 cm weggeschnitten ist, die andere in drei Zungen, zwei breitere, seitliche und eine schmale, mittlere aufgelöst erscheint. Einige Ornamentlinien sind eingeritzt. Ob die Herkunftsangabe richtig ist, kann ich nicht beurteilen. Das Stück ist auf Taf. 63, Fig. 7, abgebildet. WIRZ¹² hält die in ganz Neu-Guinea und den Nachbargebieten verbreitete Maultrommel für ein sehr altes Gerät, älter als andere Musikinstrumente, mit Einschluß der Trommel.

Die übrigen caledonischen Musikgeräte gehören sämtlich in den Kreis der Takt- und Lärminstrumente. In erster Linie sind hier zu erwähnen die aus Baumrinde hergestellten, beim Tanz gebrauchten Klappen. Ein Stück sehr derber Baumrinde wird im Dreieck zusammengefaltet und mittelst eines durch Löcher gezogenen Bastbandes in dieser Form fixiert. Die Rinde stammt

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 637; ² PATOUILLET, 132, p. 206; ³ FOY, 52, p. 244–245; ⁴ GRÄBNER, 76, p. 748; ⁵ LENNIER, III, Taf. 1; ⁶ SPEISER, 165, p. 422; ⁷ HADFIELD, 82, p. 135; ⁸ PATOUILLET, 132, p. 206; ⁹ DE ROCHAS, 145, p. 189; ¹⁰ MONCELON, 122, p. 355; ¹¹ GARNIER, 180, p. 166 u. 302; ¹² WIRZ, 178, p. 120.

nach OPIGEZ¹ vom Banianbaum (*Ficus*); nach VIEILLARD und DEPLANCHE² ist es Rinde von *Hibiscus tiliaceus*, die in Streifen von etwa 2 Fuß Länge und 6 bis 8 Zoll Breite abgelöst und zusammengefaltet wird. Die Form des Gerätes erinnert an einen kleinen Schinken. Es gehören stets eine große und eine kleine Klappe zusammen; mit der letzteren wird auf die erstere geschlagen. Auf Taf. 63, Fig. 3 u. 4, ist ein solches Klappenpaar abgebildet. Zwei große Stücke, aus der Gegend von Oubatche stammend, haben eine Länge von 37½ und 39 cm, bei einer größten Breite von 28 und 25½ cm; die zugehörigen kleinen eine Länge von 24 und 33 cm und eine größte Breite von nur 11½ und 13 cm. Die kleinen Klappen sind ohne Haltband zusammengerollt. Meine Stücke stammen aus dem Norden der Insel; aus einem Bericht von BOURGEY³ geht aber hervor, daß sie in gleicher Weise auch in Süd-Caledonien vorkommen. Von den Loyalty-Inseln werden solche Rindenklappen nicht erwähnt; soviel ich weiß, kennt man sie auch nicht aus anderen melanesischen Gebieten.

GLAUMONT⁴ gibt eine ganz abweichende und sicher irrtümliche Darstellung derselben; nach ihm sollen es Holzstücke sein, mit Stoff überzogen und mit Stroh ausgestopft, von der Form kleiner Schinken. Auch andere Autoren lassen die Rindenschlägel mit Blättern, Gras und Stroh ausgefüllt sein. Die von mir untersuchten sind hohl, und das ist auch nötig, wenn sie einen Klang von sich geben sollen.

Ferner werden beim Tanz Bambusrohre gebraucht, die im Takt auf den Erdboden geschlagen werden, und zwar meist von Frauen und Knaben. Ein solches ist in Fig. 6 abgebildet. Die beiden Stücke meiner Sammlung, aus der Gegend von Oubatche und Hienghène stammend, haben Längen von 1,19 m und 1,23 m, bei einem Durchmesser von 5½ und 6 cm. Das obere Ende ist offen, das untere, durch Schlagen zerstampfte, geschlossen. Beide Rohre haben ungefähr in ihrer Mitte ein durchbrochenes Internodium. Zwei solche Bambusrohre, ein nur an einem Ende und ein an beiden Enden offenes, bildet EDGE PARTINGTON⁵ ab. Auf den Hebriden sind nach SPEISER⁶ Schallstäbe, die gegen die Erde gestoßen werden, nur von Ost-Santo bekannt.

Der Tanz wird in Caledonien etwa auch begleitet mit Schlagen von Hölzern auf Stücke hohler Bäume (OPIGEZ⁷) oder auf ein Brett, das horizontal über Steine gelegt ist (VIEILLARD und DEPLANCHE⁸) und stets durch Zischen und Pfeifen mit dem Mund (s. den Abschnitt über Feste und Tänze, p. 219). Daß hohle Bäume gelegentlich mit Rochen- oder Haifischhaut überzogen werden, wie GIRIEUD und MESSERSCHMIDT⁹ angeben, ist sicher ein Irrtum; eine wahre Trommel kommt in Caledonien nicht vor.

Um den Takt zur Begleitung von Gesang anzugeben, kennt man verschiedene Methoden. Entweder läßt man einen hohlen Bambus auf einem sonoren Holz resonnieren (LAMBERT¹⁰), oder man schlägt mit einem Stock auf ein Bambusrohr (GARNIER¹¹), oder hohlen Baumstamm (GLAUMONT¹²), oder man schlägt zwei Steine gegeneinander (GARNIER¹³), oder man trommelt mit den Fingern auf einer Palmspatha (PATOUILLET¹⁴, DURAND¹⁵, LEENHARDT¹⁶).

Alle diese Methoden, den Takt bei Tanz oder Gesang zu markieren, gehören zu den primitivsten musikalischen Erscheinungen, wie sie der alten australischen Kultur mit ihren Taktgeräten und Klangstäben eigen sind (vgl. GRÄBNER¹⁷).

Auf Lifou wird nach HADFIELD¹⁸ der Takt bei Tanz und Gesang angegeben durch Schlagen auf einen geköpften Kürbis oder mit einem Blätterwulst auf den Erdboden oder durch Klappen

¹ OPIGEZ, 131, p. 448; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 212; ³ BOURGEY, 26, p. 355; ⁴ GLAUMONT, 70, p. 98; ⁵ EDGE PARTINGTON, 43, II, Taf. 65; ⁶ SPEISER, 165, p. 422; ⁷ OPIGEZ, 131, p. 448; ⁸ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 213; ⁹ GIRIEUD und MESSERSCHMIDT, 68, p. 20; ¹⁰ LAMBERT, 99, p. 155 u. 176; ¹¹ GARNIER, 62, p. 291; ¹² GLAUMONT, 70, p. 98; ¹³ GARNIER, 62, p. 160; ¹⁴ PATOUILLET, 132, p. 205; ¹⁵ DURAND, 42, p. 501; ¹⁶ LEENHARDT, 105, p. 224; ¹⁷ GRÄBNER, 76, p. 743; ¹⁸ HADFIELD, 82, p. 134.

der Hände. Nach RAY¹ geben Kokosblätter, fest zusammen gewickelt und gegeneinander geschlagen, den Takt beim Tanzen an.

Nach dem Gesagten ist es klar, daß es weder in Neu-Caledonien, noch auf den Loyalty-Inseln Musiker von Beruf geben kann.

Gesang. Der Caledonier kann stundenlang näselnd und monoton vor sich hinsingen, auf einem Felsen oder am Meeresstrand sitzend oder in seinen Pflanzungen wandelnd; an unheimlichen Orten, wie in der Nähe einer Begräbnisstätte, stärkt er seinen Mut durch solches Singen. LAMBERT² beschreibt den Gesang als ein ia-iu-ia-ia ohne Ende, GLAUMONT³ als e-ia-e-ia, wobei der Sänger seinen Körper im Rhythmus bewegt oder auch den Takt auf eine der oben angegebenen Weisen markiert. Dieser Gesang bewegt sich bloß in 3 bis 4 Noten.

Dazwischen improvisiert er Texte in bilderreicher Sprache, die sich auf Ereignisse beziehen, wie Krieg, Sieg, Niederlage usw., oder auch Lob und Spott auf seine Mitmenschen enthalten. Auch diese Prosa trägt er in Kadenz vor. Gereimte Gesänge gibt es nicht. Um zum Kriege anzufeuern, wird ein Sänger, gewöhnlich am Fuß des Mittelpfostens der großen Häuptlingshütte sitzend, eine ganze Nacht hindurch seine Improvisationen hören lassen, von Zeit zu Zeit sich erfrischend mit etwas Kokosmilch oder Zuckerrohr (LAMBERT⁴).

Bei Pilus singen ein oder auch mehrere Vorsänger einen monotonen Gesang, begleitet vom Schlagen der Rindenklappen und vom Pfeifen und Zischen der Tänzer, welches Konzert dann mit einem allgemeinen Aufschrei schließt, um bald aufs neue anzuheben (s. den Abschnitt über Feste und Tänze, p. 219).

LABILLARDIÈRE⁵ berichtet von einem durch drei Frauen gesungenen Trio, taktfest, aber für europäische Ohren dissonant klingend; von Gesängen in zwei Partien spricht PATOUILLET⁶. Dabei fehlt es den Caledoniern nicht an musikalischer Begabung. Die ihnen von Missionaren beigebrachten, geistlichen Lieder werden mit Präzision und Gefühl vorgetragen.

Die Loyalty-Insulaner, wenigstens die von Lifou, sind entschieden musikalischer als die Caledonier. Mein Reisegefährte, Dr. J. Roux, dort mit Kindern singend, wunderte sich über ihre rasche Auffassung der Melodie und die korrekte, zweistimmige Begleitung. Frau HADFIELD⁷ hebt die Liebe der Lifou-Leute für Musik und Gesang hervor, der zwar melancholisch klinge, obschon die Stimmen süß und musikalisch seien. Sie erzählt, daß Barden Gesänge zum Tanz komponierten und sie den Leuten lehrten; diese Gesänge begannen, wie der Tanz, meist langsam, um dann mehr und mehr an Geschwindigkeit zuzunehmen, bis alle erschöpft mit lautem Schrei kollabierten. Es gebe Gesänge für Männer und für Frauen, Solos und Duette, Kriegs-, Friedens-, Liebes- und Schlafgesänge, auch Willkommensgesänge der Frauen zur Begrüßung heimkehrender Krieger.

Spiele.

Es gibt Spiele für Erwachsene, für Kinder und solche, die von beiden gespielt werden. Die Kinderspiele sind vielfach Kopien der Tätigkeit der Erwachsenen, wie dies KNABENHANS⁸ als eine allgemeine Erscheinung bei Naturvölkern hervorhebt. Nicht nur Kinder, auch Jünglinge und Männer, üben sich gerne im Werfen kleiner Lanzen, leichten Stäben oder auch Kokosblatt-rippen, gegen einen in die Erde gepflanzten Bananenstamm. Man spielt in zwei Parteien geteilt, und jede sucht die Geschosse der anderen herabfallen zu machen; gewonnen hat die Partei, die

¹ RAY, 135, p. 273; ² LAMBERT, 99, p. 155; ³ GLAUMONT, 70, p. 98; ⁴ LAMBERT, 99, p. 176; ⁵ LABILLARDIÈRE, 97, p. 206; ⁶ PATOUILLET, 132, p. 205; ⁷ HADFIELD, 82, p. 132—134; ⁸ KNABENHANS, 95, p. 76.

am Schlusse die meisten Geschosse im Stamme festsitzen hat (LAMBERT ¹, TURNER ²). Ähnliche Übungen werden mit nach einem Ziel, etwa einem schmalen Baumstamm, geworfenen Steinen ausgeführt.

Drei Kinderlanzen aus Netché auf Maré sind auf Taf. 64, Fig. 4, abgebildet. Es sind 1,20 m bis 1,50 m lange, leichte, entrindete Rundhölzer, am dickeren, 11 bis 14 mm im Durchmesser haltenden Ende zugespitzt, gegen das andere zu sich verjüngend und gabelartig gespalten. Es wird damit meist gegen dünne Baumstämme geworfen. Eine Kinderkeule aus Maré ist bei den Keulen auf Taf. 55, Fig. 5, eine caledonische auf Taf. 54, Fig. 2, dargestellt. Ebenso ist der Pfeilbogen vielfach Kinderspielzeug geworden, mit dem sie harmlose Kleinjagd betreiben oder sich sonst vergnügen. Wurfgeschosse, bestehend aus Sandkugeln mit eingeschlossenen Steinen, erwähnt HADFIELD ³ als nicht ungefährliche Spielzeuge.

An solche Spiele schließen sich die Scheingefechte mit Lanzen an, meist auch nur mit harmlosen Gebilden, zuweilen aber auch mit wirklichen Lanzen ausgeführt, eine beliebte Unterhaltung der Männer bei Festen, aber auch ohne besonderen Anlaß geübt. Auch solche werden von Knaben nachgeahmt.

Ein im Verschwinden begriffenes, caledonisches Kriegsspiel, das LEENHARDT ⁴ nur noch von Kindern gespielt sah, während es früher auch von Männern und ledigen Frauen ausgeführt wurde, ist das folgende: Zwei Sandhaufen stellen die Hütten zweier Dörfer vor, eine Linie dazwischen einen Graben. Die Partei eines Dorfes muß das andere zu erobern suchen. Die weiblichen Spielteilnehmer wachen im Umkreis als Posten und nehmen umgehende Feinde gefangen.

Die Übungen mit der Schleuder, welche Kraft und Geschicklichkeit verlangen, sind mehr ein männliches, als ein kindliches Vergnügen. Im Kapitel über die Schleuder ist erzählt worden, p. 198, wie unsere Träger in Bondé sich stundenlang mit Schleuderübungen unterhielten.

Holzreife zum Werfen, ein Spielzeug für Knaben und Ältere, habe ich in Netché, auf Maré, erhalten. Der Reif wird mit über die Schulter zurückgebogenem Arm soweit als möglich geschleudert. Der fernste Wurf gewinnt. Nach HADFIELD ⁵ wird auf Lifou damit auch gegen ein Ziel geworfen. Zwei dieser Reife aus Maré sind auf Taf. 64, Fig. 1, abgebildet. Sie bestehen aus einem im Kreis gebogenen Holze von flachem oder ovalem Querschnitt und 1½ cm oder etwas mehr Breite; die Enden sind übereinander gelegt und durch Baumbaststreifen verbunden. Der größte Durchmesser der leicht ovalen Reife beträgt 36½ und 39 cm, der kleinste 34½ und 35 cm.

Sehr beliebt sind Spiele der Kinder im seichten Meerwasser mit Untertauchen und sich gegenseitig Bespritzen. Auf Lifou wird von Kindern gerne ein Ballspiel im Wasser mit Bällen aus zusammengerollten Blättern ausgeführt; die Bälle werden einander zugeworfen, während die Spielenden Wasser treten. Es gibt auch ein Versteckspiel im Wasser. Kinder im Kreise erregen einen lebhaften Schaum durch Schlagen mit den Händen; vom Schaum versteckt, schwimmt eines davon und die anderen ihm nach, um es zu erhaschen (HADFIELD ⁶). Dagegen ist das Reiten auf der Brandungswelle mit untergeschobenem, flachem Holzstück (s. bei Schwimmen, p. 27), wie es auf Lifou geübt wird, schon nicht mehr ein Kinderspiel, sondern verlangt die Kraft und die Geschicklichkeit von Jünglingen und Männern.

Bei meinen Grabungen in Abris und alten Hüttenböden auf Maré und Lifou fand ich sehr häufig Strombus-Schnecken, welche unsere Leute als Spielzeug der Alten, als Kreisel bezeichneten (Taf. 64, Fig. 2). Fast ausnahmslos haben sie einen eingebrochenen Mundrand, was das Anfassen

¹ LAMBERT, 99, p. 150; ² TURNER, 167, p. 212; ³ HADFIELD, 82, p. 129; ⁴ LEENHARDT, 105, p. 244; ⁵ HADFIELD, 82, p. 129; ⁶ HADFIELD, 82, p. 127—128.

erleichtert. Es gehört viel Geschicklichkeit dazu, sie in kreiselnde Bewegung zu versetzen. HADFIELD¹ erwähnt als Kinderspielzeug Kreisel aus Conus-Schnecken, womit wohl auch ein Strombus gemeint ist. Kreisel aus Schneckenschalen werden von Futuna angemeldet (SPEISER², nach GUNN) und sind auch sonst in der Südsee verbreitet, wie mir Herr Dr. H. DAMM mitteilt.

Kinderspielzeuge sind auf Lifou auch kleine Windrädchen, aus Blättern gebildet (HADFIELD³). Ich sah ebenda kleine aus Stroh geflochtene Fadenkreuze an Stäbchen, bekanntlich ein weit verbreitetes Gerät, in Australien für Zeremonien dienend, in Melanesien zuweilen ein Tanzgerät, öfter bloßes Spielzeug (FOY⁴). Drachen und Windbüchsen, auf den Hebriden vorkommend, kenne ich aus unserem Gebiete nicht. Dr. A. U. DÄNIKER sah an der Ostküste von Maré bei Pénélo Kinder mit kleinen Bumerangs spielen, gedreht nach Art eines Propellers. Erkundigungen ergaben, daß Insulaner, die auf Schiffen gedient hatten, das jetzt als Kinderspielzeug dienende Gerät aus Australien nach Maré verbracht haben.

Für Caledonien ist die Schaukel durch LAMBERT⁵ belegt, bestehend aus einer starken Liane, die an einem Baumast oder an zwei benachbarten Kokospalmen befestigt wird. Man steht darin aufrecht auf einem Fuß, hält sich mit den Händen rechts und links fest und setzt sich selbst in schwingende Bewegung. Auf Pentecôte und Maevo schwingen sich junge Männer in Lianenschlingen, die an überhängenden Bäumen befestigt sind, stehend über Abgründen (SPEISER⁶).

Seilspringen ist ebenfalls in Caledonien bekannt; zwei Leute drehen ein aus Gras geflochtenes Seil, und die Springer wechseln ab; Einzel-Seilspringen ist nicht gebräuchlich (LAMBERT⁷). Seilspringen wird auch von Vao in den Hebriden erwähnt (SPEISER⁸).

Erwachsene beider Geschlechter und Kinder unterhalten sich ferner in Caledonien gerne mit geschicktem Jonglieren von Orangen und anderen Früchten, dabei im Kreise sitzend; auch werfen sie sich die Bälle zu, die dann mit der Handfläche, ohne sie anzufassen, zurückgeschleudert werden müssen (LAMBERT⁹).

Ein Spiel der caledonischen Männer — von den Loyalty-Inseln finde ich es nicht erwähnt, was ein Zufall sein dürfte — ist das von LAMBERT¹⁰ „Ta“ genannte, das auf ebenem und hartem Boden gespielt wird. Jeder hat in der Hand einige trockene, leichte Ruten oder Rohre von etwa 1 m Länge. Diese Rute wird gehalten zwischen dem Daumen und den drei letzten Fingern, während der Index dem Ende aufruht. Mit Kraft wird sie in spitzem Winkel in kurzer Distanz vor dem Werfenden auf den Boden geschleudert; sie rikoschettiert, erhebt sich, springt weiter und fällt endlich nieder. Der, dessen Geschoß den weitesten Weg zurücklegt, hat gewonnen. Es erwähnt dieses Spiel auch TURNER¹¹. Dasselbe kommt in gleicher Weise auch auf allen Hebriden-Inseln und der Banksgruppe vor (CODRINGTON¹², SPEISER¹³), nach ersterem Autor auch auf Fidji.

Ebenfalls für Männer sind die auf Matten mit großen Erbsen gespielten Spiele. Ein solches habe ich aus Kanala mitgebracht. Es besteht aus zwei Pandanus-Matten von 90 cm Länge und 55 cm Breite. In einer geflochtenen Tasche befinden sich 46 braune, runde, glatte und flache Erbsen von etwa 5 cm Durchmesser. Die beiden Matten werden in etwa 5 m Entfernung voneinander auf die Erde gelegt, der Länge nach dreimal zusammengefaltet, so daß eine schmale, leicht konvexe Oberfläche entsteht. Die Spieler in zwei Parteien stellen sich einander gegenüber hinter je einer Matte auf und werfen mit den Erbsen nach der von ihnen entfernten Matte. Gewonnen hat die Partei, die am Schluß die meisten Stücke auf ihrer Matte hat. Nach TURNER¹⁴ wird auch mit Stücken von Kokossschale gespielt und nur auf einer einzigen Matte, wobei jede

¹ HADFIELD, 82, p. 129; ² SPEISER, 165, p. 247; ³ HADFIELD, 82, p. 129; ⁴ FOY, 58; ⁵ LAMBERT, 99, p. 149; ⁶ SPEISER, 165, p. 246; ⁷ LAMBERT, 99, p. 150; ⁸ SPEISER, 165, p. 245; ⁹ LAMBERT, 99, 150; ¹⁰ p. 152; ¹¹ TURNER, 167, p. 212; ¹² CODRINGTON, 34, p. 340; ¹³ SPEISER, 165, p. 245; ¹⁴ TURNER, 167, p. 215.

der aus je zwei Leuten bestehenden Parteien sucht, die Stücke des Gegners von der Matte wegzustoßen.

In Netché auf Maré wird ein ähnliches Spiel mit runden oder leicht ovalen, 7 bis 8 cm im Durchmesser haltenden, unterseits flachen, oberseits gewölbten Holzscheiben gespielt. Einige zeigen eingekratzte Initialen des Besitzers, eine oben eine Sternfigur. Auf Taf. 64, Fig. 3, sind solche Holzscheiben dargestellt. Als Spielfeld dient eine 1,70 m lange und etwa 70 cm breite Matte, hergestellt aus einem zerspaltenen Kokosblatt mit verflochtenen Fiedern. Eine Tasche enthält 10 Spielscheiben. Es spielen vier Leute, a und b auf einer Querseite der Matte, c und d auf der anderen. Zusammengehörig sind a und d, b und c. Zuerst spielen die beiden feindlichen Leute einer Seite, jeder mit 5 Scheiben, wobei jeder diejenigen des anderen aus der Matte hinauszuschieben sucht. Dann kommt die Reihe an die der entgegengesetzten Seite. Gewonnen hat die Partei, die am meisten Scheiben in der Nähe des entfernten Mattenrandes zu liegen hat.

Endlich sind die Faden- oder Abhebespiele (Cats Cradles) zu erwähnen, über welche wir COMPTON¹ eine sorgfältige Arbeit verdanken. Er sammelte sie auf Neu-Caledonien und der Ile des Pins, auch Loyalty-Leute konsultierend. Er fand deren eine große Zahl, darunter sehr komplizierte Formen; alle mit besonderen Namen benannt, auch einige von zwei Spielern zu spielende. Viele erwiesen sich als neu, andere als unter abweichendem Namen von anderswoher bekannt. Die große Mehrzahl der caledonischen und loyaltischen Fadenspiele haben nach COMPTON Verwandtschaft mit Formen anderer melanesischer Gebiete; sie gehören nach ihm zum melanesischen Typus, die Rassenzugehörigkeit der Caledonier und Loyalty-Leute zu den Melanesiern erweisend. Andere sind kosmopolitischer Natur. Die Abhebespiele werden nach COMPTON fast immer schon in der Kindheit erlernt. Cats Cradle spielende Lifou-Kinder bildet HADFIELD² ab.

Masken.

Neucaledonische Masken finden sich in allen europäischen Sammlungen; sie können somit nicht selten gewesen sein. Im Prinzip ist ihr Bau auf der ganzen Insel derselbe, wenn auch das Gesicht lokal verschiedene Stilisierung aufweist. Von den Loyalty-Inseln sind Masken nicht bekannt. Die Masken zeigen alle einen hölzernen Gesichtsteil, der vermittelt von Schnüren, die durch Löcher gezogen sind, angeheftet ist an einen die Kopfseiten und das Hinterhaupt des Trägers umgebenden Halbzylinder, bestehend aus feinen, horizontalen Stäbchen, die durch Schnurwerk zu einem soliden Geflecht verbunden sind. Der Kopf des Maskenträgers ist also völlig umhüllt, wie dies auf dem Profilbild eines solchen aus Hienghène, Taf. 65, Fig. 1, deutlich zu sehen ist. Auf dem Kopfe sitzt ein rundlicher oder ovaler Aufbau aus menschlichen Haarbüscheln, die in den Lücken eines Geflechts aus biegsamen Ruten befestigt sind. Dieser Haaraufsatz kann gewaltige Dimensionen annehmen; oft krönt er einen beidseits offenen Flechtwerkzylinder, wie er als Kopfbedeckung früher üblich war (s. den Abschnitt über Tracht und Schmuck, p. 165). Seitlich ist das Holzgesicht eingerahmt von dicken Wülsten aus Menschenhaar, und unterhalb desselben hängen als Bart an einer Schnur befestigte, aus Haaren und Pflanzenfasern zopfartig geflochtene Strähnen. Den Körper umhüllt bis gegen die Kniee herab ein Federmantel. Dieser besteht aus einem groben Schnurgeflecht mit Maschen von 4 bis 5 cm Weite. Daran sind zahlreiche Büschel von je 2, 3 oder auch 4 Federn, meist rotbraunen der Notu-Taube (*Phaenorrhina goliath* Gray), an den Kielen mit Bast oder Schnur festgebunden, so daß ein dichtes Federkleid zustande kommt. Seitlich hat das Netz Öffnungen für die nackten Arme; oben ist es festgebunden an Löchern der Holzmaske und des Halbzylinders. Statt eines Netzes kommt gelegentlich auch

¹ COMPTON, 37; ² HADFIELD, 82, p. 129—130.

ein Kragen aus sehr lang herabfallenden Hahnenfedern vor, so an dem Stück im Pariser Museum, Taf. 66, Fig. 1.

Sämtliche Holzmasken haben die Eigentümlichkeit, daß nur der offene Mund dem Träger einen Ausblick gestattet; die Augen sind stets geschlossen. Getragen wird die oft recht schwere Maske, indem der Träger einen Querstab in den Mund nimmt, auf dem das ganze Maskengebäude aufruhrt. An dem Profilbild, Taf. 65, Fig. 1, sieht man das weiße Stäbchenende seitlich vorragen. Der Maskenträger hält in der rechten Hand eine oder mehrere Lanzen, in der linken eine Keule.

Ich lasse nun die Beschreibung einiger Masken folgen. Maske von Hienghène, Taf. 65, Fig. 2. Die Holzmaske ist etwas über 30 cm hoch, die ganze Kopfbedeckung vom Unterrand bis zur Kuppe der Haarkugel 80 cm. Der Federmantel ist gegen 90 cm lang. Aus dem geschwärtzten Gesicht tritt die Nase als ein enormes, nach unten hakenförmig umgebogenes Gebilde hervor; die breiten Nasenflügel an der Basis dieser Hakennase zeigen ovale, nach unten gerichtete Narinen. Der breite, offene Mund ist mit zahlreichen Zähnen bewehrt; die Augen sind leicht vortretend und von je einem dreieckigen Schirm überdacht, entweder Augenbrauen oder den knöchernen Stirnschirm bedeutend. Der den Hinterkopf umgebende, geflochtene Halbzyylinder ist 20 cm hoch, der obere Zylinder, der die gewaltige Haarkugel trägt 12 cm. Der Bart ist durch 20 dicke Strähnen von etwa 30 cm Länge gebildet. Den Maskentypus mit Hakennase bemerkte schon 1849 ERSKINE¹ in Hienghène.

Ähnlich ist eine Maske des Trocadéro-Museums, Taf. 66, Fig. 1, mit der Herkunftsangabe Balade im äußersten Norden der Insel. Nur ist die Hakennase noch viel gewaltiger und grotesker ausgebildet, auch die Haarkugel oberhalb des Zylinders mächtiger. Auf der Stirne ist eine weiße Ovula-Schale angebracht; der Holzteil ist 30 cm hoch.

Ganz anders stilisiert ist das Gesicht einer Maske von Bopope, Taf. 66, Fig. 2. Die rundliche Holzmaske ist 23 cm hoch; ihre Nase ist ein dreieckiges, vorspringendes Gebilde mit abwärts schauenden Nasenlöchern. Von der Nasenspitze geht ein rundliches Stäbchen aus, das, rechtwinklig sich umbiegend, oberhalb des zahnlosen Mundes sich ansetzt. Die dicken Backen verleihen dem Gesicht etwas Gemütliches. Die Augen sind gut modelliert, und darüber ist mit parallelen Linien eine Art Mütze (?) angedeutet. LUQUET² deutet diese Linien als Stirnrunzeln. Der den Hinterkopf umgebende Halbzyylinder aus Flechtwerk ist 9 cm hoch, der Federmantel etwa 75 cm lang. An einer flachen Maske des Berliner Museums sind die Backen als runde, konvexe Platten seitlich vom Munde dargestellt. EICHHORN³, der das Stück abbildet, vermutet darin die Andeutung eines alten Wangenschmucks, wie an Gesichtsdarstellungen aus Neu-Guinea. Ich halte das bei den caledonischen Masken, an denen sehr oft die Wangen als vorspringende Buckel angegeben sind, nicht für richtig.

Eine Maske im Museum von Toulouse, Taf. 65, Fig. 3, hat keine Herkunftsangabe; doch erweisen die Stielaugen und die röhrenförmigen Narinen zur Sicherheit, daß sie jedenfalls nicht aus dem Norden der Insel stammen kann. Der Holzteil ist 48 cm hoch; der Mund ist von weiß gefärbten und roten Abrus-Kernen umrahmt. Auf dem Kopf ist infolge von Verlust von Haarbüscheln das sie tragende Rutengeflecht sichtbar; als Schmuck ist eine Ovula-Schale angebracht.

Wieder einen anderen Gesichtstyp zeigt eine Holzmaske von Houailou, Taf. 65, Fig. 4, ein viereckiges, gewölbtes Brett aus dunkelrotbraunem, fast schwarzem Holze, 27½ cm hoch und 15 cm breit. Die ziemlich flache Nase hat zwei seitlich ausladende Flügel mit länglichen Narinen; der zahnlose, offene Mund ist von einem Kranz von Abrus-Kernen umgeben, festgeklebt in einer schwarzen Harzmasse; die Augen haben winklig geknickte Schirme; ringsum sieht man die Löcher zur Befestigung der fehlenden Maskenteile.

¹ ERSKINE, 45, p. 357; ² LUQUET, 115, p. 127; ³ EICHHORN, 187, p. 286—287.

Von demselben Nasentypus ist eine in Paris erworbene Maske ohne bestimmte Herkunft, Fig. 5, bestehend aus einem ovalen, wenig gewölbten Brett aus dunklem Holz, 36 cm in der Länge und 18 cm in der größten Breite messend. Der zahnlose Mund ist wiederum von Abrus-Kernen umrahmt, die Augen belebt durch ein mit Harz befestigtes, weißes Muschelstück. Im Museum von Dresden befindet sich die Maske der Fig. 6. Es ist ein ovales, leicht gewölbtes Brett aus röt-braunem Holz, 43 cm lang und 24 cm breit. Darauf ist in Hochrelief ein viel kleineres, von einem erhabenen Wulst umzogenes Gesicht angebracht. Der offene Mund ist gezähnt; die Nase hat breite Flügel mit abwärts schauenden Narinen. Das Gesicht ist schwarz gefärbt, die Augenspalte, Nasenlöcher und Mund rot.

Wiederum im Typus abweichend sind zwei weitere, in Paris ohne Herkunftsangabe erworbene Masken. Die der Fig. 3 auf Taf. 66 ist ein langes, schmales, kahnförmig ausgehöhltes, nach oben spitz zulaufendes, schweres und braunes Holzstück von 53 cm Länge und nur 13 cm größter Breite. Das Gesicht selbst nimmt nur eine Strecke von 22 cm Länge ein. Die Nase ist ein mächtiger Knollen mit großen, ovalen, seitlichen Narinen; der Mund mit aufwärts gezogenen Winkeln läßt zwischen den spitzen Zähnen nur eine schmale Spalte frei; das ganze Gesicht ist mit schwarzem Harz überzogen.

Ähnlich ist die Maske der Fig. 4, ebenfalls aus einem kahnförmig ausgehöhlten Stück braunen Holzes gearbeitet, 55 cm lang, 15 cm breit. Zwischen den runden Backen tritt eine mächtige, gewölbte Nase vor, die mit einer dicken Schicht schwarzen Harzes überzogen ist; ihre runden Narinen schauen nach abwärts. Die Augen sind rundliche Knollen unter je einem gewölbten, stark vorspringenden Schirm; der mit weißlich gefärbten Zähnen bewehrte Mund ist von einem erhöhten Rand umgeben; Spuren roter Lippenbemalung sind noch erkennbar.

Hierher gehört, was die Form angeht, eine Maske im Museum von München, Fig. 5. Sie unterscheidet sich von der vorigen wesentlich durch die Bildung der Nase. Diese zeigt einen scharfen Mittelkamm und eine spiralig eingerollte Spitze wie die oben von Balade und Hienghène geschilderten Exemplare. Das kahnförmige Holzstück ist 62 cm lang, 17 cm breit.

Abbildungen von Masken, meist sehr wenig genaue, finden sich zahlreich in der caledonischen Literatur, so bei LABILLARDIÈRE¹, GLAUMONT², PATOUILLET³, LAMBERT⁴, LENNIER⁵, PIONNIER⁶, LUQUET⁷ usw. Angeblich nach Photographie gibt EDGE PARTINGTON⁸ das Bild eines Maskenträgers wieder, dessen Federkleid bis zu den Füßen herabreicht; die Zeichnung macht aber einen schematischen Eindruck.

LAMBERT⁹ gibt an, Augen und Lippen der Masken seien manchmal rot umrandet. Von rot und schwarzer Bemalung spricht auch OPIGEZ¹⁰. Daß außer Notu-Federn zur Bekleidung des Mantels auch solche des Hahns verwendet werden, bezeugt derselbe Autor, solche von Raubvögeln GARNIER¹¹. VIEILLARD und DEPLANCHE¹² geben an, daß die Zähne der Maske manchmal aus Muscheln oder Abrus-Kernen hergestellt seien, und daß zuweilen für die Perücke die langen, schwarzen und glänzenden Radizellen der Farne Blechnum und Lomaria dienten.

VINCENT¹³ sagt, es gebe zwei Sorten von Masken, solche für Krieg und solche für Tanz; die letztere werde mittelst eines Handgriffs festgehalten und bestehe aus einem grob skulptierten, schwarz gefärbten, menschlichen Gesicht, umrahmt von vegetabilischen Fasern. Ich kenne keine Masken mit Handgriff; wahrscheinlich meint indessen VINCENT einfach Stücke, wie die in Fig. 3 bis 5, Taf. 66, abgebildeten, deren Fortsätze nach oben und unten aber keine Handgriffe sind, sondern als Widerlager und zur Befestigung anderer Maskenteile dienen.

¹ LABILLARDIÈRE, 97, Taf. 37; ² GLAUMONT, 70, Taf. 1; ³ PATOUILLET, 132, p. 180; ⁴ LAMBERT, 99, p. 73 und 109; ⁵ LENNIER, 111, Taf. 6; ⁶ PIONNIER, 133, p. 22; ⁷ LUQUET, 115, Taf. 2; ⁸ EDGE PARTINGTON, 43, I, Taf. 126; ⁹ LAMBERT, 99, p. 147; ¹⁰ OPIGEZ, 131, p. 432; ¹¹ GARNIER, 62, p. 292; ¹² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 210 und 617; ¹³ VINCENT, 172, p. 94.

Gebrauch der Maske. In der caledonischen Literatur wird die Maske sehr häufig als „Masque de guerre“ aufgeführt. So bezeichnet sie MONCELON¹ als Kriegskostüm, wozu sie sich ihrer ganzen Art nach entschieden nicht eignet. Nach VINCENT² soll sie den Feind erschrecken. DURAND³ berichtet, der Kriegschef bekleide sich, bevor er die Leute in die Schlacht führe, mit der Kriegsmaske, PIONNIER⁴, die Maske werde im Moment des Auszugs auf Menschenjagd angezogen, und OPIGEZ⁵, man sende zur Kriegserklärung einen Mann in der Maske zu dem betreffenden Stamm, da ein solcher in dieser Vermummung vom Feind nicht erkannt werden könne. Kriegserklärung durch einen Maskierten wird auch von PATOUILLET⁶ erwähnt, und nach DE VAUX⁷ soll der Glaube bestehen, daß man in der Maske dem Feind unsichtbar und daher unverwundbar werde. Das ist nun alles im höchsten Grade unwahrscheinlich. Mit dem Kriege hat die Maske sicher nichts zu tun; höchstens mag bei Pilus, die einer Kriegserklärung vorausgehen, etwa ein Maskenträger eine Rolle spielen, wie denn der Gebrauch der Maske überhaupt auf Feste beschränkt ist.

Bei dem Pilu, dem wir in Bopope beiwohnten, erschien, nachdem die Szenen des mimischen Tanzes abgelaufen waren, aus dem nahen Dorfe ein Maskenträger, Lanzen in der Hand schwingend und ein heulendes Kind vor sich hertreibend. Zwei Männer traten ihm entgegen und führten mit ihm, Lanzen werfend, ein Scheingefecht aus.

Der Gebrauch der Maske bei solchen Festen wird vielfach bezeugt. PATOUILLET⁸ erwähnt bei der Beschreibung eines Totenfestes bei den Ounoua, daß ein Mann in der Maske vom Ende der Esplanade her gekommen sei, rückwärts schreitend und mit seiner Lanze etwa 30 Tänzer bedrohend, auch mit den Zuschauern Possen treibend und sie mit einem Stocke schlagend. GARNIER⁹ sah während eines Pilus bei den Arama einen Maskenträger vom Meeresufer her kommen, mit Freudegeschrei empfangen; er tanzte vor den Kameraden, die seinen Gesang mit periodischem Heulen und Bewegungen ihrer Lanzen und Keulen begleiteten. LEMIRE¹⁰ spricht von einem Zauberer in Maske bei einem Pilu; OPIGEZ¹¹ sagt, bei Pilus diene die Maske zur Unterhaltung, und LEGRAND¹² gibt an, ein Krieger in der Maske drehe sich vor den anderen, seine Waffen bewegend und gebe als eine Art Chorführer den hinter ihm in Linie aufgestellten Männern den Takt an. Nach LEENHARDT¹³ tritt die Maske bei den mimischen Tänzen auf. LAMBERT¹⁴ nennt sie einfach einen Festschmuck.

Von Masken in Mehrzahl spricht BRAINNE¹⁵, nach welchem Autor bei großen Tänzen viele Männer Masken tragen sollen, was wohl übertrieben ist, weiter DE ROCHAS¹⁶, der die Maskenträger als die Clowns der Feste bezeichnet, die mit ihren grotesken Sprüngen unerschöpfliche Heiterkeit erregen. DEPLANCHE¹⁷ spricht von einer Art Pantomime mit groben Masken. Masken in Mehrzahl erwähnt auch LAMBERT¹⁸.

Privileg des Maskentragens. Der Chef von Bondé teilte mir mit, Masken dürften nur von einzelnen privilegierten Personen, deren Würde erblich sei, getragen werden; es gebe deren 1 bis 2 in jedem Stamm. LAMBERT, l. c., spricht auch von einem Vorrecht des Maskentragens. Die Maske gibt nach einer mündlichen Mitteilung Missionar LEENHARDTS ihrem Träger gewisse Rechte, ohne aber sakralen Charakter zu haben. Ein Eingeborener erzählte mir, es gebe gewöhnliche Masken, die jeder anfertigen und tragen dürfe; die Chefs aber hätten sehr alte und vielleicht nicht von Menschen hergestellte, mit denen bekleidet sie tun könnten, was ihnen beliebe. Daß der

¹ MONCELON, 122, p. 351; ² VINCENT, 172, p. 94; ³ DURAND, 42, p. 513; ⁴ PIONNIER, 133, p. 22; ⁵ OPIGEZ, 131, p. 432—433; ⁶ PATOUILLET, 132, p. 159; ⁷ DE VAUX, 169, p. 349; ⁸ PATOUILLET, 132, p. 183—184; ⁹ GARNIER, 62, p. 292; ¹⁰ LEMIRE, 110, p. 116; ¹¹ OPIGEZ, 131, p. 433; ¹² LEGRAND, 108, p. 85; ¹³ LEENHARDT, 105, p. 258; ¹⁴ LAMBERT, 99, p. 146; ¹⁵ BRAINNE, 29, p. 262; ¹⁶ DE ROCHAS, 145, p. 272; ¹⁷ DEPLANCHE, 41, p. 190; ¹⁸ LAMBERT, 99, p. 108 und 160.

Maskenträger die anderen straflos intrigieren und angreifen dürfe, weshalb man auf diese Verkleidung eifersüchtig sei, berichten auch VIEILLARD und DEPLANCHE¹.

Name und Bedeutung der Maske. GARNIER² gibt als Namen der Maske „Dangat“ an. Missionar LEENHARDT teilte mir mit, die Maske werde nach ihrem Mantel „Vogelfedern“ genannt, was mir ein Eingeborener bestätigte. Von Herrn L. J. BOUGE, der die Mitteilung dem Grandchef der Poyes verdankt, erfuhr ich, daß die Maske einen Dämon des Namens „Pouémoin“ darstelle. Dieser Pouémoin verwandelt sich in zwei Persönlichkeiten mit verschiedenen Namen, je nach dem Ort seines Wohnsitzes. Als „Pouémoin“ lebt er im Wasser, in den Mangroven der Küste. Aus Furcht vor ihm reden die austernsammelnden Eingeborenen nur leise, um ihn nicht zu wecken und nicht zu erzürnen. Wenn er aber einmal zornig wird, kommt er aus dem Wasser und verfolgt die Fischer in der Gestalt der Maske, in der rechten Hand Lanzen schwingend und in der linken, an der eine Baumbastschärpe hängt, eine Keule haltend. In den Bergen ist derselbe Geist formlos; wenn man ihn antrifft und, da man ihn ja nicht sehen kann, ihm nicht aus dem Wege geht, wird er wütend und versenkt den Unglücklichen bis zum Hals in die Erde. Aus dieser Lage kann ein Zauberer durch Anblasen gekauter Pflanzenteile befreien.

Ein kleiner Chef des Houaïlou-Tals, den ich über diese Sache befragte, kannte die Legende von dem Wasserdämon, der im Maskenkostüm erscheint; er fügte bei, die Maske sei von Norden her nach dem südlichen Caledonien gekommen.

Daß die Maske tatsächlich mit einem Wassergeist etwas zu tun hat, geht auch aus einem Bericht ERSKINES³ hervor, der bei seinem Besuch in Hienghène 1849 am großen Boot des Häuptlings eine Maske mit gebogener Nase befestigt sah, beidseits mit einem roten Korallenzweig geschmückt, um, wie sie sagten, ihre Beziehungen zum Meere anzudeuten. Eine solche ergibt sich auch aus der oben schon mitgeteilten Beobachtung GARNIERS, daß bei einem Pilu der Maskenträger vom Seestrand herkam.

Die caledonische Maske, wenn sie von einem wild sich bewegenden Individuum getragen wird, macht einen entschieden höchst schreckhaften Eindruck; Frauen und Kinder fliehen, Hunde heulen. Es ist, wie VATTER⁴ richtig bemerkt, die bewegte Starrheit, welche dieses Grauen vor dem Maskenträger hervorruft. Zugleich aber verwandelt sich dieser selbst in den Geist, den er darstellt, und wenn auch heute in Neu-Caledonien der Maskenträger wesentlich zu einem Unterhaltungsobjekt bei Festen geworden ist, so wird doch der Schreck, der Frauen, Kinder und auch manche Männer bei seinem Anblick erfaßt, noch in der alten Anschauung, daß in ihm ein Geist erscheint, wurzeln. Nach LAMBERT⁵ scheint das Tragen solcher Masken für den Träger selbst nicht ganz ohne Gefahr zu sein, denn er spricht von Abraxas (Zaubermiteln), mit denen er sich schützt.

Masken stehen in melanesischen Landen fast ausnahmslos in Zusammenhang mit geheimen Männerbünden, deren Mitglieder in ihrer Verkleidung als Geister, Totengeister, sich gewisse Rechte anmaßen und die nicht Eingeweihten, besonders die Frauen, tyrannisieren. Wenn RIVERS⁶ sagt, es bestünden in Neu-Caledonien schwache Anzeichen von Existenz geheimer Gesellschaften, so wird damit sicherlich das Vorkommen von Masken gemeint sein, denn sonst ist von geheimen Männerbünden nichts bekannt, und es fehlen auch Schwirrhölzer und ähnliche Dinge, die sonst bei deren Zeremonien eine Rolle spielen. Immerhin ist es möglich, daß die Maske den Überrest eines Geheimbundes darstellt. Schon CODRINGTON⁷ hat darauf aufmerksam gemacht, daß der caledonische Maskenträger, von dem er eine mangelhafte Zeichnung wiedergibt, kaum zu unterscheiden sei von einem Tamate der Banks-Inseln, wonach eine Identität der Institution oder doch

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 210; ² GARNIER, 62, p. 292; ³ ERSKINE, 45, p. 357; ⁴ VATTER, 168, p. 103; ⁵ LAMBERT, 99, p. 147; ⁶ RIVERS, 137, II, p. 205; ⁷ CODRINGTON, 34, p. 69, 70, 73.

ein Konnex vermutet werden könne. Die oben gemachte Angabe, daß gewisse Maskenträger tun dürfen, was ihnen beliebt, und daß es Masken gebe, die nicht von Menschen angefertigt seien, deutet durchaus nach alten Geheimbundsitten hin.

Andererseits ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß die Maske sekundär ohne Verbindung mit Geheimbünden nach Caledonien könnte gekommen sein, wie dies schon GRÄBNER¹ andeutet. In diesem Sinne könnte der Umstand verwertet werden, daß die Maske einen Meerdämon darstellt, was vielleicht auf eine Herkunft von auswärts hindeutet, jedenfalls keinen Zusammenhang mit Totenkult erkennen läßt. Wenn, wie GRÄBNER, l. c., ausführt, die Verbreitung der Geheimbünde mit Maskentänzen sich in Melanesien fast genau deckt mit derjenigen der mutterrechtlichen Zweiklassenkultur, so ist zu bemerken, daß auch diese Neu-Caledonien fehlt. Wenn die heute geltende Theorie (s. SCHMIDT²) richtig ist, daß die Geheimbünde einer Reaktion der Männer gegen die Vorherrschaft der Frauen in mutterrechtlicher Kultur ihre Entstehung verdanken, so würde das ihr Fehlen in dem vaterrechtlichen Neu-Caledonien begreiflich machen. Auch bei Sulka und Baining kommen nach RIVERS³ Masken vor, ohne daß wir Kenntnis von geheimen Gesellschaften hätten. Die Frage bedarf somit weiterer Klärung. Jedenfalls beweist die ganz eigene Stilisierung der caledonischen Maske ein schon altes Heimatsrecht auf der Insel.

Soziologie.

Dorf und Stamm. Die soziale Einheit ist die Sippe oder der Clan, bestehend aus einer Gruppe verwandter, unter sich nicht heiratsfähiger Familien gemeinsamer Abkunft, ein oder auch mehrere Dörfer oder Siedelungen bildend. Es herrscht also Clan-Exogamie. Die Familien einer Gruppe haben einen gemeinsamen, großen, von einem wirklichen oder mythischen Vorfahren herstammenden Namen, der aber nur bei feierlichen Anlässen gebraucht wird, während jede Familie, auch eine neu sich bildende, einen besonderen Namen annimmt (LEENHARDT⁴). Die Familien einer Gruppe sind durch mystische Bande vereinigt. Jeder gehört einem solchen Clan an, die Kinder dem des Vaters. So sind z. B. nach LAMBERT⁵, wenn ein Ouimo eine Téambouéou zur Frau nimmt, alle seine Kinder Ouimoma.

Verschiedene solche Clans oder Familiengruppen bilden zusammen eine Einheit, die man als Stamm bezeichnet, mit gemeinsamer Sprache. Theoretisch haben wohl alle Glieder eines Stammes gemeinsamen Ursprung; indessen sind sicher immer auch fremde Elemente hinzugekommen durch Einwanderung, Adoption von Gefangenen und Fusionen friedlicher oder gewaltsamer Art (DE ROCHAS⁶). Diese Stämme, deren Gebiet meist durch Bergketten, Wälder oder Flüsse gegeneinander abgegrenzt ist, können sehr verschiedene Stärke haben. Die größten, heute bestehenden, am mittleren Teil der Ostküste angesiedelten Stämme von Poindimié, Kanala und Houaïlou zählen 1400 bis 1800 Seelen. Daneben gibt es manche von nur wenigen 100 oder kaum über 100 Individuen.

Es kam früher nicht selten vor, daß unterworfenen Stämme in eine Art von Vasallenschaft eines mächtigeren gerieten oder sich auch selbst unter Schutz eines solchen stellten. So soll nach GARNIER⁷ der Stamm von Hienghène früher eine Art von Souveränität über die Stämme bis zum Norden der Insel hin besessen haben. Auch Konföderationen von Stämmen, die zu gegenseitiger Kriegshilfe verpflichtet waren, kamen vor (s. im Kapitel über Krieg, p. 206).

¹ GRÄBNER, 76, p. 739—740; ² SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 275; ³ RIVERS, 137, II, p. 539 und 541; ⁴ LEENHARDT, 107, p. 45—47; ⁵ LAMBERT, 99, p. 82; ⁶ DE ROCHAS, 140, p. 237; ⁷ GARNIER, 62, p. 222.

Auf den Loyalty-Inseln bildet gleichfalls eine Gruppe verwandter Familien ein Dorf, was schon daraus hervorgeht, daß nach RAY¹ das Wort „Lapa“ sowohl Familie, als Dorf bedeutet, und eine Gruppe von Dörfern sind zu einem Stamm vereinigt.

Dorf- und Stammeshäupter. Jedes Dorf, das, wie gesagt, eine Agglomeration mehr oder weniger nah untereinander verwandter Familien darstellt, hat ein Haupt. Dieses ist der älteste Sohn der ältesten Familienbranche, gestützt durch die um ihn gruppierten, väterlichen Verwandten und die entfernt wohnenden, mütterlichen (LEENHARDT²). Der Dorfcchef ist Vasall des häufig mit ihm verwandten Stammeshaupts. Seine Autorität beruht nicht in territorialen oder anderen reellen Vorrechten, sondern vornehmlich im Respektsgefühl der Seinen, ihm als dem Erstgeborenen gegenüber, ist er doch Hüter des Familienschatzes, des heiligen Korbs mit den Wertsachen und Familienheiligthümern. Er muß die Traditionen der Sippe kennen, ihre Rechte bei Streitfällen vertreten, bei Festen ihre ruhmvolle Vergangenheit mit beredten Worten verkünden. Ist er kein geborener Redner, so kann dieses Amt auch einem anderen Bruder übertragen werden, ohne daß er deshalb seines Ansehens verlustig ginge. Er wird, da die Ehre des Familiennamens repräsentierend, mit Ehrfurcht behandelt und im Pluralis angesprochen; er erhält ausgesuchte Lebensmittel, bei der Ignamenernte von allen Familien Feldfrüchte, die er aber in gleicher Zahl wieder zurückgibt. Es bedeuten somit diese Gaben mehr eine Ehrung als einen Tribut. Auf das Land der anderen hat er kein Recht; er besitzt nur sein eigenes Erbland und was er etwa selber urbar gemacht hat. Er übt also eine patriarchalische Herrschaft aus. Trotzdem ist seine Autorität eine große; er verfügt über seine Brüder und die übrigen Leute des Dorfes, wobei er aber ihre Rechte nicht antasten soll. Mißbrauch der Macht ist freilich bei gewaltsamen Persönlichkeiten je und je vorgekommen (LEENHARDT³ und ⁴).

Nach LAMBERT⁵ geschieht die Anerkennung eines jungen Mannes als Familien- oder Dorfcchef durch ein Fest, das den Namen trägt „Verleihung des Stockes“, obschon ein Stock dabei keine Rolle spielt. Auch das im Kapitel über die Feste nach LEENHARDT geschilderte Pilu hat als eines seiner Zwecke die Erhebung eines neuen Familienhaupts.

Auf den Loyalty-Inseln leben nach RAY⁶ ebenfalls Verwandte in einem Dorf zusammen unter Leitung eines Chefs, offenbar ähnlich wie in Caledonien.

Die Dörfer sind, wie schon bemerkt, zu einem Stamm vereinigt, an dessen Spitze ein Stammeshaupt, der Grandchef der französischen Literatur, steht, nach LEENHARDT der Chef der Zentralfamilie, also wohl der ältesten und vornehmsten Familie des Stammes, nach DE ROCHAS⁷ der Repräsentant des ersten Familienvaters, hoch verehrt, nahezu als ein Wesen höherer Art. In der Literatur wird vielfach sein uneingeschränkter Absolutismus hervorgehoben, der ihm Macht über Leben und Eigentum aller anderen verleihe; es ist das aber eine Übertreibung, denn auch die Herrschaft eines Grandchefs hat im Grunde einen konstitutionellen oder patriarchalischen Charakter. Er kann durchaus nicht willkürlich verfügen über den Besitz der anderen, sondern hat das Eigentum zu respektieren (LAMBERT⁸). Wie der Dorfcchef, besitzt er nur sein eigenes Erbland und was er urbar macht; seine Felder muß er auf eigene Kosten bebauen lassen oder wenigstens die für ihn arbeitenden Leute ernähren (VINCENT⁹, VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁰).

Die Autorität des Grandchefs ist ferner beschränkt durch den Rat der Alten, ohne dessen Zustimmung er keine wichtigen Entschlüsse fassen kann, wie etwa Kriegserklärung oder Abhaltung eines großen Stammesfestes. Dieser Rat umfaßt nach PATOUILLET¹¹ traditionskundige Alte, subalterne Chefs seiner Verwandtschaft und Zauberpriester. Neben dem Grandchef haben noch

¹ RAY, 135, p. 280; ² LEENHARDT, 105, p. 249; ³ LEENHARDT, 105, p. 249—250; ⁴ LEENHARDT, 107, p. 46—48; ⁵ LAMBERT, 99, p. 111; ⁶ RAY, 135, p. 289; ⁷ DE ROCHAS, 140, p. 236; ⁸ LAMBERT, 99, p. 83; ⁹ VINCENT, 172, p. 22; ¹⁰ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 476; ¹¹ PATOUILLET, 132, p. 131.

andere Leute im Stamm Autorität, so ein zweiter Chef, „Mouéaou“ nach LAMBERT ¹, „Moéo“ nach VIEILLARD und DEPLANCHE ², oft ein Bruder des ersteren. Ein Kriegsmeister präpariert und organisiert militärische Dinge, während der in der Literatur häufig genannte „Chef de guerre“ (s. p. 207) nur ein von den Kriegern oder dem Rat der Alten zur Führung im Kampf gewählter, tapferer und kluger Mann ist (LEENHARDT ³), der aber zuweilen selbst höheren Einfluß als sein Oberherr gewinnen kann. Große Macht im Stamm können auch Zauberer gewinnen.

Die Ratsversammlungen finden wohl vornehmlich in der Chef- oder in der Festhütte statt. Dr. DÄNIKER photographierte aber auf Maré, eine Viertelstunde von Médou entfernt, einen Versammlungsplatz der Alten im Wald. Es war dort ein ebener, ovaler Platz von einer Blockmauer von etwa 1 m Höhe umgeben, durch welche zwei Eingänge führten. In der Mitte war ein Steinhäufen von etwa 1 m Höhe errichtet, angeblich für den Sprecher dienend.

Trotz den genannten Einschränkungen ist die Macht eines Stammeshaupts noch eine sehr große, nicht zum mindesten wegen der mystischen Eigenschaften, die man ihm zuschreibt. Nicht nur sind sie selbst oft zauberkundige Leute, sondern sie leiten auch gerne ihren Stammbaum auf übernatürliche Wesen zurück. Vom Großvater des alten Grandchefs Bouarate von Hienghène wurde berichtet, daß Greise das Kind in stürmischer Nacht in einer Höhle im Meer gefunden haben, wohin es Ahnengeister direkt aus der Geisterwelt gebracht hatten, ohne daß es von irdischen Eltern wäre gezeugt worden. Das Geräusch der Wellen in dieser Höhle wird als von Geisterstimmen herrührend angesehen, und beim Tode Bouarates erschütterten wieder diese Stimmen die Grotte (DE VAUX ⁴). Die Grandchefs der Poyes betrachten als Stammvater den Dämon Kolélé, der mit einer irdischen Frau ein Kind erzeugte (s. p. 152). Eine andere Cheffamilie stammt von einem Reiher ab; der Vorfahr einer weiteren wurde in einem Krebskorb gefunden (Mitteilung des Herrn L. I. BOUGE). Nach dem Tode werden Grandchefs zu mächtigeren Ahnenseelen als die übrigen Menschen, bewohnen ein eigenes Totenreich, und ihr Tod wird von ihren Nachfolgern den Dörfern mit den Worten mitgeteilt: „Die Sonne ist untergegangen“ (LAMBERT ⁵). Das Bild des Sonnenuntergangs wird übrigens auch anderwärts, so in Indonesien nach KRUIJT ⁶, für den Tod eines Menschen gebraucht.

Der Titel des Grandchefs ist im Norden „Téama“, der seines ältesten Sohnes „Téa“, der ältesten Tochter „Kabo“. Als „Téa Cook“ wurde der große Entdecker der Insel in Balade angesprochen ⁷. MONTROUZIER ⁸ gibt als Titel der Grandchefs für Balade „Téama“ an, für Hienghène „Daamad“, für Kanala „Akati“. Während im Norden der Insel die Silbe „ma“ als Auszeichnung gebraucht wird, ist es in gleichem Sinne im Süden die Silbe „ti“ (LAMBERT ⁹).

Über die Abzeichen der Stammeshäupter auf ihren Hütten siehe das Kapitel über Skulpturschmuck. In ihren Hütten hängen lange Banderolen aus schwarzem Baststoff und wehe dem Unterchef, der sich erlauben würde, ebensolche zu benützen. In seinem Äußeren unterscheidet er sich im gewöhnlichen Leben kaum von einem anderen Begüterten. Er trägt (heute freilich nicht mehr) Conus-Bracelets, am Bein eine Ovula-Schale an Flederhundschnur und etwa einen Gürtel mit Muscheln, bei Festen einen schwarzen Baststofflappen an der linken Hand (PATOUILLET¹⁰); Würdeabzeichen der Chefs sind auch die prächtigen Scheibenbeile und als Kopfschmuck etwa eine Dolium-Schale. Heute trägt, wie schon gesagt, der Grandchef zum Repräsentieren eine Uniform mit goldenen Tressen.

Die Familien der Grandchefs und der Dorfhäupter, ihre Verwandten und andere angesehene, alte Familien bilden eine Art Aristokratie über dem gewöhnlichen Volke. Eigentliche Sklaven

¹ LAMBERT, 99, p. 79; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 478—479; ³ LEENHARDT, 107, p. 46; ⁴ DE VAUX, 169, p. 353—354; ⁵ LAMBERT, 99, p. 79; ⁶ KRUIJT, 96, p. 369; ⁷ COOK, 38, p. 301; ⁸ MONTROUZIER, 123, p. 380; ⁹ LAMBERT, 99, p. 79 und 257; ¹⁰ PATOUILLET, 132, p. 130.

gibt es nicht trotz mehrfachen Angaben in der Literatur, da alle mehr oder weniger Besitz und Freiheit haben (DE ROCHAS¹).

Der Respekt vor dem Stammeshaupt gebietet, daß Männer gebückt mit den Händen auf den Lenden vor ihm oder vor seiner Hütte vorbeigehen müssen, Frauen auf Händen und Knien kriechend. Ihm beugend, gehen Männer aus dem Weg; Frauen entfliehen ins Gebüsch oder werfen sich nieder mit dem Gesicht gegen die Erde, da sie ihn nicht anschauen dürfen. MURRAY² beobachtete auf der Ile des Pins, daß alle vor einem Grandchef passierenden Männer dies gebückt taten, und wenn sie nicht tief genug sich bückten, von ihm mit einer Keule heftig geschlagen wurden. Ein gewöhnlicher Mann darf nach VIEILLARD und DEPLANCHE³ nur, wenn aufgefordert, zu einem Grandchef sprechen, und zwar mit abgewandtem Gesicht. Man redet ihn im Pluralis an, wie er auch von sich in dieser Form spricht (LEGRAND⁴).

Es ist eine allgemeine Regel, daß man nie hinter einer Respektsperson, auch nicht hinter Chefkindern, vorbeigehen darf, vor einem stehenden Chef sitzen muß. DE ROCHAS⁵ sucht den Grund dieses Verhaltens darin, daß ein Vorausgehender leichter erschlagen werden kann, Sitzen einen Angriff erschwert. Die Sitte ist nach ihm also aus Mißtrauen entstanden, was auch nicht unwahrscheinlich ist. LEENHARDT⁶ hat dagegen die Angabe, daß man hinter einem mütterlichen Onkel nicht passieren dürfe, weil in seinem Nacken und oben auf den Schultern sein Totem residiere. Es ist mir nicht deutlich, was LEENHARDT hier unter Totem versteht.

Die Würde eines Stammeshaupts ist, wie die eines Dorfchefs, in der väterlichen Linie nach Primogenitur erblich. Ein Vater kann aber im Falle der Unfähigkeit seines ältesten Sohns diesen ausschließen und einen jüngeren Bruder, sogar einen Adoptivsohn, mit Zustimmung der Alten, zum Nachfolger bestimmen (LEENHARDT⁷). Sind keine Söhne da, so sukzediert des Chefs jüngerer Bruder und, wenn keiner vorhanden, ein väterlicher Onkel (VINCENT⁸). Für einen noch minderjährigen Erben führt der väterliche Onkel die Regentschaft oder auch ein Rat, geleitet vom nächsten Verwandten, bis der Junge fähig ist, Lanze und Keule zu führen (DE ROCHAS⁹), nach OPIGEZ¹⁰ bis zum 16. Jahre. Es kommt auch vor, daß schon zu Lebzeiten ein Chef sein Amt einem Nachfolger übergibt.

Stammeshäupter müssen als Hauptfrau eine ebenbürtige Gemahlin heiraten. Eine Grandcheftochter wird von ihrer Geburt an verlobt mit dem Sohn eines anderen Stammeshaupts, auch wenn dieser noch gar nicht geboren sein sollte, so daß starke Altersunterschiede in der künftigen Ehe eintreten können (OPIGEZ¹¹). Solche politische Heiraten finden gelegentlich auch mit Cousinen in verbotenen Grade statt (LAMBERT¹²). Cheftöchter, einen Niederen heiratend, verlieren ihren Rang (VIEILLARD und DEPLANCHE¹³).

Die Häupter befreundeter Stämme haben unter sich eine Art Brüderlichkeitsgefühl, das in gegenseitigen, feierlichen Besuchen zum Ausdruck kommt, wobei ein großer Empfang mit Übergabe der Willkommensschärpe, Geschenken, Reden, Schmausereien usw. stattfindet (LAMBERT¹⁴).

Im Kriege wird ein Stammeshaupt geschont und fällt selten. Sein Tod muß durch den des feindlichen Chefs gerächt werden, wie das auch in anderen melanesischen Gebieten Sitte ist. Es kann das jahrelange Fehden nach sich ziehen (s. p. 206). Er soll im Prinzip nur von Seinesgleichen angegriffen werden. Es ist aber doch vorgekommen, daß Unterchefs sich gegen ein unbeliebtes Oberhaupt erhoben, eine Partei bildeten und einen Grandchef ersetzten oder töteten (DE ROCHAS¹⁵, VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁶, BOURGAREL¹⁷).

¹ DE ROCHAS, 145, p. 245; ² MURRAY, 126, p. 292; ³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 476; ⁴ LEGRAND, 108, p. 173; ⁵ DE ROCHAS, 145, p. 163 und 257; ⁶ LEENHARDT, 105, p. 260; ⁷ LEENHARDT, 107, p. 46; ⁸ VINCENT, 172, p. 23; ⁹ DE ROCHAS, 145, p. 247; ¹⁰ OPIGEZ, 131, p. 429; ¹¹ OPIGEZ, 131, p. 437; ¹² LAMBERT, 99, p. 95; ¹³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 483; ¹⁴ LAMBERT, 99, p. 118; ¹⁵ DE ROCHAS, 145, p. 247; ¹⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 479; ¹⁷ BOURGAREL, 24, p. 406.

Zu den Rechten eines Stammeshaupts gehört das Legen des Tabu auf alles, was ihm beliebt, vornehmlich auf Felder und Kokospflanzungen. Über diese oft weise Maßregel vergleiche den Abschnitt über das Tabu im Kapitel Religion. Weiter kann er zur Vorbereitung für große Feste alle seine Leute, vielleicht mit Ausnahme einzelner Vornehmer, zur Arbeit aufrufen, zum Bau der Festhütte und der Unterkunftsräume für die Gäste, zur Anlage besonderer Pflanzungen, die die nötigen Mengen von Nahrungsmitteln liefern sollen, zu Fischfang und dergleichen. Weiter erhält er Lebensmittel-Abgaben von seinen Leuten, die ersten Ignamen, die schönsten Fische, Schildkröten, Palmkohl und andere Leckerbissen, wobei er es aber an Gegengeschenken nicht darf fehlen lassen. Er straft ferner Missetaten im Verein mit dem Rat der Alten.

Die im Prinzip konstitutionelle Regierungsart wurde aber nicht selten von einzelnen Stammhäuptern in tyrannischer Weise mißachtet. Im Kapitel über den Kannibalismus ist berichtet worden (s. p. 214), wie solche von ihren eigenen Leuten töteten oder töten ließen, um ihre anthropophagischen Gelüste zu befriedigen. Manche hatten eine Gefolgschaft, die sie logierten und nährten, um ihre Mordbefehle auszuführen (VIEILLARD und DEPLANCHE ¹). Solches durften sie sich freilich nur erlauben gegenüber kleinen Leuten „Kamosari“, nicht gegenüber den „Kamo“, den Angesehenen und Kriegeren (LEENHARDT ²).

Nach LEGRAND ³ soll der Grandchef als Koch einen Mann haben, der ihm straflos alle Wahrheiten sagen darf. Ich finde das sonst nicht bestätigt.

Über die Veränderungen, welche das Amt eines Grandchefs durch europäischen Eingriff erlitten hat, ist das Kapitel über Kolonisation nachzusehen.

Die Einrichtung der erblichen Häuptlingswürde in Neu-Caledonien wird von vielen Autoren auf polynesischen Einfluß zurückgeführt. Ohne diese Möglichkeit leugnen zu wollen, ist doch zu bedenken, daß wir schon in der australischen Totemkultur stellenweise deutliche Ansätze zu erblicher Häuptlingsschaft antreffen, meist bedingt durch den Besitz einer Familie an besonderen Zauberkraften (GRÄBNER ⁴). Auch das caledonische Häuptlingstum hat einen stark mystischen Einschlag durch den Besitz zauberkräftiger Heiligtümer. Erbliche Häuptlingswürde dürfte sich wohl an den verschiedensten Orten entwickelt haben, da das Bestreben eines Vaters, seinen Sohn zum Nachfolger zu machen, ein allgemein menschliches ist.

Dasselbe dürfte für die Vereinigung von Sippen zu einem Stamm Geltung haben. Die caledonische Stammesorganisation wird, wie die erbliche Häuptlingswürde, von vielen — ich nenne nur BERNARD ⁵, DURAND ⁶ und MACMILLAN BROWN ⁷ — polynesischem Eingriff zugeschrieben. Der letztgenannte Autor läßt durch eingedrungene Eroberer, die Maori, ein ursprünglich mutterrechtliches Sippensystem in ein vaterrechtliches mit Stammorganisation umwandeln. Von einer solchen kriegerischen, polynesischen Invasion auf dem caledonischen Festland haben wir zwar keine Kunde; trotzdem ist die Möglichkeit polynesischen Einflusses, durch kleinere Einwanderungsgruppen ausgeübt, zuzugeben. Aber ebensowohl ist es denkbar, daß eine Stammbildung auf natürlichem Wege und ohne fremde Einflüsse entstanden sein kann, wie das auch stellenweise in Australien der Fall war. Die caledonischen Stämme sind geographisch bedingte Einheiten, deren Zusammenschluß bei dem kriegerischen Charakter der Eingeborenen ganz wohl auf ein Schutzbedürfnis zurückgeführt werden darf. Krieg vereinigt auch nach GROSSE ⁸ Sippen zu einem Stamm. Es scheint mir ein natürlicher Prozeß zu sein, daß in einem geographisch abgegrenzten Gebiet zusammen wohnende und gleiche Sprache sprechende Sippen mit ihren Connubialsippen zum Schutze oder Angriff sich zusammenschließen, wobei dann die älteste

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 476; ² LEENHARDT, 103, p. 18; ³ LEGRAND, 108, p. 118—119;

⁴ GRÄBNER, 78, p. 58; ⁵ BERNARD, 17, p. 290; ⁶ DURAND, 42, p. 508; ⁷ MACMILLAN BROWN, 31, p. 113 ff.; ⁸ GROSSE, 79, p. 188.

Familie der Stammsippe die Führerschaft übernimmt. Das daraus resultierende Gebilde ist eben ein Stamm. Solche natürliche, geographische Stammbildung scheint auch im gebirgigen Inneren von Fidji vor sich gegangen zu sein (s. RIVERS¹).

Auf den Neuen-Hebriden finden wir nur auf den südlichen Inseln Stammbildung mit erblicher Häuptlingswürde, mit Unterchefs, Kriegsführern und einem Rat der Männer, sehr ähnlich den caledonischen Verhältnissen, wie überhaupt vieles Gemeinsame Neu-Caledonien und die südlichen Hebriden verbindet. Auch hier ist die Frage eine offene, ob ein relativ moderner, polynesischer Einfluß oder nach RIVERS ein solcher seines urpolynesischen Kava-Volks oder aber eine lokale Entwicklung vorliegt. Auf den nördlichen Inseln der Hebriden fehlt erbliche Häuptlingswürde. In der Suque steigt man durch Opfer zu den höchsten Stellen an, die dann Einfluß über ganze Talschaften gewinnen können. Aber auch hier zeigt sich Tendenz zur Erblichkeit der Würde, indem eine einflußreiche Persönlichkeit seinem Sohn das Aufsteigen in der Suque ermöglicht durch Lieferung von Opferschweinen und Vererbung übernatürlicher Kräfte (CODRINGTON², SPEISER³). Erbliche Häuptlingswürde findet sich ferner auf den Salomonen und in Fidji, und wo in Melanesien eine solche besteht, vererbt sie sich in der männlichen Linie (RIVERS⁴). Daß erbliche Häuptlingsschaft in Melanesien immer eine Folge von Immigration sein soll, wie RIVERS⁵ will, indem Immigranten zu Chefs der eingeborenen Bevölkerung sich aufwerfen oder selbst schon Häuptlinge besaßen, halte ich für eine rein theoretische Verallgemeinerung einzelner Vorkommnisse dieser Art.

Auf den Loyalty-Inseln scheinen die Machtbefugnisse und Machteinschränkungen eines Grandchefs den caledonischen Verhältnissen entsprechende gewesen zu sein, mit Dorfhäuptern als Vasallen. Auch hier geht die Würde erblich an Söhne oder Brüder über, ist der Onkel-Bruder Regent für einen unmündigen Sohn und besteht ein Rat der Alten. HADFIELD⁶ erzählt, daß, wenn ein Chef etwas haben will, er es dem Eigentümer lobt, worauf es ihm sofort gebracht werden muß, und daß bei Besuch eines Stammhauptes bei einem anderen alles von den Untertanen zu seinem Unterhalt requiriert wird. Auch auf den Loyalty-Inseln konnte ein Stammhaupt seine Macht bis zum Aufessen seiner eigenen Leute mißbrauchen. Auf Lifou und Maré, dagegen nicht auf Ouvéa, besteht eine Zeremonialsprache, in welcher Chefs unter sich und Untergebene zu den Chefs reden (s. bei Sprache, p. 56). Gegenwärtig hat Lifou drei Grandchefs, Maré fünf, Ouvéa drei.

Familie. Ein eigentliches Familienleben kann sich in Caledonien bei der dort üblichen Geschlechtertrennung nicht entwickeln. Die Ehegatten schlafen und essen nicht gemeinsam. Die Knaben werden gegen das siebente Jahr oder auch etwas später, jedenfalls nach der Beschneidung, der Mutter genommen, spielen nur unter sich und schlafen mit den Männern in einem Männer- oder auch in einem Jünglingshause, etwa einer alten Festhütte (LAMBERT⁷, LEENHARDT⁸). Weibliche Kinder bleiben bei der Mutter bis zur Heirat, wenn sie nicht schon früher als Verlobte in das Haus der zukünftigen Schwiegermutter übergehen.

Ein weiteres Hindernis für Familienleben bilden die strengen Verbote, die sich auf den gegenseitigen Verkehr beziehen. Bruder und Schwester, sobald sie nicht mehr kleine Kinder sind, sind füreinander heilige Wesen, die nicht miteinander verkehren dürfen, selbst vor Dritten nicht. Wenn sie sich auf einem Wege zufällig begegnen, entflieht die Schwester ins Dickicht oder wirft sich auf die Erde, das Gesicht gegen den Boden gekehrt, und der Bruder entfernt sich eilig (DE ROCHAS⁹, LAMBERT¹⁰). Es ist eine Beleidigung, einem Bruder von seiner Schwester zu reden. Bruder und Schwester dürfen gegenseitig ihre Namen nicht aussprechen, auch Cousins

¹ RIVERS, 137, I, p. 264; ² CODRINGTON, 34, p. 51 ff.; ³ SPEISER, 165, p. 336 ff.; ⁴ RIVERS, 137, II, p. 101; ⁵ RIVERS, 137, II, p. 325; ⁶ HADFIELD, 82, p. 32—33; ⁷ LAMBERT, 99, p. 106—107; ⁸ LEENHARDT, 103, p. 18; ⁹ DE ROCHAS, 145, p. 239 und 257; ¹⁰ LAMBERT, 99, p. 114.

und Cöusinen nicht (LAMBERT¹). Trotzdem lieben sich Geschwister, und im Falle eines Unglücks wird der Bruder durch einen Dritten der Schwester zu helfen suchen. Wie Bruder und Schwester, dürfen auch Vettern und Cousins bis zum zweiten und dritten Grad sich einander nicht nähern (LEENHARDT²). Ob, wie mehrere Autoren annehmen, Horror vor Inzest diesen Maßregeln zugrunde liegt, wage ich nicht zu entscheiden; es ist dies aber wohl denkbar, soll doch auch nach LEENHARDT bei Geburt von Zwillingen verschiedenen Geschlechts das weibliche Kind wegen des Vergehens, an der Seite des Bruders erschienen zu sein, getötet werden. Die Geburt verschieden geschlechtlicher Zwillinge gilt nach WIRZ³ auch auf Bali als eine große Schmach. Auch RIVERS⁴ faßt die strenge Vermeidung von Bruder und Schwester, da, wo sie vorkommt — er nennt Lepers Island in den nördlichen Hebriden, Guadalkanar, Fidji und nach SPEISER Süd-Pentecôte — als ein Mittel zur Vermeidung von Inzest auf, und zwar, was mir wenig wahrscheinlich vorkommt, als eine Abwehr gegen sexuelle Laxität, eingerissen durch zugewanderte Polynesier oder andere Fremde. PREUSS⁵ spricht vom schwächenden Einfluß des weiblichen Geschlechts auf die Unternehmungen der Männer und leitet daraus die rigorose Trennung der Geschwister ab, eine, wie mir scheint, künstliche Erklärung. Auch zwischen Brüdern gibt es manches zu beobachten. Ein jüngerer Bruder darf Fische und Feldfrüchte nicht essen, die der Ältere getragen oder präpariert hat, kein Wasser trinken aus dem Kokosgefäß des Älteren. Dasselbe gilt für die Schwestern gegenüber allen Brüdern, wogegen die Brüder die von den Schwestern gesammelte und zubereitete Nahrung genießen dürfen (LAMBERT⁶).

Die verwandtschaftlichen Bezeichnungen sind in Caledonien sehr verwickelter Natur, wie das im sogenannten klassifikatorischen Verwandtschaftssystem üblich ist. Wenn einer von seinem Vater oder Bruder spricht, so braucht das noch lange nicht sein leiblicher Vater oder Bruder zu sein. Vater nennt man nicht nur den wirklichen Vater, sondern auch seine Brüder, die väterlichen Onkeln, ja auch die Cousins germains des Vaters; dementsprechend weit ist auch der Begriff Mutter (MONCELON⁷, VINCENT⁸, LAMBERT⁹). Als Bruder bezeichnet man nicht nur die leiblichen Brüder, sondern auch die Söhne der väterlichen Onkeln und Tanten, also tatsächliche Vettern, wie auch die Söhne von zwei Brüdern oder von zwei Schwestern, also Vettern, sich Brüder nennen und sogar deren Kinder, für die dann noch der Großonkel ein Vater ist. Die Generationen sind somit außerordentlich gemischt (LEENHARDT¹⁰). Näher auf diese Dinge einzugehen, wie dies RIVERS in so glänzender Weise für viele melanesische und polynesishe Gebiete, leider nicht auch für Neu-Caledonien, getan hat, vermag ich nicht.

Nach LEENHARDT, l. c., werden Väter nicht mit großem Respekt behandelt und geduzt. Dagegen gebührt besondere Hochschätzung dem ältesten Bruder der Familie, dem „Großen Sohn oder Erstgeborenen“. Dieser ist das Familienhaupt (s. oben), wird im Pluralis angesprochen und mit Niederwerfungen geehrt (LEENHARDT¹¹); der jüngste Bruder ist Familienpriester und verrichtet Opfer und Gebete (s. bei Religion).

Eine besondere Rolle spielt der mütterliche Onkel gegenüber den Neffen, den Kindern seiner in einen anderen Clan verheirateten Schwester. Der Sohn dieser Schwester muß die Tochter des Onkels heiraten (s. bei Heiratsvorschriften). Das Kind dieser Ehe wird Großsohn des Alten (LEENHARDT¹²); Großneffen gibt es nicht. Der mütterliche Onkel genießt größten Respekt, wird mit Niederwerfung und mit untertänigen Reden begrüßt; er hat einen mystischen Einfluß auf das Leben des Neffen (s. bei Geburt). Seine Schwester nimmt bei ihrer Heirat in eine andere

¹ LAMBERT, 99, p. 94—95; ² LEENHARDT, 103, p. 21—22; ³ WIRZ, 196, p. 48; ⁴ RIVERS, 137, II, p. 152; ⁵ PREUSS, 214, p. 73; ⁶ LAMBERT, 99, p. 113; ⁷ MONCELON, 122, p. 366; ⁸ VINCENT, 172, p. 27; ⁹ LAMBERT, 99, p. 114—115; ¹⁰ LEENHARDT, 107, p. 45—46; ¹¹ LEENHARDT, 107, p. 45; ¹² LEENHARDT, 105, p. 247.

Sippe einen neuen Titel ihrem Bruder gegenüber an, des letzteren Privilegien in ihrer Familie ausdrückend (LEENHARDT¹). Jeder Akt des Lebens seiner Neffen steht mit dem mütterlichen Onkel in Beziehung, Geburt, Heirat und Tod. Die Familienfeste sind Zeremonien zu Ehren der mütterlichen Onkeln und ihrer Ahnenseelen, so auch viele große Pilufeiern.

LAMBERT² und GLAUMONT³ erzählen, daß der mütterliche Onkel, wenn er Blut seines Neffen fließen sehe, Rechte auf dessen Besitz erhalte und ihm alles wegnehmen könne, weshalb Verwundungen vor seinen Augen verborgen würden. Wenn des Neffen Piroge in seiner Gegenwart scheitere, könne er sie akkaparieren, ebenso aus dem Besitz des Neffen alles holen, was er für ein Fest benötige, freilich mit der Einschränkung, daß er später das Äquivalent zurückzuerstatten habe. Diese Erzählung steht in eigentümlichem Gegensatz zu Berichten von RIVERS⁴ von den Torres-Inseln, Fidji und Tonga, wonach im Gegenteil der Neffe über die Güter des mütterlichen Onkels frei verfügen kann. RIVERS⁵ denkt, daß dieses Recht früher gegenseitig gewesen sei, zurückgehend auf gemeinsamen Besitz der beiden an Gut und Frauen.

Der mütterliche Onkel hat in Caledonien zweifellos große Macht über den Neffen, aber man wird doch kaum mit LEENHARDT⁶ sagen können, daß die Kinder einer Schwester meist deren Bruder angehören, denn sie bleiben durchaus im väterlichen Verbande und erben von ihrem leiblichen Vater.

Auf den Loyalty-Inseln ist die Geschlechtertrennung weniger streng durchgeführt als in Caledonien. Aber auch hier bestehen Verbote. Nach RAY⁷ darf nach der Pubertät ein Jüngling nicht essen mit einer verheirateten Schwester, sie nicht berühren, nicht bei ihr sitzen, nicht zu ihr oder von ihr sprechen, welche Verbote ledigen Schwestern gegenüber keine Geltung haben sollen. Der ältere Bruder wird von den jüngeren als Meister oder Vater betitelt.

Onkeln und Tanten werden nach HADFIELD⁸ Väter und Mütter genannt, Cousins und Cousinen Brüder und Schwestern. Über Vorrechte des mütterlichen Onkels, die kaum fehlen werden, finde ich in der Literatur keine Notiz.

Die Knaben schlafen nach einem gewissen Alter nicht mehr zu Hause, sondern gemeinsam in einem auch als Ratshaus dienenden Jünglings- oder Männerhause, das HADFIELD⁹ „Hmelhom“ nennt. Es scheint mir dieses Wort verwandt mit „Imcium“, der Bezeichnung des Männerhauses auf Tanna (SPEISER¹⁰). RIVERS¹¹ gibt als Benennung des Männer- oder Jünglingshauses, von ihm Klubhaus genannt, in Maré „Hnamenenge“, in Lifou „Hnemelöm“, Worte, die er als verwandt mit „Gamal“ und ähnlichen Bezeichnungen in den nördlichen Hebriden und den Banks-Inseln ansieht, indem die Silben „men“ und „mel“ dieser Worte wahrscheinlich dieselbe weitverbreitete Wurzel repräsentieren.

Totemismus. Spuren von Totemismus sind in Neu-Caledonien nachweisbar. Sie zeigen sich vornehmlich in der Benennung von Familien und Sippen nach Tieren und Pflanzen. Der große Gecko ist für gewisse Familiengruppen, die seinen Namen tragen, ein heiliges und unverletzliches Tier. Bei Festen werden in den offiziellen Reden die Sippen mit ihrem Totemnamen angerufen: Sperber, Eidechse, Haifisch usw. (LEENHARDT¹²). Ob indessen auch allgemein an eine Abstammung von oder Verwandtschaft mit diesen Tieren und Pflanzen gedacht wird, wie das für echten Totemismus typisch ist, ist nicht bekannt. Wir wissen nur, daß einzelne Cheffamilien als Ahne ein Tier anerkennen, und daß die Ahnenseelen zuweilen in Tierform erscheinen (s. weiteres bei Religion), daß ferner gewisse Familien nach ATKINSON¹³ Tauben oder andere Tiere als ihre Verwandten nicht

¹ LEENHARDT, 107, p. 45; ² LAMBERT, 99, p. 115—116; ³ GLAUMONT, 70, p. 83; ⁴ RIVERS, 137, I, p. 182, 291 und 366; ⁵ RIVERS, 137, II, p. 160; ⁶ LEENHARDT, 103, p. 18; ⁷ RAY, 135, p. 261, 286—287, 290; ⁸ HADFIELD, 82, p. 182; ⁹ HADFIELD, 82, p. 27; ¹⁰ SPEISER, 165, p. 340; ¹¹ RIVERS, 137, II, p. 233; ¹² LEENHARDT, 105, p. 235 und 245; ¹³ ATKINSON, 192, p. 259.

essen dürfen. Derselbe erzählt, daß, als einer eine Eidechse totschiug, ein anderer zornig wurde und ausrief: „Warum hast du sie getötet, es ist mein toter Vater; in dieser Gestalt erscheint er uns im Schlaf,“ worauf er das tote Tier sorgsam einwickelte und verbarg. Es erinnert das an eine Notiz PALMERS¹ über australischen Totemismus, in der es heißt: Wenn jemand ein Tier, sagen wir einen Vogel, tötet, der zu der Abteilung eines Zuschauers gehört, dessen Familienname er bildet, kann er zu hören bekommen: Warum tötest du das Tier, es ist mein Vater oder du hast meinen Bruder getötet, warum hast du das getan?

Totemistischen Charakter scheinen mir auch die mimischen Tänze (s. bei Tänzen und Festen, p. 221) zu haben, die Eigentum der verschiedenen Dorfschaften sind und alle möglichen Erscheinungen der Natur und des Lebens, so z. B. Jagd, Fischfang, Ignamenpflanzung und dergleichen, zur Darstellung bringen und wohl ursprünglich die Bedeutung gehabt haben, einen günstigen Einfluß auf das Naturding auszuüben, mit dem die betreffende Gruppe in mystischem Zusammenhang steht. GRÄBNER² spricht von Zauberriten für das Gedeihen des Totemobjekts, belegt für Zentral-Australien, die Inseln der Torres-Straße, Neu-Caledonien und vielleicht Sta. Cruz. Ob damit diese mimischen Tänze gemeint sind, weiß ich nicht.

Von Lifou berichtet HADFIELD³, jeder Stamm habe sein Totem, Eidechse, Ratte usw. Die Erscheinung eines Königsfischers bedeute für den Mann, in dessen Stamm er Totemtier sei, den Tod, für Glieder anderer Totems bringe er gute Nachrichten (s. weiteres über heilige Tiere im Kapitel Religion).

Vater- und Mutterrecht. Die caledonische Familienorganisation ist, wie wir gesehen haben, eine exogam vaterrechtliche, im Gegensatz zu der mutterrechtlichen Zweiklassenkultur der meisten Melanesier. Die Kinder gehören dem väterlichen Clan oder Sippe, nicht der mütterlichen an; sie erben vom Vater den Landbesitz, welcher Eigentum der väterlichen Familie, nicht der mütterlichen Sippe ist. Die Häuptlingswürde geht vom Vater auf einen Sohn oder Bruder über; die Witwe gehört dem Bruder des verstorbenen Gatten, nicht ihrer eigenen Sippe. Der mutterrechtliche Einschlag in der caledonischen Familienorganisation beschränkt sich auf den Einfluß und die Stellung des mütterlichen Onkels, gegenüber den Kindern seiner in eine andere Sippe verheirateten Schwester und auf die Hochachtung der väterlichen, gegenüber der mütterlichen Gruppe.

Es erhebt sich nun die Frage, ob ein früherer, mutterrechtlicher Zustand sich in einen vaterrechtlichen umgewandelt hat, wonach die vaterrechtlich exogame Institution, wie sie heute auf der ganzen Insel Neu-Caledonien und ihren Annexen besteht, eine sekundäre Erscheinung wäre, oder ob ein alter, vaterrechtlicher Zustand mutterrechtliche Elemente in sich aufgenommen hat. Beides ist a priori möglich. Mutter- und vaterrechtliche Organisationen sind beide uralte. In der sogenannten totemistischen oder westpapuanischen Kultur, welche nach Ansicht vieler Autoren älter ist als die mutterrechtliche Zweiklassenkultur, bestehen exogame Lokalgruppen totemistischen Charakters mit agnatischer Deszendenz und Erbrecht und oft strenger Trennung der Geschlechter (GRÄBNER⁴). Totemistische Vatersippen treffen wir in großen Teilen Australiens an neben der von Norden her eingedrungenen, mutterrechtlichen Zweiklassen-Organisation; wir finden sie ferner, gelegentlich mit mutterrechtlichem Einschlag, auf den Inseln der Torres-Straße, in benachbarten Teilen Neu-Guineas, bei den Baining, auf den Admiralitäts-Inseln, Neu-Hanover, Sta. Cruz, Fidji (GRÄBNER⁵) und in einem Teil der Salomonen. An manchen dieser Orte mag wohl Vaterrecht wieder sekundär das Mutterrecht verdrängt haben. Neu-Caledonien aber weist so viele alte, durch seine Abgeschlossenheit bedingte Kulturreste auf, daß ich es für durchaus möglich, ja wahr-

¹ PALMER, 217, p. 300; ² GRÄBNER, 76, p. 735; ³ HADFIELD, 82, p. 156—157; ⁴ GRÄBNER, 76, p. 734;

⁵ GRÄBNER, 76, p. 733—734.

scheinlich halte, daß seine vaterrechtliche Sippenorganisation etwas Ursprüngliches ist, und daß das mutterrechtliche Element etwas sekundär hinzugekommenes darstellt, wie manches andere Kulturgut.

An zahlreichen Stellen der Südsee läßt sich freilich konstatieren, daß die natürlichen Blutbande, welche den Vater mit seinen Kindern verknüpfen, sich mit der Zeit als stärker erwiesen als die herrschende, mutterrechtliche Organisation und diese letztere allmählich vaterrechtlich umgestalteten oder eine Kompromißbildung schufen. RIVERS¹ ist sogar unbedingt der Ansicht, daß in Melanesien die Dualorganisation mit mütterlicher Deszendenz die früheste Form sozialer Struktur sei, während Totemismus mit mütterlicher oder väterlicher Abstammung etwas Jüngerer darstelle, gebracht durch sein Kava-Volk oder entstanden durch Interaktion dieser Einwanderer und den dualorganisierten Eingeborenen. Für ihn besteht kein Zweifel, daß die Änderungen des sozialen Systems in Melanesien von einem mutter- nach einem vaterrechtlichen Zustand geführt haben. Es ist dies aber doch wohl eine aprioristische Vorstellung. Melanesien bietet ein so buntes Bild von Zwischenstadien zwischen Mutter- und Vaterrecht, daneben ausgesprochenes Mutter- und Vaterrecht, daß es oft unmöglich ist, zu entscheiden, welches im einzelnen Falle als das ursprüngliche anzusehen sei.

Die Entwicklung der mutterrechtlichen Organisation ist nach der Ansicht vieler Autoren, GROSSE² und anderer, durch die Wirtschaftsform der niederen Ackerbauer erzeugt oder doch begünstigt worden. Die Frau sei die Erfinderin des Pflanzbaus, sie führe ihn oft allein aus und gewinne daher Rechte auf das Land; so werde sie Mittelpunkt der Wirtschaft, und darauf beruhe die Betonung der mütterlichen Verwandtschaft, das Mutterrecht (GRÄBNER³), wobei aber die Frau nach GROSSE⁴ doch nicht immer Familienhaupt wird, sondern der Mann. Ohne die Möglichkeit bestreiten zu wollen, daß der niedere Pflanzbau für Ausbildung des Mutterrechts ein günstiger Faktor sein könne, darf aber doch nicht vergessen werden, daß es in Australien auch ohne Pflanzbau mutterrechtliche Sippen gibt, und daß in vielen mutterrechtlichen Kulturen der Mann mindestens ebenso tätig in der Bebauung des Bodens ist als die Frau, sehr oft sogar den schwersten Teil der Arbeit allein auf sich nimmt, daß ferner die Polynesier trotz ihrem Bodenbau kein Mutterrecht besitzen (GRÄBNER⁵).

Eigentum und Erbrecht. Das Land zerfällt in Privatland und allgemeines Dorf- und Stammland. Über die beiden letzteren hat der Dorf- oder Stammchef eine Art Verfügungsrecht, nicht aber über das den Familien gehörende Land, denn das Eigentum ist unverletzlich. Es ist daher gewiß nicht richtig, wenn PATOUILLET⁶ und andere angeben, der Grandchef habe die Herrschaft über alle Felder des Stammes und verteile sie an die Familienchefs zuhanden ihrer Glieder. Das Familieneigentum kann selbst ein Grandchef nicht antasten, und das Gesagte kann sich daher lediglich auf dessen Verfügungsrecht über das allgemeine Stammland beziehen.

Die Grenzen von Privat-, Dorf- und Stammland sind genau bekannt, wenn auch nicht durch sichtbare Zeichen abgegrenzt. Landbesitz wird erworben durch Erbschaft oder Geschenk, seltener durch Tausch oder Kauf, oder aber durch Urbarmachung und Bepflanzung eines brach liegenden Stückes Gemeindeland mit Erlaubnis des Chefs (GLAUMONT⁷, LAMBERT⁸). So kommt es, daß jeder ein Land zum Bebauen finden kann. Der wirklich Arme, sagt LAMBERT, ist in Caledonien der Faule. Im Gemeindeland kann überdies jeder seinen Holzbedarf holen, Früchte pflücken, fischen und jagen. Ein stammfremder Mann kann indessen nur mit Autorisation des Chefs Land bekommen (VIEILLARD und DEPLANCHE⁹).

¹ RIVERS, 137, II, p. 83–84, 101, 337 und 346; ² GROSSE, 79, p. 165; ³ GRÄBNER, 78, p. 33; ⁴ GROSSE, 79, p. 11; ⁵ GRÄBNER, 78, p. 48; ⁶ PATOUILLET, 132, p. 133–134; ⁷ GLAUMONT, 70, p. 75; ⁸ LAMBERT, 99, p. 84–85; ⁹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 481–482.

Jede Familie hat ihr eigenes Land; aber der eigentliche Meister über das Familienland, der „Kavou“ im Houailou-Gebiet, ist der oder dessen Erbe, der das Land urbar gemacht und unter seine Deszendenten verteilt hat. Jede alte Familie hat einen solchen Landmeister. Das Familienland zerfällt in eine Unmenge von Parzellen, Eigentum der Glieder. Keiner kann einem anderen etwas wegnehmen, sein Stück nur mit Einverständnis des Meisters veräußern, wohl aber dasselbe zur Bepflanzung ausleihen (LEENHARDT^{1 u. 2}). Jeder kennt und respektiert die sein Eigentum vom Nachbarland trennende Furche, ohne daß eine Umzäunung notwendig wäre, kennt in einem Kokoshain den Grenzbaum; Übergriffe würden zu Streitigkeiten führen. Auch Flußfischerei-Gebiete und Teile des Meeresstrandes, sowie Riffe, können fester Besitz sein (LAMBERT³). Solche Strandstrecken sollen nach VINCENT⁴ zuweilen durch Stöcke in Korallenblöcken abgegrenzt sein. PATOUILLET⁵ und LEMIRE⁶ berichten, daß Grandchefs ihre Felder markieren durch Baststofflappen und eine roh geschnitzte Holztaube auf Stöcken, Unterchefs durch Strohwinde. Es sind das vermutlich zugleich Tabuzeichen.

Ein solcher Holzvogel liegt in der Pariser Sammlung. Ich bilde ihn auf Taf. 64, Fig. 9, ab. Er hat in der Tat die Form einer Taube, ist 53 cm lang und schwarz bemalt; die flossenartig schmalen Flügel sind auf den Rücken zurückgebogen; der Kopf zeigt große Augen, der Schnabel ist abgebrochen. Auf der Bauchseite findet sich ein rechteckiges, 7 cm tiefes Loch, das offenbar zum Aufstecken auf einen Pfosten gedient hat. Schon LUQUET⁷ hat diesen Vogel abgebildet und, wie ich glaube, irrtümlich als Dachschnabel aufgefaßt. Auch das Berliner Museum besitzt drei solcher Holzvögel, dem abgebildeten ähnlich, aber von sehr verschiedener Größe; einer ist rot bemalt. Diese haben keine Löcher zum Aufstecken, müssen also irgendwie festgebunden worden sein.

Was die Loyalty-Inseln angeht, so halte ich es nicht für richtig, wenn HADFIELD⁸ sagt, es gebe kein Privateigentum, alles sei zur Verfügung des Chefs, und diese Unsicherheit bewirke, daß sehr viel Land nicht bebaut werde. RAY⁹ berichtet denn auch nach Missionsquellen, jede Familie besitze erbliches Land. Die Verteilung des Landes durch den Chef (nach SLEIGH) kann sich nur auf das allgemeine Stammland beziehen, von welchem ihm dann Renten zukommen.

Erben des Landbesitzes und der Hütten sind in Caledonien die Kinder und Adoptivkinder, also die direkten Nachkommen väterlicher Seite. Die Verteilung besorgt gewöhnlich nach LAMBERT¹⁰ der älteste Sohn. Manchmal, so berichten wenigstens VIEILLARD und DEPLANCHE¹¹, sowie BALANSA¹², scheint auch der älteste Sohn alles zu erben. Sind keine Kinder vorhanden, so fallen die Güter an den Bruder, und wenn auch kein Bruder da ist, an den väterlichen Onkel (VINCENT¹³). Ein Sterbender kann über die Erbschaft Bestimmungen treffen, zum Beispiel Kindern, die ihn nicht gepflegt oder sonst Verdruß bereitet haben, zugunsten anderer Verwandter enterben. Solche Verfügungen werden respektiert. Eine sich verheiratende Tochter bekommt meist nichts vom väterlichen Gut, hat aber Anrecht darauf, wenn Witwe geworden oder geschieden (LAMBERT¹⁴). Das fahrende Gut wird oft an Verwandte und Freunde verteilt.

Auf Lifou ist nach RAY¹⁵ Bericht der älteste Sohn der Erbe, wenn keine Söhne vorhanden, der ältere Bruder des Toten. Wenn keine männlichen Erben existieren, so können weibliche erben mit Einverständnis des Chefs. In Ouvéa soll, wie RAY nach HADFIELD angibt, das Land unter die jüngeren Söhne verteilt werden, der älteste kein Land erhalten, aber Tribut von seinen Brüdern; das übrige Eigentum soll an die mütterlichen Verwandten gehen.

¹ LEENHARDT, 103, p. 18; ² LEENHARDT, 107, p. 47; ³ LAMBERT, 99, p. 85; ⁴ VINCENT, 172, p. 27; ⁵ PATOUILLET, 132, p. 130; ⁶ LEMIRE, 110, p. 100; ⁷ LUQUET, 115, Taf. 20, Fig. 3; ⁸ HADFIELD, 82, p. 31—33; ⁹ RAY, 135, p. 292; ¹⁰ LAMBERT, 99, p. 232; ¹¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 481; ¹² BALANSA, 14, p. 126; ¹³ VINCENT, 172, p. 27; ¹⁴ LAMBERT, 99, p. 84; ¹⁵ RAY, 135, p. 292.

Es besteht somit in den caledonischen Erbschaftsverhältnissen ein großer Unterschied gegenüber den mutterrechtlich organisierten Teilen Melanesiens, wo das Sippenland der mütterlichen Sippe angehört, Land, das als Privateigentum eines Mannes betrachtet wird, an die Kinder der Schwester übergeht und die eigenen Kinder nur Land erben, das der Vater selbst urbar gemacht und bebaut hat. Nach RIVERS¹ setzt sich auch in mutterrechtlichen Gebieten mit matrilinealer Abstammung mehr und mehr patrilineale Erbschaft durch, und zwar soll diese Tendenz schon vor der europäischen Zeit aufgetreten sein.

Adoption. Adoption von Kindern war und ist wohl heute noch in Caledonien eine sehr gebräuchliche Sache, zuweilen noch bei Lebzeiten der echten Eltern, wonach dann das betreffende Kind zwei Väter hat. Nach LAMBERT² sind zwei Arten von Adoption zu unterscheiden, eine aus Höflichkeit und eine wirkliche. Im ersteren Falle adoptiert ein Chef oder auch sonst jemand das Kind eines Verwandten oder Freundes, das aber bei seinen Eltern verbleibt. Bei wahrer Adoption geht das adoptierte Kind mit allen Rechten und Pflichten eines echten Kindes in die neue Familie über; es erhält dieselben Erbrechte und unterliegt denselben Heiratsverboten wie ein wirkliches Kind, obschon keinerlei Blutsverwandtschaft vorliegt. Nach DE ROCHAS³ läßt sich zuweilen ein großer Junge von einem Freund fast gleichen Alters adoptieren. Auch ausgesetzte Kinder werden gelegentlich von guten Leuten gesucht und angenommen. Weiter werden Kriegsgefangene durch Adoption dem Stamm einverleibt. Es ist das sogar europäischen Gefangenen passiert. Nach der schon erwähnten Ausmordung einer Schaluppe des Vermessungsschiffes *Alcmène* nördlich von Balade sind drei übrig gebliebene Matrosen von den Eingeborenen adoptiert worden; es gelang ihnen aber dennoch, nach ihrem Schiffe zu entfliehen (BRAINNE⁴).

Auf den Loyalty-Inseln adoptieren nach HADFIELD⁵ öfters Eltern, die nur Knaben haben, ein Mädchen. Im ganzen dürfte dort Adoption seltener sein als in Caledonien; doch liegt kein Grund vor, wie RAY⁶ es tut, die Adoption auf den Loyalty-Inseln für einen fremden, samoanischen Brauch anzusehen.

Von einer eigentümlichen Adoptionsart eines neugeborenen Kindes, auch gegen den Willen der wirklichen Eltern, auf den Banks-Inseln berichtet RIVERS⁷, indem dort das Kind einfach demjenigen gehört, welcher die Hauptgeburtshelferin bezahlt, wonach dem also adoptierten Kind seine wirkliche Herkunft verschwiegen wird. Ein Rückkauf durch den Vater soll auf große Schwierigkeiten stoßen. RIVERS⁸ vermutet in dieser Sitte ein Relikt von Gemeinsamkeit der Kinder und ein Fehlen der Anerkennung physischer Mutter- und Vaterschaft.

Verlobung. Diese erfolgt in Caledonien oft schon im Kindesalter, ja bei der Geburt, durch Übereinkunft der Eltern. Nach LEENHARDT⁹ erbitten bei Geburt einer Tochter die Eltern eines Knaben für diesen das neugeborene Töchterlein zur Frau, falls gewisse verwandtschaftliche Bedingungen erfüllt sind, und versprechen dafür im Tausch eine ihrer Töchter, Nichten oder Cousinen für einen Knaben der ersten Familie, welche Abmachung bekräftigt wird durch Austausch gleich langer Geldschnüre. Zieht sich später eine der beiden Parteien von der Sache zurück, sei es wegen Abneigung eines der verlobten Teile oder aus anderen Gründen, so ist das eine schwere Beleidigung. Sie kann wohl das Verlobungsgeld zurückgeben, aber der Streit dauert fort, bis auch der andere, beleidigte Teil das Geld ausliefert, worauf erst ein erneuter Austausch der beiden Geldschnüre völlige Lösung bringt (LEENHARDT¹⁰). Es wird also von den Eltern über die Kinder oft zu einer Zeit verfügt, in welcher diese nichts dabei zu sagen haben.

RIVERS, 137, II, p. 99; ² LAMBERT, 99, p. 116—117; ³ DE ROCHAS, 145, p. 233—234; ⁴ BRAINNE, 29, p. 168; ⁵ HADFIELD, 82, p. 181—182; ⁶ RAY, 135, p. 286; ⁷ RIVERS, 137, I, p. 50; ⁸ RIVERS, 137, II, p. 136 und 151; ⁹ LEENHARDT, 103, p. 22; ¹⁰ LEENHARDT, 104, p. 327—328.

Nach erfolgter Verlobung, die noch durch Geschenke an die Eltern bekräftigt wird, gehört die neugeborene Tochter der Familie des Knaben. Im Alter von 7 oder 8 Jahren nach TURNER¹ und BRENCHLEY², gegen 10 oder 12 Jahre nach LEENHARDT³ geht das verlobte Mädchen in die Familie der Schwiegereltern über, unter Obhut der zukünftigen Schwiegermutter bis zur Heirat. Nach DE ROCHAS⁴ und LAMBERT⁵ dagegen bleibt die Tochter bis zur Heirat im Elternhaus. Es wird das wohl lokal verschieden gehalten. Töchter, die als Kind mit einem Chef verlobt gewesen und später von diesem zurückgewiesen worden sind, können aus Furcht vor dem Chef keinen anderen Mann mehr finden, berichtet MONTROUZIER⁶.

Außer Verlobung im Kindesalter, die wohl namentlich in vornehmen Familien üblich ist, kommt natürlich eine solche auch im späteren Alter vor. Besonders bei Festen ist reichlich Gelegenheit geboten, intime Bekanntschaft zu machen. Dann kann sich der Jüngling einer Familie vorstellen und eine Tochter zur Ehe verlangen, wobei die Verlobung durch Übergabe einer Geldschnur und durch Lebensmittelgeschenke der Familie des Jünglings an die der Tochter besiegelt wird. OPIGEZ⁷ erzählt, daß, wenn mehrere Liebhaber vorhanden seien, diese ins Dorf zur Tochter kämen; jeder esse die Hälfte eines Kokoskernstückes und lege die andere Hälfte auf ein Bananenblatt; die Tochter bekunde ihre Wahl durch Annahme des angebissenen Stückes des Geliebten.

Auch auf den Loyalty-Inseln kommt häufig Verlobung schon bei der Geburt eines Töchterchens vor, wobei der Vater Geschenke erhält von den Freunden des zukünftigen Gatten (CREAGH⁸, HADFIELD⁹). Sonst sucht meist die Mutter die Braut für den Sohn aus, wobei Verwandte und Freunde vermitteln. Oder der Junge wählt sich selbständig eine Braut, sendet ein Geschenk, und wenn dieses angenommen wird, holt er nachts mit seinen Freunden die Geliebte weg, was wohl kaum ohne die Einwilligung ihrer Eltern geschehen dürfte. Die Verlobte kommt dann ins Haus der zukünftigen Schwiegermutter, welche erst ihre Erlaubnis zur Heirat gibt, wenn die Tochter sich in den Haushaltungs- und Pflanzungsarbeiten fähig erweist (HADFIELD¹⁰).

Heirat. Die Heiratszeremonien sind in Caledonien fast null. Man läßt die Verlobten auf dieselbe Matte sitzen, wo sie kochen und dieselbe Igname verspeisen. Damit sind die bisher in Kraft stehenden Verbote, die jeden Verkehr und jedes Gespräch zwischen den beiden untersagt haben, plötzlich aufgehoben, was das junge Paar so in Verlegenheit bringt, daß sie sich oft 2 oder 3 Monate lang nicht ohne Zeugen begegnen; so berichtet LEENHARDT¹¹. Das wird natürlich nur Geltung haben für Ehen, die ohne Wahl der Beteiligten von ihren Eltern arrangiert worden sind. Bei freier Wahl der Braut durch den Jüngling, also bei Liebesheirat, fällt dieses Moment sicher weg. Es erfolgen dann noch Geschenke der Eltern und Verwandten des Jünglings an die der Tochter, Lebensmittel und eine Geldschnur in einer Hülle. Alles wird gezählt und meist eine gleiche Geldschnur zurückgegeben. Erfolgt diese Gegengabe nicht, so erschwert das eine allfällige, spätere Scheidung, indem die Eltern des Mädchens dann Kompensation geben müssen (LAMBERT¹²). Ein Essen wird wohl stets diese Feierlichkeit begleiten. Es ist auffallend, daß diese Geschenkzeremonie erst stattfindet, nachdem die jungen Ehegatten bereits einige Zeit zusammen gelebt haben und nicht am Tage, an dem sie ihm als Frau folgt (LAMBERT, l. c., GLAUMONT¹³).

Man kann die caledonische Eheschließung kaum als Frauenkauf bezeichnen; es ist vielmehr, wie bei der Verlobung auseinander gesetzt wurde, sehr häufig ein Frauentausch, eine Tauschehe,

¹ TURNER, 167, p. 423; ² BRENCHLEY, 30, p. 343; ³ LEENHARDT, 103, p. 22; ⁴ DE ROCHAS, 145, p. 231; ⁵ LAMBERT, 99, p. 91; ⁶ MONTROUZIER, 123, p. 379; ⁷ OPIGEZ, 131, p. 437; ⁸ CREAGH, 188, p. 680; ⁹ HADFIELD, 82, p. 182; ¹⁰ HADFIELD, 82, p. 183—184 und 187; ¹¹ LEENHARDT, 103, p. 22—23; ¹² LAMBERT, 99, p. 91—92; ¹³ GLAUMONT, 70, p. 77.

wie sie nach GRÄBNER im totemistischen Wirtschaftsbetrieb vielfach vorkommt. Der Mann engagiert sich bloß zu Geschenken an die Eltern seiner Frau bei allen großen Anlässen, wie Geburt eines Sohnes, Beschneidung desselben oder bei einem Todesfall in der Familie seiner Frau (DE ROCHAS¹). Wenn einer aber keine weiblichen Verwandten im Tausch anzubieten vermag, kann man eher von Frauenkauf sprechen, indem der Jüngling dann eine sehr lange Geldschnur den Eltern geben muß und nur eine ganz kleine als Gegengabe erhält (LEENHARDT²). Das Mädchen erhält oft von seiner Familie eine Art Aussteuer in Form von Stoffen, Matten, Bracelets und dergleichen. Auch Raub von ledigen oder verheirateten Frauen kommt vor, besonders bei Festen (VIEILLARD und DEPLANCHE³), kann aber zu bösen Folgen führen.

Die Heirat auf den Loyalty-Inseln geht nach CREAGH⁴ ohne Zeremonie vor sich, aber mit Geschenken an die Eltern des Mädchens; nach HADFIELD⁵ besteht sie in einem Feste, bei welchem Geschenke an das junge Paar verabfolgt werden, welche aber nicht für dieses, sondern für die Verwandten und Freunde der Braut bestimmt sind. Die Eltern geben ihre Tochter, ein wichtiges Arbeitsglied, nicht ohne Kompensation her. In Lifou wurde mir gesagt, eine Frau koste 500 Fr. an die Eltern. Der Gatte erhält nach CREAGH, l. c., niemals eine Mitgift, muß vielmehr häufige Geschenke an Eltern und Verwandte des Mädchens geben, so bei der Geburt des ersten Kindes und ihnen Dienste leisten. So werden die Töchter zu einem Profit für ihre Eltern.

Heiratsvorschriften und Verbote. Die Ehegatten müssen zwei verschiedenen Familiengruppen oder Clans angehören, die in ihrem eigenen Schoß keinerlei geschlechtlichen Verkehr gestatten. Es herrscht also Exogamie; Heirat im Dorfe selbst ist ausgeschlossen. Nach OPIGEZ⁶ geben die Eingeborenen als Grund dieses Verhaltens an, die Heirat einer Frau aus demselben Dorfe verarme das Blut, während fremde Heirat es verbessere. Das klingt so, als ob ihnen üble Folgen der Inzucht bekannt seien. Immerhin ist die caledonische Normalehe die zwischen Söhnen einer in einen anderen Clan verheirateten Schwester und Töchtern ihres Bruders, des mütterlichen Onkels oder umgekehrt, somit zwischen Cousins germains, also einem ziemlich nahen Verwandtschaftsgrade (LAMBERT⁷, LEENHARDT⁸), wogegen die Ehe zwischen ebenso nahe miteinander verwandten Cousins und Cousinen, aber abstammend von zwei Brüdern oder zwei Schwestern, verboten ist. Ausgeschlossen sind ferner Ehen zwischen Vater, Tochter, Großtochter usw., zwischen Mutter, Sohn und Enkeln, weiter zwischen Bruder, Schwester, Onkeln, Tanten, Neffen, Nichten und den oben angeführten Cousins und Cousinen bis in weite Grade hinauf (LAMBERT, l. c.).

Es scheint, daß in neuerer Zeit, namentlich in den christlichen Distrikten, diese Regeln nicht mehr so genau beobachtet werden. Wenigstens sagte mir Chef Marius von Bondé, man könne jetzt ebensogut im Dorf selbst heiraten als außerhalb.

Nach RAY⁹ soll auf den Loyalty-Inseln nahe Verwandtschaft die einzige Eherestriktion sein; auch Cousinenheirat ersten und zweiten Grades sei verboten, wahrscheinlich aber doch, wie in Caledonien, mit der oben namhaft gemachten Ausnahme.

Heiratsalter. Bei der Unsicherheit, die über das Lebensalter der Eingeborenen herrscht, wird man den Angaben über das Heiratsalter derselben nicht zuviel Gewicht beilegen dürfen. DE ROCHAS¹⁰ sagt, das caledonische Mädchen sei gegen das 12. bis 13. Jahr hin heiratsfähig, der Jüngling reif gegen das 14. Jahr; die Heirat finde aber bei Mädchen frühestens mit 16 bis 17 Jahren statt, bei Jünglingen mit 18. Auch nach VIEILLARD und DEPLANCHE¹¹ ist das Alter von gegen 18 Jahren für die Verheiratung beider Geschlechter üblich, obschon die Mädchen schon gegen

¹ DE ROCHAS, 145, p. 232; ² LEENHARDT, 104, p. 328; ³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 485;

⁴ CREAGH, 188, p. 680—681; ⁵ HADFIELD, 82, p. 187—188; ⁶ OPIGEZ, 131, p. 437; ⁷ LAMBERT, 99, p. 94 und 115; ⁸ LEENHARDT, 107, p. 45; ⁹ RAY, 135, p. 286; ¹⁰ DE ROCHAS, 145, p. 116—117 und 231;

¹¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 484.

das 13. bis 14. Jahr heiratsfähig seien. LEGRAND¹ dagegen läßt die Mädchen schon mit 14 oder 15 Jahren verheiratet sein. Nach PATOUILLET² ist der Mann erwachsen mit 18, die Frau mit 12 Jahren. Es geht aus diesen Mitteilungen wenigstens so viel hervor, daß die Heirat erst geraume Zeit nach erreichter Geschlechtsreife stattfindet.

Polygamie. Diese kommt heute in Caledonien wohl kaum mehr vor. Abgesehen von der schon weit fortgeschrittenen Christianisierung, würde die gegenüber dem männlichen Geschlecht viel geringere Zahl der Frauen hiefür ein praktisches Hindernis bilden. In früheren Zeiten (s. den Abschnitt über Bevölkerungszahl) scheint das Verhältnis der beiden Geschlechter ein günstigeres gewesen zu sein. Aber auch damals hatten gewöhnliche Leute meist nur eine Frau und bloß Chefs und Reiche deren eine größere Zahl, nach DE ROCHAS³ selten mehr als 3 oder 4, Grandchefs 5 oder 6, einige wenige 12 bis 13. OPIGEZ⁴ gibt als Maximum 6 an. Bei solchen Verhältnissen war dann eine Frau von Stand die Hauptfrau, die anderen bloß Dienerinnen und Konkubinen, deren Kinder nicht dieselben Rechte besaßen wie die der Hauptfrau. Chefs heirateten gerne auch Frauen von auswärts, das heißt von den Loyalty-Inseln.

Polyandrie war nach MONCELON⁵ in Caledonien Ausnahme, auf Lifou nach RAY⁶ unbekannt.

Dagegen war nach allen Berichten Polygamie auf den Loyalty-Inseln verbreiteter als in Caledonien. Nach TURNERS⁷ Bericht von 1861 hatten auf Lifou Gemeinde 3 bis 4 Frauen, Grandchef Bula deren 40, ein Chef auf Maré 20. Die Frauenzahl war nach DE ROCHAS⁸ proportional dem gesellschaftlichen Rang des Ehemanns. Von Ouvéa sagt CHEYNE⁹ im Jahre 1852, der König habe 4 Frauen, zwei Chefs je 2, andere Leute selten mehr als eine.

Scheidung. Scheidung der Ehen war und ist häufig, oft wegen recht geringfügigen Ursachen. LAMBERT¹⁰ konstatierte auf den Belep-Inseln unter einer Bevölkerung von 700 Seelen von 150 verheirateten Männern 75, welche die Frau gewechselt hatten, und zwar nicht wenige mehrmals, wonach sich 104 Scheidungsfälle ergaben. Kinder erschweren zwar die Scheidung, aber man arrangiert sich; die Kleinen gehen meist mit der Mutter; ältere Knaben bleiben beim Vater. Wenn der Ehemann in die von der Frau gewünschte Scheidung nicht einwilligt, läßt sie sich nach DE ROCHAS¹¹ von einem Manne entführen oder flieht zu ihren Eltern, wenn diese sie zu schützen vermögen. Daraus entstehen naturgemäß Schwierigkeiten, wenn es dem neuen Gemahl, der sie entführt hat, nicht gelingt, die Sache mit Geld zu erledigen (VINCENT¹²). MONTROUZIER¹³ sagt, die Eheleute blieben nur solange zusammen, als es ihnen konveniere. Der Einfluß der Mission hat in diese Zustände wesentliche Besserung gebracht; immerhin hat es zu allen Zeiten treue Ehen gegeben.

Ehebruch. Wenn auch die Scheidung leicht ist, wird doch der Ehebruch recht ernst genommen und streng bestraft, da der Eingeborene in hohem Grade eifersüchtig ist. Die schuldige Frau kann vom Gatten getötet oder, wenn er es nicht zu ernst nimmt, verprügelt werden. Gelegentlich schneiden nach DE ROCHAS¹⁴ betrogene Ehemänner der Frau zur Strafe ein Stück der behaarten Kopfhaut weg als ein bleibendes Schandmal. Der überraschte Ehebrecher riskiert, vom beleidigten Gatten auf der Stelle getötet zu werden. Ist er verheiratet, so rächt man sich gerne an seiner Frau. Es schickt dann der Beleidigte einen Bruder oder sonst jemanden, um in seinem Namen beim Gegner einen Ehebruch auszuführen (LEENHARDT¹⁵). Die ganze Verwandtschaft und Freundschaft des gekränkten Gatten ist zur Rache bereit. Manchmal wird die Sache auch nicht so tragisch genommen, und man arrangiert sich mit Geld. Der Beleidiger offeriert dem Beleidigten

LEGRAND, 108, p. 117;; ² PATOUILLET, 132, p. 70; ³ DE ROCHAS, 145, p. 228—229; ⁴ OPIGEZ, 131, p. 429; ⁵ MONCELON, 122, p. 367; ⁶ RAY, 135, p. 287; ⁷ TURNER, 167, p. 401 und 411; ⁸ DE ROCHAS, 142, p. 24; ⁹ CHEYNE, 33, p. 25; ¹⁰ LAMBERT, 99, p. 94; ¹¹ DE ROCHAS, 145, p. 231; ¹² VINCENT, 172, p. 41; ¹³ MONTROUZIER, 123, p. 379; ¹⁴ DE ROCHAS, 145, p. 262—263; ¹⁵ LEENHARDT, 107, p. 47.

eine Geldschnur, um seinen Zorn zu besänftigen. Erledigt ist aber die Sache erst, wenn der letztere ein Gegengeld gibt (LEENHARDT¹).

Oft fühlt sich aber auch die Frau eines ehebrechenden Mannes beleidigt; dann fängt sie Händel an und stiftet ihre Verwandtschaft zur Rache auf. Es kommen nach MONTROUZIER² sogar Selbstmorde betrogener Ehefrauen vor. Aus diesen Eheirrungeu können nicht selten ernstliche Streitigkeiten, ja Kriege zwischen Dorf und Dorf, Stamm und Stamm entstehen.

Witwenschaft. Eine verwitwete Frau wird in Caledonien mit ihren Kindern Besitz des Schwagers, auch wenn dieser bereits verheiratet ist. Er kann aber auf eine Heirat verzichten und die Witwe einem anderen abtreten; ohne seine Zustimmung darf sie aber nicht heiraten (LAMBERT³). Mit seiner Erlaubnis kann sie auch in ihr Heimatdorf zurückkehren. Ich kann nicht ausfindig machen, wie es gehalten wird, wenn der Verstorbene mehrere Brüder, und zwar lauter jüngere, hinterläßt. Wenn ein älterer da ist, wird diesem wohl die Witwe zufallen. Auf den Banks-Inseln scheint nach RIVERS⁴ sowohl ein älterer, als ein jüngerer Bruder zur Heirat der Witwe eines Verstorbenen berechtigt zu sein. Auf Lifou kehrt nach RAY⁵ die Witwe gewöhnlicher Leute zu ihren Verwandten zurück und kann wieder heiraten, nicht aber die großer Chefs.

Gewaltsames Töten von Witwen kam in Caledonien nach LEGRAND⁶ vor, besonders wenn der verstorbene Gemahl von hohem Range war. GARNIER⁷ erzählt, daß beim Tode des ältesten Sohnes eines Häuptlings bei Nouméa dessen zwei Frauen erdrosselt worden sind. Immerhin scheinen solche Fälle selten gewesen zu sein, im Gegensatz zu Fidji, aber das Vorkommen ganz zu bestreiten, wie es DE ROCHAS⁸ tut, geht nicht an.

Auf den Neuen-Hebriden hat sich die Sitte des Witwenmords nach SPEISER⁹ erst spät von Aneityum aus nach Aniwa, Tanna und Erromanga ausgebreitet. In Tanna traf dieses Los nur Häuptlingswitwen, in Aneityum auch andere. In der nördlichen Gruppe kam Tötung von Witwen nur noch in Ost- und Nordwest-Santo vor.

Stellung der Frau. Recht viele Autoren können sich nicht genug tun in der Schilderung der Niedrigkeit des Frauenzustands. Ihr Leben soll nichts als eine harte Knechtschaft sein; sie wird als Sklavin, ja als Lasttier des Mannes bezeichnet, dem alle schwere Arbeit obliege. LEGRAND¹⁰ versteigt sich sogar zur Behauptung, der Mann achte seine Frau nicht höher als eine Sau. Das ist alles stark übertrieben, wie auch von anderen schon betont worden ist. Wenn man Frauen in einem Dorfe beobachtet, machen sie durchaus nicht den Eindruck unglücklicher Wesen; man sieht sie lachen und mit den Kindern spielen. Es ist nicht wahr, daß ihr im Pflanzbau die schwerste Arbeit zufällt (s. das betreffende Kapitel). Sie besorgt, wie manche europäische Bauernfrau, alle häusliche Arbeit, die Pflege der kleinen Kinder, holt Holz und Wasser, kocht, wischt, sammelt Muscheln am Strand, bringt die Feldfrüchte nach Hause und was dergleichen Arbeiten mehr sind. Sie begleitet auch etwa den Mann auf Reisen und Kriegszügen als Trägerin von Lebensmitteln, Reserve-Schleudersteinen und Lanzen.

Dabei ist richtig, daß die strenge Geschlechtertrennung, wie sie in Caledonien Sitte ist, der Frau eine inferiore Stellung anweist. In öffentlichen Dingen hat sie nichts zu sagen; sie schläft nicht mit dem Manne in einer Hütte und ißt nicht mit den Männern, sondern mit den Kindern, meist im Hofe zwischen den Hütten, wo gekocht wird. Männern muß sie aus dem Wege gehen, vor ihrem eigenen Manne sich gebückt bewegen, darf nicht hinter ihm passieren, vor gewissen Männern nicht erscheinen, erhält auch wohl geringere Nahrung als der Mann und gelegentlich Prügel. Sie kann, vom Mann, dessen Eigentum sie ist, verkauft oder auch ausgeliehen werden,

¹ LEENHARDT, 104, p. 331; ² MONTROUZIER, 123, p. 377; ³ LAMBERT, 99, p. 95; ⁴ RIVERS, 137, I, p. 48; ⁵ RAY, 135, p. 287; ⁶ LEGRAND, 108, p. 118; ⁷ GARNIER, 180, p. 156; ⁸ DE ROCHAS, 140, p. 237; ⁹ SPEISER, 165, p. 43; ¹⁰ LEGRAND, 108, p. 118.

was aber wohl selten gegen ihren Willen geschehen dürfte (VIEILLARD und DEPLANCHE¹, MONCELON², LEGRAND³ usw.). MONTROUZIER⁴ erklärt, aber sicher mit Unrecht, die caledonische Frau für ein so perfides, unmoralisches und böses Wesen, daß sie darum vom Manne so niedrig gehalten werde.

Dagegen ist zu sagen, daß es nicht nur in christlichen, sondern auch in heidnischen Dörfern viele Ehen gibt, in denen die Frau Achtung genießt und großen Einfluß auf Mann und Söhne hat. Es sind sogar Fälle bekannt, in denen Frauen aus Trauer über den Verlust des Mannes Selbstmord verübten, wie PATOUILLET⁵ berichtet.

Auf den Loyalty-Inseln scheint nach übereinstimmenden Berichten die Stellung der Frau eine höhere und die Geschlechtertrennung nicht so rigoros durchgeführt zu sein als in Caledonien, und zwar war dies schon vor der heutigen, christlichen Zeit der Fall (DE ROCHAS⁶). ERSKINE⁷ berichtet, die Ouvéa-Frauen hätten viel Einfluß auf ihre Männer, und RAY⁸ von Lifou, daß Männer und Frauen zusammen speisten, zugleich mit den Kindern, nicht getrennt wie in Caledonien.

Moral. Es ist wohl kein Zweifel, daß seit der Berührung mit Europa die Moral der Eingeborenen gesunken ist. In dem anonymen Bericht über die Insurrektion des Jahres 1878⁹ wird gesagt, Frauen würden auf jeden Wunsch hin gegen Geld und Geschenke geliefert und auf allen Militärposten werde Prostitution in großem Maßstab betrieben, und ERSKINE¹⁰ erzählt, daß 1849 in Hienghène Frauen gegen Tabak angeboten worden seien, worin er bereits europäischen Einfluß vermutet. Indessen waren schon lange vor dem Eingriff Europas die Sitten der ledigen Töchter sehr freie, im Gegensatz zu der in der Ehe verlangten Keuschheit. COOK¹¹, der überall nur Gutes sehen wollte, sagt zwar, die caledonischen Frauen seien viel keuscher als die der östlichen Inseln; seine Leute hätten keine bekommen; sie seien wohl ins Gebüsch verlockt worden, aber die Frauen seien dann lachend entflohen. Ähnlich äußert sich FORSTER¹². Dagegen weiß LABILLARDIÈRE¹³ zu berichten, daß zwei Töchter, wovon die ältere etwa 18 Jahre alt, den Matrosen ihre Geschlechtsteile gezeigt hätten, und daß Mädchen gegen Vorausbezahlung eines eisernen Nagels oder einer ähnlichen Kleinigkeit zu haben gewesen seien.

Sicher ist, daß die caledonischen Töchter vor der Heirat sehr sittenfrei sind (GLAUMONT¹⁴, VINCENT¹⁵), und daß namentlich bei den nächtlichen Tanzfesten viel illegitimer Verkehr statthat. Nach DE ROCHAS¹⁶ sollen sich zwar die Töchter bis zum 16. oder 17. Jahre vom Manne fernhalten aus Aberglaube, bei früherem Verkehr krank zu werden, aber nach VINCENT, l. c., beginnt geschlechtlicher Verkehr etwa vom 12. Jahre an. Gewerbsmäßige Prostituierte sollen in jedem Stamm sich finden und bei allen Festen dabei sein (PATOUILLET¹⁷).

Indessen kann es wohl sein, daß, wie LAMBERT¹⁸ und andere berichten, solche Libertinage von den Alten verurteilt wird. Uneheliche Kinder heißen nach dem genannten Autor „Kinder des Grases“ oder „gestohlene Kinder“, in Lifou nach COMPTE RENDU¹⁹ „Wegkinder“, oder auch „gestohlene Kinder“, und diese Bezeichnungen bedeuten eine Beleidigung. Es gibt deren wohl auch nicht viele bei der stark geübten Praxis der Abtreibung (s. darüber bei Medizinisches, p. 44). Auf Lifou sind sie nach HADFIELD²⁰ selten und gelten als üble Eigenschaften besitzend.

Vor der Heirat war auch auf den Loyalty-Inseln geschlechtlicher Verkehr erlaubt (RAY²¹), so wenigstens auf Lifou und wohl auch auf Maré, während den Töchtern von Ouvéa allgemein

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 485; ² MONCELON, 122, p. 358 und 367; ³ LEGRAND, 108, p. 88; ⁴ MONTROUZIER, 123, p. 380; ⁵ PATOUILLET, 132, p. 88; ⁶ DE ROCHAS, 142, p. 24; ⁷ ERSKINE, 45, p. 341; ⁸ RAY, 135, p. 260—261; ⁹ 88, p. 121—123; ¹⁰ ERSKINE, 45, p. 360; ¹¹ COOK, 38, p. 304; ¹² FORSTER, 51, p. 224; ¹³ LABILLARDIÈRE, 97, p. 224—225; ¹⁴ GLAUMONT, 70, p. 83; ¹⁵ VINCENT, 172, p. 36—37; ¹⁶ DE ROCHAS, 145, p. 235; ¹⁷ PATOUILLET, 132, p. 93; ¹⁸ LAMBERT, 99, p. 72—73; ¹⁹ COMPTE RENDU, 35, p. 26; ²⁰ HADFIELD, 82, p. 180; ²¹ RAY, 135, p. 286.

nachgerühmt wird, daß sie schon vor der Ehe keusch und in der Ehe treu seien (CHEYNE¹, ERSKINE², JOUAN³, BRENCHLEY⁴).

Reinigungszeremonie. DE ROCHAS⁵ bringt zuerst die Notiz, daß beide Geschlechter nach der ersten Begattung einer Purifikation sich unterziehen müssen durch Trinken eines vom Zauberer geheiligten Wassers. LAMBERT⁶ berichtet darüber das Folgende: Bei legitimer sowohl, als illegitimer Verbindung müssen die Gatten am Morgen der zwei ersten Tage nach ihrer Kopulation eine Zeremonie durchmachen, um gewisse Krankheiten zu vermeiden. Ein hiezu Befähigter bereitet ein kleines, oblonges Paket mit Sägemehl eines bestimmten Baumes, steckt sukzessive ein Ende in den Mund der Gatten und besprengt das andere mit einem gewissen Wasser; dann werde das Paket bei der Hütte vergraben. Es verhindere, sagt LAMBERT, diese Maßregel vielen außerehelichen Geschlechtsverkehr wegen des damit verbundenen Eingeständnisses. Im COMPTE RENDU⁷ wird diese Zeremonie, aber sicher mit Unrecht, vor den Begattungsakt verlegt. Von Lifou berichtet HADFIELD⁸, daß das junge Paar viele Medizinen genieße, um Übel abzuwehren und Kindersegen zu erleichtern. Die Reinigungszeremonie wird wohl auf der weitverbreiteten Anschauung beruhen, daß die Geschlechtsfunktionen als unrein angesehen werden (MÜLLER⁹).

Geburtsfeste, Anerkennung, Namengebung. Über den Geburtsakt in einer Hütte außerhalb des Dorfes ist im Abschnitt über Medizinisches, p. 41 ff., gehandelt worden. Trotz der damit verbundenen Unreinheit ist Mutterschaft eine Ehre, während Sterilität als eine Folge übler Einflüsse angesehen wird. Namentlich ist Geburt eines Sohnes, eines künftigen Kriegers, ein willkommenes Ereignis, während die eines Mädchens still vorüber zu gehen pflegt, wie andererseits der Tod eines Knaben allgemein bedauert wird, was bei dem eines Mädchens kaum der Fall ist (DE ROCHAS¹⁰). Dem Vater bringt man den Sohn, und dieser hebt ihn als Zeichen der Anerkennung in seinen Armen hoch über den Kopf (MONTROUZIER¹¹, DE ROCHAS, l. c., VIEILLARD und DEPLANCKE¹²), eine Sitte der Anerkennung, wie sie ähnlich auch bei indogermanischen Völkern vorkommt (SCHMIDT¹³). Die Geburtshelferinnen erhalten Geschenke. Von dem folgenden, eigentümlichen Brauch berichtet LEENHARDT¹⁴. Bei Geburt eines Kindes bringt man dem mütterlichen Onkel Baststoff und eine Geldschnur, bedeutend den „Atem des Kindes“. Der Onkel wird gebeten, die Respiration des Neffen zu sichern, ihm ins Ohr blasend. Er gibt nur eine ganz kleine Geldschnur zurück. Beim Tode eines Neffen bringt man dem mütterlichen Onkel eine Geldschnur ohne Gegengabe. Man bringt damit den Mütterlichen den letzten Atem des Verstorbenen zurück.

Nach Rückkehr der Mutter mit dem Kind ins Dorf, was nach Ablauf einiger Monate geschieht, während welcher die Ehegatten getrennt gelebt hatten, wird ein Fest gefeiert, bescheiden bei kleinen Leuten, bei Hohen mit öffentlichen Vergnügungen. Der Vater kündigt nach LAMBERT¹⁵ den Verwandten seiner Frau das Geburtsfest an. Der Großvater und andere väterliche Angehörige, die mütterlichen Onkeln und ihre Verwandtschaft sammeln Geld, Lebensmittel, Matten und anderes und häufen diese Gaben, genannt „Schätze des Kindes“, beim Vater des Kindes auf. Dasselbe tut dieser gleichfalls. Alles wird nach caledonischem Brauch gezählt und verteilt, wobei die mütterlichen Verwandten oft viermal den Wert ihrer eigenen Gaben erhalten. Diese Zeremonie wird einige Zeit nachher wiederholt. Essen und Tanz fehlen dabei nicht. Die Geburt, namentlich die eines Sohnes, wird somit als eine wichtige Sache behandelt; alle Familienfeste hängen in der Folge damit zusammen; sie bildet das starke Band, welches die Väterlichen und Mütterlichen vereinigt.

¹ CHEYNE, 33, p. 25; ² ERSKINE, 45, p. 341; ³ JOUAN, 91, p. 373; ⁴ BRENCHLEY, 30, p. 324; ⁵ DE ROCHAS, 145, p. 235 und 285; ⁶ LAMBERT, 99, p. 99—100; ⁷ COMPTE RENDU, 35, p. 27; ⁸ HADFIELD, 82, p. 188; ⁹ MÜLLER, 213, p. 61; ¹⁰ DE ROCHAS, 145, p. 264; ¹¹ MONTROUZIER, 123, p. 378; ¹² VIEILLARD und DEPLANCKE, 171, p. 486; ¹³ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 309; ¹⁴ LEENHARDT, 104, p. 327 und 331—332; ¹⁵ LAMBERT, 99, p. 106.

Nach LAMBERT ¹ soll ein Sohn nicht den Namen seines Vaters, sondern den des Urgroßvaters erhalten; nach VIEILLARD und DEPLANCHE ² wird der Name gewählt nach dem Geburtsort, nach einem Vogel oder anderem Tier oder einem Objekt, das sie lieben, oder auch nach dem eines Freundes, Verwandten oder Vorfahren. Eine besondere Zeremonie scheint damit nicht verbunden zu sein. NIEUWENHUIS ³ vermeldet von den Bahaus auf Borneo, daß man die Kinder nach sehr alten, längst toten Verwandten benenne, nicht nach kürzlich Verstorbenen, wahrscheinlich um nicht deren Seelen auf das Kind hinzulenken, daher vielleicht auch in Caledonien die Wahl des urgroßväterlichen Namens.

Auf den Loyalty-Inseln wird eine kinderlose Frau verachtet, ja sogar vom Gatten geprügelt, während Mutterschaft eine Ehre bedeutet (HADFIELD ⁴). Die Mutter wird nach Geburt eines Kindes von ihrem Manne betitelt: „Erzeuger meines Kindes“. Die Eltern selbst verlieren nach CREAGH ⁵, besonders in Maré, ihren Namen und werden dann gerufen: „Vater und Mutter des so und so“, eine weitverbreitete Sitte. Auf Lifou wird nach demselben Autor eine Mutter im Dualis angesprochen, indem man das Kind mitrechnet; auch sie spricht von sich in dieser Weise. Die Namengebung des Kindes durch Eltern und Verwandte erfolgt ohne Zeremonie. In Caledonien unbekannt scheint der von HADFIELD ⁶ erwähnte Brauch zu sein, nach welchem die Mutter durch eine kleine Türe, die speziell hergerichtet wird, in ihr Haus zurückkehren soll; damit ist offenbar eine Täuschung übelwollender Geister beabsichtigt.

Kinderliebe und Erziehung. Es wird allgemein anerkannt, daß die Kinder in Caledonien gut behandelt werden. Die Mutter ist naturgemäß an ihre Kinder sehr attaschiert, und ihre Liebe kann so weit gehen, daß sie nach Verlust aller Kinder oder auch eines besonders geliebten Selbstmord verübt (COMPTE RENDU ⁷, PATOUILLET ⁸). Aber auch der Vater liebt seine Kinder, wenigstens die Knaben, spielt mit ihnen und trägt sie herum, wie man das in jedem Dorf beobachten kann. Kinder werden gut gepflegt, geschont, verwöhnt und sozusagen nie geschlagen, auch wenn sie sich impertinent aufführen und selbst die Mutter prügeln. Das ist nach KNABENHANS ⁹ auch bei Australiern und anderen Naturvölkern so. Kinder dürfen hinter der Mutter vorbeigehen, was die Frau ihrem Manne gegenüber nie tun darf (LAMBERT ¹⁰).

In den ersten Lebensjahren wird das Kind von der Mutter überall hin mitgetragen, auf die Pflanzungen und zu anderer Arbeit. Das weibliche Kind, das bei der Mutter verbleibt, lernt so spielend alle Frauenarbeit. Die Knaben gehen, wenn alt genug, mit dem Vater und werden von diesem unterwiesen im Schleudern, im Waffengebrauch und aller männlichen Tätigkeit. Daneben geht aber auch ein Unterricht in der Kenntnis des für den Caledonier so überaus wichtigen Sittenkodex und der Traditionen von Stamm und Familie. Bei VINCENT ¹¹ finde ich die Notiz, daß die Knaben nach der Beschneidung bei den Alten in eine Art Freilichtschule gehen. Wenn das richtig, so wird am ehesten daran zu denken sein, daß sie von den Alten in den ebengenannten Materien unterwiesen werden. Gute Kinderbehandlung wird auch von den Loyalty-Inseln berichtet. Die Zärtlichkeit gegen die Kinder nimmt ab, wenn diese selbständig werden, und erwachsene Kinder bekümmern sich oft wenig mehr um die Eltern.

Nach dem Gesagten mag es auffallend erscheinen, daß Kindsmord in Caledonien häufig vorkam und wohl noch vorkommt. Ich habe schon im Abschnitt über die Bevölkerungszahl und Abnahme davon gesprochen. Getötet, ausgesetzt oder auch lebendig begraben werden vornehmlich die weniger hochgeschätzten, weiblichen Kinder. Eine wesentliche Ursache des Kindsmords

¹ LAMBERT, 99, p. 9; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 486; ³ NIEUWENHUIS, 127, I, p. 75; ⁴ HADFIELD, 82, p. 179—180 und 189; ⁵ CREAGH, 188, p. 681 und 685; ⁶ HADFIELD, 82, p. 177; ⁷ COMPTE RENDU, 35, p. 28; ⁸ PATOUILLET, 132, p. 88; ⁹ KNABENHANS, 95, p. 64—65; ¹⁰ LAMBERT, 99, p. 112;

¹¹ VINCENT, 172, p. 47.

dürfte in der langen Laktationsperiode (s. bei Säugung, p. 43) zu suchen sein, und wenn ein Kind während der Säugungszeit eines älteren geboren wird, vermag es die Mutter nicht zu ernähren. Schon LEGRAND¹ hat die Tötung eines der Zwillinge auf die Säugungsschwierigkeit zurückgeführt. Von Zwillingen wird, wenn es zwei Knaben sind, der zuletzt geborene getötet, wenn verschiedenen Geschlechts, das weibliche Kind (VIEILLARD und DEPLANCHE²). Die oben nach LEENHARDT, p. 247, gegebene Erklärung für die Tötung des weiblichen Zwillinges dürfte wohl mehr eine gesuchte Entschuldigung sein, während die wahre Ursache in der Säugungsschwierigkeit von Zwillingen liegt. KNABENHANS³ betrachtet die Tötung eines Kindes während der Laktationsperiode eines älteren mit Recht nicht als eine moralisch minderwertige Handlung, ebensowenig als die Entfernung schwächlicher oder mißgestalteter Kinder, die bei Naturvölkern meist doch zugrunde gehen würden.

Auf den Loyalty-Inseln scheint, sagt RAY⁴, Kindsmord nicht praktiziert worden zu sein, wozu ich ein Fragezeichen setzen möchte.

Rechtsprechung. Eine eigentliche Rechtsprechung nach bestimmten, festen Gesetzen besteht nicht, aber es fehlt nicht an Strafen für Vergehen. Fälle von Mord, Diebstahl, Ehebruch usw. werden oft in öffentlicher Versammlung oder im Rat der Alten behandelt, wobei dann der Chef das Urteil spricht. Der verhältnismäßig seltene Diebstahl wird schwer bestraft, um so schwerer, wenn der Bestohlene eine Standesperson ist. Die gewöhnliche Strafe besteht in Verwüstung der Pflanzungen und der Hütte des Schuldigen (LAMBERT⁵). Bei schweren Delikten kann der Dieb erdrosselt oder erschlagen werden, oder es werden ihm die Augen ausgestochen (PATOUILLET⁶); leichte Fälle können auch durch Geldbußen an den Chef und den Bestohlenen ihre Erledigung finden. Mörder und Zauberer, die man im Verdacht hat, Todesfälle bewirkt zu haben, werden häufig zum Tod durch Erdrosselung oder einer anderen Todesart verurteilt.

Wenn ein Übeltäter nicht ermittelt werden kann, nimmt man gerne seine Zuflucht zu Zaubermitteln (s. darüber auch im Abschnitt über Religion das über Orakel und Gottesurteile Gesagte). So erzählt LAMBERT, l. c., daß in einem unaufgeklärten Falle von Diebstahl ein Beschwörer zwei Steine bringe, die „Steine der Auszehrung“, damit an den Ort des Diebstahls sich begeben, Reste der gestohlenen Sachen, die der Dieb berührt hat, suche, etwa ein Stückchen einer Kokosnuß oder einen Teil der stehen gebliebenen, beraubten Pflanzen, und diese zwischen die beiden Steine lege. Dann bilde er aus Schabsel von fünf Baumarten fünf Pakete, die er in eines zusammenbinde. Darauf gieße er Wasser; mit diesem besprenge er die Steine und rufe die Ahnengeister mit den Worten an: „Was ich tue, tue ich, damit der Dieb zugrunde gehe.“ Man überläßt somit in diesem Falle die Bestrafung höheren Mächten.

Auf Ouvéa soll nach HADFIELD⁷ einem Dieb die Oberlippe gespalten oder zwei bis drei Finger mit Keulen abgeschlagen werden. Auf Lifou habe man früher Diebe getötet und verspeist; stehenden Kindern seien oft von den Eltern die Hände gebunden und angebrannt worden; im übrigen sei Diebstahl selten. Abbrennen der Finger eines Diebes berichtet auch RAY⁸ nach Mitteilung von SLEIGH.

Bestattungs- und Leidgebräuche.

Die Bestattungsweisen waren in Neu-Caledonien ungemein wechselnde, wie das auch im übrigen Melanesien und auch in Australien der Fall ist. Da heute die Regierung aus hygienischen Gründen Erdbestattung vorschreibt, sind die alten Methoden fast überall verschwunden oder

¹ LEGRAND, 108, p. 117; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 486; ³ KNABENHANS, 95, p. 57, ⁴ RAY, 135, p. 285; ⁵ LAMBERT, 99, p. 71—72; ⁶ PATOUILLET, 132, p. 138; ⁷ HADFIELD, 82, p. 24; ⁸ RAY, 135, p. 292.

im Verschwinden begriffen. Vielfach sind wir daher ausschließlich auf literarische Quellen angewiesen, die öfters am Übelstand leiden, daß die Orte, an denen die Beobachtungen gemacht wurden, nicht angegeben sind.

1. Aussetzen der Leichen in Höhlen und Felsspalten ohne Erdbedeckung, zuweilen mit Exposition der Schädel auf Altären. Bestattung in Höhlen und Felsspalten war auf der ganzen Insel üblich, wo immer sich hierfür passende Orte fanden; sie ist auch heute (meine Beobachtungen beziehen sich auf die Jahre 1911—1912) stellenweise noch nicht ganz erloschen. Ich beginne mit dem Norden der Insel, nach Süden fortschreitend. Bei Baoum, unweit von Pam, nahe der Nordwestspitze der Insel, befindet sich ein großer Felsblock aus kristallinem Schiefer mit vielen Gängen und Spalten. In einer solchen, die mit Steinen verschlossen war, fand sich ein typisches Hockerskelett, die Kniee ans Kinn hochgezogen; es klebten daran noch Mattenreste, und die Kokosschnüre zur Bindung waren noch teilweise erhalten; bei den Händen lagen grüne Glasperlen und rote Abruskerne. In anderen Spalten lagen schon stark zerfallene Skelette, zuweilen überlagert von Murex-Schalen, wie sie als Dachschmuck Verwendung finden, und einigen Steinen. Die Schädel waren alle bei den Skeletten belassen. In der Gegend von Oubatche, etwas südlicher an der Nordostküste gelegen, war Felsbestattung sehr häufig. Eine halbe Stunde oberhalb des genannten Ortes steht auf einem Hügelkamm mit wundervoller Aussicht auf das Meer ein mächtiger, ganz von Vegetation umwachsener Fels, umgeben von einem Labyrinth herabgestürzter Blöcke, in deren Nischen verwitterte Skelettreste herumlagen. Bei Yambé, unweit von Oubatche, bildet ein großer, durch Zerfall eines Felsens entstandener Blockhaufen Spalten und Nischen, getrennt durch enge Gänge. Zahlreiche Skelette, und zwar lauter weibliche, waren unordentlich in Lücken hineingestopft, meist in stark zerfallenem Zustande. Ein kleiner, aber sehr malerischer Totenfels liegt im Niauliwald oberhalb des Dörfchens Diaoué, nahe südlich von Yambé; er ist auf Taf. 67, Fig. 1, abgebildet. An seiner Ostseite öffnet sich eine Spalte, in die man hineinkriechen kann; darin lagen, durch aufgestellte Steinplatten voneinander getrennt, Fig. 2, zwei Skelette; in einer Seitennische bildeten Steinplatten eine rechteckige Umrahmung für ein auf einem Steinpflaster ruhendes Skelett; einige Steine scheinen auf die Leiche gelegt worden zu sein. Die Skelette waren meist zu sehr zerfallen und durch Nachbestattungen gestört, als daß ihre Lagerung noch sicher zu ermitteln gewesen wäre; nur bei einem war deutlich Hockerstellung mit hochgezogenen Knien konstatierbar. Die kleine Blockgruppe hatte wenigstens 10 Leichen als Bestattungsort gedient.

Von Oubatche aus besuchten wir die Felsen von Tchalabel, inlands im Gebiet von Bondé gelegen; eine Abbildung dieser malerischen Felsen findet sich in meinem Reisebuch¹. Diese aus kristallinem Kalk bestehenden Felsen sind wie ein Schwamm durchzogen von Gängen und Höhlen der verschiedensten Größe. In einer kleinen, dunklen Kammer fand sich eine Hockerleiche, deren Femora noch durch vertrocknete Muskeln und Bänder am Becken festhielten; in einer anderen bildeten aufgestellte Steinplatten eine Reihe von Nischen mit Skelettresten; die stark verwitterten Schädel lagen unordentlich außerhalb derselben, vielleicht von europäischen Besuchern herausgerissen. In einer Knochennische war ein vierkantiger Stein von etwa 1 m Höhe senkrecht als eine Art Grabstele aufgestellt, Fig. 6. Von Beigaben bemerkte ich bloß einige Murex-Schalen; auch lagen noch Tragstangen herum, an denen die Leichen waren hergebracht worden. LEMIRE² spricht von Abgüssen von Kadavern, gebildet durch Kalksinter in diesen Grotten; ich habe nichts dergleichen gesehen.

Bei Tao, zwischen Oubatche und Hienghène, befindet sich der Totenfels eines untergegangenen Stammes im dichten Buschwerk etwa 80 m über Meer. Niedrige Trockenmauern, gegen den Fels zulaufend, bilden eine Art Umrahmung. In den horizontalen Spalten, die teilweise mit

¹ SARASIN, 147, p. 80; ² LEMIRE, 110, p. 147.

Steinen verschlossen waren, lagen bald mehrere Skelette unordentlich übereinander geschichtet, bald ein einzelnes noch in wohl erhaltener Hockerstellung, bald bloß Knochenmassen ohne Schädel. Auf einer durch einen überhängenden Block geschützten Felsbank waren 9 Schädel und der eines Kindes, meist ohne Unterkiefer, in einer Reihe nebeneinander aufgestellt, zum Teil auf horizontalen Felsplatten ruhend, ein Altar für den Ahnenkult. Ein leeres, rotes Holzköfferchen hatte offenbar zum Transport einer Kinderleiche gedient. Ein großer, verrosteter, eiserner Kochtopf lag an der Totenstätte; ein Conus-Bracelet umgab noch den Armknochen einer Leiche.

Die berühmten, kristallinen Kalkfelsen der Umgebung von Hienghène beherbergen in ihren zahllosen Höhlen reichlich Skelettreste. Es war auch in dieser Gegend zur Zeit unseres Besuches die Sitte der Felsbestattung noch nicht völlig erloschen. Ein Kolonist, etwa 9 km südöstlich vom Hauptort, beklagte sich sehr über den Geruch in seiner Nähe ausgesetzter, verwesender Leichen. In der Tat sahen wir dort in einem Felsen neben alten Skeletten deutliche Anzeichen unlängst hergebrachter Leichen. Es war hier auch das einzige Mal, daß wir durch Eingeborene am Betreten des Totenortes gehindert wurden. Die meisten untersuchten Totenfelsen gehörten entweder ausgestorbenen oder christlich gewordenen Stämmen an. Auch diese letzteren sahen das Sammeln von Schädeln und Skeletten nicht eben gerne, widersetzten sich aber nicht; an einigen Orten halfen sie sogar mit.

Bei der Missionsstation Ouaré am Einfluß des Tanghène-Flusses in die Bai von Hienghène erhebt sich ein zerklüfteter Kalkfels, der noch unlängst zur Bestattung benützt wurde, indem der Priester noch die Namen der Leute kannte. Nach seiner Angabe sind die Männer auf einer Seite des Felsens, die Frauen auf der anderen beigesetzt worden. Der Priester hat die meisten Schädel in eine Felsspalte versenken und einmauern lassen. Doch waren in einer vergessenen Spalte noch zwei übereinanderliegende Hockerleichen konstatierbar.

Die Insel Ouédjo in derselben Bai, die „Sphinx“ der Kolonisten, birgt in ihren Klüften noch zahlreiche Knochen, aber infolge früherer Sammeltätigkeit wenig Schädel mehr. Die Skelette sind zuweilen von Steinplatten umrahmt und teilweise mit solchen bedeckt. In einer Spalte fand sich ein Holzsarg in Form eines europäischen Koffers und darin ein männliches Skelett in typischer Hockerstellung mit den Knien am Kinn. Der Gebrauch einer Kiste ist nach LEENHARDT¹ eine Kopie des europäischen Sarges. Indessen sind sargartige Gebilde in Caledonien offenbar viel älter, wie aus der weiter unten folgenden Beschreibung BOURGARELS der Bestattungsweisen in Kanala hervorgeht; auch ist ja die Grabpiroge, von der noch zu reden sein wird, im Grunde nichts anderes als ein Sarg, und wir werden echte, alte Särge mit Deckel, welche offenbar Grabpirogen nachgebildet sind, noch kennen lernen.

Die Küste östlich von Hienghène wird von einer Mauer aus Kalkfelsen begleitet. In einem Grundstück, „Belep“ genannt, waren alle Spalten und Gänge des Felsens mit Skeletteilen angefüllt. In Nischen fanden sich Schädel ohne Mandibel in Reihen von 2 bis 5, begleitet von einigen Knochen, zum Zweck des Ahnenkults aufgestellt. Fig. 2 auf Taf. 68 zeigt eine solche Schädelnische. An anderen Stellen lagen Schädel und Skelette beider Geschlechter untrennbar übereinander geworfen. Ein enger Gang führte in eine dunkle Kammer, deren Boden dicht mit Skelettresten besät war, während in Spalten hoch an den Wänden Schädel steckten. Am Eingang lagen Reste einer Holzkiste und ein zerbrochener Kochtopf, dabei marine Muscheln und Trochus-Schalen. Ein Conus-Armband und zwei durchbohrte Ovula-Schalen hatten sicher den Leichen angehört.

Der aus Kalk bestehende und dicht bewaldete Pik von Koné nahe beim gleichnamigen Orte an der nördlichen Westküste birgt gleichfalls zahlreiche Höhlen und Abris. In fünfen derselben

¹ LEENHARDT, 105, p. 226.

fanden sich Skelette und Schädel, die letzteren zuweilen vom Skelett entfernt für sich aufgestellt. Eine Spalte war ganz angefüllt mit regellos durcheinander gemischten Knochen und Schädeln.

Auch in der Gegend von Kanala fand ich in Felsgruppen Skelettreste, so bei den Dörfern Mia und Kouinné; die Schädel waren meist auf Platten in Felsnischen aufgestellt. Der schönste Schädelaltar, den ich in Caledonien gesehen habe, war derjenige der Chefs des Ortes Kouinné, weit oberhalb des Dorfes in dichter Buschwildnis gelegen. Fig. 3 auf Taf. 67 gibt ihn wieder. In einer klaffenden Felsenspalte war mit Steinen ein ebener Platz hergerichtet, auf dem 8 männliche Schädel, die meisten mit ihren Unterkiefern und der zerbrochene eines Kindes in einer Reihe aufgebahrt waren. Die Schädel waren offenbar gepflegt, denn sie erschienen schneeweiß, ohne Überzug von Flechten oder Moosen; Ignamen, in Strohbindel gewickelt, lagen als Opfergaben daneben auf einem Steinblock. Das Bild wirkte um so ergreifender, als hier der alte Ahnenkult sich noch in voller Blüte zeigte. Es wurde mir gestattet, die Schädel zu photographieren, aber nicht zu berühren. Reihen von 20 bis 30 Schädeln in der Gegend von Kanala erwähnen auch VIEILLARD und DEPLANCHE ¹; die Schädel sollen gegen das heimatliche Dorf hin gerichtet gewesen sein.

Einen ähnlichen, aber stark verwahrlosten Altar mit etwa 10 Schädeln, meist ohne ihre Mandibel, sah ich unter einem überhängenden Felsen beim Dörfchen Nilli, unweit Lafoa an der Westküste, einen kleinen, nur 2 Schädel enthaltenden, in einer mit Steinen halb verschlossenen Felspalte bei Brindy, südlich von Thio. Ein Depositorium von 20 bis 30 nebeneinander im Viereck rangierten Schädeln unter einem überhängenden Felsen und gestützt durch eine kleine Steinmauer sah SAVÈS ² nicht weit von einer Hütte entfernt, bei Thio.

Nicht immer befinden sich die Schädeldepositorien in Felsenspalten oder auf Felsstufen oder in Grotten. LEENHARDT ³ bildet einen Schädelaltar ab, der einfach aus einem im Dickicht auf die Erde gelegten Brett besteht, auf dem die Schädel aufgereiht sind, LAMBERT ⁴ einen solchen, bei dem die Schädel im Dickicht auf dem Erdboden, jeder auf einer Steinplatte ruhen. Auch steht die Errichtung von Schädelaltären nicht notwendig mit einer Bestattung der Leichen in Felspalten und Grotten in Zusammenhang, sondern kommt, wie wir noch sehen werden, auch bei anderen Bestattungsweisen vor.

Um auf die Höhlenbestattung zurückzukommen, so trifft man diese außerordentlich häufig in dem Kalkplateau, das die Bucht von Yaté nahe der Südostspitze der Insel nördlich umsäumt. Die zahllosen in die Tiefe führenden Gänge enthalten fast ausnahmslos Skelettreste, wobei die Knochen oft durch Steinsetzungen voneinander getrennt sind; manche Grotten sind auch durch ein Mäuerchen abgeschlossen worden. An einem Skelett konnte mit Sicherheit ausgestreckte Lage konstatiert werden. Mehrere Conus-Armbänder fanden sich bei den Knochen, als Beigaben große Dolium-Schalen und durchbohrte Tritonshörner.

Aussetzen von Leichen in Höhlen und Felsenspalten ist somit auf der ganzen Insel vom Norden bis zum äußersten Süden reichlich ausgeübt worden. Dabei zeigt die Behandlung der Toten Verschiedenheiten. Bald sind sie mehr oder minder sorgfältig durch aufgestellte Steinplatten oder Steinreihen voneinander geschieden und sogar auf ein Steinbett gelegt worden, bald nur ganz unordentlich übereinandergeworfen. Es drücken sich hierin jedenfalls Rangunterschiede aus; besonders häufig sind weibliche Leichen ohne jede Sorgfalt behandelt worden. Die Geschlechter sind in der Regel getrennt bestattet. Die Schädel finden sich teilweise bei den Skeletten belassen; teilweise sind sie von den übrigen Knochen entfernt auf Altäre gesetzt worden. Auch hierin drücken sich sicherlich Rang- und Geschlechtsunterschiede aus.

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 232; ² SAVÈS, 152, p. 547; ³ LEENHARDT, 103, p. 19; ⁴ LAMBERT, 99, p. 25.

Die ursprüngliche Lage der Skelette ist wegen der durch Nachbestattungen erfolgten Störungen meist nicht mehr mit Sicherheit auszumachen. Hockerstellung habe ich an verschiedenen Stellen des Nordens unmißverständlich konstatiert; doch kommen daneben auch ausgestreckte Leichen vor. Daß Hockerstellung, wie LEENHARDT¹ glaubt, ausschließlich dem Norden der Insel eigen gewesen sei, möchte ich nicht ohne weiteres behaupten. Ihr Vorkommen im Süden scheint mir aus der Angabe von TURNER² hervorzugehen, nach welcher Leichen zum Braten im Erdofen in Hockerstellung gebracht worden seien, die Kniee in Kinnhöhe hochgebunden, und daß im Süden auch die später zu besprechende Bestattungsweise mit dem Kopf über der Erde nicht gefehlt hat; diese setzt aber doch wohl Hockerstellung voraus. TURNERS Gewährsmänner waren eingeborene Missionslehrer, die im Distrikt Tuaulu (Touaourou) an der Südostspitze der Insel tätig gewesen sind.

Trotz der enormen Häufigkeit der Felsbestattung in Neu-Caledonien findet gerade dieser Modus in der Literatur am wenigsten Erwähnung. MONCELON³ behauptet sogar, daß Skelette in Grotten fehlten. Der erste, der Deposition von Leichen in Grotten erwähnt, scheint 1860 DE ROCHAS⁴ gewesen zu sein. Daß einige Stämme in Höhlen bestatten, berichtet 1873 PATOUILLET⁵. 1884 erzählt LEMIRE⁶ von Skeletten in den Höhlen von Tchalabel, 1886 OPIGEZ⁷ von Toten in Hockerstellung mit über den Knien gekreuzten Händen, beigesetzt in heiligen Höhlen, die nur betreten würden, um neue Tote zu bringen.

GLAUMONT⁸ sagt 1888, in Höhlen seien die Skelette häufig ausgestreckt, so auf der Ile des Pins. LAMBERT⁹ berichtet 1900, daß auf der genannten Insel der Totenkult in den Grotten zentralisiert gewesen sei; jede Familie habe ihren eigenen Bestattungsort in einer Grotte gehabt; die Leichen vertrockneten darin gelegentlich zu Mumien. In einem Gehölz fand er eine Felshöhle voll von Knochen, während ein anderer Abri die Schädel derselben Cheffamilie vereinigte, mit Trümmern von Töpfen für die Lebensmittelopfer. ARCHAMBAULT¹⁰ meldet 1908 als eine Seltenheit den Fund einer Totengrotte in der Roche de Paha an, in welcher auf einer Art Terrasse aus gestampfter Erde zahlreiche Gebeine lagerten.

Unterbringung der Leichen in Höhlen und Felslöchern findet sich in verschiedenen Teilen Mela- und Polynesiens und ist sicher eine uralte Sitte, in Europa bis ins frühe Paläolithikum hinaufreichend. Die Vermutung von RIVERS¹¹, sie könnte in Melanesien entstanden sein durch Interaktion von Immigranten und einer eingeborenen Bevölkerung, indem die ersteren ihre Toten an sichere Orte verbringen wollten, scheint mir durchaus von der Hand zu weisen zu sein.

2. Aussetzen der Leichen in freier Luft auf der Erde oder auf Gestellen, Plattformen. Einer der Hauptbestattungsorte der Küstenstämme der Gegend von Kanala war der steile, von den Europäern Pic des Morts genannte Berg, der am Grunde der tiefen Bai etwa 400 m hoch sich erhebt. Die Schädel sind freilich längst in europäische Museen gewandert; man trifft heute nur noch lose, verwiterte Knochen an. Es ist aber noch wohl zu erkennen, daß am steilen Gehänge aus Steinen kleine, halbkreisförmige Terrassen errichtet waren, auf denen die Toten exponiert worden sind, nach Angabe in Matten gewickelt und in ausgestreckter Lage auf einem Bett von Gräsern und Blättern ruhend. BOURGAREL¹² hat den Totenberg zu einer Zeit besucht, als er noch Begräbnisstätte war und die verwesenden Leichname die Luft verpesteten. Er beschreibt 1865 eine dort auf der Erde in ausgestreckter Lage befindliche Leiche; sie lag auf einer Matte, die über den Körper von den Schultern bis zu den Füßen zusammengefoldet und mit Steinen beschwert war, damit der Wind sie nicht wegnehme. Becken und Bauch waren mit Blättern

¹ LEENHARDT, 107, p. 45; ² TURNER, 167, p. 427 und 425; ³ MONCELON, 122, p. 359; ⁴ DE ROCHAS, 141, p. 413; ⁵ PATOUILLET, 132, p. 169; ⁶ LEMIRE, 110, p. 147; ⁷ OPIGEZ, 131, p. 438; ⁸ GLAUMONT, 70, p. 127; ⁹ LAMBERT, 99, p. 256, 274, 282, 285; ¹⁰ ARCHAMBAULT, 6, p. 518; ¹¹ RIVERS, 137, II, p. 271; ¹² BOURGAREL, 24, p. 413—415.

bedeckt. Neben den Kadavern lagen zuweilen, wenn es solche von Männern waren, ein Grabstock oder ein Serpentinbeil, neben weiblichen ein Muschelmesser, bei beiden ein Kochtopf zum Bereiten der Opfergaben. Von den Skeletten war der Schädel oft entfernt und für sich in einer Felsspalte aufgestellt. Nahe dem Gipfel sah er 18 Schädel sorgfältig auf zwei natürlichen Felsstufen angeordnet, also einen Schädelaltar, wie die oben beschriebenen. Über Baumbestattung auf demselben Pic des Morts s. weiter unten.

Von Kanala erwähnen schon 1862 VIEILLARD und DEPLANCHE¹ das Exponieren in Matten gehüllter Leichen. LEMIRE² sagt 1884, man lege die Toten auf Berggipfeln unter große Araucarien und Feigenbäumen, daneben Ignamen, einen Kochtopf, Lanzen und andere Geräte; Fähnchen aus Stoff an skulptierten Stöcken bezeichneten solche Totenstätten; er selbst sei solchen exponierten Leichen in lästiger Nähe europäischer Siedelungen begegnet. MONCELON³ berichtet 1886 ebenfalls von Exposition auf Felsen, desgleichen 1888 GLAUMONT⁴. Nach SAVÈS⁵, 1902, werden im Süden der Insel und an der Ostküste Tote auf dem Gipfel steiler Berge auf einem Bett aus Gras und Blättern ausgesetzt, dazu einige Lanzen und Lebensmittel; die Frauen kämen an einen besonderen Ort. LEENHARDT⁶ berichtet 1922, Tote würden in den Wald getragen und an schwer nahbaren Orten auf die Erde gelegt; das Betreten des Totenortes werde am Eingang des hinführenden Pfades verwehrt durch einen Pfosten mit symbolischen Sträußen und Banderolen. Später, nach der Verwesung, würden die Gebeine mit langen Lanzen zerstreut, der Schädel mit besonderen Blättern und mit Wasser von Moos, Flechten und Pilzen gereinigt, besprengt und in Baststoff gehüllt zu den Ahnenschädeln gebracht. Ob das heute noch vorkommt, erscheint mir fraglich.

Neben dem Niederlegen der Leichen auf den Erdboden kam auch Exposition auf Gerüsten vor. LORTSCH⁷ erwähnt 1883 Bestattung in Baumbaststoff gewickelter Leichen auf zwei hohen Gabelstangen horizontal in der Luft. LEMIRE⁸ sah an der Bai von Bâ bei Houailou Raubvögel kreisen um einen vor zwei Monaten verstorbenen Chef, der auf einem Lianengeflecht, von Matten bedeckt, exponiert gewesen sei. LEGRAND⁹ läßt und gewiß mit Recht nur Chefs und Leuten von Rang die Auszeichnung, auf einem Lianengeflecht exponiert zu werden, wonach man den abgefaulten Schädel in einem Netz aus Bananenfasern an einen heiligen Ort verbringe und mit dem Gesicht gegen das Dorf gekehrt aufstelle.

3. Aussetzen der Leichen auf Bäumen. An die Exposition auf der Erde, auf Terrassen und Gerüsten, schließt sich naturgemäß diejenige auf Bäumen an. LEENHARDT¹⁰ glaubt, diese Sitte sei nicht ursprünglich, sondern erst eine Folge der überhandnehmenden Schweine, welche die auf der Erde freiliegenden Leichen auffraßen. Ich möchte dies bezweifeln, angesichts der Tatsache, daß Baumbestattung über die ganze Insel verbreitet war und schon aus Zeiten berichtet wird, wo verwilderte Schweine sicher noch sehr selten waren. Gegenwärtig ist dieser Brauch gleichfalls im Erlöschen begriffen.

Die Leichen wurden entweder auf einer Plattform von Bengeln in Gabeläste gelegt oder an Äste gehängt, entweder in Matten gehüllt oder auch in Holzkisten oder in Körben. An vielen Orten findet man heute noch zwischen dem Wurzelwerk großer Ficusbäume herabgefallene, verwitterte Schädel und Knochen. Bei Bako, unweit von Koné, waren noch in Astgabeln die Stöcke zur Befestigung der Leichen sichtbar. Ein Europäer in Hienghène erzählte mir, er habe noch vor 4 Jahren im Inlande einen kleinen Sarg 5 m hoch an Ästen befestigt gesehen, von Fliegen bedeckt und von Leichenflüssigkeit tropfend.

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 232; ² LEMIRE, 110, p. 128; ³ MONCELON, 122, p. 359; ⁴ GLAUMONT, 70, p. 128; ⁵ SAVÈS, 152, p. 547; ⁶ LEENHARDT, 105, p. 225—226 und 240; ⁷ LORTSCH, 114, p. 119; ⁸ LEMIRE, 110, p. 190; ⁹ LEGRAND, 108, p. 55; ¹⁰ LEENHARDT, 105, p. 226.

Zahlreich sind die Angaben über Baumbestattung in der Literatur. 1862 berichtet DE ROCHAS¹, in Kanala und im Süden der Insel würden Leichen gewöhnlicher Leute auf Bäumen untergebracht, 1865 BOURGAREL² von dem bereits erwähnten Pic des Morts bei Kanala, daß neben den auf der Erde liegenden Leichen andere in Bäumen aufgehängt gewesen seien, diejenigen Vornehmer in Särgen. Er beschreibt einen solchen Sarg als bestehend aus vier langen und dicken Stangen aus Eisenholz, an ihren unteren Enden durch eine Bindung vereinigt, nach oben auseinander weichend, um den Kadaver aufzunehmen; diese Stangen seien zusammengehalten durch einen weitmaschigen Korb, geflochten aus Lianen und dazwischen einigen eingefügten Lanzen und ausgespannt durch 3 oder 4 Holztraversen. Das Ganze sei umgeben von starken Kokosschnüren, in Abständen von 1 Fuß voneinander angebracht, welche zum Aufhängen dieses Sarges an starken Baumästen dienen. Der Kadaver liege darin nackt, die Beine ausgestreckt, die Arme zu den Seiten der Brust; in der Nähe des Kopfes seien meist einige Tritonshörner hingelegt, weiter Baumbaststoff und zuweilen Waffen, zur Seite Lebensmittelopfer, Wasserkürbisse und dergleichen. Er fügt bei, Häuptlinge würden in solchen Särgen auch in der Nähe ihrer Wohnungen an Bäumen aufgehängt. Von Särgen, hergestellt aus langen Stöcken, verbunden durch Lianen, erzählen auch VIEILLARD und DEPLANCHE³; man hänge sie an Baumästen auf oder lehne sie aufrecht an einen Stamm.

GARNIER⁴ beschrieb 1871 einen Totenort der Arama im Norden der Insel. Im Grunde einer steinigen Schlucht, in fast undurchdringlichem Dickicht, hingen an Ästen hoher Bäume Kadaver, in Matten gewickelt oder in einer Art von Körben, im Winde schwankend und von Raubvögeln umflattert; Knochen lagen auf der Erde. LEMIRE⁵ spricht 1884 von Chefs, auf Bäumen exponiert, MONCELON⁶ 1886 von Leichen, in Hockerstellung gebracht, in Banianstoff oder Matten eingehüllt, festgebunden auf Trägern über niederen Ästen von Araucarien und Ficus. Im gleichen Jahre sagt OPIGEZ⁷, die Leichen würden auf hohen Ästen großer Bäume dem Fraß von Vögeln preisgegeben; die herabgefallenen Knochen würden gesammelt und an heilige Orte verbracht. GLAUMONT⁸ erwähnt 1888 die Sitte des Aussetzens auf Plattformen in Bäumen als namentlich bei Stämmen des Inneren verbreitet; Baumplattformen sah er auch auf der Ile des Pins. LEGRAND⁹ berichtet 1893 vom Aufhängen in Matten verschnürter Leichen an Bäumen, beispielsweise bei Ciou, landeinwärts von Kanala, VERMAST¹⁰ 1898 von Kadavern, an Bäumen aufgehängt. DELORD¹¹ sah bei Ujo (Nordwestküste) im Jahre 1899 Bäume, an denen verfaulte Kisten mit herausschauenden Knochen hingen; Schädel und andere Skelettreste lagen auf der Erde. SAVÈS¹² sagt 1902, bei einigen Stämmen, besonders in der Kanala-Gegend, herrsche die Sitte, Kadaver auf dicke Äste großer Bäume zu legen, und ARCHAMBAULT¹³ tut 1908 gleichfalls der Baumbestattung Erwähnung.

Häufig dienten zum Aufhängen der Leichen Körbe. Ein solcher, eine männliche Hocker-mumie enthaltend, befindet sich im Berliner Museum, Taf. 16, Fig. 4. Dieser sehr locker geflochtene, durchschnittlich etwa 35 cm hohe Korb besteht aus ringförmig in Abständen angeordneten Rundhölzern von etwa 1 cm Dicke, gekreuzt von senkrecht verlaufenden, zusammengebunden mit Kokosschnüren. Eine Lianenschleife dient zum Aufhängen des Korbes. Die vertrocknete, teilweise von pergamentartig harter Haut umgebene Mumie ist etwa 70 cm hoch; sie zeigt typische Hockerstellung. Die Kniee befinden sich in der Nähe der Stirne; die Arme sind im Winkel gebogen; der Schädel zeigt eine Trepanationsöffnung (beschrieben von BARTELS, s. bei Trepanation, p. 37). Es erscheint mir fraglich, ob die Mumie wirklich in den Korb gehört, da die Kokosbindungen

¹ DE ROCHAS, 145, p. 270; ² BOURGAREL, 24, p. 413–414; ³ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 232; ⁴ GARNIER, 62, p. 287; ⁵ LEMIRE, 110, p. 117; ⁶ MONCELON, 122, p. 359; ⁷ OPIGEZ, 131, p. 438; ⁸ GLAUMONT, 70, p. 127–128; ⁹ LEGRAND, 108, p. 55; ¹⁰ VERMAST, 170, p. 53; ¹¹ DELORD, 40, p. 94; ¹² SAVÈS, 152, p. 457; ¹³ ARCHAMBAULT, 6, p. 518;

desselben völlig frisch sind, was kaum der Fall sein könnte, wenn die Verwesung im Korb stattgefunden hätte. Vermutlich stammt die Mumie aus einer Höhle, wo solche Eintrocknung nicht selten vorkommt und ist später in den Korb gesetzt worden. Immerhin gibt sie ein gutes Bild der caledonischen Hockerstellung, und der Korb zeigt, wie Leichen an Bäumen aufgehängt wurden. Das Objekt stammt aus der Sammlung MORICEAU 1895 und ist aus dem Museum UMLAUFF erworben worden.

4. Beisetzung in hohlen Bäumen. DE ROCHAS¹ spricht 1860 etwas unklar von Skeletten, aufrecht an Baumstämmen festgebunden, so auch 1862² von an Stämmen angelehnten Leichen. GLAUMONT³ sagt dagegen 1888 ausdrücklich, daß Leichen aufrecht in Ficus- und andere große Bäume hineingebracht würden, und SAVÈS, l. c., daß im Norden und an der Westküste die Kadaver aufrecht in Baumstämme hineingestellt würden. Eigene Belege für diese Bestattungsart kann ich nicht beibringen.

5. Beisetzung in Grabpirogen. Zu den Expositionsarten gehört auch die Bestattung in Pirogen. Ich bin dieser Sitte in Neu-Caledonien selbst nicht begegnet, wohl aber, wie wir später sehen werden, häufig auf den Loyalty-Inseln. Sie muß aber auch in Neu-Caledonien, wenigstens lokal, geherrscht haben. GLAUMONT⁴ sagt 1888, für Chefs und nur für solche, werde ein Baum in Pirogenform ausgehöhlt, die Ränder verziert mit Muscheln, Moos und Gras; da hinein werde die Leiche des Chefs gelegt, begleitet von den Abzeichen seiner Macht, Waffen usw. Ganz ähnlich lautet der Bericht von LAMBERT⁵ 1900; er fügt bei, daß um das Pirogengrab eine Umzäunung errichtet werde, nach deren Schluß am fünften Tage eine zweite, am zehnten eine dritte und am fünfzehnten eine vierte; in dieser letzteren werde ein Mast mit Fähnchen aus Baststoff errichtet. Auch nach LAMBERT ist diese Bestattungsart ein Vorrecht von Häuptlingen. Pirogenbestattung erwähnt auch 1895 VINCENT⁶; er fügt bei, die Schenkel würden auf den Bauch hochgebogen, die Arme auf der Brust gekreuzt, was Hockerstellung bedeutet.

Die in Polynisien und Indonesien häufige und auch im östlichen Melanesien und in Australien verbreitete Bestattung im Boot oder in bootähnlichen Kisten hängt nach allgemeiner Annahme zusammen mit der Vorstellung der Fahrt der Seele über See nach dem Totenort (s. z. B. KRUIJT⁷, GRÄBNER⁸, RIVERS⁹).

Zu den Grabpirogen sind meiner Meinung auch gewisse Holzsärgе zu rechnen, welche, wie mir scheint, eine Piroge nachahmen. Ein Kindersarg dieser Art befindet sich im Trocadéro-Museum ohne genaue Herkunftsangabe. Es hat ihn schon LUQUET¹⁰ abgebildet. Ich gebe nach einer besseren Aufnahme auf Taf. 73, Fig. 8 u. 8 a, den Sarg und seinen Deckel wieder. Die Basis des Sarges besteht aus einem 6 bis 7 cm dicken Brett von kanuartiger Form, gegen 1 m lang, am einen Ende 30 cm breit, gegen das andere zu sich bis auf 17 cm verschmälernd. In dieses Brett sind eingelassen und durch Bindungen befestigt 2 senkrechte Längsbretter und 2 quere, zusammen eine Kiste bildend. Die ersteren sind 55 cm lang und 20 cm hoch, die letzteren bei gleicher Höhe nur etwa 17 cm breit. Da, wo die Bretter zusammenstoßen, sind senkrechte, etwa 6 cm breite Rindenstücke angebracht; über diese weg laufen die durch Löcher in den Brettern gezogenen Verbindungsschnüre. Die queren Endbretter tragen je ein grob skulptiertes, die ganze Fläche einnehmendes, menschliches Gesicht mit Stielaugen und flacher Nase, die Längsbretter ebenfalls ein grobes Gesicht mit Stielaugen und einem Stirnschmuck, vermutlich die Schleuder darstellend, und unterhalb des Gesichts einige Ornamentlinien. Der Sargdeckel ist ein Brett von 70 cm Länge und 30 cm Breite mit Gesicht und darunter einem Ornamentteil, wie wir ihn ent-

¹ DE ROCHAS, 141, p. 413; ² DE ROCHAS, 145, p. 270; ³ GLAUMONT, 70, p. 129; ⁴ GLAUMONT, 70, p. 129; ⁵ LAMBERT, 99, p. 243—244; ⁶ VINCENT, 172, p. 53; ⁷ KRUIJT, 96, p. 357; ⁸ GRÄBNER, 76, p. 748; ⁹ RIVERS, 137, II, p. 270; ¹⁰ LUQUET, 115, Taf. 1.

sprechend an Türseitenstücken aus Nakéty bei Kanala und Poté bei Bourail (s. Taf. 39, Fig. 2 und 3) gefunden haben. Der Sarg dürfte demnach aus dem mittleren Teil der Insel herkommen. Die Oberränder der Sargkiste sind mit einem dicken Wickel aus Baststoff belegt, wie auch das ganze Innere mit solchem austapeziert ist. Im Sarg liegt ein in Baststoff gehülltes Kinderskelett. Die unbefleckte Frische des Baststoffs zeigt, daß die Verwesung der Leiche nicht im Sarge stattgefunden haben; es müßte denn der Baststoff erst später, als nur noch das Skelettchen vorhanden war, angebracht worden sein. Das basale Brett zeigt an jedem Ende 2 Löcher, durch welche je 4 geflochtene Tragschnüre gezogen sind. Diese dienten ohne Zweifel zum Aufhängen des Sarges in einer Hütte; dem Regen kann er nicht ausgesetzt gewesen sein. Ein Sarg ganz ähnlicher Art befindet sich im Museum von Nouméa. Das beschriebene Stück stellt also kein Unikum dar.

6. Erdbestattung in Hockerstellung mit dem Kopf an der Oberfläche. Diese Sitte dürfte heute kaum mehr vorkommen, ist aber durch die Literatur gut belegt. BRAINNE¹ berichtet schon 1854 nach LECOMTE, den Verstorbenen würden gleich nach dem Tode die Beine gebogen und die Arme an die Kniee gebunden; die in Baststoff verschnürte Leiche werde dann mit dem Kopf nach oben im dichten Busch begraben. TURNER² erwähnt 1861, wie oben schon gesagt, Bestattung des Körpers mit Ausnahme des Kopfes aus dem Süden der Insel, 1883 LORTSCH³ Bestattung mit dem Kopf nach oben, ohne Angabe des Ortes. GLAUMONT⁴ gibt 1888 eine genaue Schilderung. Die Leiche, in eine Matte verpackt, Gesicht und Körper manchmal mit schwarzem Pulver bestreut, werde nach dem Friedhof getragen und in hockender Stellung in ein Loch von mittlerer Tiefe versenkt; der Kopf rage über den Boden heraus, um nach etwa einem Jahre gereinigt und zu den Ahnenschädeln verbracht zu werden. Ähnlich beschreibt LAMBERT⁵ diese Sitte; er fügt noch bei, das Loch werde mit einem spitzen Stock gegraben; auch er sagt, der Kopf bleibe an der Oberfläche, um nach einem Jahr zu den Ahnenschädeln transportiert zu werden; eine Stange bezeichne den Bestattungsort. LAMBERTS Angaben beziehen sich auf Nord-Caledonien und die Belep-Inseln. DELORD⁶ sah noch 1899 bei Gatope nahe von Voh an der nördlichen Westküste halb begrabene Tote mit dem Kopf über der Erde.

In entsprechender Weise mit dem Kopf über der Erde, um später den Schädel leicht entfernen zu können, werden Chefs auf Aneityum begraben, ebenso bei den Sulka in Neu-Britannien Hockerleichen mit dem Oberteil des Körpers über Grund, wie auch Chefs auf Isabel in den Salomonen mit dem Kopf nahe an der Oberfläche (RIVERS⁷).

7. Bestattung mit vollständiger Erdbedeckung. Länglich rechteckige Gräber, in denen die Leichen vermutlich in ausgestreckter Lage sich befinden, trifft man nicht selten in unmittelbarer Nähe der Hütten. Im Dörfchen Koindé zwischen Kanala und Lafoa photographierte ich das Grab eines Chefsohns, unmittelbar neben einer Hütte gelegen, Taf. 68, Fig. 1; es war von einem rechteckigen Hag aus starken Stangen eingefast; ein geschnitzter Dachaufsatz steckte darin; Araucarien waren darum gepflanzt. Gräber von Hägen umgeben, zur Seite des Hütteneingangs, sah ich auch in Maringou bei Kanala. Im Dörfchen Poté, oberhalb von Bourail an der Westküste, befanden sich nahe bei den Hütten mehrere Gräber. Auf einem rechteckigen Unterbau, aus Steinen errichtet, zwischen denen als Schmuck durchbohrte Tritonshörner angebracht waren, erhob sich ein Lattenhag, dessen Eckstützen aus zugehauenen Stücken alter Hüttenskulpturen bestanden; zahlreiche Tuchfetzen waren am Hag festgebunden. In einem Seitentälchen des Negropo-Tales, nördlich von Kanala, sah ich mehrfach rechteckig umzäunte Grabstellen mit eingepflanztem Dachaufsatz und umgeben von skulptierten Stöcken mit Strohwischen und Fähnchen

¹ BRAINNE, 29, p. 256; ² TURNER, 167, p. 425; ³ LORTSCH, 114, p. 119; ⁴ GLAUMONT, 70, p. 122 und 125; ⁵ LAMBERT, 99, p. 236; ⁶ DELORD, 40, p. 90; ⁷ RIVERS, 137, II, p. 266, 539 und 267.

aus weißem Baststoff; dabei war ein Kochtopf aufgehängt. Die Sorgfalt dieser Bestattungen zeigt, daß es sich um Leute von Rang muß gehandelt haben.

8. Tumulusgräber. COOK¹ spricht von einem Häuptlingsgrab in der Gegend von Balade, einem großen Maulwurfshaufen ähnlich, um welchen herum Lanzen, Ruder und dergleichen vertikal in die Erde gesteckt waren. FORSTER² beschreibt das Grab eines Chefs als einen Erdhaufen von etwa 4 Fuß Höhe, umgeben von einem Pfostenhag, in dessen Inneren andere Stöcke große Tritonshörner trugen; ein weiterer Tumulus eines toten Häuptlings wurde auf der Insel Balabio konstatiert. LABILLARDIÈRE³ schildert ein Grab aus der Gegend von Balade, das von der Basis bis zur Mitte seiner Höhe aus Steinen erbaut gewesen sei, offenbar auch etwas Tumulus-Artiges. DE ROCHAS⁴ sagt, Chefgräber seien Erdhügel, geschmückt mit Abzeichen ihres Ranges, skulptierten Stöcken, Waffen und dergleichen, und PIROUTET⁵ signalisierte verschiedene Tumuli, wie im Abschnitt über Prähistorie, p. 10, erwähnt worden ist. Ich bin selber in Neu-Caledonien keinen Tumulis begegnet.

9. Bestattung in der Hütte. Diese ist gleichfalls ein Vorrecht von Häuptlingen. Nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁶ haben Chefs eigene Begräbnisstätten in einer Hütte oder in freier Luft. Tote Chefs werden nach PATOUILLET⁷ zuweilen in ihrer Hütte über großem Feuer während mehrerer Tage geräuchert, worauf die Hüttentüre verschlossen werde; derselbe Autor erzählt von einem Totenfeste in Ouagap, daß die Leiche eines Cheftöchterchens zuerst in seiner Hütte neben einem großen Feuer aus feuchtem Holz geräuchert, dann in eine eigens zu diesem Zwecke neu errichtete Hütte verbracht worden sei, in welcher ebenfalls ein Feuer gebrannt habe. Am Schluß des Festes habe man die Türe für immer verschlossen und davor einen Pfosten mit Baststoffstücken aufgepflanzt. LEENHARDT⁸ sagt, nach dem Tode des Grandfils, des ältesten einer Großfamilie, lasse man ihm die große Hütte als Begräbnisstätte; sie sei umgeben von Kokospalmen und Araucarien. DE ROCHAS⁹ beschreibt das Grabmonument eines Häuptlingssohnes des Ouagap-Stammes. Um die Hütte mit dem Grab des Toten waren 50 Pfosten, durch eine Palissade verbunden, in einer Spirale aufgestellt. Jeder dieser 50 Pfosten trug oben eine skulptierte, menschliche Figur, deren Haut schwarz, die Schleimhäute rot und die Augen glänzend bemalt waren. Auf dem Kopfe hatte jede Figur eine Kugel aus durchflochtenen Lianen, aussehend wie eine enorme Perücke. Derselbe berichtet, daß in der Tiouaka-Gegend man die Kadaver in bestimmten Hütten verfaulen lasse, dann die Knochen trockne und in eine Felsspalte oder in ein kleines, gegrabenes Loch verbringe. VINCENT¹⁰ spricht von Räuchern von Leichen in der Hockerstellung in der Hütte. Aus diesen Beschreibungen geht nicht deutlich hervor, ob die Leichen in den Hütten begraben wurden oder ob man sie freiliegend darin verfaulen ließ. Jedenfalls wurden solche Grabhütten stets verlassen.

10. Mumifizierung. Man spricht in Neu-Caledonien sehr viel von Mumien Eingeborener. Das sind aber einfach in trockenen Höhlen an der Luft ausgedörrte, mehr oder minder gut erhaltene Kadaver. Dagegen berichtet GLAUMONT¹¹ von echter Mumifizierung oder Einbalsamierung, nicht etwa nur von Räucherung, wie in den vorhin erwähnten Fällen. Bei einigen Stämmen des Inneren und in Belep, sagt er 1888, seien bis vor einigen Jahren Chefs, und zwar nur solche, einbalsamiert worden. Gleich nach dem Tode habe man Einstiche in den Körper gemacht und den Saft gewisser, die Verwesung hindernder Pflanzen eingerieben; dann sei der Körper getrocknet oder geräuchert und mit den schönsten Kleidern angetan worden, das Gesicht rot und schwarz bemalt. So behandelt, hätten sich die Leichen in den verschlossenen und tabuierten Hütten unbegrenzt lange gehalten.

¹ COOK, 38, p. 301; ² FORSTER, 51, p. 231; ³ LABILLARDIÈRE, 97, p. 228; ⁴ DE ROCHAS, 145, p. 271;

⁵ PIROUTET, 134, p. 605; ⁶ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 234; ⁷ PATOUILLET, 132, p. 170 und 172 ff.;

⁸ LEENHARDT, 105, p. 237; ⁹ DE ROCHAS, 145, p. 188—189 und 270; ¹⁰ VINCENT, 172, p. 53; ¹¹ GLAUMONT, 70, p. 128.

Die weitere Angabe, man habe den also konservierten Chef durch ein Loch im Dach auf die Hütten-
spitze hinaufgezogen und dem erschreckten Volke gezeigt, dürfte eine Fabel sein. VINCENT¹
berichtet 1895, früher habe man nur Chefs mumifiziert; es habe aber auch eine Frau bei Toullo
(Touho?), die nicht einer Cheffamilie angehörte, ihren mumifizierten Sohn in einer Hütte auf-
bewahrt. Ob bei der caledonischen Mumifizierung die Eingeweide entfernt wurden, erfahren
wir nicht. Es ist aber wahrscheinlich. In einigen australischen Distrikten werden die Eingeweide
der über Feuer zu trocknenden Leiche entfernt durch einen Schnitt in der linken Flanke, auf
den Inseln der Torres-Straße mit Hilfe eines Perinealschnittes durch den After (s. DAWSON²).

Die Angabe von VERMAST³, daß gewisse Stämme ihre Toten verbrennen, steht einzig da
und beruht sicher auf einem Irrtum, wohl hervorgerufen durch den Umstand, daß nicht selten an
Totenorten Schädel und Knochen durch Busch- und Grasbrände angekohlt sind. Kremation
ist in Neu-Caledonien nicht nachgewiesen. Ebenso wenig ist Bestattung in der See üblich.

Wir finden also in Neu-Caledonien die verschiedensten Bestattungsweisen nebeneinander
in Gebrauch: Verbringen der Leichen in Höhlen oder Felsspalten ohne Erdbedeckung, Aussetzen
in freier Luft auf Bergen oder im Wald, Exposition auf Gerüsten und auf Bäumen, Beisetzung
in hohlen Baumstämmen, in Grabpirogen, weiter Erdbestattung mit dem Kopf über dem Boden,
vollständiges Erdbegräbnis sogar mit Tumulus, Bestattung in der Hütte, Räucherung und Mumi-
fizierung. Dabei wechseln ausgestreckte und Hockerlage. Ebenso ist keine bestimmte Orientierung
der Leichen nachgewiesen. Manche dieser Bestattungsweisen sind ausschließlich Häuptlingen
reserviert.

Diese erwähnten Bestattungsarten gehören sehr verschiedenen Kulturen an. Es liegt daher
die Frage nahe, ob diese verschiedenen Bräuche durch verschieden zeitliche, aufeinander folgende
Kulturwellen nach Caledonien gebracht worden sind. Mit Sicherheit wird kaum zu entscheiden
sein, wie viele dieser Sitten schon die ersten einwandernden, höchstwahrscheinlich bereits auf
der Stufe niederen Pflanzbaus befindlichen Eingeborenen mit sich gebracht haben, wie viele
später erst hinzugekommen sind.

Aussetzen der Leiche in hohlen Baumstämmen gilt als eine der primitivsten Bestattungsarten,
bei den Kurnai in Australien und in Tasmanien früher üblich. Für primitiv halte ich auch das
Unterbringen von Leichen in Höhlen und Felsspalten, da in Europa schon im alten Paläolithikum
nachweisbar. Einen großen Einfluß auf die caledonischen Begräbnisbräuche hat ohne Zweifel
der Ahnenkult ausgeübt. Dieser muß es gewesen sein, der die alte, australische Bestattung von
Hockerleichen in Erdlöchern so umgestaltet hat, daß der Kopf an der Oberfläche belassen wurde,
um später abgetrennt und nach den Schädelstätten gebracht zu werden. Die Plattformbestattung
ist nach GRÄBNER⁴ für seine totemistische Kultur charakteristisch, aber auch in viel jüngere
Schichten hineinragend. Von den verschiedenen, in Caledonien vorkommenden Formen von
Exposition dürfte diejenige in Pirogen die jüngste sein; sie ist wohl von Polynesien her ge-
kommen. Für ihr jüngeres Alter spricht auch, daß sie ein Vorrecht der Häuptlinge gewesen
ist, welche ja überall am meisten dazu neigen, fremde, ihnen höher erscheinende Sitten anzu-
nehmen. Mumifizierung, auch ein Vorrecht Vornehmer, kann von Polynesien her nach Cale-
donien gekommen, aber auch viel älterer Herkunft sein. Ich erinnere an ihr Vorkommen in
Australien und auf den Inseln der Torres-Straße (s. oben).

Eine Verwendung menschlicher Knochen zu Lanzen- und Pfeilspitzen, wie sie in einigen
Hebriden-Inseln und Sta. Cruz üblich ist, kommt in Caledonien nicht vor. Ebenso wenig kennt
man hier eine Dekoration des Schädels durch Aufmodellierung eines Gesichts, Bemalung oder

¹ VINCENT, 172, p. 53; ² DAWSON, 216, p. 116 und 129; ³ VERMAST, 170, p. 53; ⁴ GRÄBNER, 78,
p. 52.

eingegrabene Ornamente. Ich finde nur bei LAMBERT¹ die Notiz, daß bei großen Zeremonien, wie denen zum Hervorrufen eines Sturms, die Schädel auf ihrem Altar schwarz bemalt und mit federgeschmückten Kopfbedeckungen versehen werden. Allein das ist nur eine temporäre Dekoration. Eine Angabe von MONTROUZIER², nach welcher eine Witwe in künstlich geflochtenem Korbe den Schädel ihres Gatten, geschmückt mit wohlriechendem Harz und mit roten Abrus-Samen, herumgetragen habe, scheint mir für Neu-Caledonien kaum glaublich, angesichts der enormen Scheu der Eingeborenen, einen Schädel zu berühren. MONTROUZIER, der auch in anderen Gebieten tätig gewesen ist, hat wahrscheinlich eine Ortsverwechslung begangen. In Caledonien sind die Schädel in höchstem Grade tabu, wie auch die Totenplätze selbst, die nur von Berufenen betreten werden dürfen. Daher die oben erwähnten Pfosten mit allerhand Symbolen, welche die Bestattungsorte kenntlich machen sollen. SAVÈS³ berichtet, daß bei Thio der Pfad zur heiligen Stätte markiert gewesen sei durch einen kleinen Steinhäufen, auf den jeder Vorübergehende ein Stück eines Farnkrauts niederlegte. Einen Steinhäufen sah ich auch am Weg beim Totenfels oberhalb von Oubatche.

Loyalty-Inseln, Höhlenbestattung. Wie in Neu-Caledonien, spielt auch auf den Loyalty-Inseln das Aussetzen der Leichen ohne Erdbedeckung in Grotten eine hervorragende Rolle.

Maré. In sehr vielen Höhlen und Abris, an denen die Insel ungemein reich ist, trifft man Skelette an, deren verschieden sorgfältige Behandlung auf Rang- und Geschlechtsunterschiede schließen läßt. In einer wundervollen Stalaktitengrotte oberhalb von Netché, die sich schräg in den Felsen hinabsenkt, lagen mehrere Skelette in ausgestreckter Lage auf dem Rücken längs des Felsens, halbkreisförmig von einer etwa 40 cm hohen Blockmauer umgeben. Matten- und Gewebereste waren noch erkenntlich, unter einer Leiche ein morsches Brett. In einer der halbkreisförmig umzogenen Nischen lagen zwei Skelette nebeneinander, jedes wieder für sich von einer rechteckigen, an der Fußseite offenen Steinsetzung umgeben. Von einer übereinstimmenden Orientierung der Skelette war nichts zu erkennen; sie lagen einfach dem zwischen den Stalaktiten verfügbaren Raume angepaßt.

Ähnlich war es in der großen Stalaktitengrotte von Medith bei La Roche, in welcher längs der Felswand durch halbkreisförmige Blockmauern Nischen für die Skelette abgegrenzt waren. Wie es in den Maré-Grotten nicht selten vorkommt, fand sich hier eine Leiche, die teilweise zu einer Mumie eingetrocknet war, Taf. 68, Fig. 3. Die Bauchhaut, die Muskeln und Bänder der Beine, Oberarme und des Halses, sowie die männlichen Geschlechtsteile waren mehr oder weniger vollständig erhalten. Der Schädel, auf einem Holzblock ruhend, lag im Norden, die leicht gebogenen Beine im Süden. Daneben und darunter befanden sich Reste weiterer Leichen, so auch in den anderen Nischen. Auch in einer Grotte bei Médou fanden sich solche kleine Mauernischen, in deren jeder mehrere Schädel und Skelette, wie es schien, nach Geschlechtern getrennt, lagen. In einer 6 bis 8 m tiefen Grotte am Nordfuß des La Roche-Felsens war durch eine Mauer der hintere Teil abgetrennt; in diesem lagen 6 Schädel und zahlreiche Knochen. Diese Beisetzungen müssen teilweise von wenig hohem Alter sein, indem sich gelegentlich Reste europäischer Stoffe an den Skeletten fanden. An anderen Orten lagen die Skelette ohne trennende Steinsetzungen unordentlich durcheinander, so beispielsweise in einer Hohlkehle wenig hoch über See bei Tadine. Die so behandelten Leichen waren vornehmlich weibliche. Hockerstellung habe ich in Maré nie konstatieren können. Alle Skelette, deren Lage festzustellen war, befanden sich in ausgestrecktem Zustande. Auch fand ich nirgends eine Abtrennung der Schädel und Aufstellung auf Altären.

Lifou. Auch in Lifou war Aussetzung in Höhlen sehr gebräuchlich. Ich sah Totengrotten bei Képénée und bei Nathalo. Ein Felsloch bei ersterem Orte war ganz angefüllt mit Gebeinen

¹ LAMBERT, 99, p. 202—203; ² MONTROUZIER, 124, p. 43; ³ SAVÈS, 152, p. 547.

und Schädeln, die alle weiblich zu sein schienen; ein anderes enthielt nur einen männlichen Schädel ohne Mandibel. Häufig kommt auch in Lifou eine Austrocknung der Leichen zu einer harten Mumie vor mit pergamentartiger Haut, Muskeln und Sehnen hart wie Leder, der Schädel kaum vom Körper trennbar. Aussetzung von in Matten gewickelten Leichen in Grotten auf Lifou wird erwähnt von BALANSA¹, RAY² und HADFIELD³. Die beiden ersteren Autoren sprechen von ausgestreckter Lage. Ob überhaupt in Grotten ausgesetzte Leichen je in Hockerstellung gebracht wurden, ist fraglich. Wir werden solche aber bei Erdbegräbnis konstatiert finden. Ob die beiden folgenden Angaben über Hockerstellung sich auf ausgesetzte oder auf begrabene Leichen beziehen, kann ich nicht entscheiden. Der Grandchef CLÉMENT in Nathalo erzählte mir, Hockerlage sei in früherer Zeit üblich gewesen, und auf meine Frage, weshalb, antwortete er ohne Besinnen, damit die Toten an der Wiederkehr verhindert werden, und TURNER⁴ erwähnt von Lifou die Sitte, den Leichnam zu verkürzen, Kopf und Kniee, auch Arme und Beine zusammenbindend, also Hockerstellung. Ich selber habe eine solche nie konstatieren können.

Ouvéa. Hier fand ich gleichfalls Höhlenbestattung. Ein tiefes, finsternes Felsloch bei St. Gabriel, östlich von Fayaoué, enthielt weibliche Skelette, brüchig wie morsches Holz. In einer Hohlkehle der östlichen Felsmauer sah ich 8 nebeneinander aufgereihte, männliche Schädel ohne Unterkiefer; ein Erdhaufen dahinter barg vermutlich die Gebeine. Es ist dies der einzige wirkliche, den caledonischen entsprechende Schädelaltar, der mir auf den Loyalty-Inseln begegnet ist. Die Schädel sollen sehr alten Eingeborenen angehört haben.

Exposition der Leichen auf Gestellen oder auf Bäumen wird von den Loyalty-Inseln nicht erwähnt, braucht aber deswegen nicht gefehlt zu haben.

Pirogenbestattung. Aussetzen in Pirogen war für Personen von Rang sehr gebräuchlich. Ich kenne Grabpirogen von Maré und von Lifou.

Maré. Bei Ménakou, unweit von Netché, befand sich eine Grabpiroge in einem mir unzugänglichen Felsloch; desgleichen standen hoch an den Steilwänden des La Roche-Felsens in zwei Höhlungen, nur von oben mit Seilen erreichbar, zwei Pirogen. In einer derselben soll ein Grandchef von Médou ruhen. Untersuchen konnte ich bloß zwei Pirogen in einer Hohlkehle, etwa 5 m über der Strandterrasse bei Rô. Diese Pirogen waren etwas über 3 m lang, an einem Ende spitz zulaufend, am anderen quer durchschnitten und hier ringsum mit Löchern versehen, verfaulte Schnüre enthaltend, die ursprünglich den Zweck hatten, die Halbpiroge an eine andere zu befestigen. Löcher längs des oberen Bootsrandes hatten zur Befestigung von Aufsatzplanken gedient, die zum Teil noch halb verfault vorhanden waren; eine Holzstange, vielleicht ein Mast, lag in einer der Pirogen. Eine der beiden Pirogen war stark verwittert und durchlöchert; sie enthielt ein nur noch unvollständiges, männliches Skelett. In der anderen, viel besser erhaltenen, lag mit dem Schädel gegen das stumpfe Ende gekehrt, auf Resten einer Matte ein ausgestrecktes, männliches Skelett auf dem Rücken. Längs beider Körperseiten waren in einer Reihe ausgesuchte, weiße Kalksteinstücke sorgfältig hingelegt. Auf der Bauchgegend lag ein Brett, wohl ein Querbrett der Piroge, darauf gleichfalls einige weiße Steine. Die Beine dieser männlichen Leiche waren überlagert von den Beinen eines jugendlichen, weiblichen Skeletts, dessen Kopf am Spitzende der Piroge ruhte. Auch dieses Skelett war beiderseits von weißen Steinen begleitet. Die beiden Leichen dieser Piroge müssen gleichzeitig bestattet worden sein, weil sonst Störungen müßten stattgefunden haben. Die zwei Männer waren bekannte Chefs, die in den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts die ersten samoanischen Prediger bei sich aufgenommen und vor dem Auffressen bewahrt haben. Auf Taf. 67, Fig. 4, findet sich eine Skizze der Piroge mit den beiden Skeletten, einem männlichen und einem weiblichen.

¹ BALANSA, 14, p. 524; ² RAY, 135, p. 288; ³ HADFIELD, 82, p. 9 und 216; ⁴ TURNER, 167, p. 461—462.

ERSKINE¹ sah 1849 ein Chefgrab in Maré, bestehend aus einem Teil eines Kanus, das mittelst einer von einem englischen Schiff stammenden Eisenkette in einer Felsspalte befestigt war.

Lifou. In einem Strandfelsen nahe bei Képénéé lag in einer nur von oben mit Seilen zugänglichen Spalte ein Chef in einer Piroge, Urgroßvater unseres Führers. Andere Schädel lagen in derselben Hohlkehle umher. Nicht weit davon fand sich in einer Strandhöhle wieder eine Piroge mit einem männlichen Skelett; dabei 2 fremde Unterkiefer. Die Leiche war mit starken Schnüren in einer Matte festgebunden und mit Stöcken in der Piroge festgehalten worden; von ihrer Bekleidung war noch ein Stück blauen, europäischen Tuches übrig. Bei Nathalo an der Ostküste der Insel lagen in einer etwa 20 m hoch im Felsen sich öffnenden Grotte gleichfalls Leichen in ausgestreckter Stellung, hier zu Mumien vertrocknet, in hölzernen Pirogen.

M' FARLANE² berichtet, daß öfters Kranke in Lifou sich aus einem ausgehöhlten Stamm einen Sarg herstellen lassen; falls sie wieder gesunden, hängen sie ihn in ihrer Hütte auf. Einer benützte, wieder gesund geworden, seinen Sarg, mit Ausleger versehen, als Kanu. HADFIELD³ spricht von Begräbnis in Kanus unter der Erde, was wohl ein Versehen ist. Von Ouvéa sind bis jetzt keine Pirogengräber bekannt geworden; sie fehlen aber sicher nicht.

Erdbestattung. In einem Abri bei Netché auf Maré, den ich zu prähistorischen Zwecken ausgrub, stieß ich in der Tiefe von 50 cm auf rohe Kalksteinplatten, die ein ausgestrecktes Skelett mit den Händen am Becken bedeckten. Auf Lifou war der Vater des jetzigen Grandchefs von Nathalo — seine Familie stammt aus Ouvéa — an der Küste begraben; auf dem Grabe steckte eine verwitterte Holzfigur mit Gesicht, ähnlich den caledonischen Dachaufsätzen (siehe Taf. 36, Fig. 4). Die heutigen, christlichen Gräber der Eingeborenen sind vielfach gemauert und mit weißem Kalk überzogen.

Über Erdbestattung auf Lifou finden wir bei RAY⁴ die auf älteren Missionsquellen beruhende Angabe, Tote, in Matten gewickelt, seien meist in Hockerstellung begraben worden, um sie am Herumwandern zu verhindern. HADFIELD⁵ spricht auch von Hockerstellung in der Erde. Dagegen scheint die caledonische Sitte, den Kopf an der Oberfläche zu belassen, nicht üblich gewesen zu sein; wenigstens finde ich sie nirgends erwähnt. Eine Legende, mitgeteilt von HADFIELD⁶, berichtet über die Entstehung der Erdbestattung das Folgende: Ein in einer Höhle deponierter Toter hatte, in seine Matte gewickelt, seine Frau verfolgt und sie und den Vater zu Tod gekitzelt. Daraufhin sei von den Leuten der Beschluß gefaßt worden, um in Zukunft den Toten das Herumstreifen zu verleiden, sie tief in der Erde zu begraben und den Rasen darüber festzustampfen.

Begräbnis in der Hütte. Von Lifou berichtet Frau HADFIELD⁷, Tote seien zuweilen, in Matten gehüllt, in der eigenen Hütte begraben worden, in welcher dann die Angehörigen weitergelebt hätten.

Tumuli habe ich im Abschnitt über Prähistorie, p. 10, von Maré beschrieben und abgebildet (Taf. 3, Fig. 1); ob sie jedoch als Bestattungsorte gedient haben, ist nicht konstatiert worden. Einbalsamierung oder andere Konservierungsmittel der Leichen scheinen nach HADFIELD⁸ unbekannt gewesen zu sein.

Im allgemeinen herrscht eine ziemlich weitgehende Übereinstimmung zwischen caledonischen und loyaltischen Bestattungssitten, wobei zu berücksichtigen ist, daß wir über die Loyalty-Inseln viel weniger gut unterrichtet sind als über Caledonien mit seiner umfangreichen Literatur. An beiden Orten sehr verbreitet ist oder war das Aussetzen der Leichen ohne Erdbedeckung in Höhlen und Felsspalten. Das Fehlen von Exposition auf Gerüsten und der Bestattung auf Bäumen in den Loyalty-Inseln ist vielleicht durch die Mangelhaftigkeit der Berichte bedingt. Hockerstellung ist für Lifou sicher konstatiert, bis jetzt dagegen noch nicht für Maré und Ouvéa, wird vermutlich

¹ ERSKINE, 45, p. 374; ² M' FARLANE, 119, p. 13—14; ³ HADFIELD, 82, p. 216; ⁴ RAY, 135, p. 288; ⁵ HADFIELD, 82, p. 217; ⁶ HADFIELD, 82, p. 265 ff.; ⁷ HADFIELD, 82, p. 216; ⁸ HADFIELD, 82, p. 217.

aber auch dort früher vorgekommen sein. Dagegen scheint der Schädelkult lange nicht so intensiv betrieben worden zu sein wie in Caledonien. Einen wirklichen Schädelaltar aus sorgfältig nebeneinander gereihten Schädeln habe ich nur in Ouvéa gesehen und in Lifou einen einzelnen Schädel in einer Felspalte und lose Schädel in der Nähe einer Grabpiroge in einer Hohlkehle; sonst waren die Schädel bei den Skeletten belassen. Wie schon gesagt, scheint das Begraben von Hockerleichen mit dem Kopf an der Oberfläche gefehlt zu haben. Pirogenbestattung ist auf den Loyalty-Inseln, wenigstens in Maré und Lifou, entschieden häufiger gewesen als in Caledonien.

Grabbeigaben. Es ist im vorhergehenden von Grabbeigaben die Rede gewesen, von Waffen und anderen Geräten, sowie von Lebensmitteln. Letztere sind zweifellos als Nahrung der Toten gedacht, wie aus der Aussage eines Eingeborenen, welche BOURGAREL¹ wiedergibt, klar hervorgeht: „Müssen nicht die Toten essen und trinken wie wir?“ Im gleichen Sinne spricht ein von ATKINSON² wiedergegebenes Gebet beim Darbringen von Lebensmittelpfern: „Hier ist Nahrung für dich, toter Vater, beschütze und Sorge für mich“. Die an Totenstätten fast nie fehlenden Kochtöpfe dienen zum Zubereiten der Nahrungsmittel für die Verstorbenen. Die Lebensmittelspenden werden nach DE ROCHAS³ von Zeit zu Zeit erneuert; er irrt aber gewiß, wenn er sagt, die Lebensmittel seien nicht als Nahrung für diestofflosen Geister gedacht, sondern bedeuteten bloß eine Ehrung.

In analoger Weise werden sicherlich auch die anderen Beigaben als für den Toten nützlich aufgefaßt. Wenn zum Beispiel einem toten Chef die Speerschleuder am Zeigefinger der rechten Hand befestigt wird, wie dies TURNER⁴ berichtet, so kann dabei nur der Gedanke des Gebrauchs nach dem Tode leitend sein. Die gleiche Sitte erwähnt ETHERIDGE⁵ nach MURRAY von Aneityum in den Neuen-Hebriden. Dasselbe wird auch für die am Grabe von Männern aufgepflanzten oder dem Toten beigelegten Lanzen, Beile, Keulen, Grabstöcke, Netze, Matten und dergleichen, bei Frauenleichen Fasergürtel und Muschelmesser, Geltung haben. KRUIJT⁶ scheint mir Recht zu haben, wenn er sagt, daß die dem Toten mitgegebenen Gegenstände nicht als ein Opfer anzusehen seien, sondern als sein Eigentum, das ihm noch im Jenseits nützlich sein soll. Die an anderer Stelle von demselben Autor ausgesprochene Vermutung, der Tote könnte zornig werden, wenn sein Eigentum von anderen gebraucht werde, beruht freilich auf einem anderen Gedankengang. Beide Anschauungen können aber wohl nebeneinander hergehen.

Wenn LEGRAND⁷ berichtet, bei gewissen Stämmen — er beobachtete dies in Nakéty — werde den Männern, nicht aber den Frauen, ein Silberstück, früher eine Geldschnur, in den Mund gelegt und nach GLAUMONT⁸ den Chefs in der Piroge und auch anderen Toten eine Geldschnur in die Hand gegeben, so hat diese schon im klassischen Altertum übliche Sitte weltweite Verbreitung. Über die sehr verschiedenen Gedankengänge, welche zur Mitgabe von Geld an die Toten geführt haben können, vergleiche man die Arbeit von SARTORI⁹ über die Totenmünze. Menschenopfer scheinen in Caledonien bei Todesfällen nicht üblich gewesen zu sein. Über das gelegentliche Vorkommen der Tötung von Witwen Vornehmer s. den Abschnitt über Witwenschaft, p. 256.

All das bisher Gesagte bezieht sich auf Neu-Caledonien. Über Grabbeigaben auf den Loyalty-Inseln finde ich nur bei HADFIELD¹⁰ die Notiz, als Zeichen der Trauer würden oft die wertvollsten Sachen mit dem Toten begraben.

Der Animismus hat in Neu-Caledonien den Begriff der Totenbeigaben vergeistigt. Indem man auch Geräte als beseelt ansieht, sind es deren Seelen, die dem Verstorbenen im Jenseits dienlich sein werden. Daneben aber zeigen sich, wie in den Aussagen Eingeborener über das Essen der Toten, primitivere, präanimistische Anschauungen, die den Leichnam und nicht eine Seele als weiterlebend ansehen (s. hierüber NAUMANN¹¹).

¹ BOURGAREL, 24, p. 413; ² ATKINSON, 192, p. 258; ³ DE ROCHAS, 145, p. 269 und 277; ⁴ TURNER, 167, p. 425; ⁵ ETHERIDGE, 46, p. 278; ⁶ KRUIJT, 96, p. 304 und 313; ⁷ LEGRAND, 108, p. 118; ⁸ GLAUMONT, 70, p. 122 und 129; ⁹ SARTORI, 198, p. 205 ff.; ¹⁰ HADFIELD, 82, p. 216; ¹¹ NAUMANN, 207, p. 19 ff.

Zerstörung des Eigentums Verstorbener. Die Hütten Verstorbener werden in Caledonien dem Zerfall preisgegeben oder auch absichtlich zerstört. In vielen Dörfern trifft man zerfallene und verlassene Hütten Toter an. In Yambé, bei Oubatche, sah ich die beiden skulptierten, großen Seitentürstücke der zerfallenden Hütte eines verstorbenen Dorfhaupts verstümmelt auf der Erde dem Verfaulen preisgegeben; die Nasen waren abgehauen und jedem der beiden Gesichter ein Auge ausgeschlagen (s. Taf. 38, Fig. 1). Es sei dies aus Trauer geschehen, sagte mir der Sohn des Toten, der den eigentlichen Grund nicht mehr kannte oder auch nicht mitteilen wollte. Die Sitte des Verstümmelns der Hausskulpturen wurde mir auch vom Chef von Bondé bestätigt. Ganz entsprechend berichtet KRUIJT¹ nach VETTER von den Papuas in Deutsch Neu-Guinea, daß nach dem Tode des Eigentümers etwa ein naher Verwandter den Figuren an den Planken des Hauses das Gesicht wegschlage.

Die Eigentumszerstörung beschränkt oder beschränkte sich wenigstens früher nicht auf die Hütte allein. Nach LAMBERT² sind nicht nur Hütte und Geräte des Toten verbrannt, sondern auch seine Pflanzungen verwüstet und seine Kokospalmen gefällt worden. Beim Tode eines Vornehmen, sagt er, zerbreche man auch seine Paradebeile, Halsbänder, Gürtel und Armbänder und lege die Trümmer zum Kadaver oder unter dessen Kopf. Darnach würden somit gelegentlich nicht nur ganze Objekte, wie oben geschildert wurde, sondern auch zerbrochene dem Toten beigegeben. Nach OPIGEZ³ werden beim Tode eines gewöhnlichen Eingeborenen 2 bis 3 Kokospalmen geköpft und ebenso viele Brodfruchtbäume verletzt, beim Tode eines kleinen Häuptlings etwa 10 und beim Tode eines Grandchefs, seiner Frau, seiner Kinder oder Mutter etwa 50 in seinem Heimatorte selbst und weitere in jedem Dorfe des Stammes, sehr zum Nachteil der Überlebenden.

Große Dimensionen nahm diese Zerstörungswut bei der Erinnerungsfeier an ein verstorbenes Stammeshaupt an. Nach einem Bericht von GAGNIÈRE aus Pouébo, wiedergegeben bei LAMBERT⁴, zerstört der Stamm der Mutter des Toten, vereinigt mit befreundeten Stämmen, auf dem Marsche zum Festort alles am Wege, die Hütten, die Bäume, die Pflanzungen zu Ehren und im Namen des Verstorbenen. Es kann wohl sein, daß, wie VIEILLARD und DEPLANCHE⁵ und auch OPIGEZ⁶ angeben, diese unselige Sitte gelegentlich Mangel und Hungersnot zur Folge gehabt hat. ERSKINE⁷ erzählt, daß auf der Ile des Pins der gesamte Besitz eines Häuptlings an Decken und Baumwolltuch, welche dieser gegen Sandalholz von Europäern eingetauscht habe, bei seinem Tode verbrannt werde.

Dank dem europäischen Einfluß hat die Sitte der Eigentumszerstörung eine beträchtliche Abschwächung erfahren, wo sie noch nicht ganz erloschen ist. Schon 1893 sagt LEGRAND⁸, statt die Pflanzungen zu verwüsten, haue man jetzt gewöhnlich nur einige Kokospalmen um, und der Chef der Poyes erzählte Herrn BOUGE, wie mir dieser mitteilte, beim Tode eines Grandchefs würden jetzt nur noch eine Kokos-, eine Areca-Palme und ein Kaoribaum umgehauen und dem Verfaulen preisgegeben.

Von den Loyalty-Inseln kenne ich keine Berichte über Zerstörung des Eigentums Verstorbener. HADFIELD⁹ sagt bloß, daß aus Trauer einige ihre Hütten verbrennen. Damit wird aber doch wohl die Hütte des Toten gemeint sein.

Welches sind nun die Gedankengänge, welche zur Zerstörung des Eigentums Verstorbener geführt haben? Nach KRUIJT¹⁰ werden die zu zerstörenden Gegenstände als beseelt gedacht, und ihre Seele soll dann im Jenseits in Gestalt des Objekts erscheinen. So in Indonesien. Dasselbe berichtet RIVERS¹¹ von den Shortland-Inseln und von Eddystone-Island in den Salomonen. Nach GRÄBNER¹² soll dagegen in melanesischen Landen die Eigentumsvernichtung nicht auf

¹ KRUIJT, 96, p. 315; ² LAMBERT, 99, p. 235 und 303; ³ OPIGEZ, 131, p. 438—439; ⁴ LAMBERT, 99, p. 245 ff.; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 234; ⁶ OPIGEZ, 131, p. 439; ⁷ ERSKINE, 45, p. 392; ⁸ LEGRAND, 108, p. 56; ⁹ HADFIELD, 82, p. 216; ¹⁰ KRUIJT, 96, p. 314; ¹¹ RIVERS, 138, p. 108; ¹² GRÄBNER, 78, p. 39.

dem Gedanken einer Fürsorge für das Jenseits beruhen, eine Ansicht, die auch CODRINGTON¹ vertritt, wenn er schreibt, Fruchtbäume Verstorbener würden gefällt, damit niemand mehr davon esse, offenbar weil der Tote sich darüber ärgern würde. GLAUMONT² denkt, der Grund der Zerstörung des Eigentums Verstorbener beruhe auf der Anschauung, daß alles purifiziert werden müsse, was mit dem Toten in Berührung gekommen sei. In Australien wird nach GRÄBNER, l. c., stellenweise dem Toten sein Eigentum mitgegeben als für die Überlebenden gefährliche Dinge. Bei den Marind werden nach WIRZ³ eine oder mehrere Palmen gefällt, um den Hais, den Totengeistern, als Brücke über Flüsse zu dienen. PREUSS⁴ sagt, der Gedanke der Eigentumszerstörung als Mitgift für den Toten sei postanimistisch; der ursprüngliche Grund sei der, daß am Eigentum das Tote hafte und deshalb leicht auf die Lebenden verderblich einwirken könne.

Es dürften somit verschiedene Anschauungen zur Zerstörung des Eigentums Verstorbener geführt haben. Am wahrscheinlichsten scheint mir aber doch in animistischen Gebieten die Vorstellung zu sein, daß die zerstörten, also getöteten Gegenstände dem Toten im Jenseits nützlich sein werden, wie die Beigaben auf seinem Grabe, die auch mit der Zeit zugrunde gehen. Die zerstörten Objekte sind aber meist Sachen von großen Dimensionen, die man nicht auf ein Grab bringen kann, Hütten, Bäume, Pflanzungen, weshalb man eine andere Methode, die der Zerstörung, befolgen mußte, um sie für den Toten nützlich zu machen.

Leidzeichen. Zerreißen der Ohren. Das Ohr läppchen ist bei manchen Caledoniern beider Geschlechter heute noch durch Einlagen ausgedehnt; in Trauerfällen wird es von den nächsten Angehörigen zuweilen zerrissen, wonach es in zwei Lappen herabhängt. Das geschieht auch beim Tode eines Häuptlings. Ich habe das bei mehreren Männern und einer Frau der Gegend von Hienghène, in einem Falle nur einseitig, beobachtet, sowie auch anderwärts. Auf Taf. 68, Fig. 6, ist ein alter Ouébia-Mann mit zerrissenen Ohren abgebildet. Schon LABILLARDIÈRE⁵ hat zerrissene Ohren bemerkt, ohne sie auf Leid zu beziehen. Als Leidzeichen ist diese Sitte später von einer ganzen Reihe von Autoren angemeldet worden, so von DE ROCHAS⁶, BOURGAREL⁷, GLAUMONT⁸, LAMBERT⁹ und anderen.

Der gleiche Brauch herrscht oder herrschte auch auf den Loyalty-Inseln, wo er für Lifou von RAY¹⁰ und HADFIELD¹¹ bezeugt wird. Auf Tikopia zerreißen Witwen ihre Ohrklappen (RIVERS¹²).

ANDERSON¹³ berichtet, es bestehe in Caledonien, wie in Fidji, die Sitte, beim Tode eines Verwandten den kleinen Finger abzuschneiden; er habe viele Alte mit so verstümmelter Hand gesehen. Ich habe in der caledonischen Literatur keine andere hierauf bezügliche Stelle gefunden. Da aber solches Abhacken von Fingern oder Fingergliedern in Leidfällen anderwärts vielfach vorkommt, so nach WIRZ¹⁴ bei den Bergstämmen von Zentral-Neu-Guinea, nach RIVIÈRE¹⁵ auf den Wallis-Inseln, und ähnliche Sitten in Australien herrschen, mag der Bericht von ANDERSON auf Tatsächlichem beruhen.

Brandmarken (über deren Herstellung s. bei Tracht und Schmuck, p. 176) werden sowohl zu Schmuckzwecken, als auch als Trauerzeichen auf den Armen, Brust und Rücken angebracht. In Bondé wurde mir gesagt, daß man beim Tode eines Chefs oder von Eltern solche Brandmarken herstelle. Brandmarken als Trauerzeichen werden von mehreren Autoren erwähnt. Auf Lifou werden nach RAY¹⁶ oft als Trauerzeichen Schnitte in den Körper gemacht.

Wachsenlassen der Haare. Diese Sitte kommt in Neu-Caledonien, wie die Brandmarken, bei Trauerfällen bei beiden Geschlechtern vor. Bei Frauen findet man zur Seltenheit den sonderbaren Brauch, nur Haare des Hinterkopfs lange wachsen zu lassen und mit Flederhundwollschnur

¹ CODRINGTON, 34, p. 255; ² GLAUMONT, 70, p. 123; ³ WIRZ, 177 a, p. 125; ⁴ PREUSS, 215 a, p. 361; ⁵ LABILLARDIÈRE, 97, p. 187; ⁶ DE ROCHAS, 145, p. 150; ⁷ BOURGAREL, 24, p. 387; ⁸ GLAUMONT, 70, p. 123; ⁹ LAMBERT, 99, p. 235; ¹⁰ RAY, 135, p. 287; ¹¹ HADFIELD, 82, p. 216; ¹² RIVERS, 137, I, p. 314; ¹³ ANDERSON, 1, p. 220; ¹⁴ WIRZ, 178, p. 83; ¹⁵ RIVIÈRE, 197, p. 62; ¹⁶ RAY, 135, p. 288.

zu umwickeln. Einen solchen Leidzopf, der bis in die Rückenmitte hinabhängt, trägt die Pamboa-Frau der Taf. 68, Fig. 4; sie trug Leid um eine verstorbene Häuptlingstochter. LAMBERT¹ erwähnt gleichfalls solche Leidzöpfe, die er mit chinesischen vergleicht, bei Frauen aus der Familie eines Verstorbenen. Nach VERMAST² beschmieren Frauen im Leid ihr langes Haar mit einer fetten, aus einer Ruß gewonnenen Masse, wonach es in Locken über das Gesicht herabhängt.

Die langen Leidhaare der Männer werden heute noch an abgelegenen Orten mit Baststoff oder auch gewöhnlichem Tuch umwickelt, wodurch ein bis 50 cm hohes Gebäude auf dem Kopf entstehen kann, um das gerne die Schleuderschnur gewickelt wird. Auf Taf. 60, Fig. 1, sind drei Männer aus dem Dorfe Bopope, landeinwärts von Koné, abgebildet, von denen die beiden linksstehenden einen solchen Baststoffturban um das Haar tragen; auf dem Kopf des anderen ruht ein ballonartiges Gebilde aus braunem Baststoff, horizontal umwickelt mit rotem Tuch und vertikal mit einem Streifen weißen Baststoffs. Sie weigerten sich, als sie gemessen werden sollten, sich des Kopfschmucks zu entledigen, da sie im Leid seien.

Auf Taf. 68, Fig. 5, ist ein alter Pamboa-Mann in Leidtracht dargestellt; er trug nach seiner Aussage Leid um einen Chef. Auf dem Kopfe hatte er den geflochtenen, beiderseits offenen caledonischen Zylinder, am Unterrand mit gelben Fasern verziert, um den Hals ein schwarz beschmiertes Halsband aus Flederhundwolle, am rechten Handgelenk eine schwarze Schärpe. Brust und Bauch waren glänzend schwarz bemalt. Auch dieser konnte nicht gemessen werden, da er nicht wagte, den Kopfschmuck abzulegen.

Hohe Turbane, nach LEENHARDT³ „Häuser des Leids“ genannt, aus Baststoff, Niaulirinde und dergleichen hergestellt, tragen auch die Leichenwächter, über deren Funktion später zu reden sein wird. Diese lassen Haare und Bart lang wachsen bis zur Schlußfeier, was ein bis zwei Jahre oder mehr dauern kann. Über lange Haare im Leid siehe DE ROCHAS⁴, VIEILLARD und DEPLANCHE⁵, LEMIRE⁶, GLAUMONT⁷, LEGRAND⁸, LAMBERT⁹ und LEENHARDT¹⁰.

Bemalung und Beschmierung des Körpers. Schwarze Bemalung zeigte der eben beschriebene Pamboa-Mann im Leid; die oben erwähnten Bopope-Leute mit ihren Trauerwickeln hatten den Bart und einen Teil des umgebenden Gesichts schwarz beschmiert. MONCELON¹¹ berichtet von Witwen, die den ganzen Körper mit Ruß eingerieben und sich mit weißen Kalktränen befleckt hatten. LEENHARDT¹² spricht von Beschmierung mit farbiger Erde bei der Bestattung. GLAUMONT¹³ erwähnt ein Bedecken des Kopfes mit Staub und Asche, so auch LAMBERT¹⁴. VINCENT¹⁵ spricht von mit Kaolin weiß beschmierten Frauen bei einer Bestattungsfeier. ERSKINE¹⁶ sah auf der Ile des Pins Frauen mit weiß gefärbten Gesichtern im Leid um einen Häuptlingssohn, auf Lifou Frauen mit geschwärztem Gesicht in Trauer um einen toten Chef, auf Maré Männer, deren Gesicht mit regelmäßigen, weißen Linien bemalt war, was er gleichfalls als Leidzeichen deutet. COOTE¹⁷ sah in Maré beim Tod des alten Chefs Naisseline viele Leute, deren Gesicht mit Ruß geschwärzt war.

Nach LEENHARDT (s. bei LUQUET¹⁸) ist Weiß die eigentliche Leidfarbe. Indessen scheint sowohl weiße, als schwarze Bemalung bei Trauerfällen angewandt zu werden. Vielleicht ist das lokal verschieden, wie auch in den Neuen-Hebriden zum Beispiel in Port Olry Trauer durch Beschmieren mit Asche oder Kalk, ebenso in Malo und Epi durch weiße Bemalung ausgedrückt wird, dagegen durch schwarze auf West-Santo, Nordwest- und Süd-Malekula, ebenso auf Tanna und den Banks-Inseln (SPEISER¹⁹).

¹ LAMBERT, 99, p. 244; ² VERMAST, 170, p. 53; ³ LEENHARDT, 105, p. 245; ⁴ DE ROCHAS, 145, p. 150;

⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 234; ⁶ LEMIRE, 110, p. 96 und 117; ⁷ GLAUMONT, 70, p. 123—124;

⁸ LEGRAND, 108, p. 55 und 83; ⁹ LAMBERT, 99, p. 239; ¹⁰ LEENHARDT, 105, p. 239; ¹¹ MONCELON, 122, p. 348;

¹² LEENHARDT, 105, p. 226; ¹³ GLAUMONT, 70, p. 123; ¹⁴ LAMBERT, 99, p. 235; ¹⁵ VINCENT, 172, p. 52;

¹⁶ ERSKINE, 45, p. 396, 365 und 378; ¹⁷ COOTE, 39, p. 51; ¹⁸ LUQUET, 115, p. 5; ¹⁹ SPEISER, 165, p. 188—189.

Bemalung und andere Veränderungen des Körpers oder der Kleidung entspringen nach Annahme vieler Forscher der Furcht vor dem Totengeist, dem man sich unkenntlich machen will. Dagegen scheint mir die Meinung KRUIJTS¹, nach welcher Schwarzfärbung den Lebenden das Aussehen einer schwarz gedachten Totenseele geben soll, damit diese die Leute für tot ansehe und nicht versuche, ihre Seele zu rauben, etwas weit hergeholt.

Nach OPIGEZ² bemalen beim Tode eines Grandchefs 8 bis 12 Männer ihren Körper und ihr Gesicht mit schwarzer, roter und blauer Farbe; sie tragen ein besonderes Kleid aus rotem und weißem Baststoff und auf dem Kopf einen mächtigen, trapezförmigen, aus Weidenruten geflochtenen Hut von fast 2 m Höhe und mehr als 1 m Breite, ganz mit Pflanzen bedeckt. In diesem Aufzug preisen sie die Taten und Tugenden des Toten unter dem Weinen der Zuhörer. Über diesen riesigen Trauerhut finde ich nur noch eine Angabe bei PATOUILLET (s. weiter unten).

Begräbnissitten. Wenn das Ende eines Caledoniers naht, füllt sich seine Hütte mit Verwandten, Freunden und Nachbarn, und das Wehklagen und Weinen beginnen zuweilen schon vor dem Tode und werden nach diesem um und in der Hütte fortgesetzt, wobei namentlich die Frauen sich hervortun. Ist der Tod eingetreten, so sendet die väterliche Familie an die mütterlichen Onkeln eine Geldschnur, genannt „Geldschnur für die geschlossenen Augen“ (GLAUMONT³, LAMBERT⁴). Diese bringen als Ausdruck ihrer Sympathie ein Gegengeschenk „Geldschnur für die Matte, die als Lechentuch dienen soll“ (vergl. auch p. 258). Lebensmittel werden gekocht und eine Mahlzeit abgehalten „für die Abreise des Betrauten“, hierauf Austausch und Verteilung von Reichtümern.

LEENHARDT⁵ bildet ein Gerät, das „Weo“, ab, welches den Trauernden überreicht wird. Es ist eine in ein Holz eingezapfte Gabel, daran Tragschnüre, geflochtene Gräser und verschiedene Symbole des Friedens befestigt sind. Seine Bedeutung ist die folgende: „Möge euer Herz sich nicht verwirren, möge es festbleiben wie ein Holz in seiner Verzäpfung“.

Der Kadaver wird in Matten verpackt und bleibt zunächst in der Hütte, der eines Chefs mit allem seinem Besitz aufgebahrt und von Kriegern gehütet. Nach DE ROCHAS⁶ defilieren die Krieger vor dem toten Chef, mit Ruß geschwärzt und in der Hand einen Stock mit weißem Federbusch haltend. Von einem Chef von Ponérihouen erzählt LEGRAND⁷, daß seine Leiche, mit seinen Insignien versehen, die ganze Nacht auf den Knien seiner Schwester gelegen habe, während Frauen klagten.

Nach LEENHARDT⁸ soll der Tote am fünften Tage nach seiner Ruhestätte getragen werden; gewöhnlich erfolgt indessen die Bestattung schon am dritten Tage. Zuvor muß die Wahl der Totenträger und Leidtragenden stattgefunden haben. LEENHARDT nennt sie „Avi“, während MONTROUZIER⁹ und LAMBERT¹⁰ als Bezeichnung derselben im Norden „Pouanangat“ angeben. Die Leiche wird an eine Stange gebunden und in großer Begleitung nach der Totenstätte gebracht. In der Nähe des Ortes angekommen, bläst der Voranschreitende nach beiden Seiten Pflanzenteile in die Luft, um Unheil zu verhüten und die Geister günstig zu stimmen (LAMBERT, l. c.). Frauen begleiten schreiend den Leichenzug nur bis zum Eingang der heiligen Stätte. Zwei bis vier Bestatter allein dürfen den Toten berühren und besorgen das Begräbnis; die übrigen Begleiter kehren heim, nachdem sie sich zuvor einer Reinigung unterzogen haben durch Waschen und Einreiben des Körpers mit gewissen Pflanzen, worauf neues Essen auf Kosten der Provisionen des Toten und seiner Angehörigen. Baden und Waschen nach einem Begräbnis, um alle Gemeinschaft mit dem Toten abzubrechen und üble Einflüsse abzuwehren, ist weitverbreitete Sitte.

¹ KRUIJT, 96, p. 238—239; ² OPIGEZ, 131, p. 451; ³ GLAUMONT, 70, p. 122; ⁴ LAMBERT, 99, p. 234; ⁵ LEENHARDT, 103, p. 66; ⁶ DE ROCHAS, 145, p. 266; ⁷ LEGRAND, 108, p. 55; ⁸ LEENHARDT, 105, p. 225; ⁹ MONTROUZIER, 123, p. 366; ¹⁰ LAMBERT, 99, p. 236.

Damit sind für gewöhnliche Sterbliche die Trauerfeierlichkeiten zu Ende. Für Häuptlinge indessen wird etwa ein Jahr oder mehr nach dem Tode ein großes Erinnerungsfest abgehalten, zu dem befreundete Stämme eingeladen werden, und solche Feiern, bei denen des Toten mit Lobreden gedacht wird, können sich noch während einer Reihe von Jahren wiederholen, je nach der Bedeutung des Verstorbenen. Bis zur Erinnerungsfeier an den Tod eines Grandchefs bleiben nach DE ROCHAS¹ alle kriegerischen Unternehmungen ruhen.

Die Rolle der Bestatter ist durchaus keine leichte. Sie müssen 4 bis 5 Tage am Bestattungs-orte wachen. Wenn keine Erdbestattung stattgefunden hat, macht es der Geruch des sich zersetzenden Kadavers nötig, daß sie ihre Nase mit wohlriechenden Kräutern verstopfen müssen (LEGRAND², LAMBERT³). Sie haben sich ferner gewisser Speisen zu enthalten und dürfen ihre Nahrung nicht mit den Händen berühren. Die auf Blättern deponierte Nahrung nehmen sie entweder direkt mit den Zähnen auf oder mit einem Holzstück, oder sie werden von anderen wie Kinder gefüttert. Es berichten darüber GLAUMONT⁴, VIEILLARD und DEPLANCHE⁵, LAMBERT⁶ und LEENHARDT⁷. Dieselbe Sitte des Fütterns der Bestatter durch andere vermeldet TURNER⁸ auch von Samoa, FRAZER⁹ von Neu-Seeland und Polynesien im allgemeinen. Die Erklärung FRAZERS, daß dies geschehe, weil zufällig der Totengeist verspeist werden könnte, scheint mir wenig glaublich. Auf Fidji müssen nach DE MARZAN¹⁰ die, welche einen Toten berührt haben, ihre Nahrung mit einer Gabel zu sich nehmen. KRUIJT¹¹ berichtet von Süd-Nias, daß die Witwe, die bei der Leiche gegessen, gefüttert werde. Seine Deutung dieser Sitte, daß dies geschähe, weil man sich für einen Gesellen des Toten, also auch für tot, ausbebe und daher tun müsse, als ob man nicht äße, scheint mir ebenso gesucht als diejenige FRAZERS. Ich glaube, daß einfach die Hand, die eine Leiche berührt hat, als unrein angesehen wird und darum die Speisen nicht berühren darf.

Weiter müssen die Bestatter und auch die anderen Leidträger von ihren Frauen getrennt leben und sich des geschlechtlichen Verkehrs enthalten. Bart und Kopfhare müssen sie wachsen lassen und die letzteren in hohem Turban verhüllen. Von einer Frau bei ihrer Haarpflege gesehen, haben sie nach LEMIRE¹² Ablutionen durchzumachen. Jüngere Brüder und mütterliche Neffen des Toten dürfen keinen Kontakt mit ihnen haben und nicht hinter ihrem Rücken passieren; deren Frauen prosternieren sich vor ihnen, als den Repräsentanten des Leides um den älteren Bruder, wie sie sich bei dessen Lebzeiten vor diesem prosterniert hatten (LEENHARDT¹³). Überhaupt werden die Leidträger von den anderen mit Respekt behandelt. Diese Interdikte bleiben lange Zeit, manchmal mehrere Jahre in Kraft, bis die Pilufeyer zum Gedächtnis des Toten Erlösung bringt. Jedenfalls ist das so, wenn es sich um Tote von Rang handelt.

LEENHARDT¹⁴ gibt, wie schon oben gesagt, eine außerordentlich genaue und wertvolle Schilderung eines solchen Pilu-Festes, bei dem einer der Zwecke die Aufhebung des Leides um einen verstorbenen Chef war. Wir entnehmen hier nur daraus, was auf diese Bezug hat. Die dabei stattfindenden Beschneidungszeremonien, die Tänze, Spiele und vieles Weitere sind an anderen Stellen behandelt worden (s. p. 41 und 222).

Offiziell umfaßt eine solche Totenfeier einen Zyklus von 20 Tagen, in 4 Perioden von je 5 Tagen eingeteilt. In diesen 20 Tagen der Schilderung LEENHARDTS läuft alles ab vom Tode und Begräbnis bis zur Aufhebung des Leides. Indessen kann in dieser Form die Feier nicht abgehalten werden, da eine solche, wie LEENHARDT am Eingang seiner Arbeit schildert, große Vorbereitungen erfordert,

¹ DE ROCHAS, 145, p. 267; ² LEGRAND, 108, p. 55; ³ LAMBERT, 99, p. 238; ⁴ GLAUMONT, 70, p. 124; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 234; ⁶ LAMBERT, 99, p. 238; ⁷ LEENHARDT, 105, p. 239; ⁸ TURNER, 167, p. 228—229; ⁹ FRAZER, 60, p. 93—94; ¹⁰ DE MARZAN, 118, p. 98; ¹¹ KRUIJT, 96, p. 283; ¹² LEMIRE, 110, p. 117; ¹³ LEENHARDT, 105, p. 260—261; ¹⁴ LEENHARDT, 105, p. 225 ff.

wie den Bau einer Festhütte und von Unterkunftsräumen für die Gäste, Aufsammeln von Lebensmitteln und anderes mehr. Die Erinnerungsfeier wird also lange Zeit, vielleicht ein Jahr oder mehr, nach der ersten, fünftägigen Periode, welche nur den Tod, die Wahl der Leidträger und den Wegtransport des Toten umfaßt, mit LEENHARDTS zweiter Periode beginnen können.

Diese zweite Periode, eingeleitet mit Opfern und Riten verschiedener Art, bringt die Ankunft der mütterlichen Verwandten, die die Fruchtbäume des toten Neffen zerstören und von seinen Gütern nehmen, was ihnen behagt. Nachts Tanz. Am Morgen geht die Menge, beschmiert mit farbiger Erde und den Kopf zum Zeichen der Trauer mit Zweigen bedeckt, im Gänsemarsch zu einem Wasser, wo die Großväter und Onkeln mütterlicher Seite sie erwarten, mit Zweigen schlagen und mit Speise bewerfen, worauf sie sich ins Wasser stürzen. Die dritte Periode ist ausgefüllt mit Opfern, Riten und Geschenkaustausch mit den mütterlichen Verwandten. Vierte Periode: Die Leidträger „Avi“ haben neben anderen Riten am Eingang des zum Totenort führenden Pfades einen Pfahl „Karôti“ aufgerichtet mit symbolischen Bouquetten und einer Banderole aus Baststoff. LAMBERT¹ erwähnt diesen Pfahl auch und bemerkt, daß Vorübergehende daran Schärpen und anderes aufhängen oder ihre Lanzen mit einem Gebet an den Toten danebenstellen. Frauen dürfen sich diesem Pfahl nicht nähern. Es ist daher gewiß auch ein Irrtum, wenn SAVÈS² sagt, daß Frauen die Frauen begraben. In dieser vierten Periode LEENHARDTS³ entfernen die Avi, unter denen kein Angehöriger der mütterlichen Sippe sich befinden darf, den Totenpfahl am Wege zum Bestattungsort, blasen auf dem Muschelhorn, um die Geister günstig zu stimmen, reinigen den Schädel und bringen ihn zu den Ahnenschädeln. Dann beschmieren sie sich schwarz mit Ruß von Aleurites-Nüssen, malen schwarze Kreise um die Augen, präparieren ihr Haar, das sie nun zum ersten Male wieder zeigen dürfen, binden einen besonderen Penisschmuck aus Blättern um, dessen Enden mit einer starken Liane in Brusthöhe befestigt werden. Es ist dies eine Wiederholung des Kostüms der Bestattungsfeier. So ausgestattet, kommen sie aus dem Wald auf das Festdorf zu. Dort herrscht große Aufregung; Tänze und Scheingefechte finden statt. Die Avi tanzen im Gänsemarsch heran, zeigen die von der Umhüllung befreiten Haare, die einer Prüfung unterzogen werden. Sind sie unschön und brüchig, so gilt dies als ein Zeichen, daß die Enthaltsamkeit nicht strikte befolgt worden ist. Die mütterlichen Onkeln des Toten schneiden den Avi Haarlocken ab und legen sie auf die Lebensmittelhaufen, durch welches Opfer das auf diesen lastende Interdikt aufgehoben wird. Nachts folgt ein Leidtanz für die Toten.

Am letzten Festtage werden endgiltig die Interdikte aufgehoben, und die Avi treten wieder ins normale Leben ein. Nach einem Bad wird ein von ihnen präparierter Erdfen geöffnet, und dann speisen sie zusammen mit den Männern, mit denen sie bisher keinen Verkehr haben durften. Desgleichen laden die betreffenden Frauen die Avi zum Essen ein und geben ihnen Geschenke. Die Avi verkünden nun die Aufhebung der Interdikte und der Trauer und verteilen die Lebensmittelhaufen an die Familien. Zum Schluß wird einer der großen Pfosten des Festplatzes ausgerissen, mit Blättern umhüllt, ähnlich dem oben erwähnten Karôti, dann tanzend zum Wasser gebracht und hineingeworfen. In Kanala scheint nach LEENHARDT dieser Pfahl ein Bild des Toten zu sein. Damit sind die Feierlichkeiten zu Ende.

Ich lasse noch Beschreibungen von Szenen aus Totenfesten durch PATOUILLET folgen, die in manchen Einzelheiten von derjenigen LEENHARDTS abweichen. PATOUILLET⁴ schildert die von ihm beobachtete Totenfeier eines Cheftöchterchens von Ouagap, das am Abend des 22. April 1869 gestorben war. Nachdem die Nacht mit Heulen und Klagen vorbeigegangen war, bestimmte

¹ LAMBERT, 99, p. 240; ² SAVÈS, 152, p. 547; ³ LEENHARDT, 105, p. 239 ff.; ⁴ PATOUILLET, 132, p. 171 ff.

der Chef am folgenden Morgen 29 Männer als Leidträger und Hüter der Toten und den dritten Tag als Zeitpunkt der Zeremonie. Die zu diesem Amt berufenen Männer sind nach VIEILLARD und DEPLANCHE ¹ meist die schönsten Leute des Stammes. In der Zwischenzeit bauten alle Leute des Dorfes eine Hütte für die Leiche. Diese wurde am bestimmten Tage aus ihrer eigenen Hütte, wo sie von einem Leidträger bewacht und im Rauch eines großen Feuers war geräuchert worden, durch 2 von den 29 Ausgewählten in die neue Hütte übergeführt, in der gleichfalls ein Feuer brannte. Die übrigen 27 erhielten von einem Zauberer oder Priester Tritonshörner und entflohen in den Wald, verfolgt von geworfenen, stumpfen Lanzen. Dort fabrizierten sie enorme Trauerhüte, ähnlich denen, welche oben (s. p. 278) beschrieben worden sind. PATOUILLET schildert sie als eine Art Melone von 1 m oder mehr Durchmesser, geflochten aus Zweigen und Baumfarnblättern; auf ihrer Spitze befinde sich eine kleine Skulptur nach Art derjenigen auf den Hütten, dekoriert mit Baststoff. Obschon diese Hüte leicht seien, müßten sie doch auf dem Kopf mit beiden Händen gehalten werden. Frauen dürfen diesen Hutträgern nicht begegnen; zur Warnung werde auf den Hörnern geblasen. Etwa einen Monat bleiben diese Leute im Wald, wohin ihnen Lebensmittel gebracht werden. Die Bedeutung dieser Trauerhüte ist völlig unklar, ebenso die des Aufenthalts im Walde, da die Leiche ja im Dorfe verblieben ist. Am 25. des nächsten Monats begann eine neue Zeremonie. Gegen 6 Uhr abends ertönten unsichtbare Muschelhörner. Geschwärzte Männer, Lanzen und Fackeln schwingend, rannten über den offenen Platz, voran ein Zauberer, ein Horn blasend, dahinter die 27 Leidträger, ebenfalls schwarz bemalt, eine weiße Schärpe an der linken Hand, zwei Lianenschlingen um den Leib und auf dem Kopf den großen Hut. So stellten sie sich in Linie tanzend vor dem Chef auf; der Zauberer hielt diesem eine Rede und übergab ihm ein Geldgeschenk des Stammes. Am anderen Tag rief man die unterdessen wieder verschwundenen Leidträger; einige Krieger brachten sie zurück und beschützten sie vor Leuten mit Lanzen, die ihnen ihre Hüte rauben wollten. Verfolgt, zogen sie sich in die Umzäunung der großen Festhütte zurück und pflanzten ihre Hüte auf den Pfosten auf. Wieder heraustretend, trugen sie einen Stab in der Hand und auf dem Kopf eine Baumbastmütze und Blätterkronen. Bis zum Erinnerungsfest für die Tote in 2 bis 3 Jahren dürfen sie diese Kopfbedeckung nicht abnehmen und müssen die Haare wachsen lassen. Der Chef belohnte sie für ihre 29 Tage lange Abgeschlossenheit. Ein langer Pfosten mit Baststofflappen wurde zum Schluß vor der Totenhütte aufgepflanzt. Tänze und Essen beschlossen die Zeremonie.

PATOUILLET ² wohnte auch einem Totenfest bei den Ounouas bei, westlich von der Wasserscheide des Amoa-Flusses, das zu Ehren eines vor 2¹/₂ Jahren verstorbenen Chefs gefeiert wurde. Dieses Fest galt der Ablegung des Leides und der Trauerkopfwickel, wie das oben von LEENHARDT geschilderte. Vieles verlief ähnlich wie dort. Sonderbar ist die Beobachtung, daß 15 bis 20 Krieger in den Leidturbanen, unter denen die langen Haare herausquollen, mit wütenden Gebärden die Chefhütte mit Lanzen durchbohrten. Am anderen Tage folgten die mimischen Tänze, die bei solcher Gelegenheit nicht fehlen dürfen (s. den Abschnitt über die Tänze, p. 221). Ein Zauberer besprengte die Tänzer mit einem langen Strohbündel, das nasse Asche enthielt. Es soll dies eine Erinnerung sein an das Verbrennen der Hütte des verstorbenen Chefs, von der nichts übrig geblieben als Asche, aufgelöst in Frauentränen. Ebenso soll die Durchbohrung einer Kokosnuß symbolisch die Zerstörung der Palmen des Toten ins Gedächtnis rufen.

Über die Bestattungszeremonien auf den Loyalty-Inseln wissen wir wenig. HADFIELD ³ berichtet, wenn der Tod nahe, sende man Boten an Verwandte und Freunde. Jeder komme mit einem Geschenk für den Kranken und erhalte eine Gegengabe. Auf den Tod folge großer Jammer und Klagen, neben Lobreden auf den Verstorbenen. Wochenlang kämen Freunde zum Klagen.

¹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 234 ² PATOUILLET, 132, p. 178 ff. ³ HADFIELD, 82, p. 213 ff..

In Lifou war eine Totenwache bis zur Verwesung gebräuchlich. Als Grund wurde die Befürchtung angegeben, die Leiche möchte gestohlen und verspeist werden; deshalb sei auch der Totenort nur 2 oder 3 Verwandten bekannt. Es ist nicht unmöglich, daß auch in Neu-Caledonien die Sitte der Leichenbewachung auf diesen Grund zurückzuführen ist.

Religion und Zauberei.

Seelen, Geister, Gottheiten. Obschon alle Begebenheiten des Lebens beim Caledonier begleitet sind von religiösen Handlungen (LEENHARDT ¹), jede Tätigkeit mit Gebet und Opfer eingeleitet wird, kann man jahrelang unter ihnen leben, ohne einen Einblick in ihre religiösen Anschauungen zu erhalten. Dem Europäer gegenüber ist der Eingeborene in diesen Dingen völlig verschlossen, und nur ein günstiger Zufall kann einen Einblick in sein Seelenleben ermöglichen. Hiezu kommt, daß ihre Begriffe sich nicht mit den unserigen decken, und daß logisches Denken ihnen fremd ist, wonach die offenbarsten Widersprüche ihnen keine Schwierigkeit bereiten. RIVERS ² leugnet zwar, aber gewiß mit Unrecht, das Unlogische im Denken der Primitiven und sucht scheinbare Widersprüche durch Mischung verschiedener Kulturen zu erklären, wodurch sie indessen nicht aufgehoben werden. Heute, bei der völligen Auflösung der Sitten, können höchstens einige wenige Alte noch Auskunft geben über die ursprünglichen Anschauungen; für die Jungen ist alles zu „Diablen“ geworden. Das Beste, was wir über die Religion der Caledonier und Loyalty-Leute wissen, verdanken wir einigen Missionaren, deren Beruf sie naturgemäß mit der Religion der Eingeborenen in nahe Beziehung bringt, und denen Bekehrte oft ihr Innerstes offenbaren. Im ganzen ist aber leider zu sagen, daß wir recht wenig Positives wissen. Tempel oder Geisterhäuser als Stätten eines Kultes fehlen durchaus.

Seelen. Betrachten wir zunächst die Seele. Der Caledonier unterscheidet nach LAMBERT ³ einen Körper, den man sieht, „Dieran“ in einer der nordischen Sprachen, und einen Geist oder Seele, die man nicht sieht, „Dianoun“. Im Traum oder bei Ohnmacht trennen sie sich zeitweilig, im Tod endgiltig. Diese Seele ist nicht die Lebenskraft, die sich im Atem, im Herzschlag usw. kundgibt, Erscheinungen, die mit dem Tode aufhören, sondern eine Art von geistigem Doppelgänger, im Spiegelbild erkennbar, eine Bildseele, wie ANKERMANN ⁴ sich ausdrückt. LAMBERT ⁵ erzählt von einer Diskussion seiner Zöglinge über die Frage, ob das Spiegelbild des Menschen im Wasser, wie die Alten sagen, die Seele sei oder nicht. Diese Seele lebt nach dem Tode weiter; sie ist es, die bei dem hoch ausgebildeten Ahnenkult angerufen und verehrt wird.

Die Frage, ob der Caledonier mehr als eine Seele anerkennt, wie dies in Indonesien, Neu-Guinea und auch teilweise in Melanesien vorkommt, ist eine offene. Aus vielen Zaubehandlungen läßt sich aber schließen, daß neben der eigentlichen Seele eine den Körper durchdringende Lebenskraft, ein Seelenstoff, wie KRUIJT ⁶ dies nennt, dem „Mana“ anderer melanesischer Völker entsprechend, angenommen wird. Diese Kraft ist durch Zaubehandlungen verstärkbar, durch Kontakt übertragbar; sie kommt auch leblosen Dingen, Pflanzen und Tieren zu, welch' letztere der Caledonier nicht als etwas von ihm prinzipiell Verschiedenes ansieht, so daß er sie, wie bereits erwähnt worden ist, wie Menschen anspricht (s. p. 50).

Es ist aber weiterhin die Frage nicht unberechtigt, ob nicht in Caledonien noch ältere Anschauungen in Spuren vorliegen, von einer Einheit des Körpers vor und nach dem Tode ohne Annahme einer Seele, mit einem Wort vom sogenannten „lebenden Leichnam“. Hiefür könnte die vielfach vorkommende Knebelung der Leiche (s. die Bestattungsgebräuche), um sie am Umher-

¹ LEENHARDT, 103, p. 24; ² RIVERS, 138, p. 39 ff.; ³ LAMBERT, 99, p. 42; ⁴ ANKERMANN, 2, p. 128; ⁵ LAMBERT, 99, p. 45; ⁶ KRUIJT, 96, p. 1 ff.

schwärmen zu verhindern, angeführt werden, denn eine vom Körper getrennte Seele kann man nicht wohl durch Bindungen an der Wiederkehr verhindern. NAUMANN¹ faßt die Hockerstellung und Verschnürung der Leiche auch in diesem Sinne auf. (Vergleiche auch das über Lebensmittelpfer Gesagte, p. 274.)

Die Seelen der Verstorbenen gehen, in materielle Form gekleidet, nach dem Tode in ein Totenreich ein. LAMBERT² nennt es „Tsiabiloum“, ein großes Land auf dem Grund des Meeres nordöstlich von der Insel Pott, einer der Belep-Inseln. PATOUILLET³ verlegt es etwas südlicher zwischen die Insel Balabio und Neu-Caledonien. Vom Pam-Berge aus sieht man Balabio und die Varennes-Straße, wo die Totenseelen sich nach dem Meeresgrund begeben, daher die beständige Bewegung des Wassers in dieser Straße (LEMIRE⁴). MONTROUZIER⁵ spricht von einem Ort im Meere vor der Mündung des Ouaième-Flusses, nördlich von Hienghène, wo Totenseelen hingehen sollen, ATKINSON⁶ von einem Totenort unter dem Berg Mu, nach Angabe eines Eingeborenen; darnach gäbe es verschiedene Totenreiche. Es ist bemerkenswert, daß der caledonische Totenort nicht wie bei den Völkern mit ausgesprochenem Sonnenkult nach dem Westen, gegen Sonnenuntergang zu verlegt wird, sondern in der Regel nach Norden, was mit einer Herkunft der Caledonier von Norden her zusammenhängen dürfte.

Das submarine Totenreich, welches LAMBERT beschreibt, steht unter Aufsicht eines Dämons „Doibat“; es gedeiht dort alles aufs üppigste; es gibt dort keine Nacht und keinen Schlaf, keinen Streit, keine Krankheit oder Tod. Es ist ein Paradies für Gute sowohl, als für Böse. Eine Anschauung von Vergeltung der Aufführung im Leben besteht nicht; höchstens erhalten die Guten im Jenseits gelbe Orangen und reife Bananen, die Schlechten unreife (COMPTE RENDU⁷). Nach ATKINSONS, l. c., Bericht sollen freilich schlechte Seelen durch tote Chefs geschlagen werden. Wie in vielen Jenseitsvorstellungen ist der Weg ins Totenreich nicht gefahrlos. LAMBERT spricht von einem bösen Geiste, „Kiémoua“ mit Namen, der am Ende der Insel Pott auf einem Felsen mit einer Lanze wacht, die Seelen in einem Netze fängt und mißhandelt. Der Eingang ins Totenreich geschieht tauchend durch das Gewölbe eines submarinen Felsens. Dieses Felsloch erwähnen schon BRAINNE⁸, sowie VIEILLARD und DEPLANCHE⁹. Ein solcher Eingang durch ein Felsloch kehrt in vielen Jenseitsvorstellungen wieder. Die Seelen von Häuptlingen haben nach LAMBERT¹⁰ einen eigenen Totenort, was, wo diese Anschauung vorkommt, auf polynesischem Einfluß beruhen dürfte. Dieses submarine Chefseelenreich liegt nach LAMBERT beim oder unter dem Inselchen Nit, zwischen den Inseln Yandé und Art. Vorbeifahrende nähern sich dem Fels nur mit Geschenken, die sie auf einem Floß ins Meer lassen; dabei sprechen und essen sie nicht; manche bedecken sich im Boot. Es ist für die Eingeborenen kein Widerspruch, daß die Seelen in einem Totenreich wohnen und dennoch in ihrer Heimat umherstreifen und bei den Schädelstätten weilen.

Für Lifou geben ERSKINE¹¹ und nach ihm TURNER¹² als Name eines im Westen gelegenen Totenorts „Locha“ an. Nach HADFIELD¹³ dagegen gehen viele Totenseelen nach einer kleinen, zwischen Lifou und Ouvéa gelegenen, heiligen Insel oder Riff, das dicht mit Geistern bevölkert sei; von dort aus besuchen sie ihre Heimatinsel Lifou. Andererseits werden Stalaktitengrotten auf Lifou selbst als Wohnsitze zahlloser Totenseelen verehrt. So sagen auch Sterbende als Abschied: „Ich werde euch alle wieder treffen in den Höhlen, wo die Stalaktiten sind“.

An den Steilwänden des La Roche-Felsens auf Maré sind an nur von oben mit Seilen zugänglichen Stellen Pirogengräber angebracht. Dort hat, wie man mir sagte, ein Grandchef von Médou

¹ NAUMANN, 207, p. 57; ² LAMBERT, 99, p. 13; ³ PATOUILLET, 132, p. 195—196; ⁴ LEMIRE, 110, p. 144;

⁵ MONTROUZIER, 123, p. 363; ⁶ ATKINSON, 192, p. 257—258; ⁷ COMPTE RENDU, 35, p. 15; ⁸ BRAINNE, 29, p. 237; ⁹ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 75; ¹⁰ LAMBERT, 99, p. 26; ¹¹ ERSKINE, 45, p. 369;

¹² TURNER, 167, p. 401; ¹³ HADFIELD, 82, p. 161, 7, 214.

selber seine Ruhestätte ausgesucht, um von diesem erhabenen Sitze aus stets seine an der entgegengesetzten Küste gelegene Heimat sehen zu können. Ein Mann im Dörfchen La Roche erzählte mir, sein Vater liege in einer Grotte am Meer; er sei ein großer Fischersmann gewesen und habe gewünscht, seine Söhne bei der Ausübung ihres Handwerks sehen und ihnen helfen zu können. Auch für die Ile des Pins hat LAMBERT¹ die Notiz, daß Schädelstätten zuweilen am Ufer oder auf Inseln angelegt werden, damit die Totenseelen die Fischer zu sehen vermögen. Das sind nun ganz andere und sehr viel materialistischere Anschauungen als die eines Totenreichs der Seelen.

Im übrigen Melanesien liegen die Totenreiche entweder unter der Erde, so auf den Banks- und Torres-Inseln, Sta. Cruz und den Neuen-Hebriden, oder auf einer über See zu erreichenden Insel, wie auf den Salomonen und Aneityum. In Polynesien sind die auf oder unter der Erde gelegenen Totenreiche der gewöhnlichen Sterblichen stets nur über See erreichbar, während Chefseelen oft ein Paradies im Himmel zugemessen wird (RIVERS²).

Die Totenseelen sind in Caledonien die Schutzgeister der Familie, werden von ihr um Hilfe angerufen und an den Schädelstätten mit Opfern bedacht; sie werden als im Sippenverband verbleibend angesehen, und ihre Kräfte, im Tode magisch gesteigert, kommen den Nachkommen zugute. Vornehmlich wirksam und verehrt sind natürlich die Seelen von schon im Leben zauberkräftigen Personen und von Häuptlingen.* Andererseits sind die Seelen auch gefürchtet, weil sie rachsüchtig sein können, besonders wenn sie sich nicht genug geehrt glauben, und weil sie gerne Lebende nach sich ziehen; auch können sie Besessenheit und andere Übel verursachen. Am meisten gefürchtet sollen nach ATKINSON³ die Seelen im Kindbett verstorbener Frauen sein, eine weitverbreitete Anschauung. Der Eingeborene hat somit zu diesen Wesen eine doppelte Einstellung. Aus Gespensterfurcht geht er nachts nicht gerne aus; er zündet Feuer an, um sie zu vertreiben (LEGRAND⁴, VIEILLARD und DEPLANCHE⁵); an einigen Orten soll es verboten sein, Löcher in die Erde zu graben, aus denen die Seelen herauskommen könnten.

Die Totenseelen erscheinen meist in menschlicher Gestalt, so besonders im Traum; sie können aber auch tierische Formen annehmen. Die Chefs von Ouagap wandern zum Beispiel als Geister nach PATOUILLET⁶ in Haifische, vermutlich ihr Totemtier. Solcher Glaube an Inkarnation in Tiere ist sowohl in Mela-, als in Polynesien verbreitet (RIVERS⁷, HOCART⁸). Totenseelen lassen bestimmte Geräusche hören, zeigen sich an durch Schreie und Pfeifen oder durch mysteriöse Stimmen nachts im Wald; sie erzeugen auch Wellen des Meeres und der Flüsse (PIROUTET⁹).

Auf den Loyalty-Inseln werden oder wurden die Totenseelen gleichfalls angerufen und durch Opfer geehrt; sie sind nach HADFIELD¹⁰ nicht sehr gefürchtet, werden aber doch als unheimliche Wesen betrachtet. Man vermeidet darum Gräber und Totenhöhlen, trägt in der Nacht Fackeln, stößt, wenn man nachts allein im dunklen Hause weilt, Laute aus; alte Frauen streuen auch wohl Asche um die Hütte, um die Seelen abzuhalten. Ihre Besuche und ihr Schwärmen um die alte Heimstätte sind eben doch unwillkommen. Die Verwendung von Asche zur Abwehr von Seelen ist eine weitverbreitete Sitte (KRUIJT¹¹). WIRZ¹² berichtet das auch von Bali, wo dieser prä-hinduistische Gebrauch sich bei den Hindus erhalten hat. Kinder werden gehütet, damit der Tote sie nicht nachziehe (RAY¹³).

Die Seelen erscheinen nach HADFIELD, l. c., sichtbar für Jedermann, aber eingehüllt in eine Nebelwolke oder aber in Tiergestalt. Beim Nahen des Todes nennt der Sterbende oft ein Tier, meist einen Vogel oder ein Insekt, in welches er eingehen werde, welches Tier dann von der Familie

¹ LAMBERT, 99, p. 289; ² RIVERS, 137, II, p. 261—263; ³ ATKINSON, 192, p. 258; ⁴ LEGRAND, 108, p. 57; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 75—76; ⁶ PATOUILLET, 132, p. 190; ⁷ RIVERS, 137, II, p. 361 ff.; ⁸ HOCART, 194, p. 147 ff.; ⁹ PIROUTET, 134, p. 606; ¹⁰ HADFIELD, 82, p. 160; ¹¹ KRUIJT, 96, p. 256; ¹² WIRZ, 196, p. 104—105; ¹³ RAY, 135, p. 289.

als sein Repräsentant heilig gehalten wird, und in dessen Gestalt die Seele ihre Verwandten besucht (RAY)¹. So erzählt auch Frau HADFIELD², daß der Vater eines ihr bekannten Chefs vor seinem Tode angezeigt habe, seine Seele werde in den Körper eines bestimmten Vogels wandern und in dieser Form seinen Nachkommen Warnungen zukommen lassen. Ein anderer Bekannter der Frau HADFIELD sah in kleinen Vögeln, die nach dem Tode seiner Töchter in seine Hütte kamen, die Verkörperung seiner lieben Abgeschiedenen. Auch anderwärts, so z. B. bei den Marind-Anim, kehren Totenseelen mit Vorliebe in Vogelgestalt wieder (WIRZ³). Man vergleiche auch, was KRUIJT⁴ über Seelenwanderung in Indonesien berichtet.

Geister, Dämonen. Neben den Totenseelen gibt es Geister oder Dämonen, deren Herkunft man nicht kennt und die nie Menschen gewesen sein sollen, wobei es aber doch nicht ausgeschlossen ist, daß auch diese Wesen die Seelen mächtiger Persönlichkeiten sein könnten, deren irdische Existenz längst in Vergessenheit geraten ist, wie dies SPEISER⁵ für ähnliche Geister der Neuen-Hebriden als wahrscheinlich ansieht. Die Grenze zwischen Totenseelen und Dämonen ist an vielen Orten keine scharfe, nach KRUIJT⁶ auch in Indonesien nicht. Andererseits können ganz wohl solche Naturdämonen auch älter sein als Ahnenseelen, wie denn nach LEHMANN⁷ und anderen der Seelenkult nur als eine sekundäre Erweiterung des Geisterglaubens angesehen wird. Auch PREUSS⁸ faßt den Ahnenkult als aus Natur- und verwandten Gottheiten entwickelt auf. Diese Dämonen sind meist an bestimmte, vornehmlich unheimliche Lokalitäten gebunden.

Ein solcher Dämon ist nach LAMBERT⁹ „Doibat“, der Herr der Unterwelt; er wird geschildert als von kolossaler Größe, unbeweglich, so daß Bäume auf ihm gewachsen sind und Felsen seine Beine eingeklemmt haben, alles in seinem Reiche sehend, dabei gutartig und stets die Totenseelen zu Vergnügungen antreibend. In diese Kategorie wird auch der schon genannte Cerberus des Totenreichs „Kiémoua“ gehören, weiter „Diabou“ in seinem submarinen Lande Lolonn, dem man das Herz eines Feindes opfert. MONCELON¹⁰ erwähnt einen übelwollenden Geist „Baon“ bei den Stämmen des Zentrums, materiell gedacht und mit Frauen verkehrend. Böse, an der Ostküste gefürchtete Geister nennt VINCENT¹¹ ebenfalls „Baon“. Ein weiblicher Dämon ist der Riesentaschenkrebis „Kabo Mandalat“, mit Beinen so dick wie Kokospalmen (LAMBERT¹²), an einem bebuschten Küstenorte der Insel Pott wohnhaft; die über seine Spuren schreitenden werden von Elephantiasis befallen. Nur in Begleitung des mit diesem Dämon in Verbindung stehenden Zauberers kann man straflos den Ort betreten. Dieser kann selber auch die Krankheit zufügen und heilen. Schon DE VAUX¹³ hat dieses unheilvollen Krebses Erwähnung getan. Eine ähnliche Gestalt ist die große Schlange „Manguéméné“ (LAMBERT¹⁴). Aus ihrer Haut entstand ein mythisches Wesen mit menschlichem Gesicht, aber mit verkehrten Gelenken, dessen Kult einer besonderen Familie auf der Ile des Pins obliegt. Eine verwandte Sage besteht auf den Neuen-Hebriden (CODRINGTON¹⁵). HADFIELD¹⁶ gibt die Namen von vier mächtigen Wesen an, die auf Lifou in Furcht- und Notzeiten angerufen werden, „Welewen, Wenegei, Zangiza und Hwé“. Diese scheinen aber wirklich ursprünglich Menschen gewesen zu sein.

Beliebte Aufenthaltsorte von Dämonen sind sowohl auf Caledonien, als den Loyalty-Inseln Felsblöcke und Felslöcher. In Ouvéa, beim Dörfchen St. Gabriel, wurde uns in dichtem Gestrüpp ein Korallenblock gezeigt, dem der Führer sich nicht zu nähern wagte. Er ist etwa $\frac{1}{2}$ m hoch, und mit einigem guten Willen kann man daran einen Kopf mit zwei Augen, natürlichen, kleinen Höhlungen, eigentlich in Dreizahl vorhanden, erkennen. Der Dämon „Doki“, der sonst den

¹ RAY, 135, p. 288—289; ² HADFIELD, 82, p. 157, 162—163; ³ WIRZ, 177 a, p. 120; ⁴ KRUIJT, 96, p. 170; ⁵ SPEISER, 165, p. 352; ⁶ KRUIJT, 96, p. 387; ⁷ LEHMANN, 109, p. 17; ⁸ PREUSS, 214, p. 59; ⁹ LAMBERT, 99, p. 14, 29; ¹⁰ MONCELON, 122, p. 360; ¹¹ VINCENT, 172, p. 32; ¹² LAMBERT, 99, p. 19; ¹³ DE VAUX, 169, p. 341; ¹⁴ LAMBERT, 99, p. 286; ¹⁵ CODRINGTON, 34, p. 188; ¹⁶ HADFIELD, 82, p. 155.

Stein bewohnt hat, soll nach Angabe des Führers unlängst nach Caledonien hinüber gewandert sein. Es stimmt das damit überein, daß zwei Monate vorher während unseres Aufenthalts in Kanala sich die Nachricht verbreitete, der rote Dämon „Doki“ sei von den Loyalty-Inseln herübergekommen und mache die Ostküste von Yaté bis Kanala unsicher; an der Westküste bei Bourail zeige er sich nur selten. Vier Alte aus dem Dörfchen Méoué bei Kanala wollten den roten Doki bereits gesehen haben. Doki tötet nach Aussage nur Farbige, keine Europäer. Ein christlicher Caledonier, bei uns im Dienste, kaute zur Abwehr gegen Doki Zauberköhlchen, die ihm ein Nata (eingeborener Missionslehrer) gegeben hatte. Missionar BERGERET erzählte mir, auf Maré erscheine Doki als eine rote Wurzel; wer sie zufällig finde, müsse sterben. Nach LEENHARDT ¹ ist der Doki-Glaube neuen Ursprungs, somit ein interessanter Beleg für die beständig schaffende Phantasie der Eingeborenen.

Bei LA ROCHE auf Maré steht ein großer verwitterter Kalkblock „Ouatchamada“, den man früher weinen hörte — heute tut ers nicht mehr — in der Nacht, wenn jemand im nahen Dorfe starb. Der Block muß also von einem Geist bewohnt gewesen sein. Auf Taf. 71, Fig. 7, ist dieser Tränenstein wiedergegeben. HADFIELD ² erzählt von einem Felsloch beim Dorfe Iokin auf Lifou, in welchem früher zwei böse Geister hausten.

Neben solchen durch Namen ausgezeichneten Geistern oder Dämonen gibt es auch eine Fülle namenloser, die in Wäldern, Bergen, Grotten, Bäumen, Felsen, im Wasser von Sümpfen und Flüssen, an den Küsten und im Meere hausen, Kobolde, Satyrn und ähnliches Gelichter. Hieher gehören die „Diéoués“ (LAMBERT ³), deren Tanzlärm man hört und deren Spuren man findet; man bringt ihnen Opfer, weil sie mit dem Menschen Schabernack treiben und Leute verrückt machen, ihr Herz im Schlafe entführend. Sie sollen lange Lippen und aschfarbene Haare haben. Besondere Zauberer aus einer Familie mit Diéoué-Blut vermögen von diesen verursachte Übel zu heilen. Andere Dämonen ähnlicher Art nennt LAMBERT „Pouénébous“. Waldgenien beider Geschlechter erwähnt auch MONTROUZIER ⁴. Meergeister werden durch Hineinwerfen von Opfern besänftigt. All das sind weitverbreitete, uralte Vorstellungen.

Gottheiten. Es ist natürlich ein vergebliches Unterfangen, eine scharfe Grenze zwischen Dämonen und Gottheiten suchen zu wollen; diese Begriffe gehen ineinander über. Für Neu-Caledonien wird man aber als sicher annehmen dürfen, daß der Begriff eines allmächtigen Schöpfergottes fehlt, wenn auch einzelne Dämonen mit Attributen ausgestattet werden, die sonst Gottheiten zukommen.

DE ROCHAS ⁵ sagt, in gewissen Stämmen werde eine obere Gottheit „Esprit de la terre“ mit Herrschaft über die Elemente verehrt. Das wird wohl die von MONTROUZIER ⁶ erwähnte „Weltseele“ sein, von der man in Hienghène spreche und die alle Phänomene, Erdbeben und ähnliches, verursache. Auch BOURGAREL ⁷ spricht von einer weltregierenden Divinité, MURRAY ⁸ von vier Hauptgottheiten auf der Ile des Pins, OPIGEZ ⁹ vom Glauben an ein gutes, oberes Wesen, das, eben weil es gut, selten angerufen werde und der Furcht vor einem bösen, oberen Wesen, das Unheil sende. Um dieses zu vertreiben, grabe man ein großes Loch, etwa 5 m weit und tief; der ganze Stamm vereinigt beschimpfe den bösen Geist, fülle das Loch mit Erde und stampfe fluchend darauf herum bis zur Erschöpfung, in der Meinung, nun den Geist begraben zu haben. Der Autor muß so etwas selber gesehen haben, denn er sagt, es sei ein packendes Schauspiel. Vertreiben und Prügeln von Geistern kommt bekanntlich auch anderwärts vielfach vor (GRÄBNER¹⁰).

Das sind nun alles sehr vage Angaben, die nicht auf einen Schöpfergott schließen lassen. Auf die Frage, wer Sonne, Mond und Sterne gemacht habe, erhält man nach MONTROUZIER¹¹ die Antwort: „Das ist immer so gewesen“. Auch die Länder werden nicht als Schöpfungstaten einer

¹ LEENHARDT, 107, p. 48; ² HADFIELD, 82, p. 158; ³ LAMBERT, 99, p. 17—18; ⁴ MONTROUZIER, 123, p. 365; ⁵ DE ROCHAS, 145, p. 279; ⁶ MONTROUZIER, 123, p. 362; ⁷ BOURGAREL, 24, p. 407; ⁸ MURRAY, 126, p. 280; ⁹ OPIGEZ, 131, p. 443; ¹⁰ GRÄBNER, 78, p. 41; ¹¹ MONTROUZIER, 123, p. 362.

Gottheit aufgefaßt. Nach der Sage auf Lifou zog ein Lifou-Mann mit einer Leine Ouvéa aus der Tiefe, dann Maré, dann Neu-Caledonien, worauf die Leine zerriß, woraus vielleicht auf Unbekanntheit mit weiteren Landschaften geschlossen werden kann (MAC FARLANE ¹, HADFIELD ²). Auch auf den südlichen Neuen-Hebriden werden die Inseln aus dem Meere herauf geangelt, wie auch Nitendi in der Sta. Cruz-Gruppe auf diese Weise soll zutage gekommen sein (SPEISER ³ und ⁴) und Tikopia von einem Geist an einer Leine aus der See gezogen wurde (RIVERS ⁵). Diese Angellegende dürfte polynesischen Ursprungs sein, wie auch die folgende, die Menschenschöpfung betreffende, sicher fremder Herkunft ist. ERSKINE ⁶ und nach ihm TURNER ⁷ erzählen, der Schöpfergott auf Lifou heiße „Laulaati“ und habe einen Stein geschaffen, aus dem das erste Menschenpaar entsprungen sei. Andererseits berichten nach HADFIELD ⁸ die Leute eines Lifou-Dorfes, ihre Vorfahren stammten aus einem großen Baum „Pot“, der umgefallen und zersplittert sei, woraus dann drei männliche Kinder, begleitet von einem Vogel, einer Eidechse und einer Schlange, hervorgekommen seien, und dies seien ihre Vorväter. MAC FARLANE ⁹ sagt, die Lifouer hätten keine Idee über die Herkunft des ersten Menschen; sie wissen nach ihm nur, daß er „Walelimemé“ hieß, eine Frau und Söhne hatte und im Überfluß lebte, bis durch einen Diebstahl seiner Söhne Tod und Arbeit den Lifouern als Strafe zuteil wurden.

Frau HADFIELD¹⁰, die lange Jahre auf den Loyalty-Inseln als Frau eines Missionars tätig gewesen war, sagt ausdrücklich, es scheine kein höchstes Wesen anerkannt zu werden.

Nach CODRINGTON¹¹ ist die Notion eines höchsten Wesens den Melanesiern völlig fremd. Wo sich Spuren einer weltregierenden Gottheit finden, wie es nach den oben aus der caledonischen Literatur zitierten, vagen Berichten den Anschein hat, dürften christliche Einflüsse vorliegen, falls nicht die bejahende Antwort durch den Fragesteller selbst hervorgerufen worden ist. Von den Marind in Holländisch Neu-Guinea berichtet neuerdings WIRZ¹², daß sie kein höchstes, allumfassendes Wesen kennen und keine Spur eines einstmaligen Monotheismus nachweisbar sei.

SCHMIDT¹³ sagt, ein wirkliches, höchstes Wesen fehle in Melanesien, werde aber vielleicht noch zu finden sein. Er betrachtet, wie überhaupt die orthodoxe Kirche dies tut, die heutige Ahnenseelen-, Schädel- und Naturgeister-Verehrung der Melanesier, also den Animismus überhaupt, nicht als etwas Ursprüngliches, nicht als eine Stufe auf dem Wege zu höherer Erkenntnis, sondern als eine Degenerationserscheinung eines früher höheren, ja selbst monotheistischen Götterglaubens, eine Hypothese, die sich, wie mir scheint, nicht ohne etwas gewaltsame Umdeutung der Tatsachen verfechten läßt.

Opfer und Gebete. Von den Grabbeigaben ist im Abschnitt über die Bestattungsbräuche gesprochen worden. Opfer und Gebete werden in Caledonien vornehmlich an die Ahnenseelen zur Erlangung ihrer Hilfe in allen möglichen Angelegenheiten des Lebens gerichtet, auch zur Versöhnung an Elementargeister, die nie Menschen gewesen sind (LEENHARDT¹⁴). Jede Familie, auch jeder einzelne ruft seine toten Angehörigen, jeder Stamm für die Bedürfnisse der Allgemeinheit die seinen an. Die Seelen der Vorfahren werden eben als Beschützer von Familie und Stamm angesehen. Die Opfer und Gebete an sie werden vornehmlich an den Totenstätten, den Schädelaltären, dargebracht, da die Seelen als dort weilend gedacht werden. Opferstellen sind auch die heiligen Plätze, an denen die ersten Ignamen gekocht und verspeist werden. An Festen werden besondere Altäre auf dem Festplatz errichtet, bestehend aus skulptierten Hölzern, besonderen Pflanzen, drei Herdsteinen und einem Kochtopf (LEENHARDT¹⁵). Töpfe zum Kochen der Opfer findet man, wie schon gesagt, auch häufig an Totenorten.

¹ M' FARLANE, 119, p. 20; ² HADFIELD, 82, p. 106; ³ SPEISER, 165, p. 157; ⁴ SPEISER, 163, p. 207; ⁵ RIVERS, 137, I, p. 315; ⁶ ERSKINE, 45, p. 369; ⁷ TURNER, 167, p. 401; ⁸ HADFIELD, 82, p. 14; ⁹ M' FARLANE, 119, p. 17—18; ¹⁰ HADFIELD, 82, p. 154; ¹¹ CODRINGTON, 34, p. 118; ¹² WIRZ, 176b, p. 18; ¹³ SCHMIDT, 155, p. 113 und 115. ¹⁴ LEENHARDT, 103, p. 24; ¹⁵ LEENHARDT, 105, p. 224.

Die vornehmste Opfergabe ist die Igname, aber es werden auch Taros, Zuckerrohr, Früchte und Fische zu diesem Zwecke verwendet. LAMBERT ¹ berichtet, daß auch das Herz eines Feindes als Opfer an gewisse Dämonen verbrannt werde.

Als ein Opfer zu betrachten ist auch, was ich oft beobachtet habe, wenn ein Eingeborener an einem heiligen Ort einen Stofflappen an einen Baumzweig bindet. In Maré befindet sich am Fuß der Felsenmauer unweit von Pénélo in der Nähe der Küste ein Felsbecken mit sehr klarem Wasser, „Léon“ genannt. Jeder, der darin gebadet hat, steckt einen Zweig in ein Felsloch, was früher wohl ein Opfer an die Geister des Ortes bedeutet hat, in der heutigen, christlichen Zeit zu einer bloßen Sitte geworden ist. Auch alle die vielen Enthaltensamkeitsvorschriften im Leben des Eingeborenen sind gewissermaßen als Opfer aufzufassen.

Was den Charakter der caledonischen Gebete angeht, gebe ich als Beispiel einen Bericht von DE ROCHAS ² wieder, den er auf Grund von Angaben des Missionars VIGOUROUX gemacht hat. Wenn die Ignamen halbreif sind, ruft man die Ahnenseelen um Gedeihen der Pflanzungen an. Ein Alter opfert an der Totenstätte im Namen des Volks junge Ignamen aus den Pflanzungen aller Beteiligten, unter Gebet etwa folgenden Inhalts:

„Heilige Geister unserer alten Häuptlinge und unserer Väter nehmt das Opfer unserer Güter an, schickt uns den Regen, der unsere Felder befruchtet, laßt unsere Früchte wachsen und reifen, gebt uns Fülle, befreit uns von Krankheit, stärkt und leitet unsere Arme, daß unsere Feinde zittern bei unserem Kriegsruf, auf den ersten Ansturm unterliegen und uns reiche Beute überlassen“.

Ein sehr charakteristisches Gebet gibt LEENHARDT ³ wieder, gesprochen beim Ignamenopfer vor der Verteilung der Lebensmittelhaufen an einem großen Feste:

„Hier ist der Anteil, den wir gesammelt haben, damit er Nahrung sei für Euch, Vorfahren, Väter. Mögt Ihr uns hören von der Höhe dieses Berges herab und von jenseits dieses Felsen Gipfels. Laßt heute Eure Macht und Eure Kraft herabsteigen auf diese Lebensmittelhaufen, damit man zahlreich sich dränge auf dem Festplatz morgen und übermorgen.“

Gebete ähnlichen Charakters finden sich verzeichnet bei VIEILLARD und DEPLANCHE ⁴ und an anderen Orten.

Ignamen-Opferplätze. Es sind dies heilige Orte, den Frauen verboten, an welchen für das Gedeihen der Ignamen-Kulturen von einem besonderen Priester Invokationen verrichtet und wo von den Männern die ersten geernteten Tuberkel gekocht und verspeist werden. Diese Orte sind bezeichnet durch in den Boden gesteckte, skulptierte, zuweilen auch nicht skulptierte Pfosten mit Baststofflappen und Strohwischen, einen Kochtopf und ein Tritonshorn zum Herbeirufen der Männer. Eine solche heilige Stätte aus der Nähe von Nakéty ist auf Taf. 69, Fig. 1, abgebildet. Zu Füßen eines alten Dachaufsatzes mit menschlicher Figur und aufgesteckten Tritonshörnern und anderer Stöcke lagen auf der Erde zerbrochene Eisentöpfe und zahlreiche, runde, heilige Steine, die letzteren von einem Blech bedeckt. Ähnliche Plätze sah ich in einem Seitental des Negropo-Tals, so den auf Fig. 2 wiedergegebenen. Vor einer halbzerfallenen Hütte befand sich hier ein ganzer Wald von skulptierten Stöcken, teils mit Rundfiguren, teils geometrisch stilisiert. In der Hütte sah ich einen Grabstock mit Blätterkranz, nach Angabe daran befestigt nach Abschluß der Arbeit. Beim Wasserfall von Kanala traf ich auf einen Opferplatz, gekennzeichnet durch einen oben skulptierten und mit einem Schnurwickel umflochtenen Stock; daran hingen zwei Ignamenwurzeln, in denen kleine Speere mit Baststoff-Fähnchen steckten. Diese stammen von Knaben her, welche, wie man mir sagte, das tun, um Kraft zu bekommen. Zu Füßen des

¹ LAMBERT, 99, p. 37, ² DE ROCHAS, 145, p. 277; ³ LEENHARDT, 105, p. 237; ⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 211.

Pfostens lagen ein eiserner Kochtopf und zwei Tritonshörner. Unser Begleiter band als Gruß an die heilige Stätte einen Tuchlappen an einen nahen Baum. Ein Bild eines Igmamen-Opferplatzes findet sich auch bei LEENHARDT¹.

Sonnen- und Mondkult. Spuren von solchem Kult scheinen sich zu finden, wenn auch sehr verschwommen. Zunächst möchte ich glauben, daß trotz der Deutung der Petroglyphen durch LUQUET (s. den Abschnitt über Prähistorie, p. 12 ff.) gewisse Zeichen auf den skulptierten Felsen Sonnenbilder und Sonnensymbole sein könnten. Für die Heiligkeit des Tagesgestirns spricht die Angabe von LEENHARDT², daß der Gipfel des Berges, auf dem die aufgehende Sonne erscheine, heilig sei. Ich erwähne ferner eine Erzählung von BOURGEY³, nach welcher nicht weit von Nékoué an der Westküste auf dem Pfade, der nach Yaté an der anderen Küste hinüberführt, ein heiliger Ort sich befindet, „Anrufung der Sonne“ genannt. Es sei dies eine 2 m lange, senkrecht zum Pfad gezogene Kerbe (échancrure); mit dem Fuß in der Kerbe, das Gesicht gegen die Sonne gewendet, werde das Gestirn angerufen und gebeten, nicht unterzugehen, bevor man die Ostküste erreicht habe. Nach HADFIELD⁴ kniet und beugt man sich auf Lifou stillschweigend vor Sonne, Mond und Sternen. Auch im übrigen Melanesien, mit Ausnahme der Salomonen, sind die Spuren von Sonnenkult sehr dürftig (RIVERS⁵), so auch auf den Neuen-Hebriden (SPEISER⁶).

Was den Mond angeht, so wird nach LEGRAND⁷ in Caledonien am Ende des Monats — ich vermute bei Erscheinen des Neumonds — ein Fest gefeiert „pour cuir la lune“. GLAUMONT⁸ erzählt, daß der Neumond abgewartet und begrüßt werde, indem man durch lebhaftes Reiben eines Fingers auf den Lippen und Pfeifen einen eigentümlichen Laut, wie „ululu“ klingend, hervorrufe; so sei es auch auf Ouvéa. Auch MONTROUZIER⁹ erwähnt eine Begrüßung des Neumonds durch Schreie. Der neue Mond ist für die Eingeborenen tatsächlich ein neuer Mond an Stelle des toten alten, wie auch eine Mondfinsternis den Tod des Mondes bedeutet.

Auf Lifou wird nach HADFIELD¹⁰ der Mond als im Besitz zahlreicher Zähne gedacht. Wenn Jemand einen kranken Zahn auszieht, wirft er ihn in einer Mondnacht über seine Hütte, dem Monde zurufend: „Nimm meinen alten und sende mir einen neuen Zahn.“

Die australische Zahnextraktion bei der Jünglingsweihe soll ebenfalls Beziehungen zum Mond haben, wie man bei SCHMIDT¹¹ nachlesen möge. PREUSS¹² gibt freilich eine ganz andere Erklärung für das Entfernen der oberen Schneidezähne, nämlich eine Erhöhung der Zaubermwirkung des Hauches, des Spuckens, des Schreis, der Sprache und des Gesanges; auch sei es ein Abwehrmittel gegen den tödlichen Einfluß einer Leiche.

Weiteres für Mondkult wäre vielleicht aus den Legenden zu gewinnen, da in melanesischen Landen fast überall eine Mondmythologie vorhanden ist, beruhend auf seinen Phasen als Prototyp von Geburt, Tod und neuem Leben (SCHMIDT¹³, GRÄBNER¹⁴).

Kaum zum Astralkult zu rechnen ist die von HADFIELD¹⁵ erwähnte Sitte, daß Kinder auf Lifou nicht nach einem Regenbogen oder nach einer Sternschnuppe deuten dürfen, weil dies den Tod der Mutter herbeiführen würde.

Heilige und gefürchtete Tiere. Das am meisten gefürchtete Tier in Neu-Caledonien ist ohne Zweifel der große Gecko aus der Gattung Rhacodactylus, in der Tat ein unheimlich aussehendes Geschöpf, obschon völlig harmlos. Dennoch glauben viele, daß schon eine Begegnung mit ihm krank machen könne. Ein Eingeborener, den ich befragte, warum das Tier so gefürchtet sei,

¹ LEENHARDT, 103, p. 57; ² LEENHARDT, 105, p. 254; ³ BOURGEY, 27, p. 188; ⁴ HADFIELD, 82, p. 110; ⁵ RIVERS, 137, II, 423; ⁶ SPEISER, 165, p. 360; ⁷ LEGRAND, 108, p. 56; ⁸ GLAUMONT, 70, p. 117; ⁹ MONTROUZIER, 123, p. 366; ¹⁰ HADFIELD, 82, p. 110—111; ¹¹ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 183—184; ¹² PREUSS, 215 b, p. 416; ¹³ SCHMIDT, 155, p. 113; ¹⁴ GRÄBNER, 78, p. 47; ¹⁵ HADFIELD, 82, p. 113.

antwortete in seiner derben Sprache: „Si ça te pisse dans les yeux, t'es foutu.“ Über Heilung von Eingeborenen, die sich vom Gecko bewohnt glaubten, s. den Abschnitt über Medizinisches, p. 33. Aber nicht nur der große Gecko und seine kleineren Verwandten, auch gewöhnliche Eidechsen werden gefürchtet. Unsere Leute hatten Angst, sie zu berühren; es sei ein Teufel darin, sagten sie. Auch in anderen Gebieten der Südsee wird nach KRUIJT¹ die Echse zuweilen als von bösen Geistern bewohnt angesehen, von Seelen, die ohne die üblichen Bestattungsbräuche geblieben sind; solche dringen in Eidechsenform in den Körper ein und machen durch Nagen an den Eingeweiden krank. LEENHARDT² berichtet von einem Eidechsenstein, den man zum Schädigen in das Gebiet eines feindlichen Stammes verbringe, wo er alle Echsen, die als Bringer von Krankheiten gelten, anziehen soll und DURAND³ von einem Stein bei den Ouébia, der eine große Eidechse enthalte und vor Eindringlingen schütze; wenn man den Stein aufs Feuer lege, kriechen das gefürchtete Reptil heraus. Die Eidechse wird auch zu anderen Zauberkünsten verwandt. Nach MONTROUZIER⁴ fängt man, um tapfer zu werden, ein solches Tier, nimmt seinen Kopf ins Maul und saugt das vermeintliche Gift auf.

Andererseits ist der große Gecko nicht nur gefürchtet, sondern auch geheiligt als Totemtier gewisser Familien; er vertritt wahrscheinlich das in Indonesien als Vorfahr verehrte, in Caledonien fehlende Krokodil. Daher wohl auch seine bildliche Darstellung. Auf Taf. 40, Fig. 5, ist ein skulptiertes Brett aus einer Hütte wiedergegeben mit dem Bild eines gabelschwänzigen Geckos in Relief. LUQUET⁵ erwähnt aus ARCHAMBAULTS Funden drei große Steine mit je einer in Relief skulptierten Echse, sicherlich einem Gecko, aus Bondé und Ouani. Eine Eidechse in Relief befindet sich am Schaft eines Steinbeils in Dresden.

Auf Lifou wird nach HADFIELD⁶ eine Echse nie getötet, da sie als Wohnsitz von Geistern angesehen wird. Eine tote Eidechse auf dem Weg bedeutet für Männer gewisser Stämme, daß sie nach Hause zurückkehren sollen, weil ein Glied ihrer Familie im Sterben liege. Ebenso gilt der Königsfischer (*Halcyon sancta* Vig. und Horsf.) als ein schlimmes Omen und eine Inkarnation von Bosheit; er wird nie getötet oder gegessen. Auch auf den Banks-Inseln wird nach CODRINGTON⁷ der Königsfischer, weil mit einem Geist verbunden, nicht getötet. So ist es auf Lifou auch mit der weißen Schleiereule. Albinokinder gelten als solche der weißen Eule und sollen den Geist ihres Eulenvaters besitzen (HADFIELD⁸). Nach CREAGH⁹ zeigt die Gegenwart von Eidechsen und gewisser Vögel, so die des Königsfischers und der Eule, die Nähe eines Geistes an. Fliegende Vögel und auf dem Pfad vorausrennende Ratten bedeuten für gewisse Männer eine Warnung vor einem Hinterhalt.

Es besteht auf Lifou auch der Glaube, daß der Tod eines Tieres, mit dem einer in mystischer Verbindung steht, seinen eigenen Tod herbeiführe (vgl. den Abschnitt über Schutztiere bei RIVERS¹⁰ und über Sympathietiere bei NAUMANN¹¹).

Welcher Art solche tierbewohnenden Geister sind, ob Totenseelen, wie in den oben, p. 284—285, gegebenen Beispielen, oder Dämonen, kann ich nicht entscheiden.

Heilige Pflanzen. Als eine heilige Pflanze kann die *Dracaena* angesehen werden. LAMBERT¹² spricht von der heiligen *Dracaena* beim Herd für die Totenopfer, ebenso PIONNIER¹³ von der *Dracaena* als einer heiligen Pflanze. Vom Gebrauch ihrer Blätter in Verbindung mit dem Ignamenstein wird unten die Rede sein. Die *Dracaena* wird auch von CODRINGTON¹⁴ unter den heiligen Pflanzen der Hebriden aufgeführt; WIRZ¹⁵ erwähnt sie bei Zeremonien der Marind-Anim, KRUIJT¹⁶

¹ KRUIJT, 96, p. 197; ² LEENHARDT, 101, p. 293; ³ DURAND, 42, p. 510; ⁴ MONTROUZIER, 123, p. 367; ⁵ LUQUET, 115, p. 76 ff., Taf. 19; ⁶ HADFIELD, 82, p. 156—158; ⁷ CODRINGTON, 34, p. 190; ⁸ HADFIELD, 82, p. 204—205; ⁹ CREAGH, 188, p. 681; ¹⁰ RIVERS, 137, II, p. 364; ¹¹ NAUMANN, 207, p. 105 ff.; ¹² LAMBERT, 99, p. 289; ¹³ PIONNIER, 133, p. 32; ¹⁴ CODRINGTON, 34, p. 187; ¹⁵ WIRZ, 177 b, p. 19; ¹⁶ KRUIJT, 96, p. 138.

als heilige Pflanze der Indonesier. Ihr Ansehen verdankt sie nach ihm dem Umstand, daß sie, wenn abgehauen, immer wieder neu treibt, woraus auf einen starken Seelenstoff derselben geschlossen wird, der den anderer Objekte zu kräftigen imstande ist. Als heilig können auch die verschiedenen Gewächse angesehen werden, deren Teile bei Zauberhandlungen und Heilungen zur Verwendung kommen, indem diese alle als mit besonderen Kräften begabt angesehen werden.

Zauberer. Die Zauberer, nicht zu verwechseln mit den später zu behandelnden Familienpriestern, sind von sehr verschiedenem Rang und Ansehen, je nach ihrer Zauberkraft, die wiederum abhängig ist von dem Rang der übernatürlichen Wesen, mit denen sie in Verbindung zu stehen vorgeben. Auch in Australien verdanken die Zauberer oder Medizinmänner ihre Kräfte Schutzgeistern, Vorfahrenseelen (NIEUWENHUIS¹).

Die caledonischen Zauberer gehören nach VIEILLARD und DEPLANCHE² vornehmlich der Chefklasse an, und zwar gibt es solche beider Geschlechter. Die Europäer bezeichnen sie als „Takatas“; doch ist dies keine eingeborene, caledonische Benennung. CLEMENT³ nennt die westaustralischen, eingeborenen Ärzte „Taketa“. Difformität des Körpers, Zwergwuchs, überzählige Finger, rote Augen und dergleichen erhöhen, wie viele Autoren berichten, ihr Ansehen. Ihre Zaubergeheimnisse vererben sich in der Familie von Vater auf Sohn; manchmal sind sie käuflich (LEENHARDT⁴). Die Zauberer sind ebenso geehrt, als gefürchtet, und wenn ein öffentliches Unglück oder mehrere Todesfälle ihnen zur Last gelegt werden, riskieren sie, getötet zu werden.

Jeder Zauberer hat seine Spezialität. Einige behaupten, Kraft über die Elemente zu besitzen, Sturm, Wind, Regen, Sonnenschein und Trockenheit beliebig hervorrufen zu können. Andere haben Macht über Gesundheit und Krankheit, sagen die Zukunft voraus, entdecken die Urheber von Verbrechen, werfen Lose, machen sterile Frauen fruchtbar, beeinflussen das Geschlecht erwarteter Kinder usw. All dies geschieht mittelst Zauberpaketen, aus verschiedenen Pflanzenteilen zusammengesetzt, und mittelst Zaubersteinen, unter allerlei oft bei den Ahnenschädeln ausgeführten Zeremonien, Beschwörungen und Gebeten, wie wir in der Folge noch sehen werden. Der Gebrauch von Pflanzenteilen, unter Formeln abgeschnitten und von Grasbündeln zu kultischen und Zaubierzwecken ist bekanntlich uralte und findet sich schon im zoroastrischen und altindischen Kult. Gelingt ein Zauber nicht, so ist eben ein Gegenzauber wirksamer gewesen.

Eine beträchtliche Einnahmequelle der Zauberer bildet die Herstellung von Amuletten gegen alle denkbaren Übel und Gefahren, denen sie durch Gebetsformeln Kraft verleihen, weiter die Bereitung von Liebestränken und von geweihten Wassern zu Reinigungszwecken der verschiedensten Art, auch zur Besprengung von Pflanzungen, von neuen Fischnetzen, Pirogen und dergleichen.

Manche Zauberer sind fast ausschließlich Mediziner und machen sich durch ihre Kenntnis heilsamer Pflanzen und ihre chirurgischen Fähigkeiten oft recht nützlich. Andere mißbrauchen ihre Gaben zur Herstellung von Giften (s. das Kapitel über Medizinisches, p. 33 ff.).

Familienpriester, Familiensteine, Familienheiligtümer. Als Familienpriester amtiert der jüngste der Brüder einer Großfamilie; er ist geheiligt durch Ehelosigkeit, verrichtet die Opfer und Gebete und muß durch Worte und durch seine Gegenwart Mut und Begeisterung bei schweren Arbeiten und im Kriege erwecken (LEENHARDT^{5 u. 6}). Bei Pilufesten, von der väterlichen Familie veranstaltet, ist er der Opferer und wohnt während des Festes in einer Miniaturhütte nahe beim Altar (LEENHARDT⁷). Er hütet die heiligen Steine, in denen die Ahnengeister residieren. Alle Glieder einer väterlichen Familie gelten nach LEENHARDT als entsprungen aus demselben Stein,

¹ NIEUWENHUIS, 128, p. 103 und 187; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 78; ³ CLEMENT, 203, p. 7;

⁴ LEENHARDT, 104, p. 331; ⁵ LEENHARDT, 103, p. 24; ⁶ LEENHARDT, 107, p. 45; ⁷ LEENHARDT, 105, p. 224.

offenbar eine uralte Vorstellung, wurzelnd in australischen Tchuringa-Anschauungen. Wie man eines solchen heiligen Steines mächtig wird, erzählt derselbe Autor¹ folgendermaßen: Um den Geist eines großen Toten zu besitzen, wirft man sich auf die Erde, sucht den Geist im Vorbeigehen zu erhaschen und springt mit ihm ins Wasser. Beim Untertauchen werde dann der Geist zu einem Stein; diesen bringe man dann herauf mit den Worten: „Hier der Geist unseres Vorfahren.“ Von da an wird dieser Stein als heilig betrachtet.

Dagegen ist nicht der jüngste, sondern der älteste Bruder, das Familienhaupt, Hüter des Schatzes einer Familie oder Familiengruppe, des heiligen Korbes mit den Kostbarkeiten, dem Erbgut an Geldschnüren und anderen Familienheiligtümern. Die Geldschnüre (s. den Abschnitt über das Geld, p. 182) liegen, an Münzköpfen befestigt, in kleinen Holzschiffchen, umwickelt mit Rinde und unverbrennbaren Blättern. Diesen Schatz bewahrt das Familienhaupt in seiner Schlafhütte auf. Im Falle von Flucht oder bei einem Brand wird zuerst der heilige Korb gerettet, als eine Garantie des Lebens. Von seiner Wunderrolle berichten viele Legenden (LEENHARDT^{2 u. 3}). Familienheiligtümer sind irgendwie mit den Vorfahrengeistern zusammenhängende und von diesen ihre besondere Kraft herleitende Dinge; sie wirken als eine Art von Schutzgöttheiten, und ihr Besitz verleiht dem Familien- oder Stammeshaupt ein übernatürliches Ansehen. Etwas Verwandtes sind die sogenannten Reichszierrate indonesischer Stammeshäupter und Fürsten (KRUIJT⁴).

LAMBERT⁵ bezeichnet gewisse dieser heiligen Zauberschutzmittel als „Ouéiam“. Sie haben nach ihm die Kraft, unsichtbar und unüberwindbar im Kriege zu machen, vor Gefahren zu warnen, Feinden den Mut zu nehmen und dergleichen mehr. Seine Abbildung zeigt ein spindelförmiges Paket, enthaltend Schabbel von Bäumen, verschiedene Pflanzensprosse, zwei Stücke Kriegsholz und zwei Zähne eines alten, zauberkräftigen Vorfahren, das Ganze eingehüllt in Baumrinde und dicht umwickelt mit Schnüren. Zwei daran angebrachte Ovula-Schalen sollen die Augen markieren; am unteren Ende befindet sich eine Knochennadel. Nur der privilegierte Eigentümer vermag gefahrlos ein solches Paket zu berühren. Die Pakete tragen besondere Namen nach einem alten Vorfahren, einem Chef oder Zauberer.

Nach einer Kriegserklärung wird, wie LAMBERT berichtet, das Paket auf dem Friedhof an einen Baum gehängt, darunter mit besonderen Zweigen ein Feuer angezündet, das Paket geräuchert, unter Gebeten, mit Kokoswasser begossen und in den Krieg mitgenommen. Er schildert den schmerzlichen Abschied eines Christ gewordenen Belep-Chefs von seinem Ouéiam. Unter Tränen entnahm er das Paket seinem heiligen Korb mit folgender Anrede: „Heute trennen wir uns. Früher, als noch der Geist des alten Daoumi, der mich wie einen Sohn behandelte und dich mir gab, Macht hatte, trug ich dich und du schütztest mich vor den Schlägen der Feinde. Warst du es nicht, der mich schirmte in vielen Kriegen? Lebe wohl. Ich verlasse dich; mein Herz sagt mir, daß ich dich nicht mehr nötig habe.“ PIONNIER⁶ wiederholt diese Geschichte, wie so oft in der caledonischen Literatur, ohne Quellenangabe. Ein solches Familienheiligtum war nach LAMBERT⁷ auch der unbesiegbare machende Stein „Manda“.

In den Familienkorb kommen unter Umständen auch die zur Schlichtung von Differenzen in der Ehe dienenden Pakete „Jébaën“ (LAMBERT⁸), welche die Gatten unzertrennbar machen sollen, angefertigt von einem Manne, der die Herzen verändern kann. Es sind zwei kleine, spindelförmige Schnurpakete, Mann und Frau repräsentierend, zusammengebunden als Symbol ehelicher Harmonie. Die Pakete enthalten Pflanzen, einige Fasern der Frauenschürze, ein Fragment vom

¹ LEENHARDT, 106, p. 23; ² LEENHARDT, 104, p. 326; ³ LEENHARDT, 107, p. 46; ⁴ KRUIJT, 96, p. 224;

⁵ LAMBERT, 99, p. 180 ff. und p. 3, Fig.; ⁶ PIONNIER, 133, p. 89; ⁷ LAMBERT, 99, p. 29; ⁸ LAMBERT, 99, p. 97 ff.

Männerkleid und eine Nadel aus Pteropus-Knochen. Der in der Ehe ungeliebte Mann geht auf den Familienfriedhof, räuchert das ihn repräsentierende Paket, besprengt es mit gewissen Wassern und bewegt die Nadel mit den Worten: „Ich ändere das Herz dieser Frau, daß sie mich liebe“, legt etwa auch ein Zuckerrohr zum Paket und gibt davon der Frau zu essen. Ebenso kann die Frau handeln, aber nicht auf dem Friedhof, der ihr verboten ist.

Ein sehr merkwürdiges Familienheiligtum erhielt das Basler Museum von Herrn Missionar Et. BERGERET geschenkt. Umhüllt von einem europäischen Stofflappen und einem gegen 3 m langen, netzförmig geflochtenen Schnurband fanden sich folgende Dinge: Erstlich ein hölzernes Geldschiffchen von $16\frac{1}{2}$ cm Länge, in dessen Innerem ein länglicher, roter, offenbar von Blut herrührender Fleck auffällt, Taf. 50, Fig. 3. Das Schiffchen war noch in besondere Blätter eingewickelt. Weiter zwei Münzköpfe mit Geldschnur, von denen der eine auf Taf. 51, Fig. 3, abgebildet ist. Er ist dadurch bemerkenswert, daß an seiner Spitze, oberhalb einer weißen Nassaschale, ein Büschel bräunlicher Kinderhaare von 5 cm Länge befestigt ist. BERGERET¹ erzählt darüber das Folgende: Ein christlich gewordener Eingeborener übergab ihm das Paket mit den Worten: „Dies ist der Gott meiner Familie und auch der des Grandchefs Mindia.“ Es war das kostbarste Gut seiner Familie, eine Garantie für Glück und Sieg, bei Gefahr oder Brand in erster Linie zu retten. Das Paket wurde mit Respekt behandelt; man durfte z. B. in der Hütte, in der es sich befand, nachts nicht ohne Licht essen. Auf die Frage BERGERETS, was denn den Wert dieser Dinge ausmache, wies er auf die Haarlocke und auf den Blutfleck im Schiffchen. Die Familie wohnte seiner Zeit in Carovin im Houailou-Tal. Eines Tags kamen Leute eines benachbarten Stammes dorthin, um, wie es früher in Friedenszeiten Sitte war, mit denen von Carovin ein Scheingefecht mit geschickt geworfenen und vermiedenen Lanzen auszuführen. Da passierte es dem Familienhaupt von Carovin, daß seine Lanze einen der Ankömmlinge tötete. Das verlangte Rache. Einige Zeit darauf fand ein Pilufest in Gondé in derselben Talschaft statt. Alle Carovin-Männer nahmen daran teil, nur alte Frauen und Kinder im Dorf zurücklassend. Diese Gelegenheit benützten die Kameraden des Gefallenen, überfielen Carovin, töteten die Tochter und eine alte Großmutter des Chefs und zündeten seine Hütte an. Die Heimkehrenden fanden die halb verkohlten Leichen. Ein unversehrt gebliebenes Haarbüschel des Kindes wurde da fixiert, wo es sich heute noch befindet, als ein ewiges Haßsymbol gegen den Nachbarstamm. Die Deszendenten dieser Familie sind heute fast alle Protestanten geworden, die der Mörder Katholiken, weil sie aus Haß nicht die gleiche Religion wie ihre Feinde annehmen wollten.

Eine besondere Geschichte hat der Blutfleck im Geldschiffchen. Einer der Chefs von Carovin, ein tapferer Krieger, begab sich, um Frieden zu stiften nach dem Stamm der Poya, der auf der Westseite des Gebirges wohnt. Dort wurde er aber heimtückisch ermordet. In demselben Moment erschien der Blutfleck in der Piroge als ewiges Rachesymbol gegen die Poya-Leute.

Ich habe diesen Fall etwas ausführlich behandelt, weil er einen dem Europäer sonst verschlossenen Einblick in die Art der caledonischen Familienheiligtümer zu geben vermag.

Träume, Hellsehen. Der Traum ist für den Eingeborenen eine Realität und spielt daher eine entscheidende Rolle (LEENHARDT²); er ist Erlebnis der vom Körper getrennten Seele, wie auch sonst bei Primitiven (GRÄBNER³). Man kann im Traum ins Totenland wandern, mit verstorbenen Angehörigen verkehren und von ihnen allerhand sonst Verborgenes erfahren.

Nach HADFIELD⁴ behaupten die Lifouer, daß Tiere, weit mehr als der Mensch, mit der Gabe des zweiten Gesichts ausgestattet seien. Auch in Indonesien herrscht der Glaube, daß Tiere Geister zu sehen vermögen (KRUIJT⁵). Frau HADFIELD erzählt Fälle von Hellsehen bei Menschen,

¹ BERGERET, 16, p. 409; ² LEENHARDT, 106, p. 15; ³ GRÄBNER, 78, p. 38; ⁴ HADFIELD, 82, p. 161, 163 ff.; ⁵ KRUIJT, 96, p. 397.

so von einem nach Caledonien verbannten Lifou-Zauberer, der einem ihm unbekannten Ouvéa-Manne, der ihn nach der Ursache des Todes seiner Kinder befragte, seinen Heimatort und seinen Nachbar beschrieb, der am Tode schuld gewesen, mit der Angabe, dieser werde ihn bei seiner Heimkehr als erster mit ausgestreckten Armen begrüßen, wie es denn auch der Fall gewesen sein soll; derselbe Zauberer habe auch einmal unter vielen Leuten einen Dieb und die Höhe der von ihm gestohlenen Summe richtig herausgefunden.

Prophezeien, Orakel, Gottesurteile. Die Gabe, wahrsagen zu können, sei es über Vergangenes, wie das Aufdecken eines Diebstahls oder anderen Verbrechens, oder über Zukünftiges, wie den Erfolg eines Unternehmens, den Verlauf einer Krankheit und dergleichen, wird von vielen in Anspruch genommen. Auch diese Gabe ist erblich, manchmal käuflich (LEENHARDT¹). Priester können Wahrsager sein, auch Häuptlinge und gewöhnliche Sterbliche, während Zauberer diese Eigenschaft nicht notwendig zu haben brauchen. Die damit verbundenen Zeremonien heißen nach VIEILLARD und DEPLANCHE² „Jarik“. Diese Bezeichnung wird nach LAMBERT³ in Caledonien für jede Zauberhandlung gebraucht, auf den Belep-Inseln dagegen ausschließlich für die mit Wahrsagen verbundenen.

Die Mittel, um Verborgenes zu erfahren, sind verschiedene. Bestimmte Priester und Chefs behaupten, durch Formeln und Opfer direkt mit Ahnenseelen in Verbindung treten und sie konsultieren zu können. Manche geben an, in einem Trance-Zustand zu diesem Zweck das Totenreich zu besuchen, instande zu sein. Andere wenden Prozeduren an, die man, wenn man will, als Gottesurteile bezeichnen kann. LAMBERT⁴ gibt solche Beispiele, welche alle darauf hinauslaufen, ob ein unter Zeremonien bereitetes Blätterpaket, an einem Stock festgebunden, auf Druck und Zug des Operators, unter Anfrage an die Ahnenseelen, durch Reißen der Schnur herabfällt oder nicht oder ob ein an einem Stock befestigtes Grasband zerbricht oder festbleibt. Fällt das Paket nicht herunter, zerreißt das Grasband nicht, so ist dies ein gutes Zeichen; ein Unternehmen wird gelingen, ein eines Verbrechens Verdächtiger ist unschuldig und umgekehrt. Um einen am Tode eines anderen durch Zauberei schuldigen zu ermitteln, befestigt man nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁵ ein Seil an einem Ast, zieht Verdächtige hoch, läßt sie herabfallen, und wenn einer sich dabei verletzt, wird er als der Übeltäter erkannt. In Maré erhielt ich ein umschnürtes Päckchen, einen Stein enthaltend. Im Falle einer Krankheit wird das Objekt auf Wasser gelegt. Geht es unter, wird die Person sterben, schwimmt es oben, wird sie am Leben bleiben. Ähnliche Orakelarten sind bekanntlich weit verbreitet. Für Indonesien gibt KRUIJT⁶ viele Beispiele verwandter Art an.

Verwünschungen, namentlich solche durch Eltern oder Chefs, sind sehr gefürchtet und gelten auf Lifou nach MAC FARLANE⁷ für tödlich.

Eine Eidleistung soll nach MONTROUZIER⁸ in Caledonien in der Weise geschehen, daß man eine Querspforte in der Erde anbringt und den Fuß darauf setzt.

Idole. Darunter verstehe ich nicht die an und auf den Hütten angebrachten Skulpturwerke, die in einem besonderen Abschnitt behandelt worden sind, sondern freie, hölzerne Rundskulpturen in menschlicher Form ohne Bezug auf Hüttenarchitektur. Diese Holzfiguren werden in der Literatur öfters als bloße Spielzeuge oder als Kunstwerke ohne jede religiöse Bedeutung erklärt, so von BRAINNE⁹ und VIEILLARD und DEPLANCHE¹⁰. Auch LUQUET¹¹ möchte wenigstens die caledonischen Kinderfiguren in Wiegen als bloße Puppen ansehen, aber, wie wir sehen werden, mit Unrecht. Zwar haben mir Pamboa-Leute mehrere Holzstatuetten verkauft, mit der Angabe,

¹ LEENHARDT, 107, p. 48; ² VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 78–79; ³ LAMBERT, 99, p. 36; ⁴ LAMBERT, 99, p. 32 ff.; ⁵ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 227; ⁶ KRUIJT, 96, p. 428–429; ⁷ M' FARLANE, 119, p. 13; ⁸ MONTROUZIER, 123, p. 368; ⁹ BRAINNE, 29, p. 266; ¹⁰ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171 a, p. 91; ¹¹ LUQUET, 115, p. 11.

es seien bloß Kinderspielzeuge, aber das geschah sicher aus der bei den Caledoniern tief eingewurzelten Neigung, alles Religiöse vor Europäern zu verbergen. Ich glaube, daß die caledonischen hölzernen Statuetten zum größten Teil, wenn nicht alle, Ahnen- und Schutz- oder Zauberfiguren sind.

Auf Taf. 69, Fig. 3, ist eine Holzfigur aus der Gegend von Oubatche dargestellt, welche zum Regenmachen gedient hat. Dieser Regendämon wurde mir von einem alten Manne aus dem Dörfchen Tchambouenne gebracht, mit der Angabe, sein Vater habe damit Regen gemacht; die Figur stelle den Dämon „Oualaout“ dar; sie steckte in einer alten, vielfach geflickten Tasche, die früher in einer Hütte im Wald gehangen habe, wo sie sein Vater jeweilen zum Regenerzeugen geholt habe. Dieses Idol ist aus dunkelrotbraunem, durch Gebrauch poliertem Holz recht roh gearbeitet, 31 cm hoch, mit anliegenden Armen, deren Hände den Bauch berühren, freien Beinen mit zehenlosen Füßen; Geschlecht männlich. LAMBERT¹ bildet eine ähnlich rohe Holzfigur ab, von der er angibt, sie sei wie die Zaubersteine auf dem Friedhof als Medium zum Verkehr mit den Geistern manipuliert worden, wonach sie in dieselbe Kategorie von Zauberfiguren gehört wie der Regendämon. Mehrere Holzfiguren erhielt ich im Stamm der Pamboa. Die eine, Taf. 69, Fig. 4, ist 35 cm hoch; der runde Kopf zeigt ein kleines, in einer halbovalen Vertiefung liegendes Gesicht; die Arme sind frei herausgearbeitet bis auf die den Hüften aufliegenden Hände; ebenso sind die Beine frei; die Brüste sind durch zwei dreieckige Lappen wiedergegeben, Geschlecht männlich. Ebenso ist die nur 25 cm hohe Statuette der Fig. 5 männlichen Geschlechts. Sie hat völlig anliegende Arme, während die Beine frei herausgearbeitet sind. In Fig. 6 bilde ich noch eine Statuette aus dem Frankfurter Museum ab, 27¹/₂ cm hoch und auffallend flach, da in der Dicke nur 2¹/₂ cm messend und in Fig. 7 eine 76 cm hohe, männliche Figur aus dem Museum in Toulouse, mit typisch caledonischer Gesichtsbildung und freien Armen und Beinen. LUQUET² bildet eine etwa 42 cm hohe Statuette ab mit Federbusch auf dem Kopfe.

Zur Erklärung der Bedeutung einiger dieser Figuren mag die folgende, mündliche Mitteilung des Herrn L. I. BOUGE etwas beitragen, die er dem Grandchef der Poyes verdankt. Nach dieser gibt es Holzstatuetten eines Mannes und einer Frau, Hato und Goutamboi genannt, die als Ratgeber und Anstifter von Kriegen wirken und Opfer erhalten. Die Geister, deren Bild die Idole sind, wohnen in Flußlöchern. Wenn keine Fische in den Flüssen sind, nimmt man an, Hato und Goutamboi seien auf die Riffe verweist und hätten die Fische mitgezogen. Man opfert ihnen dann Geschenke auf einem Floß aus zwei Bananenstämmen mit horizontalen Traversen. In der Hütte des Chefs liegen die beiden Statuetten nebeneinander in der Nähe seines Lagers. Es sind offenbar Abbilder mythischer Vorfahren. Das Zürcher Museum besitzt zwei zusammengehörige Statuetten, eine männliche und eine weibliche, die vielleicht dieses Ehepaar darstellen.

Ein rohes Holzidol übergab ein mit einer Kolonistenfamilie bei Koné befreundeter Chef derselben mit der Weisung, es als Schutzmittel bei einem allfälligen Überfall vorzuzeigen, woraus deutlich hervorgeht, daß es sich dabei nicht um ein Spielzeug, sondern um etwas Heiliges handeln muß (VERMAST³).

Eine Kategorie für sich bilden die oben schon erwähnten Holzstatuetten, Kinder in Tragkörben (über diese letzteren s. den Abschnitt über Hausgeräte, p. 97) darstellend. Fig. 1 auf Taf. 70 gibt eine solche von den Pamboa wieder. Auf einem ovalen, 32 cm langen, oberseits leicht konkaven, unterseits konvexen Brettchen ist in Hochrelief eine liegende, menschliche Figur, offenbar ein Kind, ausgearbeitet. Jederseits befinden sich zwei Aufhängelöcher. Ein verwandtes Stück, Fig. 2, 29 cm lang, 15 cm breit, findet sich im Frankfurter Museum. LUQUET⁴ bildet vier solcher

¹ LAMBERT, 99, p. 248 und 302; ² LUQUET, 115, Taf. 7; ³ VERMAST, 170, p. 30; ⁴ LUQUET, 115, Taf. 8.

Wiegenkinder aus dem Trocadéro-Museum ab. Eines derselben ist sonderbarerweise als Negativ, nach Art eines Modells, gearbeitet. An mehreren Stücken ist auf der gewölbten Rückseite das Flechtwerkmuster des Tragkorbs schematisch durch parallele Zickzacklinien angedeutet. Man sieht das an dem im Profil wiedergegebenen Exemplar der Pariser Sammlung, Fig. 4, an welchem das Kind in auffallend starkem Hochrelief gearbeitet ist; das Stück ist 22 cm lang und zeigt 4 Aufhängelöcher. So ist es auch auf der Rückseite eines im Museum von Nouméa befindlichen Exemplar, Fig. 3. Es ist dies eine Holzplatte, 28½ cm breit, 26 cm lang, mit erhöhtem Rande, wie ihn die Kindertraggörbe besitzen und darin in Hochrelief ein Menschlein mit gespreizten Armen und Beinen. In den Ecken findet sich je ein Aufhängeloch. Ein ähnliches Bildchen gibt DURAND ¹ wieder. Ein sehr schönes, altes Stück, ein Kind in geflochtenem Tragkorb darstellend, beherbergt das Museum von Annécý; es fehlen daran sogar die zwei Paar Aufhängeschnüre nicht. Dabei findet sich die wichtige Notiz eines Missionars, es sei ein Amulett, von Frauen getragen, um Kinder zu bekommen. Damit stimmt die folgende Angabe von PATOUILLET ² überein: Wenn ein Ehepaar Kinder wünscht, verkauft ihm der Zauberer eine informe Puppe, welche die Frau beim Schlafen bei sich tragen soll, in ihre Matte gewickelt. Wenn Erfüllung eintritt, hängt die Frau die Puppe in der Hütte auf. Vom Aufhängen dieser Bildwerke, gewissermaßen als Votivaltien, in Festhütten, erzählte mir auch ein Eingeborener aus Ni. Zweifellos hat der Zauberer vor dem Gebrauch die Holzpuppe durch Opfer und Invokationen zauberkräftig gemacht. Diese Bildwerke, die in Caledonien häufig gewesen sein müssen, sind somit durchaus keine Kinderspielzeuge, sondern haben eine ganz bestimmte Bedeutung. Wo daran ein Geschlecht erkennbar ist, ist es das männliche, was sicher mit der Vorliebe der Caledonier für Knaben zusammenhängt.

Alle bisher besprochenen Holzidole sind mit einer einzigen mir bekannten Ausnahme streng symmetrisch gearbeitet. Diese Ausnahme ist ein Kinderbild bei LUQUET, dessen Körper en face und dessen Kopf in Profil dargestellt sind.

Menschliche Statuetten aus Stein scheinen aus Caledonien nicht bekannt zu sein. Die auf dem Bericht eines Dr. DAUZAT beruhende Angabe LEMIRE ³, wonach aus Kalkstein roh zugehauene Idole in den Grotten von Tchabalabel sich finden sollen, dürfte in das Reich der Fabeln zu verweisen sein. Wenigstens haben wir in den bewußten Grotten vergebens darnach gesucht.

Wohl aber kommen auf Lifou Steinidole vor. Es ist das Verdienst von L. I. BOUGE ⁴, diese bekannt gemacht zu haben. Ein Stück seiner Sammlung habe ich in Nouméa photographiert, Taf. 70, Fig. 5; es ist auch in BOUGES Arbeit abgebildet. Es ist eine 24½ cm hohe, beinlose, wie ein Wickelkind aussehende Rundskulptur aus Kalkstein, mit rundem Kopf und rundem Körper. Die Gesichtszüge sind in sehr flachem Relief ausgeführt, ebenso der Nabel und die gebogenen Arme. Eine Hand hält eine Sichelkeule, die andere eine Lanze. Nach BOUGE wird das Idol mit gekauten Pflanzenteilen bespuckt und ihm die Bitte um den Tod eines Feindes, um Sieg, Frieden usw. vorgetragen. Das Idol übergibt dann seine Macht einer ähnlich geformten, aber viel kleineren Figur, seinem Diener, die der Zauberer bis zur Erfüllung bei sich trägt. Hierauf werden beide Figuren in einer Grotte versteckt aufbewahrt. Ganz ähnlich der beschriebenen ist eine 18 cm hohe, aus gelblichem Gestein gearbeitete Statuette aus Lifou, welche ARCHAMBAULT dem Trocadéro-Museum übergeben hat, Fig. 6. Der rundliche Kopf zeigt Ohren, Augen, Nase und Mund; am Körper sind die Brüste und der Nabel markiert; die winklig geknickten Arme vereinigen sich zu einem senkrechten Mittelstück; Beine fehlen. Eine dritte, ähnliche, etwa 40 cm hohe, aus Stalaktit hergestellte Statuette sah ich im Besitz eines Europäers in Képénéé.

Ein weiteres von BOUGE beschriebenes Stück, etwa 10 cm hoch, zeigt einen Mann, sitzend auf dem Kopf einer Frau, einer rundlichen Koralle aufgesetzt. Dieses Idol soll, wenn der Mann

¹ DURAND, 42, p. 502; ² PATOUILLET, 132, p. 90—91; ³ LEMIRE, 110, p. 147; ⁴ BOUGE, 21, p. 65.

unter Invokationen angespuckt wird, Wunden an einer Person verursachen, wogegen der Frauenkopf, ebenso behandelt, Heilung bringen soll. Ich teile diese Angabe unter Vorbehalt mit.

Ich erhielt in Lifou eine Zauberkeule, Fig. 7, 44 cm lang, deren Kopf aus einem gedrehten Wurzelstock besteht. Diese soll nach mir gemachter Mitteilung neben ein Steinidol in den Boden gesteckt werden, in der Annahme, daß damit der Dämon in der Nacht herumschweife und Menschen schädige oder töte.

Aus Maré und Ouvéa sind bisher keine Steinstatuetten bekannt geworden. Auf dem Inselchen Mouli bei Ouvéa sah ich einen aus Stein gearbeiteten, menschlichen Kopf, eine ganz moderne, sehr schlechte Arbeit von europäisierendem Typus, die aber doch vielleicht auf alter Tradition beruhen dürfte. Die Steinidole auf Lifou müssen wohl auf polynesischen Einflüsse zurückgeführt werden. Ähnlich rohe Steinbilder sind zum Beispiel von den Marquesas-Inseln und den Gesellschafts-Inseln (BÄSSLER¹) bekannt. Von den caledonischen Holzfiguren ist die Formgebung völlig abweichend.

Zaubersteine. Eine große Rolle spielen in Caledonien Zaubersteine. Jeder in Form oder Farbe auffallende Stein, der an irgend ein Objekt erinnert, wird als wirksam gedacht auf dieses Objekt, meist in dem Sinne, daß es dessen Vermehrung fördert oder auch dessen Zerstörung bewirkt. Solche Steine werden entweder zufällig gefunden, oder es wird dem Eingeborenen im Traum von einem Vorfahren angezeigt, wo er einen solchen deponiert habe (LEENHARDT²). Auch in Indonesien werden Zaubersteine im Traum angewiesen (KRUIJT³). In Kanala erzählte man mir, daß, wenn man einen Tarostein finde und ihn nicht sofort einwickle in Niaulirinde und Kopublätter, er auf Nimmerwiedersehen verschwinde. Diese Steine gelten als von übernatürlicher Herkunft, vom „Teufel“ gemacht, wie der heutige Caledonier sich auszudrücken beliebt. LEENHARDT, l. c., sagt, daß der Wert eines Zaubersteins weniger durch dessen Ähnlichkeit mit einem bestimmten Objekt bedingt sei, als durch die Tradition seiner Herkunft und Wirkung, die an ihm haften. In der Tat gibt es Zaubersteine von hohem Ansehen, an denen man mit dem besten Willen keine Ähnlichkeit mit irgend etwas herausfinden kann. Berühmte Zaubersteine haben eigene Namen und vermögen ihre Kraft auf andere, neben sie gelegte Steine zu übertragen.

Was ist nun die Kraft, mittelst der ein Zauberstein seine Wirkung ausübt? Hat er eine eigene Lebenskraft, einen Seelenstoff, ein „Mana“, oder verdankt er seine Kraft einer in ihm verkörperten oder wirkenden Ahnenseele oder einem Geist irgendwelcher Art? Genügt die bloße Ähnlichkeit mit einem Objekt, um auf dasselbe eine sympathische Wirkung auszuüben? Der Eingeborene wird schwerlich eine exakte Vorstellung von solchen Dingen haben.

In Caledonien mit seinem ausgebildeten Ahnenkult sind es ohne Zweifel vornehmlich die Ahnenseelen, die in den Steinen wirksam sind. Es sprechen hierfür die verschiedenen Manipulationen, die mit solchen Steinen vor dem Gebrauch vorgenommen werden, die Gebete und Formeln, die über ihnen ausgesprochen und die Opfer, die ihnen dargebracht werden, Handlungen, die kaum einem Stein mit unpersönlichem Seelenstoff gelten können, sondern nur einem Geist, der als in ihnen wirksam gedacht wird. Dabei ist der Umstand wichtig, daß Zaubersteine gerne bei den Ahnenschädeln aufbewahrt oder vor dem Gebrauch zu diesen gebracht werden, offensichtlich, um von den Ahnenseelen Kraft zu erlangen. Daß dies heute wenig mehr geschieht, beruht einerseits auf der fortschreitenden Christianisierung, andererseits darauf, daß die Ahnenschädel-Depositorien im Verschwinden begriffen, ja im größten Teil der Insel bereits verschwunden sind. Der Gebrauch von Zaubersteinen, namentlich in den Pflanzungen, hat sich trotzdem an vielen Orten bis auf den heutigen Tag erhalten.

¹ BÄSSLER, 13, p. 128; ² LEENHARDT, 101, p. 292 und 295; ³ KRUIJT, 96, p. 206.

Die Ansicht, daß leblose Dinge nur durch Beziehung zu einem Geist Mana, also Kraft, erhalten, wird auch von SCHMIDT¹ vertreten, wie gleichfalls CODRINGTON² bemerkt, daß ein Stein seine übernatürliche Kraft nur einer Verbindung mit einem Geist verdanke. Ebenso sagt RIVERS³, das Mana eines Steines sei bestimmt assoziiert mit dem Glauben an die Gegenwart eines Vui oder Geistes und PREUSS⁴ meint, es gebe kein Mana, das nicht im letzten Grunde von irgendwelchen Geistern seinen Ursprung habe. Bei den Marind-Anim in Holländisch Süd-Neu-Guinea wird die Lebenskraft unbelebter Dinge als herstammend gedacht von den Dema, den mythischen Vorfahren und Urhebern alles Bestehenden (WIRZ⁵). Seltsam geformte Steine, zum Beispiel solche von Ähnlichkeit mit einer Frucht, besitzen Kräfte, welche ausgehen von einem unsichtbaren, mächtigen Wesen, einem Dema, das in deren Innerem sich befindet. Sie sind selbst starr gewordene Demas, die aber ihre Form wieder aufgeben und verwandelt in menschliche oder tierische Wesen weglaufen können.

LEENHARDT⁶ sagt, daß die Zaubersteine ihre Kraft ausüben teils durch einen einfachen, sympathischen Akt, teils durch bei ihnen gebrachte Opfer. Man lege sie dann auf den heiligen Ort, der als Altar diene oder binde sie an einen heiligen Pfosten desselben, unter Opfern gewisser, in einer Muschelschale zerriebener Kräuter und Gebeten an die Geister. Das geht weit über einen Sympathiezauber hinaus und zeigt deutlich, daß in diesem Falle erst durch Einwirkung der Ahnenseelen den Steinen Kraft verliehen werden soll.

Dabei ist wohl denkbar, daß in Neu-Caledonien der Ahnen- und Geisterkult verändernd auf ältere, einfachere, sogenannte präanimistische Zaubervorstellungen, also rein magische Handlungen ohne Mitwirkung übernatürlicher Mächte, eingewirkt hat, wie sie von manchen Forschern als das Ursprünglichere angenommen werden. Analogiezauber und Animismus gehen auch anderwärts nebeneinander her (GRÄBNER⁷). Reinen Analogie-Zauberhandlungen sind wir zum Beispiel bei den Einweihungszeremonien einer neuen Piroge begegnet (s. p. 89), oder bei dem vor einem Kampf geminten Sieg über Feinde (s. p. 224), und wir werden noch weitere solche in den nächsten Abschnitten finden.

Gebrauch von Zaubersteinen und anderen Zaubermitteln bei den Pflanzungen.

Tarokultur. Der Tarostein, der das Gedeihen der Pflanzung befördern soll, ist ein Rollstein von rundlicher oder ovaler Form, ähnlich der des Tuberkels. Er wird an dem Ende der Pflanzung, da wo das Wasser einfließt, eingegraben, halb aus der Erde schauend, eingewickelt in Niaulibast und umgeben von einem Kranz beblätterter Zweige einer Leguminose, in der Kanala-Gegend „Kopu“ genannt, und überdies von einem Taroblatt. Die Kopublätter sollen nützlich sein, weil diese Pflanze leicht Wurzel faßt und weil sie in ihrer Form der Tarowurzel gleichen. An einer neu angelegten Pflanzung bei Kanala sah ich neben dem Tarostein ein Stück harten Holzes mit mehreren Gabelenden in die Erde gesteckt; das Holz soll nach Angabe der Leute infolge seiner Härte den Tarotuberkel vor Fäulnis bewahren. Zuweilen kommt ein Niaulizweig hinzu, der mit Hilfe seiner aromatischen Eigenschaften die Taropflanzung vor Vergiftung schützen soll. Eine solche vermag ein böser Feind zu bewerkstelligen, wenn er gekaute Blätter eines bestimmten Baumes unter Beschwörungsformeln über das Feld spuckt. Am Ausflußort der Pflanzung war ein dünnes Zuckerrohr, umhüllt von frischen Kopublättern, in die Erde gesteckt; das saftreiche Rohr soll bewirken, daß das Wasser nie versiege. Diese erwähnten Zaubermittel sind offenbar reine Analogiezauber, bei denen keine Intervention von Ahnenseelen oder Geistern angenommen wird.

¹ SCHMIDT, 155, p. 114; ² CODRINGTON, 34, p. 119; ³ RIVERS, 137, II, p. 406; ⁴ PREUSS, 214, p. 55; ⁵ WIRZ, 176 b, p. 5 ff.; ⁶ LEENHARDT, 101, p. 294; ⁷ GRÄBNER, 78, p. 39.

Wenn die Taropflanze eine gewisse Größe erreicht hat, kommt nach GLAUMONT¹ und LAMBERT² ein Zauberer ins Feld, befeuchtet aus einem Gefäß mit einem bestimmten Wasser den Boden, flagelliert mit einem Zweige jede Pflanze und bläst sie an, um sie groß und kräftig zu machen, worauf er Gefäß und Geißel am Ende der Pflanzung eingräbt. Das Anblasen bedeutet offenbar eine Übertragung von Seelenstoff des Anblasenden auf das Gewächs.

Der Tarostein kommt mit der Ernte ins Haus zurück; zu seinem Transport dient ein eigenes Körbchen. Aufbewahrt wird er außerhalb der Wohnhütte auf der Erde. In einer Hüttenruine bei Kanala fand ich einmal einen solchen Tarostein; er war in der aus großen Rollsteinen bestehenden Umrahmung deponiert, eingeklemmt zwischen zwei flachen Steinen, wie zwischen Muschelschalen.

Nach LAMBERT³ hat der Tarostein seinen Platz am Totenort, was nach meinen Erfahrungen heutzutage wenigstens in der Kanala-Gegend nicht oder nicht mehr üblich ist. Vor dem Gebrauch wird er dort nach demselben Autor mit gewissen Kräutern gerieben, unter Gebet und Opfer an die Ahnenseelen.

Auf Taf. 71, Fig. 1, ist ein Tarostein aus Kanala abgebildet, so wie er ins Feld eingegraben wird. Es ist ein runder Rollstein von etwa 10 cm Durchmesser, der aus einer Umhüllung herauschaut. Diese besteht zu innerst aus einer Lage von Niaulirinde, dann aus einem Stück Pandanus-Matte und zu äußerst aus einem Kranz beblätterter Kopuzweige. Ein anderer kleinerer, mehr ovaler Stein, von etwa 7 cm größtem Durchmesser ebendaher besitzt gleichfalls eine Hülle aus Niaulirinde und Kopu und liegt auf einem Taroblatt. Ein eiförmiger Tarostein aus Kanala, 7 cm auf 5¹/₂ cm messend, ist in Fig. 2 dargestellt. Einen mehr konischen Tarostein bildet LEENHARDT⁴ ab.

Ignamenkultur. Ignamensteine gibt es sehr große und schwere, die meist nicht aufs Feld mitgenommen werden und kleine, leicht transportable. Mit beiden werden die Setzwurzeln in Berührung gebracht, worauf sie, jede von einem Dracaena-Blatt, einer heiligen Pflanze, begleitet, in die Erde gesteckt werden. Auch die in die Pflanzung mitgenommenen Ignamensteine werden nicht tief eingegraben, wenn die Ignamen halbreif sind, herausgenommen und aufs Feld gelegt neben eine Dracaene. Mit der Ernte wird er ins Dorf zurückgebracht, wo er entweder mit den Ignamen in die tabuierte Vorratshütte zu liegen kommt, vor der zwei Stöcke mit Tritonshörnern aufgesteckt sind, oder auch außen an der Hütte des Eigentümers aufbewahrt wird. Hier hat er, wie man mir sagte, nicht auf der Erde wie der Tarostein seinen Platz, sondern unter dem überhängenden Strohdach den Blicken entzogen auf einem Holzstück. LAMBERT⁵ läßt auch die Ignamensteine bei den Ahnenschädeln deponiert sein, wo sie vor dem Gebrauch mit gewissen Wassern begossen und mit gewissen Gräsern getrocknet werden sollen, unter Opfern und Gebeten an die Toten um gute Ernte.

Die Ignamensteine sind teils glatt, teils rugos, je nach den angepflanzten Sorten. Zwei sehr große Ignamensteine sind in Fig. 4 und 5, Taf. 71, dargestellt. Der erstere ist ein gegen 40 cm langes und etwa 13 cm dickes, etwas gekrümmtes Felsstück, mit weißem Sinter überzogen und mit vielen Auswüchsen, wie ein Tuberkel, versehen; er stammt aus Ouaooué bei Bourail. Der andere aus Kanala ist ein Serpentinblock, gegen 45 cm lang, an einem Ende spitz, am anderen in drei Zacken auslaufend; seine Oberfläche ist rau und mit Rugositäten versehen. Ganz anders sind die kleinen Ignamensteine, wie Fig. 6 einen von Kanala wiedergibt. Es sind längliche, schmale Gebilde, mit glatter oder rauher Oberfläche, ohne Auswüchse. Drei Stücke von Kanala und Houailou sind 16 bis 21 cm lang, 4 bis 5 cm breit; sie sind mit Dracaena-Blättern umhüllt. In

¹ GLAUMONT, 70, p. 114; ² LAMBERT, 99, p. 218; ³ LAMBERT, 99, p. 300; ⁴ LEENHARDT, 101., Fig. 147; ⁵ LAMBERT, 99, p. 302.

Kanala heißt der Ignamenstein „Peku“. Ignamensteine von der länglichen Form der Tuberkel werden auch auf den Neuen-Hebriden in die Felder eingegraben (SPEISER¹).

Als Ignamenstein wurde mir auch der auf Taf. 14, Fig. 12, abgebildete, steinerne Stößel gebracht, offenbar ein prähistorisches Objekt, dessen Bedeutung man nicht mehr kannte. Der Vater des Überbringers soll ihn als Ignamenstein gebraucht haben, aber infolge davon gestorben sein, weshalb er außer Gebrauch gesetzt wurde.

Berühmte Ignamensteine, von denen andere ihre Kraft beziehen, werden vor dem Beginn der Pflanzperiode (LAMBERT²) oder vor der Ernte (GLAUMONT³) mit besonderen Zeremonien gefeiert. Nach LAMBERT geht auf den Belep-Inseln der Beschwörer in großem Kostüm zu einem „Tea-regop“ genannten Stein bei den Ahnenschädeln, gräbt ein kleines Becken, täpiziert es mit Blättern aus, füllt es mit Wasser, legt den Stein hinein, reibt ihn mit verschiedenen Pflanzenteilen unter vielen Invokationen und deponiert ihn mit den Pflanzen in einer großen Muschelschale, worauf die Pflanzarbeit beginnen kann. GLAUMONT erzählt, daß die Leute von Ni und Umgebung vor der Ernte einen enormen Zauberstein konsultieren, der unter der Obhut eines alten Zauberers sich befindet, worauf die Ernte ihren Anfang nimmt. Der Grabstock wird zuweilen vor Beginn der Arbeit in das Loch eines Steines gesteckt, um ihm Stärke zu verleihen. Wir werden diesen Brauch bei den Lanzen wiedertreffen. Abbildungen von Ignamensteinen finden sich bei LAMBERT⁴ und LEENHARDT⁵ und ⁶.

TURNER⁷ und BRENCHLEY⁸ berichten, daß Zähne alter Frauen zum Zweck einer guten Ernte in Ignamenpflanzungen gesät und Schädel derselben auf Pfosten gesteckt werden. Es ist dies aber kaum wahrscheinlich. Dagegen ist ein Besprengen der Pflanzen mit geweihtem Wasser, um schöne Früchte zu bekommen, üblich (MONTROUZIER⁹); auch soll nächtliches Flötenblasen dem Wachstum förderlich sein. Weiter findet ein Bespucken der Setzlinge beim Pflanzen statt, wie der Eingeborene auch Netz und Angel vor dem Gebrauch, ebenso den Schleuderstein vor dem Wurf bespuckt (PATOUILLET¹⁰); offenbar Gebräuche, die auf dem Gedanken einer Kraftübertragung beruhen. Das Spucken auf Geldstücke, um davon viel zu erhalten und überhaupt allgemein zur Garantie für Erfolg und zugleich apotropäisch als Schutz gegen Zauberei und andere Übel, ist bekanntlich eine weltweit verbreitete Sitte und auch im klassischen Altertum üblich gewesen (ELWORTHY¹¹, P. SARASIN¹²). Spucken auf Messer, auf Gewehre und Kugeln, um sie zu kräftigen, ist auch indonesischer Brauch (KRUIJT¹³). Hiezu das Bespucken kranker Körperteile zu Heilzwecken. Der Speichel, noch überdies gekräftigt durch gekaute Pflanzenteile, ist, wie RIVERS¹⁴ sich ausdrückt, Vehikel der Seelensubstanz des Arztes.

Bananenkultur. Auch die Banane hat ihren Stein. In Fig. 3, Taf. 71, ist ein solcher aus Nakéty abgebildet; er hat die Form der genannten Frucht, ist $14\frac{1}{2}$ cm lang, bei einer größten Breite in der Mitte von $5\frac{1}{2}$ cm und besteht aus einem hellgelben Gestein, an die Farbe der Banane erinnernd. Um den eingegrabenen Bananenstein wird die Pflanzung angelegt. Ein Bananenstein, dem beschriebenen ähnlich, ist bei LAMBERT¹⁵ abgebildet.

Brotfruchtstein. Nach LAMBERT¹⁶ soll es zwei Brotfruchtsteine geben, einen in Form der rudimentären Frucht, der zuerst angewandt wird und einen in Form der reifen, der erst später zu wirken berufen ist. Auf den Banks-Inseln dient nach CODRINGTON¹⁷ eine verwitterte *Astraea*-Koralle als Brotfruchtstein. SPEISER¹⁸ bildet einen solchen Korallenblock aus Tanna ab, der in der Tat einer Brotfrucht ähnlich sieht.

¹ SPEISER, 165, p. 150; ² LAMBERT, 99, p. 222; ³ GLAUMONT, 73, p. 43–44; ⁴ LAMBERT, 99, p. 301; ⁵ LEENHARDT, 101, p. 292. Fig. 146; ⁶ LEENHARDT, 103, p. 33; ⁷ TURNER, 167, p. 425; ⁸ BRENCHLEY, 30, p. 346; ⁹ MONTROUZIER, 123, p. 365; ¹⁰ PATOUILLET, 132, p. 202–203; ¹¹ ELWORTHY, 44, p. 412 ff.; ¹² P. SARASIN, 150, p. 78; ¹³ KRUIJT, 96, p. 42–43; ¹⁴ RIVERS, 138, p. 100; ¹⁵ LAMBERT, 99, p. 301; ¹⁶ LAMBERT, 99, p. 294; ¹⁷ CODRINGTON, 34, p. 183; ¹⁸ SPEISER, 165, Taf. 84.

Von Kokossteinen berichtet LAMBERT, l. c. Ein Stein mit schwarzen Strichen, welche Blätter bedeuten sollen, diene für gute Ernte, ein anderer in Form einer jungen, verdorbenen Nuß zum Schädigen einer Kokospflanzung. Dieser letztere werde auf dem Friedhof mit Blättern gerieben und dann am Fuß einer Palme vergraben mit Gebet um Sterilität.

Das Zuckerrohr scheint keinen eigenen Stein zu besitzen, angeblich nach GLAUMONT¹ und VINCENT², weil es ein neuerer Import sei. Dafür besprengt ein Zauberer die Erde mit einem bestimmten Wasser, bindet zauberwirkende Mischungen an einzelne Stöcke und bringt ein gutes Rohr zu den Schädeln, damit sie die Pflanzung beschirmen (LAMBERT³). Dabei soll der Zuckerrohrmann selber keines genießen dürfen, falls er nicht sein Privileg verlieren will. Wenn ein Feind eine Zuckerrohrpflanzung schädigen will, wirft er nach LEENHARDT⁴ einen Stein mit Rattenprofil in die Kultur, wodurch die gefräßigen Zuckerrohratten vermehrt werden sollen.

Zaubersteine für Krieg, Jagd und Fischerei. Hierher gehören die durchlochten Steine, in welche die Lanzenspitze gesteckt wird, um die Waffe durch die Härte des Steines zu stärken und treffsicher zu machen, bevor man zur Jagd auf Aale und andere Fische oder in den Krieg auszieht. Es sind dies teilweise von Natur durchlochte Steine, wie der in Fig. 1, Taf. 72, abgebildete aus dem mittleren Houailou-Tal, teils absichtlich durchbohrte Steine. So zeigt ein halbkugeliger Stein aus Boréaré im oberen Houailou-Tal ein vierkantiges, eingeschlagenes Loch. Ein länglich ovaler Stein aus dem Negropo-Tal, etwa 6 cm lang und 3 cm breit, Fig. 2, weist zwei durchgehende, von beiden Seiten aus gebohrte Löcher auf; er soll außer für Lanzen auch zur Stärkung des Grabstocks vor dem Gebrauch gedient haben. Daneben aber gibt es auch durchbohrte Rundskulpturen aus Stein. Die beiden auf Fig. 3 und 4 abgebildeten Stücke sollen an Stelle einer alten Siedelung im obersten Houailou-Tal gefunden worden sein. Beide sind aus einem harten Stein, nicht etwa Speckstein, gearbeitet. Der eine ist ein $3\frac{1}{2}$ cm hoher Hohlzylinder, dessen Lichtung auf einer Seite etwas über 2 cm, auf der anderen $1\frac{1}{2}$ mißt. Um das Zylinderchen läuft ein von zwei erhabenen Streifen eingefasstes Schmuckband mit Ornamenten. Das andere, $5\frac{1}{2}$ cm hohe Stück erinnert an einen Pfeifenkopf; seine obere Öffnung mißt $2\frac{1}{2}$ cm, die untere bloß 1 cm; der dicke Rundwulst zeigt verwitterte Strichornamente. LEENHARDT⁵ und ⁶ bildet ähnlich dekorierte Lanzensteine ab. Die Ornamentstriche bedeuten nach ihm das Geflecht des Schleuderstrickes. SPEISER⁷ bezweifelt mit Unrecht die caledonische Herkunft solcher Stücke, weil sonst Skulptur den caledonischen Zaubersteinen fehle, im Gegensatz zu denen der Hebriden.

Hierher gehört auch das folgende, sehr merkwürdige Objekt, das ich in einer Felsenspalte, eingeschlossen in eine Triton-Schale, oberhalb des Dörfchens Kouinné bei Kanala, nahe bei einem Schädelaltar fand, Fig. 5 und 5 a. Es ist aus einem dunkelschwarzgrünen Gestein gearbeitet, 3,8 cm lang und besteht aus einem flachovalen Basalteil, von dem ein ringförmiger Fortsatz mit 6 mm weiter Lichtung ausgeht. Das kleine Ding ist kunstvoll gearbeitet. Nach Angabe des Führers wurde es in der Leiche seines Großvaters nach der Verwesung gefunden. Dieser hatte es zu seinen Lebzeiten an der Hand festgebunden getragen, und die damit berührte, vermutlich in den Ring gesteckte Lanze verfehlte ihr Ziel nie. Im Hause aufbewahrt, bringe der Stein Unglück, ja Tod, weshalb er weit weg vom Dorf nach einem Felsen gebracht worden sei. Am gleichen Orte lag in einer zweiten Triton-Schale ein hornförmiges Stück Brauneisen, $4\frac{1}{2}$ cm lang, Fig. 6, das gleichfalls aus einer Leiche herkommen soll; über seine Bestimmung erhielt ich keine Aufklärung.

Für Fischfang nützlich sind auch Steine, die ungefähr Fischgestalt besitzen. Einen solchen, aus dunklem Schiefer bestehenden, der in seiner Form an einen Rochen erinnert, 34 cm lang

¹ GLAUMONT, 70, p. 114; ² VINCENT, 172, p. 81—82; ³ LAMBERT, 99, p. 218; ⁴ LEENHARDT, 101, p. 293; ⁵ LEENHARDT, 103, p. 15; ⁶ LEENHARDT, 101, Fig. 150 und p. 293; ⁷ SPEISER, 164 b, p. 50.

und an seiner stärksten Stelle 23 cm breit, bilde ich auf Fig. 7, Taf. 72, ab; er stammt aus Houailou. Vor der Jagd auf Rochen oder auch auf Schildkröten wird die Lanzenspitze damit in Berührung gebracht oder das Netz darüber gezogen. DURAND¹ bildet einen fischförmigen Stein in einem Schnurgeflecht zum Aufhängen ab; er sagt, der Zauberstein werde vorne an der Piroge im Wasser hängend angebunden, um die Fische ins Netz anzuziehen. Von fischförmigen Steinen, die bei der Fischerei Verwendung finden, spricht auch LEENHARDT². Für erfolgreichen Langustenfang dient nach ihm ein Stück eines Ammoniten, dessen Rippen die Abdominalsegmente des Krebses repräsentieren, für gute Muschelernte eine fossile Muschel. Es wirft dies ein Licht auf die Bedeutung der in paläolithischen Fundstellen häufig vorkommenden Fossilien.

Es gibt indessen auch Zaubersteine für Fischfang, die in ihrer Form keinerlei Analogie mit einem Fisch zeigen, sondern ihre Kraft anderen Eigenschaften verdanken müssen. So erhielt ich in Netché auf Maré einen 5 cm langen, schwarzen Rollstein aus einer der Insel fremden Gesteinsart, der Glück beim Fischfang bringen soll, Fig. 15 auf Taf. 72.

Der Sardinenstein, den LAMBERT³ beschreibt, ist ein ovoïder Stein eingehüllt in zahlreiche trockene Zweige; er soll auf dem Friedhof zu Füßen eines in den Boden gesteckten Stockes gelegt werden. LAMBERTS Bild zeigt ihn indessen bei einem Stock am Meeresstrand liegend. Nach demselben Autor hat jede Fischart ihren besonderen Stein. Dieser soll in einer Muschelschale bei den Ahnenschädeln aufbewahrt und dort durch den Zauberer durch Beschmieren und Bespucken unter Gebet zur Wirkung gebracht werden.

Zur Taubenjagd dient nach LEENHARDT⁴ ein Stein, der annähernd einer Taube gleicht, ebenso nach DURAND⁵ für Tauben und Enten Steine ähnlicher Gestalt. An den von DURAND abgebildeten Entenköpfen ist der Ähnlichkeit künstlich nachgeholfen worden, namentlich durch Anbringen eines Auges.

Zaubersteine zum Töten oder Schädigen von Menschen. Von den durchbohrten Steinen zum Stärken der Lanze ist bereits die Rede gewesen. Andere Steine, die zum Töten dienen sollen, haben öfters eine rote oder rötliche Farbe, Blut bedeutend, so ein 9 cm langer und 4 cm breiter Stein aus Gondé, Fig. 10, Taf. 72; dieser zeigt sechs grobe Ringfurchen zwischen rundlichen Wällen. In diesen Furchen soll die Beilklinge gerieben werden. Missionar BERGERET zeigte mir einen länglichen Stein aus Houailou, der rot werden soll, wenn er Krieg haben will, der also offenbar direkt von einem Dämon bewohnt gedacht wird.

LAMBERT⁶ bildet drei Steine zum Töten von Feinden ab, einen wie ein Doppeldolch gestalteten (über diesen weiter unten), einen in Form einer langen Beilklinge mit Loch und einen säbel- oder keulenförmigen. Nach seinen Angaben hängt der Operateur den Stein in der Öffnung eines Körbchens auf und quer darüber einen kleinen, rauhen, oblongen Stein. Durch den Wind bewegt, reibt der kleine Stein auf dem großen, und da dieser letztere das Herz des Opfers bedeuten soll, so wird dasselbe durch den Dämon aufgerieben, wie der große Stein durch den kleinen. LAMBERT bildet auch einen Stein ab, um andere verrückt zu machen, beschreibt einen weiteren, mit dem man Geschwüre erzeugen kann und einen, um Hungersnot hervorzurufen.

Sehr verbreitet fanden sich Steine zum Schädigen der Mitmenschen auf den Loyalty-Inseln. Der Name der Zaubersteine ist nach SLEIGH (s. bei GRAY⁷) und HADFIELD⁸ in Lifou „haze“ = Geist. In Maré hörte ich „Kaze“. Haze ist nach HADFIELD sowohl der Stein selbst, als der damit in Verbindung stehende Dämon. Besitzer solcher Steine, die mit Hilfe besonderer Medizinen und Zaubermittel die übernatürlichen Kräfte des im Stein verkörperten Geistes sich dienst-

¹ DURAND, 42, p. 509—510; ² LEENHARDT, 101, p. 292—293; ³ LAMBERT, 99, p. 302, 37 und 300;

⁴ LEENHARDT, 101, p. 292; ⁵ DURAND, 42, p. 509—510; ⁶ LAMBERT, 99, p. 292—295; ⁷ GRAY, 212, p. 233;

⁸ HADFIELD, 82, p. 143 und 159.

bar zu machen verstehen, werden von den anderen Menschen gefürchtet, oft verfolgt und sogar getötet.

Ein Zauberstein zum Töten eines Feindes von Netché auf Maré, Fig. 11, Taf. 72, besteht aus einem 12 $\frac{1}{2}$ cm langen Stalaktiten, vielleicht auch einem versinterten Holzstück, rötlich und schwärzlich beschmiert und mit zwei roten Wollwickeln umgeben; am flachen Ende findet sich eine feine Öffnung. Nach Angabe geht man damit in eine Totengrotte, bindet daran ein Schädelstückchen und einen Zahn fest, kaut Blätter eines bestimmten Baumes und spuckt damit auf die Fläche. Kommt aus der Öffnung ein Blutströpfchen zum Vorschein, so stirbt das Opfer. Ein Zauberstein zum Töten aus Lifou, Fig. 12, ist ein weißes Kalkstück von gegen 9 cm Länge, aus dessen Löchern fünf braune, runde Zapfen, von denen der längste 2 $\frac{1}{2}$ cm mißt, hervorragen. Es dürfte eine Hornkoralle sein, umwachsen von Bryozoen, Kalkalgen und Mollusken. Der Stein ruht in einer Tridacna-Schale, zugleich mit zwei Mytilus-Schalen, welche zum Schaben der nötigen Kauingredienzien dienen. Der Grandchef von Nathalo auf Lifou übergab mir den Zauberstein der Fig. 14, den er einem Zauberer abgenommen hatte. Es ist ein ovaler, 4 $\frac{1}{2}$ cm langer, braun beschmierter Rollstein, den der Zauberer zu bespucken pflegte, dabei auf das zu tötende Opfer deutend.

Phallische Steine. Im Wald am Panié, dem höchsten caledonischen Berge, fand ich in einer Höhe von 850 m aufrecht im Boden steckend einen an einen Phallus erinnernden Stein, Fig. 1, Taf. 73, aus Glimmerschiefer bestehend, 35 cm lang, von rundlichem Querschnitt, nach beiden Enden zu spitz zulaufend. Er gleicht sehr einem Phallusstein, den SPEISER¹ von Nordwest-Santo abbildet. Auch aus Australien kennt man verwandte Gebilde. Meine Träger wußten nichts über die Bedeutung des Steins und sagten nur, wie oft in solchen Fällen, er stamme von den „Vieux dans le temps“.

GIGLIOLI² beschreibt aus GLAUMONTS Funden eine phalloide, zylindrische Keule aus Stein; ich habe das Stück in Rom gesehen und bilde es in Fig. 2 ab. Es ist ein typischer Phallus, am oberen Ende eichelartig gestaltet mit leicht verdicktem Rand und einer die Mündung der Urethra andeutenden Furche. Das Stück ist 38 cm lang mit einem Umfang in der Mitte von 17 cm; nach unten läuft es spitz aus. Das Material scheint ein dunkles Schiefergestein zu sein. GLAUMONT fand das seltene Stück in einem Abri der Gegend von Bourail. LEENHARDT³ spricht von einem phallischen Stein, den er auch abbildet. Es ist ein ovales Gebilde mit einem penisartigen Fortsatz. Dieser Stein sei höchst heilig und einem besonderen, dem Zölibat geweihten Priester anvertraut. Vor dem Krieg opfere dieser Priester und berühre den Phallus mit einer Lanzenspitze. Wie besessen stürme er dann in die Schlacht, mit langer Banderole am linken Handgelenk, in deren Knoten ein kleiner Stein als Delegierter des heiligen Steins eingeschlossen sei. Schreiend und gestikulierend reiße er die anderen Krieger mit sich fort und renne, bis er einen Feind getötet. Diesem schneide er den Speerschleuderfinger ab und bringe ihn als Opfer zum Phallus nach Hause. Sollte der Priester fallen, so würde der Mut der Krieger sinken, da die Hilfe der Geister fehle, und zwar durch die Schuld des Priesters, der seine Keuschheit nicht bewahrt habe.

Sehr gefürchtet sind nach LEENHARDT⁴ aphrodisiakische Steine wegen der Privilegien, die sie an Festen denen, die sie berührt haben, verleihen; einige davon seien skulptiert. Er bildet einen ab, der roh eine Vulva mit Clitoris vorstellt; damit muß ein runder Stein, den Hoden repräsentierend, in Berührung gebracht werden.

¹ SPEISER, 165, Taf. 27, Fig. 12; ² GIGLIOLI, 66, p. 78; ³ LEENHARDT, 101, p. 295 und Fig. 152; ⁴ LEENHARDT, 101, p. 294 und Fig. 151.

In diese Reihe sexueller Steine gehört das kunstvoll gearbeitete Stück der Fig. 4, das ich in Boréaré erhielt. Es hat die Form eines Doppeldolchs von 28 cm Länge und besteht aus einem harten, grünlichen, fein polierten Gestein. Sein Querschnitt ist rundlich, und an beiden Enden läuft es in eine feine Spitze aus. In der Mitte befindet sich eine etwas über 1 cm breite, den Stein umlaufende Rinne. Nach einer Angabe, die mir glaublich erscheint, berühren Mann und Frau zugleich das Objekt, um Kinder zu bekommen. Ein ganz ähnlicher steinerner Doppeldolch, etwas roher als das abgebildete Stück, liegt im Toulouse-Museum, mit der übereinstimmenden Angabe, er werde von Mann und Frau unter Anrufung der Geister berührt, um Nachkommenschaft zu erhalten. Auch das Museum von Bordeaux besitzt ein sehr großes, 37 cm langes Exemplar dieser Art; der Umfang desselben in der Mittelfurche beträgt $17\frac{1}{2}$ cm.

LAMBERT ¹ bildet ein entsprechendes Stück ab mit der sicher unrichtigen Angabe, es sei ein Stein zum Töten.

Phallus-Darstellungen spielen in Neu-Caledonien keine große Rolle; sie fehlen auch sozusagen auf den Petroglyphen. Von einem Phalluskult wird man kaum reden können.

Zaubersteine zu verschiedenen Zwecken. In Bondé wurde mir ein Stein zugetragen, der die Kraft haben soll, Reichtümer anzuziehen. Es ist, Taf. 73, Fig. 5, ein höckeriges Stück Brauneisen, $4\frac{1}{2}$ cm lang und $3\frac{1}{2}$ cm breit, eingewickelt in einen langen Baststofflappen; eine rote Feder ist dem Stein beigegeben. Der Eigentümer zeigte auf sein Portemonnaie mit Geldschnur und sagte, der Stein bewirke, daß man davon immer in Fülle habe, glaubte aber offenbar nicht mehr daran, ansonst er ihn nicht hergegeben hätte.

In Médou auf Maré erhielt ich einen Zauberstein, der, unter die Hausschwelle gelegt, Leute herbeirufen soll, die Lebensmittel bringen; es ist ein alter Steinmeißel, $7\frac{1}{2}$ cm lang, $2\frac{1}{2}$ cm breit, mit querer Schneide; er ist bei den Beilklingen auf Taf. 22, Fig. 11, abgebildet. Ein anderer Stein aus Netché auf Maré, der unter dem Hauseingang das Haus schützen soll, Taf. 72, Fig. 13, ist von viereckiger Form, etwa 9 cm lang und 6 cm breit und zeigt auf zwei seiner Flächen eine deutliche Cupula, dazwischen eine Erhöhung, so daß der Eindruck eines Gesichts hervorgerufen wird.

Einen Stein mit Cupulae und roten Farbspuren fand ich am Eingang einer Totengrotte bei Yaté. Es ist, Fig. 6, Taf. 73, ein rundlicher Block von etwa 14 cm Durchmesser; seine etwas abgeflachte Ober- und Unterseite zeigen Cupulae verschiedener Tiefe, die eine deren 8, die andere 6. Die Bedeutung des Steins kenne ich nicht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Cupulae entstanden sind durch Aufklopfen harter Nüsse, wie SPEISER ² einen solchen Amboßstein mit Cupulae aus Süd-Malekula abbildet. CAPITAN ³ bildet einen ähnlichen caledonischen Cupulae-Stein, 30 cm auf 20 cm messend, von GLAUMONT gefunden, ab.

HADFIELD ⁴ gibt das Bild eines kegelförmigen Eisensteins aus Lifou wieder, dessen Schabsel, wenn genossen, Stärke und Mut verleihen soll. Ebenso wird dort vor großen Unternehmungen als ein Stärke und Leben erhaltendes Mittel Schabsel eines Stalaktiten verspeist.

Nach derselben Autorin ⁵ wird auf längeren Seereisen ein Zauberstein mitgenommen, der das Boot leiten und auch ohne Wind fahren machen soll. Wenn er nicht nach Wunsch arbeitet, wird er mit einem besonderen Stock geschlagen. Von einem Korallenstück zum Auffinden verlorenen Eigentums spricht SLEIGH (s. GRAY ⁶).

LAMBERT ⁷ berichtet von einem aus Lifou nach Caledonien gebrachten Stein für Schifffahrt, in Form einer Piroge zugearbeitet. Für gute Fahrt werde der Stein mit der Öffnung nach oben unter Opfern zu den Ahnenschädeln gebracht, wenn man aber eine Piroge zu versenken wünsche, mit der Öffnung nach unten.

¹ LAMBERT, 99, p. 295; ² SPEISER, 165, Taf. 21, Fig. 14; ³ CAPITAN, 197, p. 121 ff.; ⁴ HADFIELD, 82, p. 148 und 152; ⁵ HADFIELD, 82, p. 105; ⁶ GRAY, 212, p. 235; ⁷ LAMBERT, 99, p. 298.

Einen Zauberstein unbekannter Bedeutung aus Gondé im Houailou-Tal schenkte ARCHAMBAULT dem Pariser Museum, Fig. 7, Taf. 73. Es ist ein 7 cm hohes Steinfragment, auf dessen einer Fläche ein menschliches Gesicht ausgehauen ist mit langen Ohren, Augen, Nase, Mund und Bart. Da Steinskulptur den heutigen Caledoniern fremd ist, dürfte das Stück aus der Periode der Petroglyphen herkommen. Es hat schon LUQUET¹ diesen Stein abgebildet. Einige von GLAUMONT gesammelte Zaubersteine im Berliner Museum sind länglich ovale, etwa 15 cm lange Rollsteine, auf denen rohe Striche eingekratzt sind, die manchmal sich kreuzend, Dreiecke oder Sterne bilden.

Ganz rätselhaft ist das in Fig. 3, Taf. 73, dargestellte Steingerät, das das Trocadéro-Museum ebenfalls ARCHAMBAULT verdankt. Es ist aus grünem Stein gearbeitet, 57 cm lang und 2 cm dick; der 4½ bis 6 cm breite Stiel endet mit zwei ungleich langen Gabelenden; unterhalb derselben ist ein schmales Band angebracht. Das Ganze hat die Form einer Schwert- oder Kriescheide. Ohne eine Ahnung über die Bedeutung des Gerätes zu haben, bringe ich es bei den Zaubersteinen unter.

Einigermaßen ähnliche Stücke sah ich im Besitz eines Herrn in Tao, schwertförmig platte Steine mit einem verdünnten Griff, welcher letzterer in die Erde gesteckt gewesen sein soll. Es waren zwei große und zwei kleinere; als Fundstelle wurde die Plaine des Lacs im Süden der Insel angegeben. Möglicherweise sind es Wurfsteine.

Ein Zauberstein oder Amulett unbekannter Bedeutung ist ferner der auf Taf. 71, Fig. 10, abgebildete, aus schwarzgrünem Gestein sorgfältig gearbeitete, nur 2½ cm breite Halbmond, gefunden an Stelle einer alten Siedlung bei Ouaué. Ob er zum Mond irgendwelche Beziehung hat, ist mir nicht bekannt.

Wetterzauber. Die Anmaßung, über Regen, Sonnenschein und Wind gebieten zu können, ist, wie viele andere Prätentionen dieser Art, in einzelnen Familien heimisch, wo sich das Geheimnis vom Vater auf den Sohn oder vom mütterlichen Onkel auf den Neffen vererbt. Regenzauber ist uralte; man kennt solchen schon aus der Vedareligion (OLDENBERG²). Die Brahmanen waren nach HAUG³ ursprünglich nichts als Gewitter- und Regenmacher. Die caledonischen Methoden, Regen zu machen, sind verschieden, wenn auch insofern miteinander verwandt, als schwarze Farbe und Wasser dabei eine wesentliche Rolle spielen. Ein alter Regenzauberer in Kanala weihte mich in sein Geheimnis ein, das er von seinem Vater ererbt hatte. Er kam in finsterner Nacht ins Haus und verlangte, daß alle Läden geschlossen und alle eingeborenen Zuschauer entfernt würden. Dann holte er aus einem Sack einen faustgroßen, 7 cm langen und 5 cm breiten Stein von unregelmäßiger Oberfläche hervor, Fig. 8, Taf. 72, liegend auf einem Bett von Wasserpflanzen und umhüllt von einem mit Kokosschnur festgebundenen Kranz von Kopublättern. Darauf legte er einen Niaulizweig und steckte zum Stein ein Stäbchen, an dessen Ende ein Büschel schwarzer Hahnenfedern befestigt war. Zu Hause, sagte er, müsse der Stein außerhalb der Hütte aufbewahrt werden, da er nicht warm werden dürfe. Er erzählte nun folgendes: Wenn lange kein Regen fällt, läßt der Chef den Regenmann kommen und beschenkt ihn mit schwarz geräuchertem Aal und schwarzen Taroknollen, kreuzweis übereinander gelegt. Bei Einbruch der Nacht geht dieser dann mit einigen Begleitern an einen einsamen Ort, vermutlich in die Nähe einer Totenstätte; mit verkohlten und zerriebenen Bancoulier-Nüssen wird er am ganzen Körper schwarz beschmiert, sein Penis mit einem Blätterbüschel umhüllt, sein Kopf mit einem Kranz von Kopublättern, in dem ein Büschel schwarzer Federn befestigt ist. Dieses Büschel steckt er dann zum Stein und malt auf diesem mit dem Finger schwarze Wolken, unter Gebet an die Ahnenseelen um Regen. Manchmal muß er mehrere Tage beim Stein bleiben, bis Regen kommt. Tritt dieser ein, so eilt

¹ LUQUET, II 5, Taf. II; ² OLDENBERG, I 29, p. 67; ³ HAUG, 87, p. 21.

er ins Dorf zurück, wo er vom Chef empfangen wird mit seinen Leuten, in einer Linie aufgestellt. Jeder übergibt ihm als Geschenk eine Rolle Baststoff, wobei seine und seiner Väter Taten gepriesen werden. Er fügte bei, heutzutage werde kein Regen mehr gemacht, es regne so schon genug, aber die Väter hätten einmal soviel Regen erzeugt, daß die ganze Insel überschwemmt worden sei.

Einen anderen Regenstein, Fig. 9, Taf. 72, erhielt ich im Houailou-Tal, begleitet von sechs kleinen, seinen Kindern oder Brüdern, die sich erst mit der Zeit zu richtigen Regensteinen ausgewachsen werden. Der große Stein ist eine etwas abgeflachte, glatte Kugel von etwa 11 cm Durchmesser; von den runden oder ovalen Kindersteinen hat der kleinste einen Durchmesser von 2 cm, der größte von $3\frac{1}{2}$ cm. Nach Aussage eines intelligenten Eingeborenen von Ni höhlt der Regenmacher fern vom Dorf einen Holzblock aus, füllt ihn mit Wasser und Kopublättern und legt den Regenstein hinein. Wenn nach 5 Tagen Fäulnis einzutreten beginnt, geht er allein am frühen Morgen zur Stelle, schwarz beschmiert von oben bis unten, Kopublätter-Kränze um Kopf, Hals, Arme und Hüften, taucht ein Blätterbüschel ins Wasser und spritzt damit gegen die aufgehende Sonne unter Gebet, daß sich Nebel und Wolken bilden mögen. Das tut er vielleicht hundertmal und wiederholt die Handlung am folgenden Morgen und weiter, bis Regen fällt. Für jeden Tag macht er eine Kerbe in ein Holz. Während dieser Zeit lebt er abgeschlossen von der Welt in einem Hüttchen und darf keine Ignamen und kein Zuckerrohr genießen, sondern nur Taro.

Einen ovalen Regenstein, 12 cm auf $9\frac{1}{2}$ cm messend und schwarz beschmiert, erhielt ich im Negropo-Tal. Ganz ähnliche fand ich unter einem Korallenblock verborgen am Eingang einer Totengrotte nördlich von der Yaté-Bai. In Ouaué wurden mir bizarr ausgewaschene Tonblöcke als Regensteine angeboten; ihren Gebrauch habe der Curé verboten. LEENHARDT¹ bildet einen wie ein Gehirn aussehenden Regenstein ab; er soll den Himmel mit Cumuluswolken bedeuten.

LAMBERT² gibt folgende Schilderung des Regenmachens. Der Zauberer mit den männlichen Gliedern seiner Familie bringen Lebensmittelopfer zu den Schädeln und stellen vor ihnen eine Reihe von Töpfen, gefüllt mit einem präparierten Wasser, auf. In jeden Topf wird ein mit bestimmten Blättern geriebener Regenstein hineingelegt, unter einer langen Reihe von Invokationen. Dann steigt der Zauberer auf einen Baum, späht nach einer Wolke aus, und wenn er eine erblickt, bewegt er einen Zweig, um sie aufsteigen zu machen, streckt die Arme nach links und rechts aus, um die Wolke zu vergrößern, damit sie die Sonne verstecke. Der Zweig ist jedenfalls, was LAMBERT nicht sagt, eingetaucht gewesen in das Wasser mit den Regensteinen.

Während in den bisher beschriebenen Fällen stets Regensteine als wirkendes Medium verwendet werden, ist mir in Oubatche von einem alten Mann ein hölzernes, männliches Idol gebracht worden, mit dem sein Vater Regen erzeugt haben soll (s. bei den Idolen, p. 295). Über die Prozedur habe ich nichts erfahren können.

Wenig glaublich erscheint mir die von TURNER³ angegebene Methode des Regenmachens, wonach die Zauberer, schwarz beschmiert, einen Toten ausgraben, die Knochen zu einer Höhle bringen, dort zusammensetzen, das Skelett über einigen Taroblättern aufhängen und Wasser darüber gießen, damit die Seele des Toten daraus Regen bereite, umgekehrt zur Erzielung schönen Wetters ein Feuer unter dem Skelett anzünden und dasselbe verbrennen. Auch der von einem Anonymus⁴ berichtete Zauber des Werfens einer Lanze gegen die Sonne, damit die Wunde Regen bringe, dürfte auf einem Mißverständnis beruhen. Unverständlich ist mir auch der Bericht HADFIELD⁵ über Regenzauber auf Lifou. Dort soll der Regenzauberer, von denen es zwei bis drei auf der Insel gegeben habe, in einen heiligen Platz, auf dem nichts, weder Gras noch Gebüsch,

¹ LEENHARDT, 101, Fig. 148, p. 293; ² LAMBERT, 99, p. 297—298; ³ TURNER, 167, p. 428; ⁴ ANONYMUS, 88, p. 84; ⁵ HADFIELD, 82, p. III.

gerodet werden darf, ein Stück wilder Rebe, „Utrim“ genannt, hineinwerfen, worauf Wolken und Regen entstehen.

Die Regenmacherei ist bekanntlich ein weit verbreiteter Brauch. Regensteine mit Streifen und Rillen und anderen, Regen und Wolken symbolisierenden Marken finden sich schon in Australien. Nach GRÄBNER¹ wird in Südost-Australien Regen durch Spritzen von Wasser nach der Richtung, woher die Regenwolken zu kommen pflegen, erzeugt, ganz analog neu-caledonischen Bräuchen.

Andere Zauberer vermögen nicht nur Regen, sondern auch Stürme und Zyklone hervorzurufen. DE ROCHAS² und LAMBERT³ erzählen einen solchen Fall von den Belep-Inseln. Der Sturmzauberer, ein alter Krüppel, hatte einen Sohn verloren, und in diesem Falle muß er aus Trauer ein Unwetter erzeugen. Der Priester LAMBERT, um den Aberglauben zu zerstören, ließ ihn direkt dazu auffordern. Von der Angst, die dabei die Eingeborenen ergriff, erzählen beide Autoren. Sie befestigten ihre Hütten und bauten auf den Bergen Schutzdächer, um sich vor der kommenden Sturmflut zu sichern. Die Prozedur des Sturmerzeugens verlangt nach LAMBERT viel Zeit und Arbeit, an der alle männlichen Familienglieder des Zauberers, schwarz beschmiert, teilnehmen müssen. Die Ahnenschädel werden schwarz bemalt und mit federgeschmückten Kopfbedeckungen versehen, worauf die endlosen Beschwörungsformeln ihren Anfang nehmen. Das Resultat war ein völlig windstiller Tag.

Wind wird nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁴ erzeugt, indem man Zauberpakete an die Adventivwurzeln eines Ficus bindet und dem Winde pfeift und ruft, mit den Armen Zeichen für die gewünschte Richtung machend. Auf dem Meere ruft man dem Wind durch Versprechen von Geschenken und durch Opfer an die Meerester. Solche Windzauber sind bekanntlich ebenfalls weltweit verbreitet.

Der Donner ist für den Caledonier und Loyalty-Insulaner die furchtbare Stimme der Seelen toter Häuptlinge, der Blitz ihr Augenzwinkern, die Blitzspuren an Bäumen und auf der Erde die Marken ihrer Nägel (LAMBERT⁵, DE VAUX⁶). Nach HADFIELD⁷ bewaffnet man sich bei Gewittern in Ouvéa mit Stöcken, um die Nägel zu zerschlagen, falls der Blitz in die Hütte dringen sollte. Die Nägel deuten sicherlich auf eine Vorstellung vom Blitzdrachen. Hagelkörner sind Schleudersteine der Geister (LEGRAND⁸).

Dem Regen- und Sturmzauber entsprechend, gibt es natürlich auch einen Sonnenzauber zum Hervorbringen guten Wetters und von Trockenheit. LAMBERT⁹ beschreibt Sonnensteine von diskusartiger Form und mit einem Loch versehen. Nach Opfern an die Ahnenseelen ergreift der Zauberer den Stein im Moment, wo die Sonne erscheint und fährt mit einem glühenden Holz wieder und wieder durch das Loch, um die Sonne zu entzünden, damit sie die Wolken verzehre.

Etwas abweichend ist der Vorgang, wie ihn an anderer Stelle LAMBERT¹⁰ und fast mit den gleichen Worten GLAUMONT¹¹ erzählen. Nach dieser Version macht der Zauberer aus verschiedenen Pflanzen eine kleine Garbe, der er zwei Haarlocken eines Kindes, zwei Zähne oder einen ganzen Unterkiefer eines Alten beifügt, umschnürt das Ganze mit Baumrinde, so daß ein Hörnchen mit basaler Öffnung entsteht. Auf einem den ersten Sonnenstrahlen exponierten Berg legt er verschiedene Pflanzen auf einen flachen Stein und hängt darüber die Düte auf. Sobald die Sonne dem Meer entsteigt, macht er Feuer, dessen Rauch in die Düte aufsteigt, reibt dabei den Stein mit einem trockenen Korallenzweig und betet: „Was ich tue, ist damit die Sonne so glühend

¹ GRÄBNER, 78, p. 19; ² DE ROCHAS, 145, p. 292; ³ LAMBERT, 99, p. 197 ff.; ⁴ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 81; ⁵ LAMBERT, 99, p. 27; ⁶ DE VAUX, 169, p. 345; ⁷ HADFIELD, 82, p. 114; ⁸ LEGRAND, 108, p. 86; ⁹ LAMBERT, 99, p. 296–297; ¹⁰ LAMBERT, 99, p. 193–194 und 208; ¹¹ GLAUMONT, 70, p. 116.

werde, daß sie alle Wolken verzehre.“ Wiederholung bei Sonnenuntergang. Von Sonnensteinen mit glänzenden Adern spricht DURAND¹.

Auf den Banks-Inseln dient zum Sonnenzauber nach CODRINGTON² ein Stein, den man mit roter Erde beschmiert oder ein runder Stein, umwunden mit roten Streifen; Eulenfedern bedeuten die Strahlen. Dieser Stein wird unter Besingen an einem hohen Baum eines heiligen Ortes aufgehängt oder auf den Boden gelegt mit weißen Ruten als Strahlen. Ein Sonnenstein von Ambrym ist nach SPEISER³ ein roter, kopfgroßer Stein mit eingegrabenem Gesicht, der für gutes Wetter ins Feuer gelegt, für Regen mit Wasser begossen wird; er würde darnach zwei Eigenschaften in sich vereinigen.

Zauberhandlungen mit Dingen, die von einer Person herkommen. Zauber mit Gegenständen, die mit einer Person in Berührung gewesen sind oder von einer solchen herkommen, haben bekanntlich eine weltweite Verbreitung. Das Vorgehen beruht auf der Anschauung, daß man mit dem Besitz eines Teils des Seelenstoffs eines Menschen Macht über die ganze Person bekomme, und daß eine Handlung, ausgeübt auf einen Teil, äquivalent sei mit einer Aktion auf das Ganze. SPEISER⁴ gibt für die Neuen-Hebriden eine ausführliche Darstellung dieses auf Tanna „Nahak“ genannten Zaubers, KRUIJT⁵ eine solche für Indonesien usw. LAMBERT⁶ erwähnt als Objekte für solchen Zauber in Caledonien irgendeine Sekretion oder Exkretion des Körpers, Speichel, ein mit Schweiß getränktes Tuchstück und ähnliches. Sehr beliebt sind für diesen Zauber Speisereste, die mit Speichel in Berührung gewesen, weiter Haare und Nägel, die, weil sie wachsen, als besonders begabt mit Seelenstoff gedacht werden (KRUIJT, l. c.). Aus Furcht vor solchem Zauber vermeiden es die Eingeborenen ängstlich, Speisereste und dergleichen liegen zu lassen. Ich beobachtete in Oubatche, daß als eine Frau zu Ader gelassen wurde, die auf die Erde fallenden Blutstropfen sofort mit Asche zugedeckt wurden.

Nach VIEILLARD und DEPLANCHE⁷ bringt ein Zauberer ein weggeworfenes Stück Zuckerrohr von einer Mahlzeit an den Totenort, erhitzt es am Feuer und steckt es in den Mund eines Schädels mit der Bitte, daß der davon gegessen hat, sterben möge. Vom Erzeugen von Krankheiten durch Verbrennen von Speiseresten spricht TURNER⁸. LAMBERT, l. c., erzählt die Geschichte von einem, der sich aus Versehen selber mit von ihm selbst herkommenden Stoffen verzaubert hatte, indem er das solche Dinge enthaltende Paket unter Invokationen und Verwünschungen der Hitze eines Feuers aussetzte.

In Lifou erhielt ich durch den Grandchef von Nathalo eine Kokosschale, die er einer Zauberin weggenommen hatte. Diese pflegte weggeworfene Nahrungsreste, einen Knochen, eine Fischgräte oder ein Fruchtstück zu erhaschen, in die Schale zu legen, unter Verwünschungen mit Kräutern zu bespucken und so Schaden zuzufügen, auch Abtreibung zu bewirken. Von Krankmachen durch Legen einer weggeworfenen Bananenhaut oder anderen Abfalls nahe bei der Haustüre des zu Schädigenden berichtet Missionar SLEIGH (s. bei GRAY⁹). Der Erfolg solcher Zauberhandlungen beruht natürlich ausschließlich darauf, daß der zu Verzaubernde Kenntnis erhält von dem gegen ihn gerichteten Anschlag und aus Angst erkrankt oder sogar stirbt, falls kein Gegenzauber angewandt wird.

Zur Person gehört auch ihr Name; er ist schon an sich Seelenstoff, daher die Furcht vieler Eingeborener, diesen auszusprechen und damit der Zauberei preiszugeben. Bei meinen photographischen Aufnahmen nannte fast immer eine nebenstehende Person den Namen des zu photographierenden, selten dieser selbst seinen eigenen. Oft sind mir jedenfalls auch falsche Namen,

¹ DURAND, 42, p. 509; ² CODRINGTON, 34, p. 184; ³ SPEISER, 165, p. 346; ⁴ SPEISER, 165, p. 369 ff.; ⁵ KRUIJT, 96, p. 26 ff.; ⁶ LAMBERT, 99, p. 2; ⁷ VIEILLARD und DEPLANCHE, 171, p. 76–77; ⁸ TURNER, 167, p. 424; ⁹ GRAY, 212, p. 235.

Übernamen, statt des richtigen, angegeben worden. Furcht vor dem Photographieren, vermutlich beruhend auf dem Gedanken, daß die Seele dem Bilde folge, habe ich oft beobachtet, besonders bei Frauen.

Verschiedene Amulette. Amulette, Talismane spielen, wie überall, so auch in unserem Gebiet eine große Rolle. Gefertigt werden sie meist von Zauberern unter Beschwörungsformeln. Sie können aber auch eigene Kraft besitzen, indem sie Reliquien von Verstorbenen, zumal solche von zauberkräftigen Personen, enthalten, Zähne, Haare, Finger- und Zehennägel oder einen Knochen, in welchem Falle das Mana oder auch die Seele des Toten selbst direkt in ihnen wirksam sind. Solche Totenreste als Amulette erwähnen für Neu-Caledonien TURNER¹, welcher berichtet, daß Finger- und Zehennägel Verstorbener als Reliquien abgeschnitten und Zähne aus dem Schädel zu demselben Zweck entfernt werden, und daß Priester beim Gebet Reste dieser Art in einem kleinen Täschchen an die Stirne oder den Oberarm binden, ebenso Krieger vor dem Kampf, weiter BRENCHLEY² und PATOUILLET³. Auch LAMBERT⁴ spricht von Amuletten mit Haaren, Zähnen und anderen Objekten Verstorbener. In dem oben erwähnten Fall, in welchem betende Priester Totenreste benützen, scheinen diese als Medien zu dienen, um mit den Seelen in Verbindung zu treten.

Für die Loyalty-Inseln erwähnt schon ERSKINE⁵ das Aufbewahren von Totenreliquien, Nägeln, Zähnen, Haarlocken usw., ferner TURNER⁶, RAY⁷ und HADFIELD⁸.

Es gibt Amulette für alles, für jede Krankheit, für Erfolg im Krieg oder in der Liebe, für gute Jagd, Fischerei, Schifffahrt, Gewinnen von Reichtum, Gedeihen der Familie, Schutz des Hauses usw. Die meisten Amulette sind Pakete bestimmter Pflanzen, auch aromatischer Hölzer, eingehüllt und verschnürt in Baststoff, Nialirinde, Blätter oder Palmblattscheide. Die meisten von LAMBERT⁹ abgebildeten Amulette sind solche verschnürte Paketchen. Zwei solche aus der Oubatche-Gegend sind in Fig. 8 und 9, Taf. 70, wiedergegeben. Das letztere enthielt, als ich es bekam, zusammengebogene, frische Pflanzenteile und lag in einem Körbchen, in welchem ein alter Mann menschliche Unterkiefer brachte. Nur mit diesem Paketchen in der Hand getraue er sich, sagte er, Totenköpfe zu berühren; ohne dieses Schutzmittel werde man verrückt. Dieselbe Beobachtung habe ich auch in Kanala gemacht, wo ein Mann nur mit einem Blatt in der Hand Schädel anzurühren wagte.

Zum Schutz des Hauses gegen Gefahren jeglicher Art wird ein Paket bestimmter Pflanzen in das Loch gelegt, in welches der Mittelposten zu stehen kommt, ein anderes ins Stroh des Daches gesteckt, welches die Schläfer bei Gefahr wecken soll (LAMBERT¹⁰). Gegen Feuersgefahr sollte die in Fig. 9, Taf. 71, abgebildete, aus der Gegend von Oubatche stammende, von schwarzem Ruß dick überzogene, 8 cm lange Tridacna-Schale, welche im Dach aufbewahrt wurde, schützen.

Als ein im Krieg unverwundbar machender Talisman wurde das in Fig. 8 derselben Tafel abgebildete Objekt aus dem Houailou-Tal getragen. Es besteht aus einem ovalen, leichten, vermutlich hölzernen Gegenstand, dicht umspinnen mit rotbraunen Flederhundwollschnüren, 6 cm lang, 3 cm breit, an einem Tragband aus demselben Material.

Tabu. „Tabu“ ist kein caledonisches Wort. Die Bezeichnung für diesen Begriff wechselt nach den Stämmen. MONTROUZIER¹¹ gibt für Balade „cegen“ an, für Hienghène „iri“, für Kanala „kiti“; PATOUILLET¹² nennt das Tabu „itii“, HADFIELD¹³ für Lifou „masua“. Von Europäern wird das Wort Tabu vielfach falsch angewandt, so zum Beispiel für die Hüttenskulpturen.

¹ TURNER, 167, p. 338 und 425; ² BRENCHLEY, 30, p. 343; ³ PATOUILLET, 132, p. 200; ⁴ LAMBERT, 99, p. 288; ⁵ ERSKINE, 45, p. 369; ⁶ TURNER, 167, p. 400—401; ⁷ RAY, 135, p. 289; ⁸ HADFIELD, 82, p. 149; ⁹ LAMBERT, 99, p. 229; ¹⁰ LAMBERT, 99, p. 126 und 128; ¹¹ MONTROUZIER, 123, p. 368; ¹² PATOUILLET, 132, p. 105; ¹³ HADFIELD, 82, p. 65.

Der Begriff des Tabu ist der eines Verbotes, dessen Übertretung unerwünschte Folgen teils durch Einwirkung übernatürlicher Kräfte, teils durch direkte Bestrafung durch Menschen nach sich zieht; es schließt einen Fluch in sich. Es ist aber zu unterscheiden zwischen Tabus, die von Menschen auf etwas gelegt werden und Dingen oder Orten, die von Natur als unerlaubt zu verletzen angesehen werden. Zu den letzteren gehören die Totenstätten, deren Betreten für alle nicht speziell hierfür Privilegierte gefährlich ist wegen der Rache der Totenseelen. Auch christliche Eingeborene teilen diese Furcht, wie wir beim Sammeln von Schädeln oft zu beobachten Gelegenheit hatten. Es gehören hieher die heiligen Ignamenplätze, die für die Frauen verboten sind; auch eine gebärende oder menstruierende Frau ist außer für speziell damit Beauftragte unberührbar, also tabu, desgleichen eine Leiche.

Tabuverbote werden vor allem von Chefs auf Pflanzungen vor der Reife, auf Kokospalmen oder auf Fischfang, wenn die Fische selten zu werden beginnen, gelegt. Sie können in gewissen Fällen heilsam sein und Mangel vorbeugen, aber auch zu Mangel führen, zum Beispiel, wenn um bei einem bevorstehenden, großen Fest Überfluß an Nahrungsmitteln zu haben, Pflanzungen und Fruchtbäume während längerer Zeit tabuiert werden. Übertretung solcher Verbote, die zuweilen von Chefs völlig willkürlich erlassen werden, kann direkte, gewissermaßen polizeiliche Bestrafung, ja in schweren Fällen ein Todesurteil, zur Folge haben oder aber Krankheit und Übel verschiedener Art nach sich ziehen, bewirkt durch die Zauberkraft des Tabuierenden. Die Tonga-Krankheit wurde mir speziell als eine häufige Folge von Tabu-Verletzung genannt. In den Tabuzeichen sind zuweilen auch Zaubermittel verborgen, etwa zwischen Steinen zerriebene Pflanzenteile, symbolisch darstellend, was den Übertreter erwartet.

Auch ein gewöhnlicher Mann, nicht nur ein Chef, kann seine Palmen oder sonst etwas tabuieren, aber die Wirkung hängt doch von der Autorität des Tabuierenden ab. Die üblen Folgen einer Tabu-Verletzung, wenigstens einer solchen leichteren Art, können vermieden werden durch Rückgabe des entwendeten Gutes an den Eigentümer oder auch Anzeige an denselben, besonders wenn die Übertretung unabsichtlich geschah, worauf dann der Tabuierende ein Heilmittel verabreicht; auch Ablutionen kommen in solchen Fällen zur Anwendung.

Kokostabus im Dorfe Tchambouenne, Taf. 62, Fig. 10, bestanden aus einigen in den Boden gesteckten Bengeln, zum Teil umwickelt mit Nialurinde oder mit Zweigen und Blättern; zuweilen war ein Tritonshorn auf einem der Stöcke aufgepflanzt; daneben lagen auf der Erde Kokosnüsse. In Ouare bei Hienghène sah ich als Kokostabu einen alten Dachaufsatz mit aufgestecktem Tritonshorn verwendet, Fig. 11; darum befanden sich andere Stöcke, verschiedene Pflanzen und Kokosnüsse. Geschnittene Stöcke, eine Triton-Schale tragend, sah ich in einem Dorf bei Kanala vor einer tabuierten Ignamen-Vorratshütte. Tabumarken sind aber in den meisten Fällen einfach Grasbüschel, verschlungene Stengel und Zweige oder Reiserbesen oder auch nur ein Blatt, etwa ein Kokosblatt oder ein Lappen, am Objekt selbst oder an einem im Boden steckenden Stock festgebunden. So ist es auch auf den Loyalty-Inseln Sitte (HADFIELD¹). Die Strohwische in unseren Weinbergen, bei der Reife der Trauben an Stöcken der Zugangswege festgebunden, sind auch nichts anderes als solche Tabuzeichen, Verbote des Betretens, unter Androhung allerdings nicht von Zaubereffekten, sondern von polizeilichen Strafen.

Erster Eindruck der Weißen auf die Eingeborenen. Die Europäer wurden zuerst, vornehmlich wegen ihrer weißen Farbe, als Inkarnationen oder Geister eingeborener Toter angesehen. Es berichten das BRAINNE², TURNER³ und BRENCHELY⁴. So war es auch in anderen melanesischen Ländern, bei den Malayo-Polynesiern nach KUIJT⁵ und bei den Australiern nach FOY⁶. Daß

¹ HADFIELD, 82, p. 65; ² BRAINNE, 29, p. 238; ³ TURNER, 167, p. 424; ⁴ BRENCHELY, 30, p. 342; ⁵ KUIJT, 96, p. 238; ⁶ FOY, 55, p. 548.

die Weißen Menschen sind, mußten die Eingeborenen leider nur zu früh erfahren. Nach LEENHARDT¹ bezeichnen alte Leute heute noch die europäischen Kleider als „Peaux des dieux“. BRAINNE² erzählt, die Eingeborenen seien lange in Zweifel gewesen, ob die immer bekleideten Priester überhaupt ein Geschlecht hätten.

Auf den Loyalty-Inseln galten die weißen Ankömmlinge als aus den Wolken gekommen; noch heute werden nach HADFIELD³ die Weißen als „ate Papali“, Männer aus den Wolken, bezeichnet.

Schlußwort.

Die Schilderung der neu-caledonischen Ergologie, der geistigen sowohl, als der materiellen, hat ein höchst eigenartiges Bild ergeben, wohl in seinen Grundzügen mit anderen melanesischen Kulturen übereinstimmend, aber doch viele Besonderheiten aufweisend. Einmal hat diese Kultur viele altertümliche Züge aus frühen menschlichen Entwicklungsstufen bewahrt, die anderwärts verloren gegangen sind; des weiteren aber zeigt sie viele Besonderheiten, welche, solange sie anderwärts nicht nachgewiesen sind, als der caledonischen Kultur eigene Erfindungen angesehen werden müssen. Es sei beispielsweise erinnert an den eigenartigen Stil der Holzskulpturen der Hütten, an den Federmantel der Masken, an das Scheibenbeil und andere Beilformen mit durchbohrten Steinklingen, an die kugelige Herminette, sowohl die aus einem Stück gearbeitete, als die aus zwei Teilen zusammengesetzte, an die eigenartig dekorierten Festlanzen, an gewisse eigene Keulenformen, an die mit Netzhöhlen versehenen Taschen für Schleudersteine, die Münzköpfe und Geldschiffchen, die Meleagrina-Messer, die Halsbänder aus durchbohrten, grünen Steinperlen und an die gefärbten Schnüre aus Flederhundwolle.

Beide Reihen von Tatsachen, die Konservierung alter Kulturgüter, seien sie nun materieller oder geistiger Art, und die Ausbildung eines eigenen Stils und Erfindung eigener Geräte deuten auf lange Abgeschlossenheit hin. Die Insel liegt von allen größeren Landmassen sehr weit entfernt; über 1400 km trennen sie von der Ostküste Australiens, über 1500 km von Neu-Seeland, über 1700 km von Neu-Guinea. Zudem mag, wie schon bemerkt, das die Insel umgürtende Barrierenriff eine wirksame Schutzwehr gegen Invasionen gebildet haben.

Trotzdem können wir natürlich nicht erwarten, in Neu-Caledonien eine Kultur vorzufinden, unberührt von außen seit der Besitznahme der Insel durch einwandernde Scharen, die, wie ich glaube, aus der Gegend der Torres-Straße hergekommen sind. Auf ergologische Übereinstimmungen mit diesem Gebiet ist im Laufe dieser Arbeit mehrfach hingewiesen worden. In den vielen seither verstrichenen Jahrhunderten haben, wenn vielleicht auch keine feindlichen Invasionen großen Stils, so doch zahlreiche Landungen von Booten sowohl von der polynesischen, als der melanesischen Seite her stattgefunden. Namentlich sind kulturelle Übereinstimmungen mit den südlichen Neuen-Hebriden unverkennbar. Wie wir uns die Entstehung derselben zu denken haben, wissen wir nicht, ob durch Kolonienbildung von Hebridenleuten auf Neu-Caledonien oder umgekehrt oder bloß durch einen mehr oder weniger zufälligen Bootsverkehr. Es wäre auch möglich, daß bereits auf ähnlicher Kulturstufe stehende Stämme sowohl Caledonien, als die südlichen Hebriden bevölkert hätten, wonach die Verwandtschaft sehr weit zurückginge.

Wenn auch Ankömmlinge von außerhalb, gleichviel ob sie mit kriegerischen Intentionen landeten oder als friedliche Menschen durch Strömungen und Stürme an die Küsten geworfen wurden, in der Regel werden totgeschlagen worden sein, so sind doch gewiß gelegentlich manche auch freundschaftlich aufgenommen worden. Solche vorübergehende Berührungen mit fremden

¹ LEENHARDT, 106, p. 9; ² BRAINNE, 29, p. 239; ³ HADFIELD, 82, p. 106.

Elementen oder auch Ansiedlungen von Ankömmlingen dieser Art auf der Insel müssen im Laufe der Zeit zahlreiche neue Anschauungen und Kulturgüter nach Neu-Caledonien gebracht haben, die ursprüngliche Kultur beeinflussend und verändernd, ganz abgesehen von einer an Ort und Stelle vorsichgegangenen Entwicklung.

Es ist im Laufe dieser Arbeit öfters von Kulturkreisen oder Kulturschichten die Rede gewesen bei der Besprechung von Geräten sowohl, als von sozialen und religiösen Erscheinungen. Die Kulturkreislehre, begründet von GRÄBNER, FOY und ANKERMANN und im Lehrbuch von SCHMIDT und KOPPERS als Grundlage der ethnologischen Wissenschaft angenommen, beruht auf der Anschauung, daß jedes Gerät, jede soziale Einrichtung und jeder religiöse Gedanke nur einmal entstanden und somit charakteristisch seien für eine bestimmte Kulturschicht. Das ist nun ein Glaubenssatz, der sich weder beweisen, noch bestreiten läßt. Wenn die Gegner dieser Anschauung sagen, daß eine Erfindung, die an einem Orte durch einen genialen Menschen gemacht worden ist, wie etwa das Brennen von Tonwaren, die Erzeugung von Feuer, die Bereitung von Stoffen aus Baumbast, die Weberei und dergleichen, ganz wohl auch an einem zweiten und dritten Ort von einem zweiten und dritten Genie selbständig wieder gemacht sein kann, so läßt sich a priori nichts dagegen einwenden, und das gleiche gilt für soziale Institutionen und philosophische Ideen. Beweise aber für eine solche mehrmalige Erfindung zu liefern, ist äußerst schwierig. DIXON¹ hat für eine Anzahl Kulturgüter die getrennte Entstehung nachzuweisen versucht, ohne aber über eine gewisse Wahrscheinlichkeit hinauszukommen. Möglicherweise ließe sich aus den Haustieren ein solcher Beweis gewinnen. Wenn, wie es den Anschein hat, erwiesen werden kann, daß zum Beispiel Hund oder Rind aus verschiedenen Wildformen an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten herausgezüchtet worden sind, so könnte das meiner Meinung eine mehrfache und unabhängige Erfindung bedeuten. Was meine Stellung in der bewußten Frage angeht, so bin ich der Meinung, daß einmalige Erfindung und spätere Ausbreitung eines Objekts oder einer Idee sicher die Regel bilden, möchte aber daneben, namentlich für einfache Dinge, die Möglichkeit mehrfacher Entstehung nicht rigoros ausschließen.

Die BASTIANSche Lehre vom Elementar- und Völkergedanken, nach welcher an den verschiedensten Orten unter gleichen, äußeren Bedingungen eine Entwicklung aus niederen zu höheren Stufen gesetzmäßig sich vollzogen hat, darf heute wohl als überwunden gelten. Die Kulturkreislehre bezeichnen den BASTIANSchen Entwicklungsmodus als evolutionistisch. Diese Benennung trifft aber nicht den Kern des Gegensatzes. Evolutionistisch ist auch die Kulturkreislehre, indem auch sie aus primitiven Kulturschichten sukzessive höhere hervorgehen läßt, bis endlich die Vollkulturen erreicht sind. Der Gegensatz besteht vielmehr darin, daß nach der BASTIANSchen Lehre aprioristische Entwicklungsreihen konstruiert werden, ohne Rücksicht auf den wirklichen Werdegang, während die Kulturkreislehre die historischen Zusammenhänge aufzudecken versucht.

Der Gedanke, verschiedene Kulturwellen oder Kulturschichten zu unterscheiden, die sich übereinander legen, verdrängen oder vermischen, ist einleuchtend genug. Eine ganz andere Frage ist die, ob die heutige Einteilung der Kulturschichten die endgültig richtige ist, und das möchte ich nicht ohne weiteres bejahen. Bei vielen Kulturgütern, materiellen sowohl, als geistigen, kann man im Zweifel sein, ob ihre heute angenommene Zuteilung zu einem der aufgestellten Kulturkreise den Tatsachen entspricht. Manche kehren in verschiedenen Kulturen wieder, wonach es dann ungewiß ist, in welcher ihr Entstehungsherd zu suchen ist, ob sie aus einer höheren in eine tiefere herabgesunken oder aus einer tieferen herkommend, auf höheren Stufen beibehalten worden sind.

¹ DIXON, 208, p. 182 ff.

Eine Übertragung von Kulturgütern kann geschehen durch Völkerwanderungen und Eroberungen; aber auch durch bloße Berührungen kann allmählich eine neue Kultur eindringen; ja es kann durch ganz wenige Individuen eine Kulturveränderung vor sich gehen. Man denke an die Tätigkeit eines einzelnen Missionars irgendeiner Konfession, der eine Kultur von Grund aus umzuwälzen vermag. Auch können aus einer höheren Kulturstufe von einer tieferen bloß einzelne Elemente und nicht der ganze Komplex übernommen werden. Es wird dies sogar die Regel sein, namentlich dann, wenn die Übertragung nicht durch Einwanderung einer großen Masse, sondern durch mehr vorübergehende Berührung mit fremden Elementen oder Aufnahme einer kleinen Zahl solcher, wie ich das in Neu-Caledonien für wahrscheinlich halte, stattfindet.

Wie schon angedeutet, glaube ich, daß weitere Forschung die Umgrenzung der Kulturkreise noch wesentlich modifizieren wird. Sehen wir aber einmal zu, wie die Kultur Neu-Caledoniens sich zu den heute aufgestellten Kulturkreisen verhält und in welchen sie etwa einzureihen wäre.

Aus den drei ältesten, angenommenen Kulturkreisen, der Urkultur, der tasmanischen und der alt-australischen Bumerangkultur besitzt Neu-Caledonien die folgenden Elemente: Aussetzen der Leichen in Höhlen und in hohlen Baumstämmen, Hockerstellung von Leichen, Skarifizierung, Zahnextraktion (?), Sichel- und Wurzelstockkeule, Wurfhölzer, Stabform gewisser Bögen, Grabstock, Stäbchenangel, Gebrauch von Muscheln als Schaber, von Quarzsplintern zu verschiedenen Zwecken und Hobelschnecken zum Glätten von Holz. Hieher gehört wohl auch primitive Tapa-Bereitung, da eine solche schon den Wedda und den Urstämmen Malakkas bekannt ist.

Aus dem folgenden, dem exogam-vaterrechtlichen (SCHMIDT), westpapuanischen (GRÄBNER) oder totemistischen (FOY und GRÄBNER) Kulturkreis sind in Caledonien vorhanden: Spuren von Totemismus, Exogamie der Clans- oder Lokalgruppen, Vaterrecht (schon älter) und Erbschaft der Kinder vom Vater, Häuptlinge mit Zaubercharakter, Tauschehe, Plattformbestattung, Beschneidung, Penisfütteral, Fransenschürze der Frauen, Kegeldachhaus, Erdofen, Speer und Schleuderstrick, Beilform mit in den Schaft gesteckter Klinge, Nackenstütze, Kopfyylinder, einfache Angelhaken, Knochennadel, Tritonshorn mit Endloch und geradlinige Ornamentik.

Dagegen fehlen von wichtigen Dingen desselben Kulturkreises: Phallische Riten, steife Rindengürtel und andere Panzerungen, Dolch, längliche Holzschüsseln, Tierplastik, Brustmuschelscheibe, Feuerbohrer, Einbaum ohne Ausleger, Rindenboot.

Aus dem nächstfolgenden Kulturkreis, dem exogam-mutterrechtlichen (SCHMIDT) oder ostpapuanischen (GRÄBNER), der Zweiklassenkultur (FOY, GRÄBNER) besitzt Neu-Caledonien: Hackbau, Schädelkult und Ahnenverehrung, Ahnenstatuen, Kannibalismus, Maske, den großen Einfluß des Mutterbruders, Polygamie, Geldschnüre, Kolbenkeulen, Schleuder und eine Beilform mit an Zweigschlinge erinnernder Fassung (schon altaustralisch).

Dagegen fehlen Neu-Caledonien aus diesem Kulturkreis: Mutterrecht und das auf diesem basierende Erbrecht der Kinder, die Zweiklasseneinteilung, Geisterhaus und geheime Männerbünde, Feier der ersten Menstruation, Rechteckhaus mit Giebeldach, Plankenboot, Schild, Keule mit Steinkopf, Schlitztrommel, Pansflöte, Musikbogen, Feuersäge, Hund als Haustier, runde Ornamentformen.

Der frei-mutterrechtliche (SCHMIDT) Kulturkreis, der melanesische nach GRÄBNER oder die Bogenkultur (FOY-GRÄBNER) ist in Caledonien vertreten durch: Töpferei mit Spiralwulsttechnik, Bambuskamm, Flachbogen, Erdbegräbnis, zweistufige Bestattung, Banane, Huhn und Frauenmarkthandel, wogegen fehlen: Mutterrecht, Großfamilienbildung, Mehrfamilienhäuser, Pfahlhaus mit Giebeldach, Sklaverei, Kopfjagd, Schweinezucht, Sago und Betel, Palmwein,

Beilklinge in Holzfutter, runder Bogenschild, Felltrommel, Löffel, Hängematte, Regenkappe, Brustschmuck mit Eberzähnen, Ruder mit Krückengriff, Hängebrücke, Spiralornamentik, Hockerfiguren.

Endlich wird von den genannten Autoren unterschieden der frei-vaterrechtliche (SCHMIDT) oder polynesischer Kulturkreis. Von den diesem zugeschriebenen Dingen besitzt Neu-Caledonien: Vaterrecht (schon älter), erbliche Stammeshäuptlinge (wohl auch älter), Pirogenbestattung, Steinbeil mit auf Kniestück gebundener Klinge, Einbaum mit Ausleger, Doppelboote, Ruder mit lanzettlichem Blatt, Dreiecksegel, Netze, Reusen, Wasserschöpfer mit Innengriff, Feuerpflug und Nasenflöte (beide wohl älter), Drillbohrer, Fächer, Tintenfischangel und schemelartige Schabergeräte (Loyalty), Stäbchenkamm, Stichtatauierung, künstliche Bewässerung der Taropflanzungen. Es fehlen: Verschiedene religiöse und soziale Erscheinungen, Ständewesen, Sklaverei, die hoch entwickelte Tapabereitung, Mattenkleidung, Panzerkleidung, verschiedene Keulenformen, runde Holzschüsseln, Kawa, zusammengesetzte Angelhaken, Steinmörser, Steingefäße, steinerne Pistille, Reibkeulen, Fischdrache, Haischlinge.

Nach der gegebenen Zusammenstellung kann Neu-Caledonien nicht eindeutig in einen dieser angenommenen Kulturkreise eingereiht werden. Am ehesten könnte sich seine Kultur definieren lassen als hervorgegangen aus Mischung des exogam-vaterrechtlichen, totemistischen Kulturkreises mit Elementen der exogam-mutterrechtlichen Zweiklassenkultur, unter Beibehaltung zahlreicher Züge aus noch älteren Schichten. Auch nach SCHMIDT¹ gehen gerade die beiden genannten Kulturen, welche annähernd gleich alt sein dürften, mit Vorliebe Mischungen miteinander ein, wobei der Anteil der beiden am resultierenden Mischungsprodukt sehr verschieden stark sein kann. Die sogenannte Bogenkultur ist in Caledonien kaum vertreten. Etwas mehr Kulturgüter hat die polynesischer Kultur an den caledonischen Strand geworfen.

¹ SCHMIDT und KOPPERS, 205, p. 300.

Literaturverzeichnis.

- 1. ANDERSON, J. W.: Notes of Travel in Fiji and New Caledonia. London 1880.
2. ANKERMANN, B.: Totenkult und Seelenglaube bei afrikanischen Völkern. Zeitschr. f. Ethnologie, 50, 1918.
- 3. ARCHAMBAULT, M.: Les Mégalithes Néo-Calédoniens. L'Anthropologie, 12, 1901.
- 4. — Nouvelles Recherches sur les Mégalithes Néocalédoniens. Ibid., 13, 1902.
- 5. — Sur les chances de durée de la Race Canaque. Bull. et Mém. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, (5), 9, 1908.
- 6. — Sur une ancienne ornementation rupestre en Nouvelle-Calédonie. L'Homme Préhistorique, 6, 1908.
- 7. — Les Sculptures et les Gravures sur Roche de la Nouvelle-Calédonie. Bull. et Mém. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, (5), 10, 1909.
- 8. — Quelques Sculptures sur Pierre d'Origine Néo-Calédonienne. Ibid., (5), 10, 1909.
- 9. — Note sur l'Épigraphie des Monuments Lithiques de la Nouvelle-Calédonie. Comptes rendus des Séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Paris 1909.
- 10. — Traces d'une ancienne civilisation en Nouvelle-Calédonie. La Dépêche Coloniale. Paris, 9, Nr. 11, 1909.
- 11. — Note sur la faculté de saisir des ressemblances fortuites, montrée par les Indigènes Néo-Calédoniens. Revue de l'École d'Anthropologie de Paris, 19, 1909.
- 12. — À propos des monuments mégalithiques de la Nouvelle-Calédonie. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, (6), 9, 1918.
13. BÄSSLER, A.: Neue Südsee-Bilder. Berlin 1900.
- 14. BALANSA, B.: Nouvelle Calédonie. Bull. de la Soc. de Géographie de Paris, (6), 5, 1873.
- 15. BERCHON, Étude sur les fractures de crânes. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, 4, 1863.
- 16. BERGERET, Et.: Un Fétiche. Journ. des Missions Évangéliques, Paris, 84. année, Mai 1909.
- 17. BERNARD, A.: L'Archipel de la Nouvelle-Calédonie. Paris 1895.
- 18. BERTILLON: Forme et grandeur des divers groupes de crânes néo-calédoniens. Rev. d'Anthropologie de P. Broca, Paris, 1, 1872.
- 19. BONNEMÈRE, L.: Les pierres gravées de la Nouvelle-Calédonie. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, (4), 6, 1895.
- 20. BOSSAVY, M.: À propos des Armes Canaques et de l'emploi des Haches polies. Bull. de la Soc. Pré-historique Française, 1916.
- 21. BOUGE, L. J.: Note sur trois Statuettes de Forme humaine, recueillies à Lifou (île Loyalty). Rev. d'Ethnographie et de Sociologie, publiée par l'Institut Ethnographique International de Paris, 1914.
- 22. BOURGAREL, A.: Armes des Néo-Calédoniens. Rev. Algérienne et Coloniale, Paris, 3, 1860.
- 23. — Des Races de l'Océanie Française, première partie. Mém. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, 1, 1860—1863.
- 24. — Des Races de l'Océanie Française, de celles de la Nouvelle-Calédonie en particulier, seconde partie. Ibid., 2, 1865.
- 25. — Photographie de Néo-Calédoniens. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, (2), 5, 1870.
- 26. BOURGEY, E.: Un Pilou-Pilou à la Nouvelle-Calédonie. Nouvelles Annales des Voyages, Paris, 1, 1865.
- 27. — Une Exploration dans l'Intérieur de la Nouvelle-Calédonie. Ibid., 4, 1865.
- 28. — Voyage à travers la Nouvelle-Calédonie de Kanala à Nouméa. Ibid., 4, 1867.
- 29. BRAINNE, Ch.: La Nouvelle-Calédonie. Paris 1854.
- 30. BRENCHELEY, J. L.: Jottings during the Cruise of H. M. S. Curaçao among the South Sea Islands in 1865. London 1873.
- 31. BROWN, J. MACMILLAN: Notes on a visit to New Caledonia, Man, 1916, Nr. 66.
32. BUSCHAN, G.: Illustrierte Völkerkunde. II., erster Teil, Australien und Ozeanien. Stuttgart 1923.
- 33. CHEYNE, A.: A Description of Islands in the Western Pacific Ocean. London 1852.
- 34. CODRINGTON, R. H.: The Melanesians. Oxford 1891.
- 35. COMPTE RENDU des Conférences Ecclésiastiques du Vicariat Apostolique de la Nouvelle-Calédonie. Saint-Louis 1905.
- 36. COMPTON, R. H.: New Caledonia and the Isle of Pines. The Geographical Journ., London, 49, 1917.
- 37. — String Figures from New Caledonia and the Loyalty Islands. Journ. of the Roy. Anthropol. Institute of Great Britain and Ireland, 49, 1919.

- 38. COOK, J.: Voyage dans l'Hémisphère austral, et autour du Monde, fait sur les Vaisseaux de Roi, L'Adventure et la Résolution, en 1772—1775, écrit par J. COOK, dans lequel on a inséré la relation du Capitaine Furneaux, et celle de M. M. Forster, traduit de l'Anglais. Tome 3, Paris 1778.
- 39. COOTE, W.: The Western Pacific. London 1883.
- 40. DELORD, PH.: Mon voyage d'enquête en Nouvelle-Calédonie. Paris, Maison des Missions évangéliques, 1901.
- 41. DEPLANCHE, E.: Ethnologie Calédonienne. Bull. de la Soc. Linnéenne de Normandie, (2), 4, année 1868—1869, Caen 1870.
- 42. DURAND, J.: Chez les Ouébias en Nouvelle Calédonie. Le Tour du Monde. Nouv. Série, 6, 1900.
- 43. EDGE PARTINGTON, J.: An Album of the Weapons, Tools, Ornaments, Articles of Dress etc. of the Natives of the Pacific Islands, 1890. Second series 1895.
- 44. ELWORTHY, F. TH.: The Evil Eye. London 1895.
- 45. ERSKINE, J. ELPHINSTONE: Journ. of a Cruise among the Islands of the Western Pacific in H. M. S. Havannah. London 1853.
- 46. ETHERIDGE, R.: The Spear-Becket, or „Doigtier“ of New Caledonia, the New Hebrides and other Pacific Islands. Sydney 1899 (Sep.).
- 47. FOLEY, M.: À propos du Pot-au-feu des Néo-Calédoniens et des rares sorcières qui, seules, savent le fabriquer. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, (3), 2, 1879.
- 48. — Sur les habitations et les mœurs des Néo-Calédoniens. Ibid.
- 49. — Sur les usages des ceintures de famine à la Nouvelle-Calédonie. Ibid.
- 50. — Quelques détails et réflexions sur le costume et les mœurs de la coquette néo-calédonienne. Ibid.
- 51. FORSTER, G.: Joh. Reinhold Forsters Reise um die Welt während den Jahren 1772 bis 1775. Bd. 3, Berlin 1784.
- 52. FOY, W.: Zur Verbreitung der Nasenflöte. Ethnologica, 1, 1909.
- 53. — Australische Flachkeulen und Verwandte. Ibid.
- 54. — Eine alte Verzierungsart. Ibid.
- 55. — Australien 1903/1904. Arch. f. Religionswissenschaft, 8, 1906.
- 56. — Melanesien, 1903/1904. Ibid., 10, 1907.
- 57. — Zur Geschichte der Muschelgeldschnüre in der Südsee. Ethnologica, 2, Heft 1, 1913.
- 58. — Fadenstern und Fadenkreuz. Ibid.
- 59. — Baumstumpfsymbole und Zeremonialplattformen in Ozeanien. Ibid.
- 60. FRAZER, J. G.: On certain Burial customs as illustrative of the Primitive Theory of the Soul. Journ. Anthropol. Institute of Great Britain and Ireland, 15, 1886.
- 61. GARNIER, J.: Coup d'oeil sur la Géologie de la Nouvelle-Calédonie dans la traversée de Port-de-France à Kanala. Nouv. Annales des Voyages, Paris, 4, 1865.
- 62. — La Nouvelle-Calédonie. Paris 1871.
- 63. GASSIES: Sur une Hache trouvée en Nouvelle-Calédonie. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, (2), 9, 1874.
- 64. GIGLIOLI, E. H.: Le Età della Pietra nell' Australasia e specialmente alla Nuova Zelanda. Arch. d'Antropologia e d'Etnologia, 24, 1894.
- 65. — L'Età della Pietra nella Nuova Caledonia. Studie e Ricerche di G. Glaumont. Ibid., 26, 1896.
- 66. — Materiali per lo studio della „Età della Pietra“ dai tempi preistorici all' Epoca Attuale. Supplemento al vol. 30 del Arch. per l'Antropologia e l'Etnologia, 1901.
- 67. GILL, W. WYATT: Childbirth Customs in the Loyalty Islands, as related by a Mangaian Female Teacher. The Journ. of the Anthropol. Institute of Great Britain and Ireland, 19, 1890.
- 68. GIRIEUD, J. et H. HERRENSCHMIDT: La Nouvelle-Calédonie, suivi d'un aperçu sur les Nouvelles-Hébrides, les Iles Santa-Cruz et les Swallow. Rouen 1898.
- 69. GLAUMONT, G.: Ethnogénie des Insulaires de Kunié (île des Pins). Rev. d'Ethnographie, Paris, 6, 1887.
- 70. — Usages, Mœurs et Coutumes des Néo-Calédoniens. Ibid., 6, 1888.
- 71. — Fouilles à Bourail. Ibid., 8, 1889.
- 72. — De l'Art du Potier de Terre chez les Néo-Calédoniens. L'Anthropologie, 6, 1895.
- 73. — La Culture de l'Ignome et du Taro en Nouvelle-Calédonie. Ibid., 8, 1897.
- 74. GRÄBNER, F.: Kulturkreise und Kulturschichten in Ozeanien. Zeitschr. f. Ethnologie, 37, 1905.
- 75. — Zur australischen Religionsgeschichte. Globus, 96, 1909.
- 76. — Die melanesische Bogenkultur und ihre Verwandten. Anthropos, 4, 1909.
- 77. — Völkerkunde der Santa-Cruz-Inseln. Ethnologica, 1, 1909.
- 78. — Das Weltbild der Primitiven. Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen. München 1924.
- 79. GROSSE, E.: Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft. Freiburg i. Br. und Leipzig 1896.
- 80. HADDON, A. C.: An anomalous Form of Outrigger Attachment in Torres Straits and its Distribution, Man, 18, 1918.
- 81. — Racial and Cultural Distribution in New Guinea. Lecture to the Geographical Association. London 1921.

- 82. HADFIELD, E.: Among the Natives of the Loyalty Group. London 1920.
- 83. HAHN, ED.: Über künstliche Bewässerung usw. Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde, Berlin 1906.
- 84. — Die primitive Landwirtschaft. Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 9, 1906.
- 85. — Die Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit. Heidelberg 1908.
- 86. — Die neue Karte der Wirtschaftsformen. Sitzungsberichte der anthropol. Ges. in Wien, 1926—1927.
- 87. HAUG, M.: Brahma und die Brahmanen. Vortrag. München 1871.
- 88. Histoire Authentique de l'Insurrection des Indigènes de la Nouvelle-Calédonie en 1878. Nouméa 1909.
- 89. HÖRNES, M.: Natur- und Urgeschichte des Menschen. Wien u. Leipzig 1909.
- 90. — Die ältesten Formen der menschlichen Behausung. Scientia, 10, 1911.
- 91. JOUAN, H.: Notice sur les Iles Loyalty. Rev. Maritime et Coloniale, Paris, 1, 1861.
- 92. — Recherches sur l'origine et la provenance de certains végétaux phanérogames, observés dans les îles du Grand Océan. Mém. de la Soc. Imp. des Sciences Naturelles de Cherbourg, 11, 1865.
- 93. JUKES, J. BEETE: Narrative of the Surveying Voyage of H. M. S. Fly, during the years 1842—1846. London 1847.
- 94. KARSCH-HAACK, F.: Das gleichgeschlechtliche Leben der Naturvölker. München 1911.
- 95. KNABENHANS, A.: Die Erziehung bei den Naturvölkern. Mitteilungen d. geograph.-ethnograph. Ges. Zürich, 19, 1918—1919.
- 96. KRUIJT, ALB. C.: Het Animisme in den Indischen Archipel. s'Gravenhage 1906.
- 97. LABILLARDIÈRE: Relation du voyage à la Recherche de La Pérouse, fait pendant les années 1791, 1792 et pendant la 1. et 2. année de la République Française. Tome 2, Paris, an VIII de la Rép. Française.
- 98. LA HITTE et TEN KATE: Annales del Museo de La Plata. Antropologia, II.
- 99. LAMBERT LE PÈRE: Moeurs et Superstitions des Néo-Calédoniens. Nouméa 1900.
- 100. LEENHARDT, M.: Percuteurs et Haches de Nouvelle-Calédonie. Bull. et Mém. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, (5), 10, 1909.
- 101. — Note sur quelques Pierres-Figures, rapportées de Nouvelle-Calédonie. Rev. de l'École d'Anthropologie de Paris, 19, 1909.
- 102. — Note sur la Fabrication des Marmites canaques en Nouvelle-Calédonie. Bull. et Mém. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, (5), 10, 1909.
- 103. — La Grande Terre, Mission de Nouvelle-Calédonie. Paris 1909.
- 104. — La Monnaie Néo-Calédonienne. Rev. d'Ethnographie et des Traditions populaires, Extrait sans date.
- 105. — La fête du Pilou en Nouvelle-Calédonie. L'Anthropologie, 32, 1922.
- 106. — Le Catéchumène Canaque. Les Cahiers Missionnaires, Nr. 1. Paris 1922.
- 107. — La Société indigène en Nouvelle-Calédonie. L'Océanie Française, Mars, 1924.
- 108. LEGRAND, M. A.: Au Pays des Canaques. La Nouvelle-Calédonie et ses Habitants en 1890. Paris 1893.
- 109. LEHMANN, E.: Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker, in P. Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart, Teil 1, Abt. III, 1, Die Religionen des Orients. Leipzig-Berlin 1913.
- 110. LEMIRE, CH.: Voyage à Pied en Nouvelle-Calédonie. Paris 1884.
- 111. LENNIER, G.: Description de la Collection Ethnographique Océanienne. Muséum d'Histoire Naturelle et d'Ethnographie du Havre. Havre 1896.
- 112. LESSON, A.: Note sur le sens du mot Canack. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, 2, 1861.
- 113. LOPPÉ, ET.: Notes Ethnographiques. Ann. de l'Association des Naturalistes de Levallois-Perret, 1909 à 1910.
- 114. LORTSCH, A.: Neu-Caledonien. Globus, 44, 1883.
- 115. LUQUET, G. H.: L'Art Néo-Calédonien, Documents recueillis par Marius Archambault, Travaux et Mémoires de l'Institut d'Ethnologie, Paris, 2, 1926.
- 116. MARTIN, J.: Deux crânes de Néo-Calédoniens, dont un trépané sur le front. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, (3), 2, 1879.
- 117. MARTIN, R.: Über Skelettkult und verwandte Vorstellungen. Mitteilungen d. geograph.-ethnograph. Ges. Zürich, 20, 1919/1920.
- 118. DE MARZAN, P. J.: Le Culte des Morts aux Fiji, Grande île-Intérieure. Anthropos, 4, 1909.
- 119. M' FARLANE, S.: The Story of the Lifu Mission. London 1873.
- 120. MONCELON, L.: Présentation d'un Canaque Néo-Calédonien. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, (3), 8, 1885.
- 121. — Métis de Français et Néo-Calédoniens. Ibid., (3), 9, 1886.
- 122. — Réponse alinéa par alinéa, pour les Néo-Calédoniens au Questionnaire de Sociologie et d'Ethnographie de la Soc. Ibid., (3), 9, 1886.
- 123. MONTROUZIER, X.: Nouvelle Calédonie. Rev. Algérienne et Coloniale, Paris, 2, 1860.
- 124. — Sur la Nouvelle Calédonie. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, (2), 5, 1870.
- 125. DE MORTILLET: Les inscriptions scripturaires des îles calédoniennes. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, (6), 10, 1919.
- 126. MURRAY, A. W.: Missions of Western Polynesia. London 1863.

127. NIEUWENHUIS, A. W.: Quer durch Borneo. 2 Bde. Leiden 1904 u. 1907.
128. — Die Anfänge der Medizin unter den niedrigst entwickelten Völkern und ihre psychologische Bedeutung. Janus, 28, 1924.
129. OLDENBERG, H.: Die indische Religion. In: Die Religionen des Orients. Die Kultur der Gegenwart, herausgegeben von P. Hinneberg. 2. Aufl., 1913.
130. OLLIVIER-BEAUREGARD: Sur le mot Canaque. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, (3), 9, 1886.
131. OPIGEZ, O.: Aperçu Général sur la Nouvelle-Calédonie. Bull. de la Soc. de Géographie de Paris, (7), 7, 1886.
132. PATOUILLET, J.: Trois ans en Nouvelle-Calédonie. Paris 1873.
133. PIONNIER, R. P.: Une Page de l'Histoire des temps héroïques de la Mission de Calédonie. Lyon et Paris 1911.
134. PIROUTET, M.: En Nouvelle Calédonie. Lettre à M. Boule. L'Anthropologie, 20, 1909.
135. RAY, W. SIDNEY: The People and Language of Lifu, Loyalty Islands. Journ. of the Anthropol. Institute of Great Britain and Ireland, 47, 1917.
136. RIETMANN, O.: Wanderungen in Australien und Polynesien. St. Gallen 1868.
137. RIVERS, W. H. R.: The History of Melanesian Society. Cambridge, Vol. 1 and 2, 1914.
138. — Psychology and Ethnology. London 1926.
139. RIVIÈRE, H.: Souvenirs de la Nouvelle-Calédonie. Paris 1880.
140. DE ROCHAS, V.: Anthropologie de la Nouvelle-Calédonie. Rev. Algérienne et Coloniale, Paris, 1, 1859.
141. — Sur les Néo-Calédoniens. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, 1, 1860.
142. — Iles Loyalty. Bull. de la Soc. de Géographie de Paris, (4), 20, 1860.
143. — Objets offerts à la Société. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, 2, 1861.
144. — Sur les maladies des Néo-Calédoniens. Ibid., 2, 1861.
145. — La Nouvelle-Calédonie et ses habitants. Paris 1862.
146. SARASIN, F.: Streiflichter aus der Ergologie der Neu-Caledonier und Loyalty-Insulaner auf die europäische Prähistorie. Verhandl. d. Naturforsch.-Ges. in Basel, 28, 2. Teil, 1916.
147. — Neu-Caledonien und die Loyalty-Inseln. Reiseerinnerungen eines Naturforschers. Basel 1917.
- 147a. — La Nouvelle-Calédonie et les Iles Loyalty. Souvenirs de voyage d'un Naturaliste. Bâle et Paris 1917.
148. — Anthropologie der Neu-Caledonier und Loyalty-Insulaner, mit Atlas von 64 Tafeln. Nova Caledonia, Berlin 1916—1922.
149. — Über die Tiergeschichte der Länder des südwestlichen Pazifischen Ozeans auf Grund von Forschungen in Neu-Caledonien und auf den Loyalty-Inseln. Nova Caledonia, Zoologie, Bd. 4, 1925.
150. SARASIN, P.: Helios und Keraunos oder Gott und Geist. Innsbruck 1924.
151. SARASIN, P. und F.: Die Steinzeit auf Ceylon. Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon. Wiesbaden, 4, 1908.
152. SAVÈS, T.: Notes d'Archéologie et d'Ethnographie Néo-Calédoniennes. L'Anthropologie, 13, 1902.
153. SCHMIDT, P. W.: Die sprachlichen Verhältnisse Ozeaniens (Melanesiens, Polynesiens, Mikronesiens und Indonesiens) in ihrer Bedeutung für die Ethnologie. Mitteilungen d. anthropolog. Ges. in Wien, 29, 1899.
154. — Über das Verhältnis der melanesischen Sprachen zu den polynesischen und unter einander. Sitzungsberichte d. philos.-histor. Klasse d. k. Akad. d. Wiss., Wien, 141. 1899.
155. — Grundlinien einer Vergleichung der Religionen und Mythologien der austronesischen Völker. Denkschriften d. k. Akad. d. Wiss., philos.-histor. Klasse, Wien, 53, 1910.
156. — Die kulturhistorische Methode in der Ethnologie. Anthropos, 6, 1911.
157. — Das ethnologische Alter von Pfeil und Bogen. Zeitschr. f. Ethnologie, 57, 1925.
158. SCHNEIDER, O., Muschelgeld-Studien. Nach dem hinterlassenen Manuskript bearbeitet von Carl Ribbe. Dresden 1905.
159. SCHREINER, A.: La Nouvelle-Calédonie, depuis sa découverte (1774) jusqu'à nos jours. Paris 1882.
160. SCHWARZ, R.: Veränderungen im Kiefergelenk der Neu-Caledonier und Loyalty-Insulaner. Schweiz. Monatsschrift f. Zahnheilkunde, 32, 1922.
161. SNELLEMAN, J. F.: Potten en Pottenbakkerij. Encyclopaedie van Nederland. Oost-Indië, 2. druk, 3, 1919.
162. SOULINGEAS, M. J.: Notice sur les Casse-Têtes en Bois de l'Archipel Néo-Calédonien. Association Française pour l'Avancement des Sciences, (sans date).
163. SPEISER, F.: Völkerkundliches von den Santa-Cruz-Inseln. Ethnologica, 2, Heft 2, 1916.
164. — Kultur-Komplexe in den Neuen-Hebriden, Neu-Caledonien und den Sta. Cruz-Inseln. Arch. Suisses d'Anthropologie générale, a) 3, 1919; b) 4, 1920—1921.
165. — Ethnographische Materialien aus den Neuen-Hebriden und den Banks-Inseln. Berlin 1923.
166. STREHLow, C.: Die Aranda- und Loritja-Stämme in Zentral-Australien. I. Teil. Veröffentlichungen aus dem Städtischen Völker-Museum Frankfurt a. M. 1907.
167. TURNER, G.: Nineteen Jears in Polynesia. London 1861.
168. VATTER, E.: Religiöse Plastik der Naturvölker. Frankfurt a. M. 1926.

- 169. DE VAUX, L.: Les Canaques de la Nouvelle-Calédonie. Rev. d'Ethnographie, Paris, 2, 1883.
- 170. VERMAST, A.: Chez les Canaques de la Nouvelle-Calédonie. Gand (sans date).
- 171. VIEILLARD et DEPLANCHE: Essais sur la Nouvelle-Calédonie. Rev. Maritime et Coloniale, Paris, 6, 1862; a) 7, 1863.
- 172. VINCENT, J. B. M.: Les Canaques de la Nouvelle-Calédonie. Esquisse Ethnographique. Paris 1895.
- 173. VISCHER, A.: Über eine sehr häufige Veränderung des Kiefergelenks bei Schädeln aus Neu-Caledonien und den Loyalty-Inseln. Schweiz. med. Wochenschrift, 1921, Nr. 30.
- 174. WEBSTER, HUTTON: Totem Clans and secret Associations in Australia and Melanesia. Journ. of the Anthropol. Institute of Great Britain and Ireland, 41, 1911.
- 175. WILLEY, A.: Contribution to the Natural History of the Pearly Nautilus, Zoological Results based on Material from New Britain, New Guinea, Loyalty Islands and Elsewhere, Part 6, Cambridge 1902.
- 176a. WIRZ, P.: Die Marind-Anim von Holländisch Süd-Neu-Guinea. Bd. 1, Teil 1. Hamburgische Universität. Abhandlungen a. d. Gebiet d. Auslandskunde. Bd. 10, Reihe B, Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen. Bd. 6.
- 176b. — Teil 2, 1922.
- 177a. — Bd. 2, Teil 3. Ibid., Bd. 16, Reihe B, 9, 1925.
- 177b. — Teil 4.
- 178. — Anthropologische und ethnologische Ergebnisse der Zentral-Neu-Guinea-Expedition 1921—1922. Nova Guinea, Résultats des Expéditions Scientifiques à la Nouvelle Guinée, 16, Ethnographie. Livr 1, Leide 1924.
- 179. WÖLFEL, D. J.: Die kulturelle Stellung der Trepanation. Sitzungsberichte d. anthropol. Ges. in Wien, 1926—1927.

Nachträge.

- 180. GARNIER, J.: Océanie, les Iles des Pins, Loyalty et Tahiti. 2. édit., Paris 1875.
- 181. WILLIAMS, F. E.: A Binandale Drill, Man, 28, 1928.
- 182. UMLAUFF-Museum: Die neu-caledonische Sammlung. Katalog, Nr. 107. Hamburg 1898.
- 183. WÖLFEL, D. J.: Die Trepanation. Anthropos, 20, 1925.
- 184. ELLA, SAM.: Native Medicine and Surgery in the South Sea Islands. Medical Times and Gazette. London 1874.
- 185. PARKINSON, R.: Dreißig Jahre in der Südsee. Stuttgart 1907.
- 186. BARTELS, M.: Die Medizin der Naturvölker. Leipzig 1893.
- 187. EICHORN, A.: Neuhebridische Spinnwebmasken mit Rudimenten eines Wangenschmuckes und dessen Verbreitung in Melanesien. Bäßler-Archiv, 5, 1916.
- 188. CREAGH, S. M.: Notes on the Loyalty Islands. Report of the fourth Meeting of the Australasian Association for the Advancement of Science, held at Hobart, Tasmania, in Jan. 1892.
- 189. GRÄBNER, F.: Kopfbänke. Ethnologica, 3, Leipzig 1927.
- 190. MEYNEN, E.: Die Verbreitung des Holzmörser, eine vergleichende Studie. Ibid.
- 191. LIPS, J.: Fallensysteme der Naturvölker. Ibid.
- 192. ATKINSON, J. J.: The Natives of New Caledonia (by A. Lang), Folklore, 14, 1903.
- 193. C(OLOMB), A.: La Tribu de Wagap, ses moeurs et sa langue d'après les Notes d'un Missionnaire mariste, coordonnées par le P. A. C. Publication de l'Oeuvre de Saint-Jérôme, Paris 1890.
- 194. HOCART, A. M.: Spirit Animals, Man, 15, Nr. 86, 1915.
- 195. GIGLIOLI, E. H.: La Collezione Etnografica del Prof. Enrico Hillyer Giglioli, Part. 1, Australasia, Città di Castello, 1911.
- 196. WIRZ, P.: Der Totenkult auf Bali. Stuttgart 1928.
- 197. CAPITAN, L.: Les Pierres à Cupule. Rev. de l'École d'Anthropologie de Paris, 11, 1901.
- 198. SARTORI, P.: Die Totenmünze. Arch. f. Religionswissenschaft, 2, 1899.
- 199. HAMBRUCH, P.: Wuvulu und Aua. Mitteilungen a. d. Museum f. Völkerkunde, II, 1, a. d. 4. Beiheft zum Jahrbch. der Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten, 25, 1907. Hamburg 1908.
- 200. KRAUSE, F.: Schleudervorrichtungen für Wurfaffen. Internat. Arch. f. Ethnographie, 15, 1902.
- 201. SCHELLONG, O.: Über die Herstellung einiger Ethnographica der Gegend Finschhafens. Ibid., 1, 1888.
- 202. SCHMELTZ, J. D. E.: Steinerner Schläger für Tapabereitung von Ost-Neu-Guinea. Ibid., 1, 1888.
- 203. CLEMENT, E.: Ethnographical Notes on the Western-Australian Aborigines. Ibid., 16, 1904.
- 204. GRÄBNER, F.: Der Erdfen in der Südsee. Anthropos, 8, 1913.
- 205. SCHMIDT, W. und W. KOPPERS: Völker und Kulturen. Erster Teil: Gesellschaft und Wirtschaft der Völker. Der Mensch aller Zeiten, 3, Regensburg 1924.
- 206. THILENIUS, G.: Primitives Geld. Arch. f. Anthropologie. Neue Folge, 18, 1920.
- 207. NAUMANN, H.: Primitive Gemeinschaftskultur. Beiträge zur Volkskunde und Mythologie. Jena 1921.
- 208. DIXON, R. B.: The Building of Cultures. New York-London 1928.

- 209. HUMPHREYS, C. B.: The Southern New Hebrides. An Ethnological Record. Cambridge 1926.
- 210. GRÄBNER, F.: Ethnologie in: Die Kultur der Gegenwart. 3. Teil, 5. Abt. Anthropologie. Leipzig u. Berlin 1923.
- 211. NIEUWENHUIS, A. W.: Die Ansichten der primitiven Völker über das Geschlechtsleben des Menschen. Internat. Arch. f. Ethnographie, 28, 1928.
- 212. GRAY, W.: Some Notes on the Tannese. Ibid., 7, 1894.
- 213. MÜLLER, J.: Das sexuelle Leben der Naturvölker. 2. Aufl. Leipzig 1902.
- 214. PREUSS, K. TH.: Die geistige Kultur der Naturvölker. Aus Natur- und Geisteswelt. Leipzig 1914.
- 215. — Der Ursprung der Religion und Kunst. a) Globus, 86, 1904; b) 87, 1905.
- 216. DAWSON, R. WARREN: Mummification in Australia and in America. Journ. Roy. Anthropol. Institute of Great Britain and Ireland, 58, 1928.
- 217. PALMER, E.: Notes on some Australian Tribes. Ibid., 13, 1884.

E. FAVARD
RELIEUR
7, Rue Aufrédi, 7
LA ROCHELLE
CHARENTE-MARITIME

